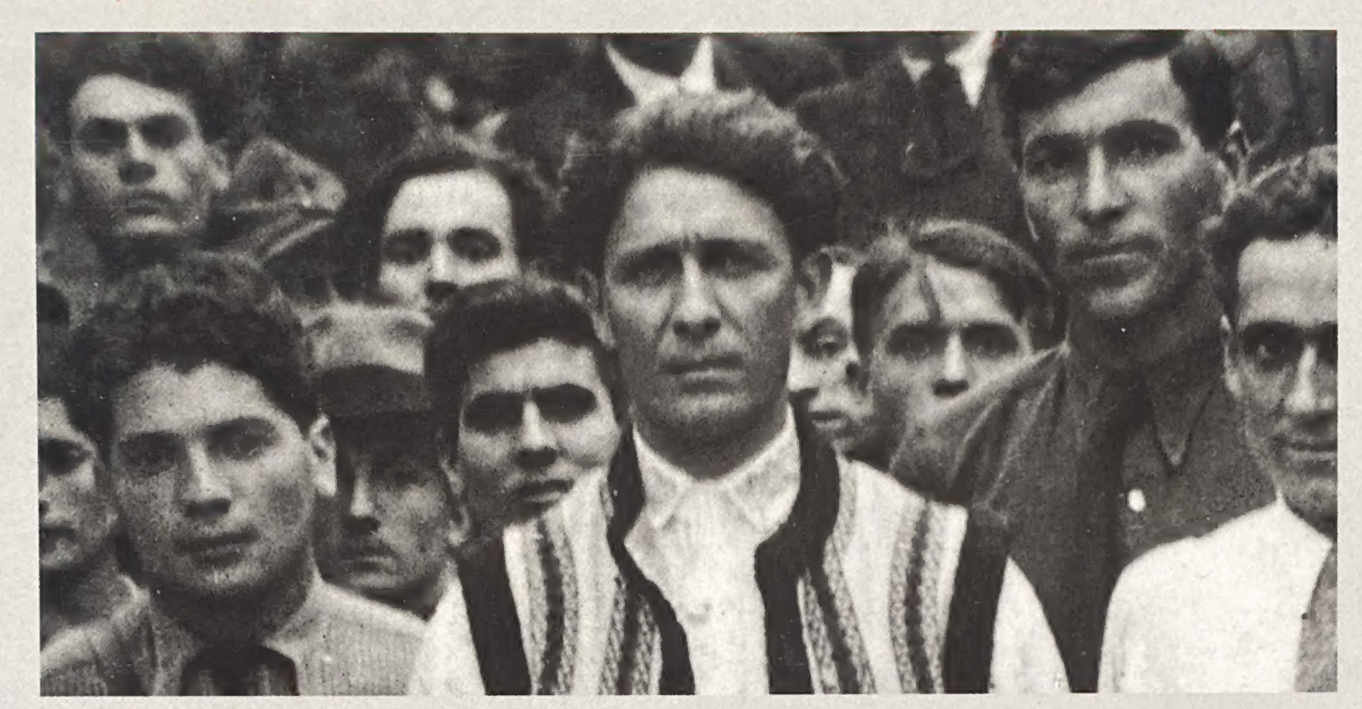
STEFAN LOGIGAN

# RUMÄNIENS



# EISERNE GARDE

## Ein Legionär erinnert sich

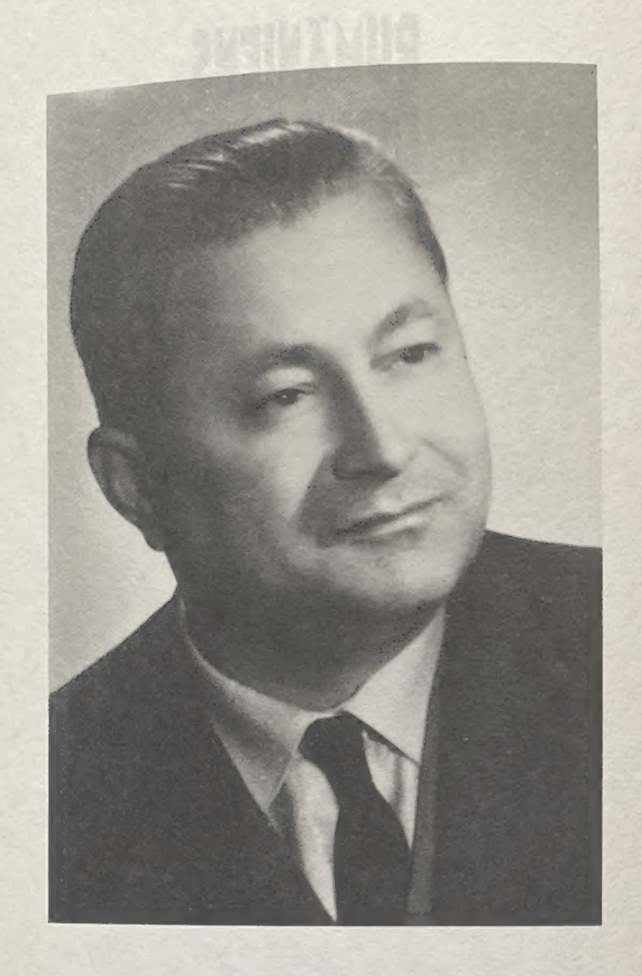
UNIVERSITAS

Was war die Eiserne Garde Rumäniens? Geheimbund, Bewegung, politische Partei? Von jedem etwas, alles zur gleichen Zeit oder der jeweiligen Lage angepaßt. Ihr Programm war der „Kampf gegen den Verlust von Moral, christlichen Grundsätzen und Ethik und gegen den Sittenverfall der modernen Gesellschaft".
Ihre Gründung fällt in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg mit ihrem Verlust alter Wertordnungen und der Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie. Im Südosten Europas werden die Karten im politischen Spiel neu gemischt. Der rückständige Vielvölkerstaat Rumänien, mit seinem reichen Ölvorkommen, liegt im Spannungsfeld zwischen der Sowjetunion im Osten und den kapitalistischen Ländern im Westen. Im Nordwesten meldet das „Dritte Reich" Ansprüche an.
Rumänien mit seinem extrem hohen Sozialgefälle, mit seinen Minderheitenproblemen und einem skandalträchtigen Königshaus ist für einen „Führer" reif, der dem Land einen Weg weist, der ihm eine neue Identität verleiht.
Der Boden für Codreanu Zelea Codreanu, den zur Mystifizierung neigenden Gründer der Eisernen Garde, ist wohl vorbereitet. Mit patriotischem Fanatismus, einer christlich-orthodoxen Ideologie und unrealistischen Zielen will er „an die heroischen Zeiten des 15.

Was war die Eiserne Garde R
mäniens? Geheimbund, Bew
gung, politische Partei? Von j
dem etwas, alles zur gleiche
Zeit oder der jeweiligen Lag
angepaßt. Ihr Programm wa
der „Kampf gegen den Ver
lust von Moral, christlicher
Grundsätzen und Ethik und gegen den Sittenverfall der modernen Gesellschaft".
Ihre Gründung fällt in die Zeit nach dem Ersten Weltkrieg mit ihrem Verlust alter Wertordnungen und der Auflösung der österreichisch-ungarischen Monarchie. Im Südosten Europas werden die Karten im politischen Spiel neu gemischt. Der rückständige Vielvölkerstaat Rumänien, mit seinem reichen Ölvorkommen, liegt im Spannungsfeld zwischen der Sowjetunion im Osten und den kapitalistischen Ländern im Westen. Im Nordwesten meldet das „Dritte Reich" Ansprüche an.
Rumänien mit seinem extrem hohen Sozialgefälle, mit seinen Minderheitenproblemen und einem skandalträchtigen Königshaus ist für einen „Führer" reif, der dem Land einen Weg weist, der ihm eine neue Identität verleiht.
Der Boden für Codreanu Zelea Codreanu, den zur Mystifizierung neigenden Gründer der Eisernen Garde, ist wohl vorbereitet. Mit patriotischem Fanatismus, einer christlich-orthodoxen Ideologie und unrealistischen Zielen will er „an die heroischen Zeiten des 15.

STEFAN LOGIGAN

# RUMÄNIENS EISERNE GARDE



STEFAN LOGIGAN

# RUMÄNIENS EISERNE GARDE

## Ein Legionär erinnert sich

UNIVERSITAS

Zum Andenken an meine 1949 verstorbene Frau

Liesl

Sie schenkte mir nicht nur ihre große Liebe.
Sie gab mir auch die Kraft,
eine neue und schöne Heimat zu finden.

Stefan Logigan

Bildnachweis:
Archiv des Verfassers


Schutzumschlag: Atelier Bachmann, Reischach
Foto: Bilderdienst des Süddeutschen Verlages, München
Satz: Fotosatz Völkl, Puchheim
Druck: Jos. C. Huber KG, Dießen
Binden: R. Oldenbourg, München
Printed in Germany
ISBN 3-8004-1321-3

»Es lag immer eine magische Kraft in
der Fähigkeit, die Seiten in uns zu
offenbaren, die wir glauben,
verbergen müssen.«
*Platon,* »Phaidon«

# INHALTSVERZEICHNIS

# GELEITWORT

In seinen letzten Wünschen, die Stefan Logigan am 10. Juni 1994 – einen Monat vor seinem Tode am 12. Juli 1994 – niederschrieb, nahm er mir das Versprechen ab, den Druck und die Veröffentlichung seiner Aufzeichnungen zu veranlassen.

Eine Aufgabe, der ich mich gerne stellte, habe ich doch an der Niederschrift seiner Erinnerungen von Anfang an mitgearbeitet und wurde so Zeuge, wie dieses Bild erlebter südosteuropäischer Zeitgeschichte entstand.

Die Biographie des Legionärs der Eisernen Garde Stefan Logigan zeichnet ein faszinierendes Bild von den dreißiger Jahren bis zum Ende des Zweiten Weltkrieges. Sie ist das Schicksal eines jungen Menschen, der seinen Idealen zu folgen glaubte und in die Wirren politischer Machtkämpfe mit Intrigen, Mord, Verfolgung, Gefängnis und Konzentrationslager geriet.

Das Werk bietet eine Fülle von Informationen über die Spannungen unter den südosteuropäischen Ländern und Rußland zwischen den beiden Weltkriegen, das Zusammenleben im Vielvölkerstaat Rumänien und dessen verhängnisvolle Allianz mit Großdeutschland. Ich wünsche dem Werk die Anerkennung und Verbreitung, die es verdient.

Elfriede Schinkele
Wolkersdorf im Weinviertel, Sommer 1995

# VORWORT

»Die geographische Lage Rumäniens auf der Interessenkreuzung der Großmächte hat immer tragisch das Schicksal der Rumänen bestimmt.«

*Nicolae Iorga,* rumänischer Historiker (1871–1940)

Das Land zwischen Theiß, Dnjestr, Donau und Schwarzem Meer mit dem Gebirgskranz der hohen Karpaten war im Altertum von thrakischen Völkern, hauptsächlich von Dakern, bewohnt. Etwa 100 Jahre nach Christi Geburt wurde das Gebiet nach heftigen Kriegen von den Römern unter Kaiser Trajanus erobert und als römische Provinz »Dacia« romanisiert.

Im Jahre 275 n. Chr. mußten die Römer infolge starker Angriffe von Norden und Osten während der Zeit der Völkerwanderung ihre Verwaltung und Militärmacht bis südlich der Donau abziehen und das Land aufgeben. Zurück blieb die bodenständige romanisierte Bevölkerung, die trotz aller späteren germanischen, slawischen und ungarischen Einflüsse ihre aus dem Latein abgeleitete Sprache, ihre Volksmusik, ihre Sitten und Gebräuche bis heute behielt. Das Christentum in Rumänien begann, wie die archäologischen Funde beweisen, mit der römischen Herrschaft, während Bulgaren, Ungarn und Russen erst Hunderte Jahre später bekehrt wurden. Wegen ständiger Invasionen von Osten und Norden konnten die rumänischen Fürstentümer als Staatsgebilde erst im 14. Jahrhundert entstehen. Sie führten oft auch untereinander Kriege und kamen bald unter die Herrschaft der Könige von Polen oder Ungarn und später unter die türkische Knechtschaft, die mit wenigen Unterbrechungen bis ins 19. Jahrhundert dauerte.

Hunderte Jahre ständiger Kriege gegen fremde Herrschaften, besonders gegen die Türken, führten immer wieder zu Verwüstungen und zur Dezimierung der Bevölkerung und machten es unmöglich, eine kontinuierliche Kultur zu entwickeln. Teilweise wurden diese Zustände durch Fremdmächte aus dem Westen oder Osten angezettelt (Ungarn, Österreich, Polen und Rußland) und unterstützt, um die türkische Macht zu schwächen.

Mehr als 200 Jahre hindurch spielten sich ständig Kriege auf rumänischem Boden zwischen Österreich, der Türkei und Rußland ab, und die Rumänen waren die Leidtragenden. Erst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts erreichten die Rumänen durch die Vereinigung der beiden rumänischen Fürstentümer in einem einheitlichen Staat ihre Unabhängigkeit gegenüber den Türken.

Der Traum einer Vereinigung aller Rumänen zu einem Staat konnte erst nach dem Ersten Weltkrieg erfüllt werden, durch den Zerfall der österreichisch-ungarischen Monarchie und nach dem Zusammenbruch des zaristischen Rußland. Das Königreich Rumänien, das seit August 1916 an der Seite der Alliierten Krieg geführt und erhebliche Verluste erlitten hatte, konnte durch die Verträge von Versailles 1919 und Trianon 1920 sein Staatsgebiet mehr als verdoppeln (294 000 Quadratkilometer) und die Bevölkerung von acht auf 18 Millionen vergrößern. Die Angliederung der meist von Rumänen bewohnten Provinzen Siebenbürgen, Banat und Bukowina aus der habsburgischen Monarchie wurde von allen westlichen Alliierten und von Rußland anerkannt.

Die östliche Provinz Bessarabien, die 1812 von Rußland mit Gewalt annektiert wurde, kam durch den Zusammenbruch des Zarenreiches infolge der Revolution von 1917 mit Zustimmung der Bevölkerung an das Königreich Rumänien. Bessarabien wurde von rumänischen Truppen im Jahre 1918 vor der formellen Anerkennung durch Großbritannien, Frankreich und Italien annektiert. Dies führte zum Protest und zum Abbruch der diplomatischen Beziehungen seitens der Sowjetunion, welche wie die Vereinigten Staaten und Japan diese Annexion nie anerkannte.

Bis zum Ersten Weltkrieg war Rumänien ein ziemlich homogenes und einheitliches Staatsgebilde, was Sprache, Religion, Kultur, Verwaltung usw. betrifft. Die Vereinigung aller Rumänen in einem Staat stellte die Regierung jedoch vor zahlreiche innen- und außenpolitische Probleme, die schwierig zu bewältigen waren. Etwa ein Viertel der Gesamtbevölkerung bestand aus Ungarn, Deutschen, Juden, Ukrainern und Bulgaren, welche nicht nur die bisherige Einheitlichkeit des Sprachraumes beeinflußten, sondern auch anderen Religionen und anderen Kulturkreisen angehörten. Zwischen der Verwaltungsstruktur Altrumäniens und den eingegliederten Provinzen bestanden große Unterschiede, die nicht einfach zu überbrücken waren. Während die Staatsbeamten in Siebenbürgen und in der Bukowina in Österreich im mitteleuropäischen Geist erzogen waren, übten die Beamten in Altrumänien ihre Funktion nach balkanisch-orientalischer Art aus. Es kam bald zu Unzufriedenheiten, Spannungen und Feindseligkeiten, besonders mit den Ungarn. Das Ziel, eine Verschmelzung des Altreiches mit den Menschen der neu gewonnenen Gebiete vorzunehmen, deren Kultur sich auf einem höheren Niveau befand, konnte nicht erreicht werden; diese sozialen und kulturellen Unterschiede bestehen heute noch.



Nach dem Ersten Weltkrieg war es das außenpolitische Hauptziel Rumäniens, die Erhaltung der neu angegliederten Provinzen zu sichern. Die nach 1918 amputierten Staaten, wie Ungarn, Bulgarien und die Sowjetunion, äußerten in den Nachkriegsjahren ständig ihre Gebietsansprüche gegen Rumänien und warteten auf eine günstige Zeit. Diese Zeit kam mit dem Wiederaufstieg Deutschlands nach 1933 und mit dem Hitler-Stalin-Pakt am 23. August 1939. Am 28. Juni 1940 wurden Bessarabien und die Nordbukowina mit Zustimmung Hitlers nach einem 48stündigen Ultimatum von der Sowjetunion besetzt. Durch den Wiener Schiedsspruch vom 30. August 1940 verlor Rumänien fast die Hälfte von Siebenbürgen und nach dem Vertrag von Craiova vom 7. September 1940 auch die südliche Dobrudscha an Bulgarien.

Insgesamt betrugen diese territorialen Verluste Rumäniens mehr als ein Drittel der Landfläche mit fast sieben Millionen Einwohnern (davon die Hälfte Rumänen). Während des Krieges gegen die Sowjetunion, Ende 1941, stellte Hitler Rumänien eine wohlwollende Revision des Wiener Schiedsspruches in Aussicht, wenn mehr rumänische Truppen an der Ostfront eingesetzt werden würden. Nach dem Waffenstillstand vom August 1944 wurde Rumänien von den sowjetischen Truppen besetzt und zum Frontwechsel gezwungen. Man versuchte durch Truppeneinsatz in Ungarn und in der Slowakei – unter hohen Menschenverlusten – bessere Bedingungen für den Friedensvertrag von Paris (10. Februar 1947) zu erreichen. Rumänien erhielt nur die verlorenen Gebiete Siebenbürgens zurück, während die südliche Dobrudscha bei Bulgarien und die Nordbukowina sowie Bessarabien bei der Sowjetunion verblieben. Mit Hilfe der sowjetischen Truppen gewann die kommunistische Partei die Oberhand; die politischen Parteien der Vergangenheit wurden verboten, König Michael dankte ab. Rumänien wurde ein Satel-

lit der Sowjetunion, ohne irgendeinen Hoffnungsschimmer hinsichtlich einer Änderung in der Zukunft. Ähnlich wie andere Länder Osteuropas, wie Ungarn, die Tschechoslowakei, Polen, Bulgarien, Jugoslawien und die Baltischen Staaten, ist Rumänien von den westlichen Alliierten in den Verträgen von Teheran (1943) und Jalta (1944) an die Sowjetunion »verraten und verkauft« worden.

Vor dem Hintergrund dieser historischen Entwicklung müssen die Zusammenhänge, wie der Zerfall der alten politischen Parteien, die Entstehung der Eisernen Garde in Rumänien, der Krieg gegen die Sowjetunion und die Tragik nach dem Zusammenbruch, im Rahmen der politischen Situation verstanden werden.

Der Wunsch, meine Erinnerungen und Geständnisse niederzuschreiben, ist mehr als zwei Jahrzehnte alt. Obwohl ich seit langem im Ruhestand bin, kam ich bisher einfach nicht dazu; aber nicht aus Zeitmangel, sondern aus anderen Gründen, wobei die ungünstige seelische Verfassung die Hauptrolle spielte. Bereits vor vielen Jahren – während eines Winteraufenthaltes auf Mallorca – begann ich zu schreiben, mußte aber bald aufgeben; trotz des dortigen milden Klimas fühlte ich mich nicht wohl. Wirkliche und eingebildete Krankheiten zehrten damals und zehren auch jetzt ständig an meiner Schaffensenergie, erwecken aber zugleich in mir den Willen, das Begonnene zu beenden.

Ich verfüge noch über ein relativ gutes Gedächtnis und genügend Urteilsvermögen und fand auch ausreichendes Dokumentationsmaterial, um mein Vorhaben zu verwirklichen und hoffentlich auch abzuschließen. Doch stehen mir unter anderem insbesondere zwei Hindernisse im Wege, und zwar: meine Zweifel, ob ich immer imstande sein werde, ganz ehrlich zu sein und schonungslos und ohne Rücksicht auf irgendwelche Folgen die Wahrheit zu bekennen.

Aber was ist Wahrheit? Ist es nur das, was ich glaube, als wahrhaftig zu erkennen, oder wovon ich überzeugt bin, daß es den Tatsachen entspricht? Wieweit beeinflußt die subjektive und emotionsbehaftete Eigenbeurteilung die Darstellung der Wahrheit? Es müssen nicht immer nur politische und wirtschaftliche Interessen sein, welche die Geschichte verfälschen. Die Wahrheitsfindung aus den geschichtlichen Ereignissen früherer Zeiten ist oft durch mangelnde Dokumentation erschwert. Über die Ereignisse der gestrigen und heutigen Zeit ist jede Darstellung infolge der unausweichlichen Emotionen problematisch. Deswegen bitte ich den Leser um Nachsicht.



Nach einer kurzen Beschreibung meiner Kindheit, die zum Verständnis meiner Jugendfehler notwendig ist, schildere ich ausführlich mein Leben während der Jahre 1933 bis 1945. Diese Jahre bilden den Hauptteil meiner hier dargestellten Erinnerungen und waren für mich äußerst spannend und irrational, schön und häßlich zugleich, bewundernswert hinsichtlich menschlicher Leistungen, aber mit Unvernunft behaftet. Obwohl mein Verhalten zeitweise von groben Fehlern gekennzeichnet war, kann ich meine damalige Einstellung, die ausschlaggebend für mein Schicksal wurde, nur bedingt bereuen.

Die Zeit von 1933 bis 1945 fällt nur zufälligerweise mit der Herrschaft des Nationalsozialismus in Deutschland zusammen. Ich war weder Nazi noch Faschist im Sinne der heutigen Auffassung. Von 1933 bis Ende 1940 war ich Mitglied der Eisernen Garde. Diese Eiserne Garde war eine rechtsorientierte politische Bewegung (entstanden 1927) mit einer nationalen, christlichen und spezifisch rumänischen Ideologie, die aber auch unrealistische Ziele verfolgte und oft unkonventionelle Wege ging. Fanatismus, Intoleranz und Unvernunft mußten zwangsläufig zu Radikalismus führen. Die Einstellung war teilweise judenfeindlich, aber nicht antisemitisch, da ihre Motivation weder rassisch noch kulturell, sondern religiös und teilweise wirtschaftlich bedingt war. Weder Hitlers Deutschland noch Mussolinis Italien hatten Interesse, die Eiserne Garde zu unterstützen oder deren Kooperation zu suchen, obwohl viele Deutsche und Italiener Verständnis und Sympathie für diese rumänische nationale Bewegung zeigten. Im Grunde genommen war die Eiserne Garde, deren Mitglieder sich Legionäre nannten, streng autoritär, aber nicht totalitär, und ihr Verhalten war wenigstens zu Codreanus Zeit sehr korrekt und diszipliniert. Sie aktivierte die bereits vorhandene antikommunistische Einstellung der Rumänen, erweckte unglaublich hohe Opferbereitschaft, brachte aber in der Folge auch viel Taktik mit sich. Die Rolle der Legionärsbewegung in der Entwicklung Rumäniens der letzten 65 Jahre war nicht so bedeutungslos, wie es aus dem Sichtwinkel so mancher moderner Historiker Europas erscheint. Dennoch bin ich nicht in der Lage, diese Rolle objektiv zu beurteilen. Es soll der Zukunft überlassen sein, in einer Zeit mit abgekühlten Leidenschaften, ohne politische Einflüsse der Gegenwart und mit einer vollständigen Dokumentation ein objektives Urteil über diese Zeit zu fällen.

Obwohl ich mich weder »de facto« noch »de jure« schuldig

fühle, ist es mir ein Herzensbedürfnis, die Zeit von 1933 bis 1945, so wie ich sie erlebt habe, zu Papier zu bringen sowie alle damit verbundenen Ideale, Enttäuschungen und Fehler zu schildern und sie aus heutiger Sicht zu betrachten. In diesem Sinne ist es gleichsam ein Geständnis, das ich hier ablegen möchte. Bewußt und entschlossen gehe ich das Risiko ein, daß viele meiner Freunde und Bekannten über meine Vergangenheit nicht nur überrascht, sondern möglicherweise auch enttäuscht sein werden. Ich nehme auch in Kauf, daß einige meiner ehemaligen Kameraden von der Eisernen Garde über meine Schilderungen verärgert sein werden. Ich möchte aber unbedingt alles durchleuchten und nichts im verborgenen lassen.

Für meine in Rumänien gebliebenen Verwandten, Freunde und Bekannten haben diese »Geständnisse« wenig Sinn. Sie alle kennen die Ereignisse und die Entwicklung ausreichend. Besonders die ältere Generation hat sie selbst erlebt; ihre Bedeutung ist für sie jetzt nicht mehr wichtig. Vielleicht findet sich jemand, der mein Buch in die rumänische Sprache überträgt. Aber die Menschen in Rumänien haben heute sicherlich andere Sorgen und wichtigere Probleme zu bewältigen. Manche dort könnten meine »Memoiren« mißverstehen und als Versuch deuten, alte Wunden wieder aufzureißen; eine Auslegung, die weder meinem Wunsch noch meiner Absicht entspricht. Man soll dort die Dinge ruhen lassen, denn alles andere wäre sinnlos und friedenstörend.

Ich erfülle eine angenehme Pflicht, indem ich meinen verbindlichsten Dank den Damen und Herren ausdrücke, die mir bei der Textierung, Gestaltung und Zusammenstellung des Manuskriptes geholfen haben, und zwar: Frau Elfriede Schinkele, Frau Sieglinde Scheed, Frl. Andrea Lang und Dr. Franz Schippek. Ein besonderer Dank gebührt auch meinem Schwager Mag. Otto Herzog für die mühsame Korrektur des durchaus schwierigen und komplizierten Textes.

Ich hoffe, durch diese Veröffentlichung den deutschen Lesern die Möglichkeit zu geben, die Politik Rumäniens nach 1945 besser zu verstehen und, über die Kapitalfehler der letzten Jahrzehnte hinwegsehend, die Zusammenhänge mit gebührender Objektivität zu beurteilen.

*Stefan Logigan*



# ERSTES KAPITEL

## *Der Weg nach außen*

### *Meine Eltern*

Ich wurde 1916, mitten im Ersten Weltkrieg, geboren. Meine Mutter stammte aus einer rumänischen Offiziersfamilie von adeligem Geschlecht, aber völlig verarmt, aus Piteşti. Sie hatte drei Brüder (zwei davon waren Offiziere) und eine jüngere Schwester, ebenfalls mit einem Offizier verheiratet. Die damaligen Offiziere Rumäniens fühlten sich als Elite der Nation, genossen viele gesellschaftliche Privilegien, hielten sich fern von Politik, hatten kein Wahlrecht, waren schlecht bezahlt, aber gegenüber den anderen Mitbürgern stolz und arrogant. Sie standen, ähnlich wie alle bürgerlichen Kreise Rumäniens, unter dem Einfluß der französischen Lebensweise, ohne sich die Tiefe der französischen Kultur angeeignet zu haben. Es war nur eine oberflächliche Einwirkung, welche sich mit Elementen der griechischen, türkischen und russischen Gepflogenheiten vermengte. Obwohl das rumänische Königshaus seit 1864 aus Deutschland stammte (Hohenzollern), war der deutsche Einfluß in Kultur und Lebensweise gering. Wenn auch die Offiziere in Rumänien materiell nicht zu beneiden waren, kamen Diebstähle, Bestechungen oder Verratsfälle nur selten vor. Geschah dies doch und wurden sie entdeckt, so wartete der Betreffende nicht auf seinen Prozeß oder seine Degradierung, sondern zog selbst die Konsequenz und wählte den Freitod. Nach dem Ersten Weltkrieg änderte sich diese Situation. Der Krieg und die Verteidigungsbedürfnisse Großrumäniens[1] erforderten eine größere Streitmacht, und die Offiziere konnten nicht mehr sorgfältig ausgesucht werden. Auch infolge der allgemein falsch verstandenen Demokratie büßte das Offizierskorps an Prestige, Ansehen und Wertschätzung ein, wobei Politik und Korruption eine große Rolle zu spielen begannen.

[1] Dieser Name entstand 1919, als Siebenbürgen, der Banat, die Bukowina und Bessarabien Altrumänien einverleibt wurden. Er wurde von westlichen Zeitungen nur mit großer Ironie verwendet und war später in den 30er Jahren nicht mehr in Verwendung.

Meine Mutter wurde im strengen und ehrenhaften Offiziersgeist erzogen, der vor dem Ersten Weltkrieg in Rumänien herrschte, und wollte unbedingt, daß auch ich Offizier werde.

Mein Vater entstammte einer wohlhabenden Bauernfamilie aus dem rumänischen Dorf Stupca (heute Ciprian Porumbescu) in der Nähe von Suczawa im damaligen Herzogtum Bukowina. Nach der Matura studierte er – mit einem Kirchenstipendium – an der Kaiser-Franz-Joseph-Universität in Czernowitz[2], später in Wien und wurde dann Gymnasiallehrer für Latein und Griechisch in der Bukowina und ab 1913 im Rahmen eines Kulturaustausches in Altrumänien. Die Ehe mit meiner Mutter wurde 1914 vor Kriegsausbruch geschlossen, aber bereits 1916 nach meiner Geburt (18. Mai 1916), wieder geschieden, und ich blieb in der Obsorge meiner Mutter. Die Unterschiede in der Weltanschauung zwischen meinen Eltern gaben oft zu Diskussionen Anlaß, die wegen der unduldsamen Verwandtschaft schwer zu überbrücken waren. Mein Vater, Akademiker mit einer gesunden österreichischen Beamtenerziehung, konnte und wollte sich nicht in die Gesellschaft der stolzen, aber verarmten rumänischen Adeligen einfügen.

Mein Vater geriet 1917 in russische Gefangenschaft und konnte erst 1920 heimkehren. Inzwischen war die Bukowina rumänisch geworden, und mein Vater kam als Gymnasialprofessor nach Czernowitz. Er heiratete bald wieder und baute sich am Stadtrand ein behagliches, bürgerliches Einfamilienhaus mit einem schönen Obstgarten. Aus dieser Ehe stammen meine beiden Halbschwestern, die heute in Bukarest leben.

Nach Kriegsende[3] vermählte sich auch meine Mutter wieder –

[2] Die Universität in Czernowitz wurde 1875 als ein Kulturbollwerk der Monarchie zum Osten gegründet. Der rumänische Abgeordnete im Reichsrat zu Wien, Prof. C. Tomasciuc, war der erste Rektor, nachdem er vom Kaiser geadelt worden war (s. R. Wagner: »Alma Mater Francisca Josefina«, Festschrift zum 100. Jahrestag der Universitätseröffnung zu Czernowitz, München 1975).

[3] Der Krieg endete für Rumänien nicht mit der Kapitulation Deutschlands und Österreich-Ungarns. Im Auftrag der Entente-Mächte marschierten die rumänischen Truppen über Siebenbürgen nach Ungarn, besetzten am 3.8.1919 Budapest und entmachteten die Räteregierung mit Bela Kun, die das Land ins Chaos gestürzt hatte. Nach der Bildung einer konservativen Regierung mit Admiral N. Horthy, Graf Téléki und Graf Büthlem zogen sich die rumänischen Truppen Anfang 1920 zurück.



mit einem rumänischen Offizier[4] – und übersiedelte nach Targowischt, wo ich meine Kindheit bis 1930 verbrachte. Dort lebten auch die Großeltern mütterlicherseits. Auch die Schwiegereltern meiner Mutter lebten in der Nähe dieser Stadt, wo sie ein Gut mit Wiesen, Wäldern und Weingärten sowie ein einfaches, aber behagliches Landhaus besaßen. Dort in freier Natur fühlte ich mich sehr wohl, und die Mutter meines Stiefvaters hatte mich sehr lieb. Sie lehrte mich das Gemüse im Garten kennen, die Bäume nach ihren Blättern und die Kräuter im Wald zu unterscheiden. Dort konnte ich die Käfer, Schmetterlinge, Vögel und Eidechsen, aber auch die Haustiere beobachten. Zwei Schäferhunde im Haus waren meine ersten Freunde.

Bereits 1920 wurde die Militäreinheit, in welcher mein Stiefvater diente, nach Bessarabien verlegt, wo eine Konfrontation mit der Sowjetunion zu erwarten war. Viele rumänische Truppen wurden dort konzentriert. Mein Stiefvater mußte für ein Jahr nach Bessarabien. Auch meine Mutter und ich kamen nach einigen Monaten dorthin. Aus dieser Zeit stammen meine ersten Erinnerungen. Einige Ortsnamen wie Soroki, Kotjugeni-Mari, Cinscheutz, Kischinew (rumänisch Chişinău) haben sich in meinem Gedächtnis für immer fixiert. Auch Bilder mit vielen Soldaten, Pferden, Kanonen und schlechten, schlammigen Straßen sowie Schießereien, »lustig wie beim Gewitter«, blieben mir in Erinnerung. Ich kann mich noch gut erinnern, daß meine Mutter in Sorge war und oft, um sich für den Notfall vorzubereiten, in der Nacht die Koffer packen mußte. Mein Stiefvater mußte im Dienst ständig seinen Helm tragen. Es war alles so lustig; sein Helm sah wie ein Kochtopf aus! Ich konnte es nicht verstehen, warum die Leute so ernst und voll Sorge waren, da diese »Schießereien« für mich so lustig waren. Bis heute kann ich nicht begreifen, daß ich dabei keine Angst empfand.

Wann unsere Rückkehr nach Targowischt stattfand, weiß ich nicht mehr. Ich erinnere mich nur, daß meine Mutter weinte, als sie sich am Bahnhof von meinem Stiefvater verabschiedete. Da die Situation kritisch geworden war, mußten alle Beamten- und Offiziersfamilien aus Bessarabien evakuiert werden. Wir kamen ohne meinen Stiefvater nach Targowischt zurück. Erst viele Mo-

[4] Mein Stiefvater war von Beruf Offizier, er stammte aber aus einer kleinen Bürgerfamilie; sein Vater war Finanzbeamter, der bereits 1920 starb. Seine Mutter, die ich als meine liebe Großmutter betrachtete, lebte als kleine Gutsbesitzerin in einem Dorf nicht weit von Targowischt (Viforîta).

nate später kam auch mein Stiefvater nach Hause. Die Lage an der russischen Grenze hatte sich inzwischen entspannt. Ich war glücklich, daß er zurück war, da er immer lieb zu mir war und sich Zeit nahm, alle meine Fragen ausführlich und geduldig zu beantworten, während meine Mutter, die ständig mit dem Haushalt beschäftigt war, oft meine vielen Fragen abwehren mußte: »Bitte, frag nicht so viel!« »Ich weiß es nicht.« »Das ist nichts für Kinder!« »Laß mich in Ruhe, ich habe keine Zeit!« »Frag deinen Vater!«

Im Alter von fünf Jahren wußte ich noch nichts von meinem leiblichen Vater.

### *Erste Probleme*

Als ich noch keine sechs Jahre alt war, bekam ich die ersten Turbulenzen des Schicksals zu spüren. Es war 1922 vor Ostern, als mein leiblicher Vater aus Czernowitz meiner Mutter schrieb und seinen Besuch nach Targowischt anmeldete, um mich zu sehen. Auf Wunsch meiner Mutter übernahm mein Großvater die Aufgabe, mir die Wahrheit, daß ich einen anderen Vater habe, »schonend« beizubringen. Ich weiß nicht, wie sich mein Großvater in dieser schwierigen Lage verhielt; aber ich soll fürchterlich geweint und erklärt haben, daß ich keinen anderen Vater außer dem »Tăicuţu« (meinem Stiefvater) haben möchte. Ich wollte ausreißen, um den anderen Vater nicht kennenlernen zu müssen. Nur mit Mühe und Geduld konnte ich beruhigt werden, nachdem mir versprochen worden war, daß ich weiter bei meinem lieben Stiefvater bleiben würde.

Wegen des Aufenthalts in Bessarabien im Jahr davor hatte ich den Kindergarten nicht besuchen können, und somit war mir die Aufklärung über meinen leiblichen Vater erspart geblieben. Da mein Vater mich jetzt unbedingt zu sehen wünschte, mußte dies sofort nachgeholt werden. Nach dem österlichen Kirchenbesuch führte mich meine Mutter in einem neuen Matrosenanzug und mit roten Sandalen zu den Großeltern, wo mein Vater auf mich wartete. Er hatte mir viele Spielsachen und Süßigkeiten sowie eine neue lederne Schultasche für die im Herbst beginnende Schule mitgebracht. Das Eis war schnell gebrochen, da er sehr lieb zu mir war. Es kam mir vor, als hätte ich ihn schon immer gekannt. Ich verstand aber nicht, warum er Tränen in den Augen hatte. Auch meine Mutter und meine Großmutter weinten. Nur ich war gut gelaunt, hatte ich doch so viele Sachen bekommen.



Einige Wochen später erwartete mich noch eine Überraschung. Mein Stiefvater eröffnete mir eines Tages, daß ich bald einen Bruder oder eine Schwester bekommen würde. Zur Überraschung meiner Eltern war meine Freude gar nicht so groß, obwohl ich froh war, einen Spielgefährten zu haben. Aber instinktiv packte mich ein Eifersuchtsgefühl. Würde mein Stiefvater auch dann noch so viel Zeit für mich haben, wenn ein zweites Kind da war? Immerhin, ich wünschte mir einen Bruder, aber keine Schwester, und dieser sollte so lieb und gut sein wie mein Stiefvater.

Im September 1922 führte mich meine Mutter in die Schule, die zwei Kilometer von uns entfernt war. Dies ist für jeden Schulanfänger ein Erlebnis, und es verlief ähnlich wie überall auf der Welt. Die Eröffnung war feierlich; die älteren Schüler sangen die rumänische Nationalhymne und einige Volkslieder. Beim Musiklehrer bemerkte ich einen meterlangen, fingerstarken Holzstock, der damals in der rumänischen Schule als unerläßlicher Tatzenstab[5] zur Wahrung der Disziplin vorhanden war.

Die Spannung war groß, als der Lehrer mich nach meinem Namen fragte. Ich antwortete stolz und mit lauter Stimme: Logigan Stefan. Der Direktor, der anwesend war, wendete sich meiner Mutter zu und sagte: »Frau Nicolescu, es ist doch Ihr Sohn, nicht wahr?« Meine Mutter sprach fast im Flüsterton. »Ja, es ist mein Sohn aus erster Ehe.« Ich weiß nicht warum, aber ich wurde rot im Gesicht und mein Herz klopfte stark; dabei dachte ich mir: Warum kann ich nicht so heißen wie meine Mutter? Warum? Ich ging sehr gern zur Schule und stand täglich vor Ungeduld schon frühzeitig auf. Wir waren 40 Knaben in der Klasse und hatten nur vormittags Unterricht.

---

[5] Die regelrechte Prügelstrafe gab es früher in Rumänien auch in den Militärkasernen. Hauptsächlich die Unteroffiziere wollten ihre Autorität dadurch unter Beweis stellen, daß sie die Rekruten während der Ausbildung blutig schlugen. Auch hier wählte man als Opfer nur Soldaten aus einfachen Schichten. Analphabeten, Juden oder Zigeuner, die nicht wagten, sich zu beschweren. Die Prügelstrafe in der rumänischen Armee wurde erst während des Zweiten Weltkrieges zur Gänze abgeschafft. Sie ist aber bei der Polizei und in Gefangenenanstalten wohl geblieben. Obwohl ungesetzlich, wird sie heute in Rumänien noch immer angewendet, wie mehr oder weniger überall auf der Welt.

## *Ein Unfall mit Folgen*

Wenige Wochen nach Schulbeginn war ich mit meinen Eltern aufs Land zur Mutter meines Stiefvaters gefahren, wo wir übers Wochenende blieben. Die Zwetschgen, Birnen und Weintrauben waren schon reif, und es wurde Marmelade und Powidl eingekocht. Meine Großmutter kochte eine ausgezeichnete Schwammerlsuppe, briet zwei Junghühner auf dem Spieß und bereitete dazu viel Salat. Das Wetter war noch warm und ziemlich trocken. Ein Ziegenbock, der einem Nachbarn gehörte, wurde zu uns gebracht und graste – an eine dünne Kette gebunden – hinter dem Haus. Da ich keineswegs scheu gegenüber Haustieren war, wollte ich mit ihm spielen. Ich kroch auf allen vieren zu ihm hin, und durch Kopfnicken zeigte ich Kampfbereitschaft an. Er schnellte hüpfend zu mir, mußte aber, da er angekettet war, wenige Schritte vor mir stehenbleiben. Das Spiel, das für mich sehr lustig war, wiederholte sich einige Male, bis die Kette riß und ich etliche starke Stöße auf den Kopf bekam, schrie und in Ohnmacht fiel. Meine Bewußtlosigkeit dauerte einige Tage, und als ich zu mir kam, lag ich im Bezirkskrankenhaus. Eine schwere Gehirnerschütterung, Gedächtnislücken und starke Sprach- und Gleichgewichtsstörungen waren die Folge. Ich wurde in die neurologische Klinik nach Bukarest gebracht und kam erst zu Weihnachten nach Hause. Ich konnte fast nicht mehr sprechen. Das begonnene Schuljahr ging für mich verloren. Im Frühjahr kam ich wieder in die Klinik nach Bukarest. Mein Gedächtnis funktionierte einwandfrei, die Kopfschmerzen verschwanden, aber die Sprache kam nur sehr langsam wieder und war von Stottern und spastischen Bewegungen der Augen und der Hände begleitet.

Meine Mutter war verzweifelt, zumal mein Vater aus Czernowitz nicht aufhörte, ihr in jedem Brief Aufsichtsmängel vorzuwerfen. Aber sie konnte sicherlich nichts dafür. Auch mein Vater, der mich gleich nach dem Unfall im Spital besuchte, war unglücklich und ratlos. »Was ist aus unserem gesunden Kind geworden?«

Ich war dem Hohn und Spott anderer Kinder ausgeliefert, und um möglichst wenig sprechen zu müssen und meinen Sprachfehler zu verbergen, versuchte ich, mich zu isolieren.

Um mich vor den Bosheiten anderer Kinder zu schützen, wollte mich meine Mutter nicht mehr in die Schule schicken, sondern durch einen Hauslehrer privat unterrichten lassen.



Der Hausarzt, der ein Freund unserer Familie war und mich von Geburt her kannte, war entschieden dagegen. Wie meine Mutter mir später erzählte, war er der Meinung, daß eine Isolierung keineswegs zweckmäßig sei. Nur der Wille, sich gegen die Bosheiten anderer Kinder durchzusetzen, könne die Folgen dieses Unfalles mildern und sie schließlich mit der Zeit aufheben. Die ärztliche Behandlung und die Bemühungen meiner Eltern müßten in erster Linie der Stärkung des Willens des Kindes dienen, um alle inneren und äußeren Schwierigkeiten zu meistern. Es sollte damit erreicht werden, aus mir einen Willensmenschen zu machen, der selbst seine Fehler korrigieren und sich beherrschen kann. So ging ich im Herbst wieder zur Schule und wurde durch meinen Fleiß und meine Zähigkeit einer der Besten in der Klasse. Die Kinder waren aber manchmal sehr boshaft: »Warum hast du einen anderen Namen als deine Mutter?« »Warum stotterst du?« »Weißt du überhaupt, wer dein leiblicher Vater ist?« Es kam dadurch sehr oft zu Raufereien mit anderen Kindern. Ich wurde manchmal geschlagen, lernte aber dadurch auch bald, meine Fäuste und Füße zu gebrauchen. Ich wollte mich nicht mehr schlagen lassen. Oft mußte ich in der Schule nachsitzen, und manchmal bekam ich vom Lehrer mit dem Tatzenstab die üblichen Schläge auf die Hände. Meine Aufgaben aber machte ich immer sorgfältig, sauber und einwandfrei. Ich lernte gut und fleißig, daher waren die Lehrer mit mir zufrieden. Viel zur Verbesserung meiner Situation trug mein Stiefvater bei, der viel Geduld mit mir hatte. Er erzählte mir die Geschichte von dem großen Redner Demosthenes aus dem Altertum und war immer bemüht, meinen Willen zu stärken. Ihm habe ich sehr viel zu verdanken. Die Folgen dieses Unfalls sollte ich mein ganzes Leben lang spüren. Auch wenn das Stottern viele Jahre später weniger zu bemerken war, blieben doch gewisse Hemmungen, die mich immer verfolgten. Sie bewirkten aber keine wesentlichen Hindernisse in meinem Berufsleben, obwohl die eben erwähnten Hemmungen manchmal unangenehm waren.

## *Der Ausreißer*

Nach der Volksschule, die ich wegen meines Unfalls erst ein Jahr später als gleichaltrige Kinder beenden konnte, sollte ich auf Wunsch meiner Mutter in ein Militärgymnasium kommen. Dieses Gymnasium war eine berühmte Kadettenschule mit Internat in einem Kloster (Mănăstirea Dealului), nur etwa fünf Kilome-

ter von Targowischt entfernt. Für meine Eltern wäre es eine beachtliche Kostenersparnis gewesen, da sowohl das Studium als auch Unterbringung, Verpflegung, Kleider, Hefte, Bücher usw. gratis waren. Als Stiefsohn eines Offiziers hatte ich gewisse Vorteile, aber ich mußte mich ebenfalls einer strengen ärztlichen Untersuchung unterziehen und danach eine sportliche, schriftliche sowie mündliche Prüfung bestehen. Es war ein Wettbewerb unter 200 bis 300 Kandidaten um 40 Plätze der ersten Gymnasialklasse.

Ich weiß nicht, warum ich eine so ablehnende Haltung dazu hatte; ich wollte ganz einfach nicht. Vielleicht war ich indirekt von meinem Stiefvater beeinflußt. Täglich jammerte er, daß die Offiziere so schlecht bezahlt und manche seiner Vorgesetzten Querköpfe seien, daß der Dienst immer schwerer würde usw. Ärzte und Rechtsanwälte hätten es besser, aber am besten hätten es die Ingenieure in den Ölfeldern, die bis auf fünf Kilometer an Targowischt heranreichten. Immer wieder seufzte er und sagte: »Warum bin ich nicht Ingenieur geworden?« Ich sprach mit meinem Stiefvater und bat ihn, mich nicht in die Kadettenschule zu schicken, da ich in das örtliche Zivilgymnasium gehen wollte. Auch die meisten meiner Freunde besuchten die dortige Schule, denn keiner von ihnen konnte in das Militärgymnasium aufgenommen werden. Mein Stiefvater versuchte, mich mit Argumenten und Zureden umzustimmen, aber vergebens. Ich wollte nicht. Meine Mutter wandte andere Methoden an: Sie schimpfte und schlug mich, bis ich nachgab. »Du wirst überhaupt nicht gefragt! Du mußt das machen, was deine Eltern bestimmen, und basta!« Aber davon wird man gescheiter, zumal man sich als elfjähriges Kind vor den Prügeln seiner Eltern nicht schützen kann. Ich besuchte meinen Großvater und bat ihn, mit meiner Mutter darüber zu sprechen. Er war der Meinung, daß dies zwecklos sei, da sie entschlossen war, mich in die Kadettenschule zu schicken. Er gab mir vertraulich einen guten Rat, den ich auch befolgte. Im Spätsommer kam ich mit anderen Kindern in die Kadettenschule vor die Prüfungskommission. Etliche Minuten vor der ärztlichen Untersuchung beschleunigte ich meinen Atem so stark, daß ich heftiges Herzklopfen bekam. Der untersuchende Stabsarzt fragte mich, ob ich beim Spielen mit anderen Kindern auch laufen könne. Ich sagte: »Leider nein; ich bekomme immer starke Stichschmerzen in der Brust.« Seit wann ich diesen Zustand hätte, fragte er mich. Stotternd erzählte ich meine Geschichte mit dem Ziegenbock. Nachdem mich



ein anderer Militärarzt abgehorcht hatte, erklärten sie mich für »untauglich«, und ich brauchte auch keine weiteren Prüfungen mehr abzulegen.

Meine Mutter war verzweifelt: Ich war herzkrank, und sie hatte es nicht gewußt. Unser Hausarzt wurde geholt, um mich zu untersuchen. Dieser brachte mich ins Krankenhaus, wo ich drei Tage bleiben mußte, aber man fand nichts; mein Herz war gesund. Die kämpferische Natur meiner Mutter ließ sie nicht zur Ruhe kommen. Sie entschloß sich, ein Gesuch an den Verteidigungsminister zu richten, um eine Überprüfung durch eine Ärztekommission zu erwirken. Sie glaubte, eine Unregelmäßigkeit entdeckt zu haben, und wollte unbedingt ein Exempel statuieren. Ich war sehr beunruhigt und ängstlich darüber, daß mein Schwindel entdeckt werden könnte. Bevor sich die Lawine in Bewegung setzte, mußte ich Farbe bekennen und meinen Schwindel gestehen, aber ohne zu sagen, daß die Idee von meinem Großvater stammte. Ergebnis: eine fürchterliche Tracht Prügel, da mein Stiefvater, der mich hätte schützen können, nicht zu Hause war. Meine Mutter drohte mir dann, mich künftig in mein Zimmer einzusperren und alle meine Spielsachen wegzuwerfen.

So entschloß ich mich, auszureißen. Im Vorbeigehen packte ich in einen kleinen Koffer Wäsche, Strümpfe und ein paar andere Sachen, ging zu meiner Großmutter und erschwindelte mir Geld, kaufte eine Eisenbahnfahrkarte und bestieg am Bahnhof den Zug in Richtung Bukarest. Ich wollte in Bukarest in einer Mechanikerwerkstätte als Lehrling beginnen, wußte aber nicht, daß ich mit elf Jahren noch zu jung dafür war.

Zu meinem Glück traf ich im Zug einen Bekannten meines Stiefvaters, der aus meinen naiven Lügen schnell herausfand, daß hier etwas nicht stimmte. In einer Station mußte der Zug anhalten und längere Zeit warten. Während dieser Zeit telefonierte der Bekannte mit meinem Stiefvater. Dann wurde ich vom Bahnhofsvorsteher in »Schutzhaft« genommen. Mein Stiefvater holte mich einige Stunden später ab und brachte mich wieder nach Hause. Unterwegs erzählte ich ihm, warum ich weggelaufen war. Er versprach mir, die Angelegenheit mit meiner Mutter in Ordnung zu bringen, vor allem aber, daß ich nicht geschlagen würde. Zu Hause angekommen, fand ich meine Mutter sehr verweint und schweigsam. Zum erstenmal empfand ich, daß sie mich tatsächlich liebte und große Sorge um mich hatte. Meine ein Jahr vorher geborene Schwester Helene war krank und lag

mit hohem Fieber im Bett. Nur mein fünfjähriger Bruder, der von allem nichts verstand, war sorglos und vergnügt und wollte unbedingt mit mir spielen.

## *Mein Stiefvater*

Ich nannte ihn »Tăicuțu«, ein Ausdruck, der schwer zu übersetzen ist; eine ungefähre rumänische Übertragung von »Väterchen«, was aber sinngemäß zuwenig aussagt. Er war immer gut zu mir, half mir geduldig, meine Aufgaben zu schreiben; besonders Schnellrechnen war sein Steckenpferd. Er hatte immer Zeit für mich und half mir, meinen Sprachfehler zu überwinden, gab mir Mut und Selbstvertrauen.

Zwei Ereignisse blieben mir in Erinnerung, die seinen festen Charakter und seine gütige und ruhige Wesensart kennzeichnen: Ich war in der ersten oder zweiten Gymnasialklasse, und wir Kinder spielten während der Pause bei schönem Wetter regelmäßig Fußball. Der Innenhof der Schule war zu klein, und das Gebäude hatte viele Fenster. Wir durften nur im äußeren Hof spielen, aber dort wurden wir von den älteren Schülern, die selbst spielten, immer wieder brutal davongejagt. Bei einem Spiel im »verbotenen« Innenhof ging die große Scheibe des Direktionsfensters kaputt. Ein kleiner, blasser, schüchterner Bub meiner Klasse namens Cornea war der Übeltäter. Er hatte schreckliche Angst vor dem Direktor und vor allem vor seinem Vater, der ihn oft prügelte. Alle Schüler unserer Klasse hatten geschworen, unter keinen Umständen den Schuldigen zu verraten. Der Direktor, der wegen seiner Strenge berüchtigt war, drohte, uns alle hinauszuschmeißen oder das Jahr wiederholen zu lassen, wenn wir diesen »feigen Bengel« nicht nannten. Er gab uns zwei Tage Bedenkzeit. Wir versuchten, Cornea zu überreden, sich selbst zu stellen, aber er hatte Angst und wollte es nicht; und wir fühlten uns alle durch das Versprechen gebunden.

Nun erzählte ich die für uns »enorm wichtige Sache« meinem Stiefvater. Er hörte mir zu, dachte nach und fragte: »Hast du Mut?« Ohne viel zu überlegen, sagte ich: »Ja – sicher!« Dann er weiter zu mir: »Morgen in der Klasse sagst du dem Direktor vor allen Schülern, daß du es gemacht hast; aber vorher sag niemandem etwas.« Ich sollte mich nicht fürchten und die Schandtat eines Feiglings auf mich nehmen. Es klang für mich phantastisch und ganz verrückt. Damals – wie auch später – war ich keine



Heldennatur, aber ich vertraute meinem Stiefvater, der alles besser wußte.

Ich redete mit niemandem darüber. Als uns der Direktor nach zwei Tagen mit einem ernsten Gesicht fragte, wer der Täter gewesen war, stand ich auf und sagte ruhig: »Ich war es.« Der Direktor schaute mich forschend und stumm an und sagte zuerst nichts. Am meisten erstaunt waren alle meine Mitschüler, deren Gesichter er der Reihe nach genau beobachtete. Dann brüllte er mich an und befahl mir, alle meine Sachen zusammenzupacken und hinauszugehen. In der Pause mußte ich vor seiner Kanzlei auf ihn warten. Die Zeit bis zur Pause verging sehr langsam, aber eigenartigerweise war ich ruhig und geduldig; im Grunde genommen hatte ich nichts verbrochen. In seinem Kanzleizimmer befahl mir der Direktor, auf dem Fauteuil vor seinem Schreibtisch Platz zu nehmen, und dann sagte er mit einer bewegten Stimme: »Wie kommst du dazu, die Schuld auf dich zu nehmen, und warum? Ich habe sofort an den Gesichtern der anderen Kinder bemerkt, daß du nicht der Täter bist. Auf alle Fälle, du bist ein mutiger Kerl!« Bevor ich etwas sagen konnte, klopfte es an der Tür, und Cornea, der eigentlich Schuldige, stürzte zitternd und weinend herein und murmelte: »Ich war es und nicht der Logigan.« Weiter geschah nichts, Cornea mußte nicht die Schule verlassen, und mein Name wurde jetzt im ganzen Gymnasium bekannt.

In einem anderen Fall aber muß ich mich schämen. 14 Jahre war ich alt und spielte gern Fußball. Nun, dazu gehören aber richtige Schuhe, ich hatte keine, und meine Mutter konnte mir auch keine kaufen. Ich begann Geld zu sparen, aber nach einem Jahr hatte ich noch nicht einmal die Hälfte beisammen. Nun hatte mein Stiefvater in seinem Bücherschrank ein sechsbändiges französisches Lexikon (Larousse Illustrée), in Leder gebunden, das er aber sehr selten benutzte. Ich weiß nicht, was mir eingefallen war. Ich schmuggelte diese Bände aus dem Haus und trug sie in einem zerrissenen Rucksack in die Stadt zu einem Altwarenhändler. Ich erzählte ihm, daß mich mein Vater geschickt habe, um diese alten Bücher zu verkaufen. Er notierte den Namen meines Stiefvaters und gab mir verhältnismäßig wenig Geld dafür; nur so viel, daß ich die heißersehnten Schuhe kaufen konnte. Meiner Mutter erzählte ich, daß die neuen Schuhe nicht mir gehörten, sondern nur ausgeborgt seien. Mit diesen Schuhen spielte ich als Linksstürmer unserer Schulmannschaft natürlich besser, bis ich einmal eine Knieverletzung erlitt. Etliche Wochen später ging meine Mutter zufällig zu dem Altwarenhänd-

ler, um unsere alte, handbetriebene Eismaschine zu verkaufen. Sie sah dort das sechsbändige französische Lexikon mit der Unterschrift meines Stiefvaters und mußte erfahren, daß ich es hergebracht und dafür Geld erhalten hatte. Da ich nicht zu Hause war, fragte sie meinen Stiefvater, ob er mich tatsächlich zum Altwarenhändler geschickt habe, die Bücher zu verkaufen. Er entschärfte die Angelegenheit und erklärte, mir diese Bücher geschenkt zu haben. Wegen dieser Sache dürfte zwischen beiden Elternteilen ein Streit entstanden sein, aber ich war »außer obligo«. Abends und in den nächsten Tagen bemerkte ich, daß mein Stiefvater etwas nachdenklich war und jedes Gespräch mit mir vermied. Am Samstag nachmittag, als ich die Schuhe anhatte und zum Sportplatz wollte, lud er mich zu einem gemeinsamen Spaziergang in unseren Garten ein. Kurz und bündig sagte er mir, daß er über alles Bescheid wisse und tief von mir enttäuscht sei. Dann drehte er sich um und ließ mich allein. Mir wäre lieber gewesen, er hätte mich beschimpft oder geschlagen, doch das tat er nicht. Er wollte mir lange Zeit nicht mehr in die Augen schauen. Dies tat mir sehr weh! Ich bedauerte tausendmal, was ich getan hatte, und schenkte die Schuhe nach meiner Knieverletzung einem anderen Schüler. Wenige Monate später kam Weihnachten, und mein Stiefvater verzieh mir die Schandtat; er war wieder der alte geworden. Als ich ihm 1934 gestand, daß ich Mitglied der Eisernen Garde geworden war, blieb er nachdenklich und schweigsam. Er verstand mich wohl, war aber besorgt um mich und riet mir, sehr vorsichtig zu sein. Er hoffte, daß ich nie wieder etwas tun würde, was mein Gewissen belasten könnte; aber instinktiv spürte er, daß ich einmal von der Politik sehr enttäuscht sein würde. Als Oberleutnant im Ersten Weltkrieg wurde er zweimal verwundet. Im Zweiten Weltkrieg kam er als Oberst und Kommandeur eines Panzerregiments an die Ostfront und nahm an allen Kämpfen bis Rostow am Don teil, wo er magenkrank wurde. Später, 1947, wurde er krankheitshalber pensioniert, kam danach unter der kommunistischen Herrschaft infolge einer Anzeige ins Gefängnis und blieb zwei Jahre in Haft. Erst dann stellte sich heraus, daß ein Irrtum vorlag, und es wurde ihm kein Prozeß gemacht. Geschwächt von seelischen Leiden über eine ungerechte Welt und schwer krank starb, er etliche Jahre später. Weihnachten 1940 habe ich ihn zum letztenmal gesehen, aber er blieb mir in Erinnerung, so wie er immer war: gütig, geduldig, ruhig, hilfsbereit und charaktervoll. Ihm habe ich sehr viel zu verdanken.



## *War ich ein schlechtes Kind?*

Der turbulente Sommer des Jahres 1927 ging schnell vorbei, und im Herbst kam ich ans Lokalgymnasium von Targowischt, wo ich anfangs brav und fleißig lernte. Wir wohnten ziemlich weit von der Schule entfernt, etwa zwei Kilometer, und ich mußte diesen Weg bei jedem Wetter, manchmal viermal am Tag, gehen. Auch im Sommer war der Weg wegen der Hitze und wegen des von den Autos aufgewirbelten Staubes unangenehm. Damals waren die Straßen von Targowischt nur im Zentrum gepflastert und staubfrei.

In der Schule zeigte ich für Physik, Mathematik, Chemie und Geographie besonderes Interesse; für die anderen Fächer sowie für Sprachen hatte ich nichts übrig. Für Turnen und Fußball entwickelte ich sogar eine Leidenschaft. In der Musikstunde verhielt ich mich widerspenstig und sang absichtlich falsch, bis mich der Musiklehrer hinauswarf. In den Sprachen hatte ich die schlechtesten Noten in der Klasse. Dafür war ich in Mathematik und Physik der Beste. Das Zureden meines Stiefvaters, daß ich alles lernen müsse, hatte nur anfangs Erfolg, später nicht mehr. Mit der Zeit wurde ich als Schüler immer schlechter. Trotz des geduldigen Einsatzes meines Stiefvaters und der teuer bezahlten Nachhilfestunden konnte ich nur mit Mühe und Not – mit regelmäßigen Nachprüfungen im Herbst – die vier Gymnasialklassen beenden. Meine Mutter war oft verzweifelt, da ich nicht nur schlecht lernte, sondern auch unfolgsam, boshaft und trotzig war. Auch Schläge halfen nichts.

Meinetwegen entstanden in der Schule oft verzwickte Situationen: Raufereien, zerschlagene Fenster, Verschwinden von Schulheften, mit Öl verschmierte Kreide usw. Zu Hause kamen andere Bosheiten hinzu: Tierquälerei an Katzen und Hunden, Wettkämpfe zwischen Hähnen oder Truthähnen, Fallenstellen für Spatzen am Hausdach. Eines Tages nahm ich das Jagdgewehr meines Stiefvaters und versuchte, einen Raben vom Nußbaum des Nachbargartens zu schießen. Es gelang mir nicht, ihn zu treffen, aber dafür erhielt ich einige gesunde Schläge von meiner Mutter, nachdem sich der Nachbar bei ihr beschwert hatte. Darüber hinaus bekam ich durch den Rückschlag des Gewehrs, das ich nicht fest genug gehalten hatte, einen großen, schmerzhaften blauen Fleck auf meiner rechten Schulter. Mit anderen Buben meines Alters spielte ich gern Krieg. Als Kampfgelände suchten wir die Ruinen des aus dem 17. Jahrhundert stammenden fürst-

lichen Palastes mit Festungsmauern und unterirdischen Kellergewölben aus. Mit Holzstöcken als Gewehren und mit Säbeln aus Holz lieferten wir einander heftige Schlachten. Ein Schüler der höheren Klasse zeigte uns, wie man Sprengkörper herstellen kann. Wir mischten aus Koks geriebenen Kohlenstaub mit Schwefelpulver (billig in der Drogerie zu haben) und Kaliumpermanganat. Das letztere war in jedem Haushalt vorhanden. In Wasser gelöst, benutzte man es zum Gurgeln gegen Halsentzündung. Zur Kriegsführung benötigten wir größere Mengen, aber in den Apotheken konnte man diese Mengen ohne Rezept nicht bekommen. Die Mischung wurde in Papier gewickelt und mit einem dünnen Zwirn mehrmals festgebunden. Bei starkem Werfen gegen eine Mauer oder auf festen Boden explodierten diese Sprengkörper mit riesigem Krach, aber ohne weitere Wirkung. Ganz ungefährlich waren sie eigentlich doch nicht. Zu Unannehmlichkeiten kam es einmal, als sich die Anrainer wegen des großen Lärms beschwerten; die Polizei wurde eingeschaltet. Es stellte sich heraus, daß größere Mengen Kaliumpermanganat von einem Schüler aus der Spitalsapotheke gestohlen worden waren; seine Mutter war dort als Aufräumerin beschäftigt. Zu dieser Angelegenheit wurde ich von der Polizei aus der Schule geholt und verhört. Es war meine erste Bekanntschaft mit der Polizei. Dem Polizeibeamten sagte ich, daß es mir Spaß mache, wenn es kracht. Aber damals war die Verwendung von Knallkörpern – wie überall – nur in der Silvesternacht gestattet. Aber wir schlimmen Buben nahmen keine Rücksicht auf Gesetz und Ordnung. Einer brachte einmal in die Schule Niespulver mit, und wir streuten es in der Klasse aus. Viel Spaß machte es uns, mit Knallfröschen und Sprühkerzen nach den Schülerinnen, die aus der Mädchenschule ausschwärmten, zu werfen und sie schrill schreien zu hören.

Was wir damals noch alles machten: Wir malten Gespenster auf Grabsteine am Friedhof; wir läuteten die Kirchenglocken nach Belieben; wir versetzten die Kanaldeckel auf den Straßen; wir warfen rote Farbe in den Oberlauf des Flusses (Ialomiţa), damit die Leute meinten, es sei jemand umgebracht worden, usw. Meine Mitschüler und ich wetteiferten beim Erfinden solcher mehr oder weniger harmloser Späße.

Meine Mutter mußte für meine Dummheiten oft Strafe zahlen; danach erhielt ich Prügel wie immer. War ich tatsächlich ein schlechtes Kind? Mein Stiefvater versuchte immer, die Mutter zu beruhigen, und meinte, alle Bengel in den Flegeljahren seien so. Meist lachte er über unsere Streiche.



Mein Bruder war im Vergleich zu mir viel ruhiger; er war eine ganz andere Natur: ängstlich, folgsam und brav, aber auch ziemlich lässig, träumerisch und initiativlos. Oft unbeholfen in der Schule, war er trotzdem ein guter Sportler und wuchs wie ein Athlet heran. Nach den Wünschen meiner Mutter kam er später in die Kadettenschule und sollte Offizier werden. Es kam nicht dazu, denn mit 19 Jahren bekam er Tbc und mußte viele Jahre unter dieser schweren Erkrankung leiden.

## *Meine große Liebe*

Frühzeitig entwickelte sich bei mir das Interesse für alles, was mit der Technik zusammenhängt. Ich bastelte meine Spielzeuge selbst und war sehr neugierig, alles über sämtliche technischen Dinge zu erfahren. Bei einem Hufschmied in der Nähe war ich imstande, mir die Arbeit stundenlang anzusehen. Der alte Hufschmied zeigte mir die Werkzeuge und war immer bereit, meine Fragen zu beantworten. Damals fuhren in unserer Straße nur selten Autos, und wenn, dann meist Lastwagen. Oft blieb ein Lkw am Straßenrand stehen und der Fahrer mußte etwas reparieren; manchmal lag er dann auf einer Zeltplane unter dem Wagen. Ich blieb dann stehen und vergaß meine Wege. Größte Freude bereitete es mir, wenn der Fahrer mir erlaubte, ihm zu helfen, und ich ihm die Werkzeuge reichen durfte. So lernte ich: das ist ein Halbzoll-Gabelschlüssel, das ist »ein Franzose«, das ist eine Zwickzange, das ist eine Dreiviertelzoll-Klemme. Danach kam ich nach Hause, schmutzig von Staub und Öl, und mußte oft eine Prügelstrafe in Kauf nehmen.
Der Stadtteil von Targowischt, in dem meine Eltern unser Haus bauen ließen, befand sich am Stadtrand, und wir bekamen elektrisches Licht erst im Jahre 1927. Vorher war ich an die Petroleumlampe gewöhnt. Ich lernte von meiner Mutter, wie der Glaszylinder mit Zeitungspapier zu reinigen war, und ich tat es immer gern. Ich fragte meinen Stiefvater, warum der Lampenzylinder manchmal mehr und manchmal weniger rußig werde. Da er mir dies nicht erklären konnte, beschloß ich, durch eine höhere oder niedrigere Einstellung des Dochtes die Ursache selbst zu erforschen. Das Ergebnis war, daß der Lampenzylinder platzte und ich eine leichte, aber schmerzhafte Verbrennung am Finger erlitt. Danach verschwand mein Interesse für Petroleumlampen. Später, als das elektrische Licht in unserem Haus installiert wurde, war meine Neugierde in dieser Hinsicht sehr groß. Ich fuhr

mit einer metallischen Haarnadel meiner Mutter in die Steckdose und bekam einen Schlag, der mich zwei Meter weit zu Boden schleuderte. Seit damals weiß ich, daß elektrischer Strom gefährlich sein kann. Ich erlitt nur leichte Hautabschürfungen an beiden Händen, Kopfschmerzen und Brechreiz. Außerdem ging im ganzen Haus das Licht aus. Mein Stiefvater bat den Sohn eines Nachbarn, der Elektriker war, zu uns zu kommen und sich die Sache anzuschauen. Er stellte sofort fest, daß die Hauptsicherung durchgebrannt war, und da er keine neue Sicherung bei sich hatte, flickte er die Sicherung mit einer Drahtlitze, und so hatten wir sofort wieder Licht. Die Ursache blieb unbekannt, zumal ich meine Untat verschwieg. Bei der Reparatur der Sicherung hielt ich die Kerze zur Beleuchtung und lernte dabei, wie man eine Sicherung mit einfachen Mitteln flicken kann. Meine technische Neugierde war immer wieder Anlaß für Unannehmlichkeiten. Einmal gab mir meine Großmutter ihren Wecker, der nicht mehr in Ordnung war, um ihn zum Uhrmacher in die Stadt zu bringen. Statt dessen nahm ich ihn mit nach Hause und versuchte ihn selbst zu reparieren. Es gelang mir wohl, ihn auseinanderzunehmen, aber zusammenbauen konnte ich ihn nicht mehr. Ich mußte ihn zerlegt in einer Tüte zum Uhrmacher tragen. Er wunderte sich, daß ich den Wecker in einem solchen Zustand zu ihm brachte. Ich erzählte, daß ich dies getan hatte, um ihm die Arbeit des Zerlegens zu ersparen. Er wurde zornig, schimpfte und sagte danach: »Hoffentlich hast du nicht irgendeinen Bestandteil, ein Rädchen oder eine Schraube verloren!« Dann lachte er und setzte fort: »So etwas ist mir noch nicht passiert!« Später, als der Wecker repariert war, holte ihn mein Stiefvater ab und erfuhr dabei meine Untat. Ziemlich ernst, aber ohne Aufregung sagte er zu mir: »Wenn du Techniker sein willst, mußt du dir merken, daß ein Techniker immer wissen muß, was er kann und was er nicht kann.«

Damals entdeckte ich meine einzige große Leidenschaft: das Erdöl. Die Bohrtätigkeit vom Prahovatal (Ploeşti) kam immer näher nach Targowischt und erreichte die östlich der Stadt befindlichen Dörfer wie Bucşani, Glodeni, Gorgota, Răsvad, Viforîta usw. Ich nutzte im Sommer jede Gelegenheit, die nur wenige Kilometer von Targowischt angesetzten Bohrungen zu besuchen, um stundenlang die Arbeitsweise, die Maschinen, die öligen, aus Holz gebauten Bohrtürme und die dort arbeitenden Menschen zu beobachten und zu versuchen, die Zusammenhänge zu verstehen. Ich sah oft Ingenieure und Oberbohrmeister



mit ihren Autos über staubige Straßen kommen und wegfahren, nachdem sie an den Bohrstellen Anweisungen gegeben hatten.

Bei einigen Bohrstellen kannten mich die Arbeiter schon, daher jagten sie mich auch nicht davon, wie es die Vorschriften eigentlich verlangten. Sie schickten mich mit dem Fahrrad ins Dorf, um Bier, Zigaretten und Limonade zu holen, und erklärten mir freundlich, wie die Bohrtätigkeiten vor sich gingen und wie Maschinen, Geräte und Werkzeuge genannt würden. Einmal erwischte mich ein Ingenieur im Maschinenhaus, als ich bei der Ventildemontage einer Dampfpumpe zuschaute. Er fragte mich, was ich dort suche und ob ich nicht lesen könne; draußen stand groß geschrieben: »Der Zutritt und der Aufenthalt betriebsfremder Personen am Bohrplatz ist behördlich verboten.« Der Bohrmeister versuchte sich zu entschuldigen, aber der Herr »Ingenieur« machte daraus keine »Affäre«. Er fragte mich, woher ich sei und warum ich Interesse dafür hätte. Nachher nahm er mich mit dem Auto etwa 20 Kilometer weit bis Moreni, einem kleinen Städtchen mitten in den Erdölfeldern, mit. Dort ging er mit mir in ein Kaffeehaus und kaufte mir ein großes Eis mit Schlagobers. Er plauderte gern, obwohl er ziemlich schlecht Rumänisch sprach, lachte viel und erzählte, daß er schon ein Enkelkind in meinem Alter habe, welches aber in Holland lebe. Danach fuhr er mich mit seinem Auto bis vor unser Haus in Targowischt; er wohnte mit seiner Familie in der Nähe. Meine Mutter, die im Garten war, wunderte sich, daß mich jemand mit dem Auto nach Hause brachte.

Als ich 13 Jahre alt war, ereignete sich der größte »wilde« Ausbruch Rumäniens bei einer Bohrung; er wurde von einem großen Brand begleitet, dessen Flammen noch vom 15 Kilometer entfernten Targowischt zu sehen waren. Es geschah in den Sommerferien des Jahres 1929, und ich wollte mir das »unbedingt« aus der Nähe ansehen. Die brennende Bohrung war im Ölfeld von Moreni. Da ich kein Fahrrad hatte und mir auch keines ausborgen konnte, mußte ich diesen Weg zu Fuß gehen. Aber nach nur wenigen Kilometern kam ein Lastwagen, dessen gutmütiger Fahrer mich mitnahm. Der Anblick der 100 Meter hohen Flammen war ein Spektakel, das ich nie vergessen kann. Rundherum wurde ein Damm gebaut, und von unten pumpten mindestens ein Dutzend großer Dampfpumpen das frei herausfließende Erdöl weg, ehe es vom Feuer erfaßt werden konnte. Um alles besser zu sehen, kletterte ich über den Drahtzaun und geriet somit ins Sperrgebiet. Dort wurde ich von Gendarmen er-

wischt und sofort mit einem Lastwagen einer Erdölgesellschaft nach Targowischt zurückgeschickt. Da ich voll Staub, Schmutz und Öl nach Hause kam, wurde meine Mutter sehr ungehalten; sie schimpfte, aber sie schlug mich nicht. Nur mein Stiefvater wollte wissen, was ich dort gesehen hatte. Ihm gestand ich zum erstenmal meine große Leidenschaft für das Erdöl. Dieser ich bis heute treu geblieben bin.

Als Gymnasialschüler in Targowischt machten wir unter der Leitung des Physiklehrers manchmal Ausflüge. So kann ich mich an die Besichtigung einer Zementfabrik in Fieni, der berühmten Wasserkraftwerke von Dobreşti im Gebirge, einer Textilfabrik und einer alten Raffinerie in Targowischt erinnern; leider wurde kein Ausflug zu den Ölfeldern unternommen.

## *Bei meinem Vater*

Während der Sommerferien des Jahres 1930 kam ich zum erstenmal nach Czernowitz zu meinem Vater, um dort einige Wochen zu verbringen. Meine Mutter brachte mich mit der Bahn nach Bukarest, und einige Stunden später übergab sie mich dem Zugführer, der den Schnellzug nach Czernowitz begleitete. Am Morgen des nächsten Tages wurde ich von meinem Vater am Zentralbahnhof von Czernowitz abgeholt. Somit reiste ich mehr als zwölf Stunden mit der Eisenbahn nur unter unbekannten Menschen, die aber sehr nett zu mir waren. Mit 14 Jahren war ich stolz darauf, diese lange Reise allein gemacht zu haben.

Czernowitz war viel größer und schöner als Targowischt, aber für mich sehr fremd. Die Leute auf den Straßen redeten in vielen Sprachen, die ich nicht verstand. Mein Vater war sehr ernst und wortkarg; meine Stiefmutter war aber immer lieb und verständnisvoll zu mir. Sie hatten ein eigenes Haus, d. h. eine hübsche Villa in einem neuen Wohnviertel am Stadtrand (Manasteriska) bauen lassen, auf einem Grund von etwa 1000 Quadratmetern mit vielen Obstbäumen. Mit meinen Halbschwestern (damals sechs und drei Jahre alt) schloß ich bald Freundschaft. Es war alles sehr ruhig und ordentlich. Zu meinem Bedauern waren weder Hunde noch Katzen vorhanden. Auch keinerlei andere Haustiere wie Hühner, Enten, Gänse wie in Targowischt. Dafür war der Hof viel sauberer und ruhiger als der bei meiner Mutter.

Bei schönem Wetter fuhren wir alle in der Früh mit der Straßenbahn zum Pruth und blieben den ganzen Tag dort zum



Schwimmen und Handballspielen in der frischen Luft oder bloß in der Sonne liegend. Oft gingen wir im Volksgarten spazieren, oder wir sahen uns am Fußballplatz die Freundschaftsspiele der Czernowitzer Mannschaften an. Im Volksgarten gab es oft Platzkonzerte, die von der Bevölkerung hoch geschätzt waren. Mein Vater besorgte mir ein Fahrrad, und wir machten gemeinsam Ausflüge in die nähere Umgebung der Stadt. So fuhren wir über Rosch zum Tzecina (ein 540 Meter hoher Berg bei Czernowitz), dann durch die schönen Wiesen und Wälder nach Horetscha, nach Czachor, über den Pruth nach Sadagora, Boian und Mahala.

Mein erster Aufenthalt in Czernowitz war für mich sehr lehrreich. Er erweiterte meinen Horizont, und ich mußte feststellen, daß diese Stadt mir eine andere Welt eröffnete. Schade, daß Czernowitz so weit von Targowischt entfernt war, da ich doch dort alle meine Freunde hatte. Allerdings hatte Czernowitz kein Erdöl und keine Bohrungen.

In Targowischt besaß ich einen kleinen Detektorapparat, den ich selbst gebastelt hatte, da mein Stiefvater damals noch keinen Radioapparat kaufen wollte. Mein Vater in Czernowitz dagegen besaß einen großen Apparat, Marke Philips, den ich gerne zerlegen wollte, um zu sehen, wie er gebaut war. Doch ich tat es nicht, denn ich dachte an die Worte meines Stiefvaters: »Als Techniker muß man wissen, was man kann und was man nicht kann!«

Nach Targowischt zurückgekehrt, erzählte ich voll Begeisterung alles, was ich in Czernowitz erlebt hatte. Weder meine Mutter noch mein Stiefvater hatten Gelegenheit, Czernowitz zu besuchen oder darüber viel zu erfahren.

Als ich im Herbst in die vierte Gymnasialklasse kam, machte ich den Eltern wieder Sorgen, da ich in Fremdsprachen und Geschichte schlechte Noten bekommen hatte und einfach nicht lernen wollte. Ich begann viele Dummheiten zu machen und vergeudete sogar die karge freie Zeit mit Mädchen. Für Fußballspiele verlor ich langsam die Begeisterung, dafür kamen andere Beschäftigungen in Frage. Nur mit großen Anstrengungen und allseitiger Hilfe konnte ich die Klasse absolvieren, aber es reichte gerade, um nicht aus der Schule hinauszufliegen. Somit beschlossen beide elterlichen Familien, daß ich die Tapeten wechseln und nach Czernowitz kommen solle, wo mich mein Vater mit anderen Methoden behandeln würde. Von dieser Verschwörung erfuhr ich erst im Sommer in Czernowitz, wo ich – wie im Jahr davor – für einen Monat meine Ferien verbrachte.

Für mich war die plötzliche Trennung von meinen Schulfreunden, von meiner wohlbekannten Umgebung, von der Nachbarschaft, den Ölbohrungen und besonders von meiner Großmutter auf dem Land sehr schmerzhaft. Alle meine Beteuerungen und Versprechungen nützten nichts, ich mußte in Czernowitz bei meinem Vater bleiben. Er war unbeugsam hart und drohte, falls ich unbedingt zurück nach Targowischt wolle, mich sicher nicht mit Gewalt aufzuhalten, aber für immer zu vergessen, daß er einen Sohn habe. Ferner würde er hier für mich in keinem Fall Nachhilfestunden bezahlen. Wenn ich nicht lernen wolle oder könne, würde er mich als Lehrling zu einem Schuster oder Bäcker schicken. Ich sollte und durfte selbst wählen. Da ich unbedingt Ingenieur bei den Ölbohrungen werden wollte, mußte ich nachgeben und versprach meinem Vater zu gehorchen.

Im Haus meines Vaters bekam ich ein schönes Mansardenzimmer mit Balkon. Neue Möbel und ein großer Tisch waren für mich gekauft worden. Da ich das Zimmer für mich allein bewohnte, hatte ich die nötige Ruhe zum Lernen. In Targowischt dagegen schlief ich mit meinem Bruder zusammen in einem Zimmer.

Meine Stiefmutter behandelte mich mit viel Liebe, Verständnis und Taktgefühl, um mir so die verlorene Nestwärme von Targowischt zu ersetzen. Meine beiden kleinen Halbschwestern waren stets lieb zu mir; sie waren jetzt froh und stolz, einen Bruder zu haben. Die ältere bat mich, sie in die Schule zu begleiten, damit auch die anderen Mädchen mich – den großen Bruder – sahen.

Mein Vater stimmte meiner Bitte, daß ich die Ferien in Targowischt bei meiner Mutter verbringen dürfe, zu. Das war ein Trost für mich! Doch die mannigfaltigen neuen Eindrücke in Czernowitz sollten bald das Nostalgiegefühl für Targowischt und das dortige Leben verdecken.

Im Herbst kam ich ins humanistische Gymnasium »Aron Pumnul«, wo mein Vater in den unteren Klassen Latein und Rumänisch unterrichtete. Es gab mehrere Gymnasien in Czernowitz. Meine Mitschüler in der fünften Klasse waren bunt gemischt: Rumänen, Ukrainer, Deutsche, Polen und Juden. Ich gewann schnell Freunde und war erstaunt über deren Freundlichkeit und Hilfsbereitschaft. Sie waren eigentlich viel ernster und weniger verspielt als meine Schulkollegen in Targowischt. Sie waren sauber angezogen, hatten immer geputzte Schuhe und sprachen auch untereinander sehr höflich. Manche gingen in die



Tanzschule, andere machten gemeinsam schöne Ausflüge, und die meisten waren sportbegeistert. Im Winter gingen wir eislaufen und im Sommer schwimmen, radfahren oder spielten Handoder Fußball. Für dumme Scherze wie in Targowischt hatten die Czernowitzer Jungen weder Zeit noch Lust; aber in den Pausen rauchten sie heimlich in der Toilette ihre Zigarettenstummel, und nicht selten entstanden auch hier ordentliche Raufereien zwischen den Schülern. Die Lehrer in Czernowitz waren anders als in Targowischt. Sie waren freundlich, geduldig, verständnisvoll, man könnte fast sagen kameradschaftlich gegenüber den Schülern und nicht hochnäsig, streng, autoritär und von sich eingenommen wie in Targowischt und allgemein in Altrumänien. Ausnahmen gab es jedoch auf beiden Seiten.

Der durch den Wechsel der Umgebung verursachte Schock wirkte sich auf mich günstig aus. Um nicht aus dem Rahmen zu fallen und auch meinen Vater nicht zu blamieren, begann ich fleißig zu lernen. Ich wurde ernst und vernünftig. Anstatt Schabernack zu erfinden, lernte ich eislaufen, spielte Handball, und später ging ich auch in die Tanzschule. Ich borgte mir die Unterrichtsbücher über Mathematik für die Realschule aus und lernte fleißig daraus. Mein Ziel war, zu maturieren und danach Technik zu studieren. Dafür mußte ich viel lernen. Mein Vater war froh, daß ich nun auf dem richtigen Weg war, und hoffte, daß die Flegeljahre endgültig vorbei waren. Mein Zeugnis am Trimesterende zu Weihnachten war zufriedenstellend. Auch meine Mutter in Targowischt erfuhr von der günstigen Wende und konnte nun richtig aufatmen. Im Kontakt mit anderen Kollegen begann ich deutsch zu sprechen, aber mein Sprachfehler machte sich noch immer bemerkbar; besonders wenn ich unsicher oder aufgeregt war. Aber ich lernte, mich zu beherrschen. Meine Schulkollegen in Czernowitz hatten auch mehr Taktgefühl im Vergleich zu denen in Targowischt. Sie machten sich nur selten über mich lustig. Im Gymnasium gab es einen Schülerkulturverein mit dem Namen »Sternchen« (Steluţa). Hier wurde ein Chor, eine kleine Musikkapelle, ein Theaterensemble und eine Handballmannschaft zusammengestellt. Zweimal im Jahr wurde eine Veranstaltung mit Gästen von auswärts abgehalten. Einer unserer Professoren wurde von der Direktion als Betreuer und Aufsichtsperson bestimmt. Auch ein Mitteilungsblatt mit Gedichten und kurzen Erzählungen von Schülern erschien alle zwei Monate. In den folgenden Jahren hielt auch ich zwei Referate, die mir bis heute gut in Erinnerung geblieben sind: eines

über »Die Unmöglichkeit eines Perpetuum mobile« und das andere über »Die Alchimie des Mittelalters und die moderne Atomumwandlung«. Sie stellten nur kindliche Versuche dar, aber ich war damals sehr stolz auf diese Leistung; und mein Vater nicht weniger. Alles schien gut und nach Wunsch zu gehen. Aber bald sollte sich herausstellen, daß weit größere und gefährlichere Situationen meinen Lebensweg durchkreuzen und meine weitere Entwicklung entscheidend beeinflussen sollten.

## *Das Leben in Czernowitz*

Zu meiner Zeit (1932) lebten in Czernowitz rund 120 000 Menschen, von denen etwa ein Drittel Juden waren; der Rest waren – bunt gemischt – Ukrainer (Ruthenen), Deutsche, Polen, Armenier, Ungarn und auch Rumänen, die aber kaum 20 Prozent der Bevölkerung ausmachten. Die am meisten gesprochene Sprache war Deutsch, die Amtssprache aber Rumänisch, welche dort fast alle Bewohner verstanden. Diese Stadt glich einem Schmelztiegel für alle Nationalitäten.

Der alte Geist der Donaumonarchie hatte sich in dem weitentfernten Czernowitz auch unter rumänischer Verwaltung gut erhalten. In den meisten Geschäften und Restaurants hing neben dem Bild des rumänischen Königs Ferdinand auch das Bild des alten Kaisers Franz Joseph an der Wand; und die rumänischen Behörden fanden nichts dabei. Beim Bäcker wurden die Brötchen als »Kaisersemmeln« verkauft, und zur Mitternachtsstunde boten die mit Karbidlampen beleuchteten fahrbaren Verkaufsstände späten Fußgängern heiße »Wiener Würstel« an. Zu den offiziellen rumänischen Feiertagen in Czernowitz kamen die ehemaligen Offiziere der längst verschwundenen Donaumonarchie, geschmückt mit ihren vom österreichischen Kaiser verliehenen Auszeichnungen, die auch von den Rumänen mit Respekt betrachtet wurden. Obwohl die Adelsprädikate in Rumänien bereits vor dem Ersten Weltkrieg abgeschafft worden waren, waren viele Bukowiner (auch Rumänen) stolz auf ihre in der alten Monarchie verliehenen Adelstitel wie Ritter, Baron, Graf usw. und ließen sie auf ihren Visitenkarten anführen. Die rumänische Herrschaft in der Bukowina war – ähnlich wie die österreichische – tolerant; wenigstens bis zu Beginn der dreißiger Jahre. Die Verwaltung versuchte die gegenüber rumänischen Verhältnissen überlegene Sozial- und Gesellschaftsstruktur in der Bukowina zu erhalten und davon zu pro-



fitieren. Ab 1933 begannen die nationalistischen Strömungen an Boden zu gewinnen, und es entstanden zunehmend Spannungen, welche die frühere Ruhe und Ausgeglichenheit störten und das Leben in Czernowitz, besonders in den folgenden Jahren bis 1940, erheblich erschwerten. Aber zu meiner Zeit – ich verließ Czernowitz 1934 – war die Situation in dieser Stadt noch friedlich und ruhig und ganz anders als in Siebenbürgen, wo andere historische und psychologische Voraussetzungen herrschten. Ich war von der Überlegenheit meiner Umgebung in Czernowitz gegenüber Targowischt überzeugt, obwohl ich darüber nicht ganz froh war und dies auch nicht zugeben wollte.

Manchmal kam es zwischen Rumänen und anderen Nationalitäten zu Meinungsverschiedenheiten, aber diese waren nicht ernst zu nehmen und dauerten nicht lange.

1932 endete das Hauptspiel zwischen den Fußballmannschaften Dragoş-Voda[6] (Rumänen) und Kosciuzko[7] (Polen) mit einer kurzen, aber heftigen Rauferei, wobei auch ich, der auf der rumänischen Seite stand, einige Hiebe abbekam, ohne zu wissen, warum. Dabei spielten bei Dragoş-Voda einige Polen in der Mannschaft mit.

Eine über Jahre in den Lokalzeitungen geführte Polemik zwischen zwei Czernowitzer Historikern, Th. Balan (mein Geschichtslehrer und Rumäne) und S. Zaloczïesky (Ukrainer), schien die ganze intellektuelle Bukowina zu entzweien. Zaloczïesky behauptete, daß der moldauische Fürst Stefan der Große aus dem 15. Jahrhundert nur altslawisch lesen und schreiben konnte.

Ich weiß nicht wie dieser Widerstreit beendet wurde, aber später hörte man nichts mehr darüber. Trotz der vorhandenen gegenseitigen Toleranz und der gemeinsamen Religion (griechisch-orthodox), liegen die Wurzeln latenter Spannungen zwi-

6 Dragoş Voda, der erste politisch anerkannte Herrscher des Fürstentums Moldau zwischen Dnjestr, Karpaten und Donau. Er kam nach dem Sieg gegen die Tataren im Jahre 1343 mit Hilfe des ungarischen Königs Ludwig dem Großen auf den Thron, als diese in gemeinsamen Kämpfen am Dnjestr in die Flucht geschlagen wurden.

7 Kosciuzko Tadeusz (1746–1817), polnischer Politiker und Kämpfer für die Unabhängigkeit seiner Heimat. Nach einem erfolglosen Aufstand gegen Rußland kam er in Gefangenschaft und blieb bis 1786 in einer Uralfestung eingekerkert. Danach emigrierte er in die USA, wo er weiter für die Freiheit seiner Heimat kämpfte. Er wird von den Polen als ihr größter Nationalheld betrachtet.

schen Ukrainern und Rumänen bereits in der Zeit der österreichischen Monarchie. Nach dem Ersten Weltkrieg bemühten sich die Ukrainer, einen eigenen, unabhängigen Staat zu gründen. Später scheiterte dieses Vorhaben, und die Ukrainer in Czernowitz waren froh darüber, daß die Bukowina Rumänien und nicht der kommunistischen Sowjetunion angegliedert worden war.

Zu meiner Zeit endeten in Czernowitz alle Auseinandersetzungen friedlich in der Bierhalle des Deutschen Hauses oder bei Pamula[8] oder im Restaurant Drăguleanu, wo Rumänen, Polen, Ukrainer, Deutsche und auch Juden ihre Versöhnungslieder in deutsch, rumänisch oder ukrainisch gemeinsam sangen. Es war ein Erbe des alten Österreich, das wußte, Menschen verschiedener Nationalitäten in der Bukowina tolerant zu behandeln, aber leider nicht überall im österreichisch-ungarischen Kaiserreich. Am besten läßt sich die Situation am Studentenleben in Czernowitz erkennen und beurteilen. Nur wenige Jahre nach der Gründung der Universität (1875) entstanden in Czernowitz mehrere Studentenverbindungen (Burschenschaften) nach dem Muster von Wien, Prag und Graz. Fast alle waren nach dem Heidelberger Modell organisiert und geführt. Alle waren national, konservativ, religiös und demokratisch und legten viel Wert auf Ehre, Kameradschaft, patriotische Gefühle, Anständigkeit, gegenseitige Hilfe und waren durch Respekt der Kirche, der Monarchie und der Universität gegenüber gekennzeichnet. Die meisten dieser Verbindungen waren schlagende Burschenschaften, in denen das Säbelfechten (Mensur) eine Selbstverständlichkeit war; die dabei erhaltenen Gesichtsnarben stellten Ehrenzeichen für das ganze Leben dar. Diejenigen, die das Studentenleben hinter sich hatten, blieben als Senioren weiter der Verbindung treu und unterstützten sie moralisch und materiell bis an ihr Lebensende. Eine gute Darstellung über die Czernowitzer Korporationen veröffentlichte vor kurzem Dr. R. Wagner.

So entstanden noch vor dem Ersten Weltkrieg zahlreiche Studentenverbindungen in Czernowitz, und zwar:

- deutsche: Arminia, Teutonia, Frankonia, Alemania, Saxonia und Suevia,

[8] Pamula – berühmtes Imbißrestaurant mit zahlreichen Sälen und Räumen für Stammgäste und Studentenverbindungen im Zentrum von Czernowitz in der Herrengasse (Strada Iancu Flondor). Es war früher Treffpunkt Intellektueller aller Nationalitäten in der Bukowina.



- rumänische: Arboroasa, Junimea, Dacia, Moldova und Bucovina,
- jüdische: Hasmonäa, Hebronia, Zephira, Dawidia, Humanitas und Heatid,
- ukrainische: Zaporoze, Czernomore und Sojus,
- polnische: Ognisko und Lechia.

Die jüdischen Verbindungen lebten im Konsens mit den christlichen und waren ebenso angesehen und respektiert. Der jüdische Sportverein »Makabi« war genauso bekannt und berühmt wie die deutsche Sportgemeinschaft »Jahn«. Bei allen öffentlichen Festen nahmen diese Burschenschaften in ihrer buntfarbigen Kleidung (Couleur) und mit Ehrensäbeln teil und bildeten einen Bestandteil des Czernowitzer Gesellschaftslebens. Beim ersten Besuch des rumänischen Königs Ferdinand I. in Czernowitz im Jahre 1922 marschierten die Studentenverbindungen in Couleur bei der damals abgehaltenen Parade vor dem Militär und begeisterten die ganze rumänische Obrigkeit. Der König[9] erklärte öffentlich, daß diese schöne und gesunde Tradition im Interesse einer patriotischen und anständigen Erziehung der Studenten weitergeführt werden solle.

Dieses Studentenleben war für Czernowitz spezifisch, da es in dieser Form an den anderen Universitäten Rumäniens kaum bekannt war. Auch in Klausenburg (Cluj) konnten sich die Studentenverbindungen in dieser Form wegen der Nationalitätenspannungen nicht entwickeln.

Infolge der Radikalisierung und des zunehmenden Antisemitismus in Czernowitz begann noch in den dreißiger Jahren das traditionelle Studentenleben zu zerfallen, und alle Verbindungen wurden 1938 während der Diktatur König Carols II. aufgelöst und deren weitere Tätigkeiten verboten. Mit der Eingliederung der Nordbukowina in die Sowjetunion im Jahre 1944 verschwanden sie für immer.

Als Schüler durfte ich keiner der Burschenschaften voll und offiziell beitreten. Als »Pro-Fuchs« kam ich mit 16 Jahren zur

[9] König Ferdinand von Hohenzollern-Sigmaringen (1916–1927) war während seines Studiums an der Universität Bonn Mitglied der schlagenden Verbindung »Germania« und zeigte viel Verständnis für das Studentenleben nach heidelbergischem Modell. Dies verhinderte aber nicht, daß sein Sohn König Carol II. 1938 alle Burschenschaften in Rumänien auflösen ließ und deren Tätigkeit gesetzlich verbot. In Deutschland wurden alle akademischen Burschenschaften nach dem Sieg des Nationalsozialismus 1934 verboten; ebenfalls in Österreich 1938 nach dem Einmarsch der Deutschen.

»Moldova«, wo ich einige Male Fechtunterricht erhielt, und zur »Junimea«, wo ich die Tanzschule besuchte. Mein Vater war anfangs etwas verärgert, da ich nicht zur »Dacia« ging, bei der er Gründungsmitglied war und seit 1903 als Senior mitwirkte.

Nach der Matura (1934) reiste ich aus Czernowitz nach Bukarest ab und konnte daher keiner Studentenverbindung mehr angehören.

### *Die Juden in der Bukowina*

Die österreichische Volkszählung von 1910 ergab in der Bukowina 103 000 Juden nach dem Religionsbekenntnis. Ein Teil davon kam aus Galizien, aber die meisten Juden waren vor der Jahrhundertwende aufgrund zahlreicher Verfolgungen aus Rußland geflüchtet. Eine rumänische Statistik von 1933 gab die Zahl mit knapp 200 000 an. Sie lebten meist in den Städten und größeren Marktgemeinden und vor allem in Czernowitz. Ähnlich wie bei anderen Nationalitäten gab es auch dort viele arme und nur wenige reiche Juden. In der Verwaltung, in der Armee, bei der Polizei, bei der Post oder bei der Bahn und in der Richterschaft waren nur selten Juden beschäftigt, und diese trugen meist rumänische Namen oder waren christlich getauft. Diese Tatsache war eine logische Folge antisemitischer Strömungen, die Jahrhunderte hindurch die Staatspolitik der meisten europäischen Staaten beeinflußt hatten, und die Donaumonarchie stellte trotz ihrer wohlbekannten Toleranz keine Ausnahme dar.[10]

In Czernowitz wurden die Juden nicht als Nation oder Menschen einer anderen Rasse betrachtet, sondern unterschieden sich nur durch ihre Religion. Mit dem Übertritt eines Juden zum Christentum hörte er »de jure« und »de facto« auf, Jude zu sein. Da viele Juden nach der Taufe ihre deutsch klingenden Namen behielten, wurden sie als Deutsche betrachtet und als solche in die Statistik aufgenommen. Nahm ein getaufter Jude einen rumänischen Namen an, so galt er als Rumäne; besonders dann, wenn er die Sprache auch gut beherrschte. Daher war der Antisemitismus in Rumänien weder rassisch noch national begründet, sondern nur religiös motiviert. Aus diesem Grunde ist die Bezeichnung »Antisemitismus« in der Bukowina sowohl während der k. u. k. Monarchie als auch während der rumänischen Zeit problematisch, da keine rassische Feindschaft gemeint war. Damals gab es in Czernowitz ein Privatgymnasium nur für Juden (Liceul Grigorowitza), das bereits während der Monarchie gegründet worden war. Die meisten Juden in Czernowitz zogen für ihre Kinder den Besuch des rumänischen oder des deutschen Gymnasiums vor, um die Sprache richtig zu erlernen. In meinem Gymnasium »Aron Pumnul« war nur ein kleinerer Teil der Schüler jüdischer Herkunft. Ich persönlich hatte unter ihnen einige gute Freunde, mit welchen ich auch später in Verbindung blieb. In Czernowitz gab es damals offensichtlich eine große jüdische Gemeinde, die aber gesellschaftlich in zwei Gruppen zerfallen war, die konträre Weltanschauungen hatten und untereinander nicht gut harmonierten.

Ein Teil der Juden wollte sich früher in Österreich und später in Rumänien anpassen. Man versuchte, durch Mischehen, durch Namensänderungen und durch Übertritt zum Christentum sich in die rumänische wie früher in die österreichische Gesellschaft zu integrieren, nicht nur um bessere berufliche Chancen zu erzielen, sondern auch aus Überzeugung und aus Liebe zur neuen Heimat. Die rumänische Regierung hatte diese Bestrebungen unterstützt, um die Romanisierung zu beschleunigen.

Diese Juden waren fleißige und begabte Menschen, deren Integrierung für Rumänien einen Gewinn bedeutete, und man hoffte damit, die Minoritätenprobleme besser zu bewältigen.[11]

Ein Teil der Juden in der Bukowina wollte oder konnte sich nicht integrieren; sie blieben konservativ und strenggläubig. Einige Intellektuelle und viele junge Studenten waren von der zionistischen Bewegung begeistert und hegten große Hoffnungen auf einen eigenen Staat Israel (das damals von den Englän-

[10] Der Antisemitismus in der k. u. k. Monarchie hatte wie überall auf der Welt wirtschaftliche Ursachen. Er war aber vom theoretischen Standpunkt aus religiös motiviert, um ihn moralisch rechtfertigen zu können. Juden durften bedeutende Staatsstellungen (z. B. Richter, höhere Offiziere und leitende Beamte) erst dann bekleiden, wenn sie zum katholischen Glauben übergetreten waren bzw. wenn sie sich taufen ließen. Im Gegensatz hierzu stellte die Religion im kaiserlichen Deutschland kein Hindernis dar; während des Ersten Weltkrieges finden wir Juden als höhere Offiziere, die auch oft die höchsten Tapferkeitsauszeichnungen erhielten.

[11] Rumänien vor 1918 kannte keine Minoritätenprobleme; das Altreich war ein homogener Staat, in dem nur fünf bis sechs Prozent Menschen anderer Nationalitäten und anderer Religionen lebten. Die Idee eines Nationalstaates bestimmte aber immer die rumänische Innenpolitik. Aufgrund dessen waren die Bestrebungen nach 1918, auch in den späteren Jahren genau wie heute, darauf gerichtet, die nichtrumänischen Mitbewohner zu romanisieren und zu integrieren.

dern verwaltete Palästina). Eine Niederlassung der jüdischen paramilitärischen Organisation »Haganah« entwickelte in den späten zwanziger Jahren eine bemerkenswerte Tätigkeit für eine Auswanderung nach Palästina, die auf Verlangen Großbritanniens 1931 eingeschränkt werden mußte. Aber nur wenige reiche Juden unterstützten damals diese Bestrebungen, da sie sich nicht exponieren wollten.

Auf dem Land lebten die Juden ziemlich isoliert, meist als Händler und Gastwirte, aber auch als Handwerker. Sie genossen kaum die Sympathie der christlichen Bevölkerung. Sie waren bemüht, sich korrekt zu verhalten, und mieden jeden Streit mit den Ortsbewohnern; außerdem waren sie sehr sparsam. Da das Kreditwesen auf dem Land noch nicht entwickelt war, pflegten die christlichen Bauern, Geld von den Juden gegen Zinsen auszuborgen. Das führte zu einer Abhängigkeit der Bauern von ihren Geldgebern. Es entstand Unzufriedenheit auf beiden Seiten, was zu unüberbrückbaren Spannungen führte. Die Juden waren als Flüchtlinge aus Rußland gekommen und waren anfangs unbeschreiblich arm. In fast allen Staaten Europas, so auch in Rußland, Österreich und Rumänien, wurde den Juden jahrhundertelang verboten, Grund und Häuser zu besitzen. Ebenso war ihnen die Gewerbeausübung sowie der Dienst in der Verwaltung oder beim Militär verwehrt. Als Grund wurde die Religion angegeben, aber die wirkliche Ursache lag im Neid der ansässigen Bevölkerung gegenüber den Eindringlingen, die als Flüchtlinge sehr fleißig und sparsam waren und eine Konkurrenz darstellten. Den Juden blieb nichts anderes übrig, als sich als Händler, Ärzte, Maler, Künstler und dergleichen zu betätigen. Zeitweise waren sie auch in diesen Berufen durch lokale Verordnungen behindert. Rumänien hatte sich bereits 1879 im Friedensvertrag von Berlin verpflichtet, allen im Staatsgebiet wohnenden Juden die vollen Staatsbürgerrechte zuzuerkennen. Die Durchführung dieses Gesetzes stieß im Inland auf den Widerstand der Bevölkerung und konnte auch 50 Jahre später nicht ganz vollzogen werden. Aus diesem Grunde hatten viele Juden die Integration vorgezogen, und zum Vorteil beider Seiten war dies auch erfolgreich gelungen.

Als die Rumänen die Bukowina eingliederten, besaßen die Juden in Czernowitz und in einigen Städten blühende Wirtschaftsbetriebe und waren auch im kulturellen Bereich erfolgreich tätig. Auf dem Land und in Gebirgsgegenden gab es kein jüdisches Haus und keinen jüdischen Grundbesitz. Daraus kann



man erkennen, daß die nicht getauften Juden sich auch in der toleranten Donaumonarchie nicht immer ihrer verbrieften Rechte erfreuten.

Auch zwischen den beiden Weltkriegen zeigten die Juden in der Bukowina unternehmerische Initiative, Organisationsfähigkeit, Sparsamkeit und Ausdauer und erzielten in der Wirtschaft unbestrittene Erfolge. Damit trugen sie sehr zum Wohlstand des Landes bei.

Auch im Kulturleben wie in Kunst, Musik, Architektur und Wissenschaft waren die Juden sehr tüchtig und riefen die Bewunderung, aber auch den Neid der anderen hervor. In den Mittelschulen, Gymnasien und an der Universität von Czernowitz waren auch jüdische Professoren tätig, und manche davon konnten als Wissenschaftler und Forscher Weltruf erlangen. Zu Beginn der dreißiger Jahre eroberte ein gebürtiger Jude aus Czernowitz, Josef Schmidt[12], durch seine einmalige warme Tenorstimme die Opernbühnen in Bukarest, Wien, Berlin, Dresden, Paris, Mailand und London. Viele jüdische Schriftsteller aus Czernowitz hatten Erfolg und wurden weltbekannt.

Da alle Juden deutsch sprachen und fast alle deutsche Namen trugen, wurden sie von den Rumänen als Träger der deutschen Kultur betrachtet. In Altrumänien standen sie während des Ersten Weltkrieges unter dem Verdacht, für Deutschland und Österreich zu viel Sympathie zu hegen und sogar für diese zu spionieren. Die meisten Rumänen konnten daher nicht verstehen, daß Hitler-Deutschland antisemitisch und gegen Juden eingestellt war.

Mit Politik wollten die Juden in der Bukowina nichts zu tun haben, und Versuche, eine eigene demokratische Partei durchzusetzen, blieben erfolglos. Die Juden waren auf alle größeren Parteien verstreut und hauptsächlich an Lokalpolitik interessiert. Sie wollten überall Freunde gewinnen und im Geiste der damaligen Zeit Vorteile erringen. Da die rumänische Verwaltung teilweise korrupt war, wußten die Juden ihre Wege durch großzügige Geschenke und Schmiergelder ähnlich wie die ande-

---

[12] Josef Schmidt (1904–1942) war einer der größten Sänger Rumäniens. Nach Verlassen seiner Heimat (1940) kam er als Flüchtling in die Schweiz, wo er 1942 in einem Internierungslager arm und krank starb. Der rumänische Staat ließ seine Gebeine nach dem Zweiten Weltkrieg nach Bukarest überführen, wo Schmidt ein Ehrengrab erhielt. Unvergeßlich bleibt seine allbekannte Melodie: »Ein Lied geht um die Welt«, die er selbst komponiert hatte.

ren für sich zu ebnen. Für die meisten Rumänen war die »Bakschisch-Wirtschaft« nur dann »skandalös und unerhört«, wenn ein Ausländer oder ein Jude mittat. Dadurch konnten die Neidgefühle sicherlich nur größer werden.

Auch in der Presse, in der sich die Juden als Reporter, Redakteure oder als Herausgeber betätigten, waren sie fleißig, geschickt und initiativ, aber nicht immer klug genug. Als die antisemitischen Strömungen sich in Czernowitz und in der Bukowina auszubreiten begannen, versuchten die Juden der gegen sie gerichteten Polemik durch leidenschaftliche Artikel in manchen Zeitungen so ungeschickt zu begegnen, daß die Spannung zum Nachteil der Juden immer größer wurde.

Einmal las ich in einer rumänischen Zeitung aus Czernowitz, »Glasul Bucovinei«, daß die meisten Juden Kommunisten seien und im Dienste der Sowjetunion stünden. In Rumänien hatten damals die Kommunisten wegen ihrer Verbindungen zur Sowjetunion, die als Feind Nummer eins der Rumänen zu betrachten war, einen schlechten Ruf, und somit war ihre Betätigung seit 1931 gesetzlich verboten. Ich zeigte diesen Artikel meinem Vater. Nachdem er ihn gelesen hatte, begann er zu lachen und sagte mir, daß so etwas für naive Leute geschrieben sei und sicherlich unsaubere politische Zwecke verfolge. Seiner Meinung nach würden die reichen Juden immer gegen den Kommunismus sein, da sie Kapitalisten seien oder die Hoffnung hätten, solche zu werden. Die armen Juden seien meist mit ihrer Religionsgemeinschaft so verbunden, daß sie keinesfalls den atheistischen Marxismus akzeptieren könnten. Aber es sei durchaus möglich, daß bei den Juden unter Studenten, schlechtbezahlten Fabrikarbeitern, erfolglosen Künstlern oder enttäuschten Journalisten sich auch Kommunisten befänden, aber sicherlich nicht mehr als bei Rumänen, Ukrainern oder Deutschen gleicher Kategorie. Die Behauptung, sie alle stünden im Dienste der Sowjetunion, war nach Meinung meines Vaters kindisch. »Die Russen sind sicherlich nicht so ungeschickt, ausgerechnet einen jüdischen Kommunisten, der bei uns ständig im Blickpunkt aller lebt, als Agenten einzusetzen.« Ich hörte der Belehrung meines Vaters aufmerksam zu und grübelte einige Zeit darüber nach; aber vieles blieb mir unklar. Er konnte mich nicht ganz überzeugen. Aber acht Jahre später mußte ich ihm recht geben.



## *Sommerferien 1933*

Nachdem ich auch das zweite Schuljahr in Czernowitz mit gutem Erfolg beendet hatte, erlaubten mir meine Eltern, im Sommer zu meinem Onkel nach Bârlad zu fahren, wo auch mein Großvater mütterlicherseits lebte. Am meisten freute ich mich über das Zusammensein mit meinem Cousin Alexander (Sandi), mit dem ich mich immer gut vertragen hatte; er wollte mir das Tennisspiel beibringen. Tennis war damals in Rumänien ein kostspieliger Sport, den sich nur Wohlhabende leisten konnten.

Die Reise von Czernowitz nach Bârlad dauerte damals mit der Bahn fast einen ganzen Tag, da ich zweimal umsteigen mußte. Im Zug wurde hauptsächlich von Männern viel diskutiert: natürlich über Politik und die außenpolitischen Ereignisse, die Weltwirtschaftskrise, die Arbeitslosigkeit, den Hitler-Wahlsieg in Deutschland. Die Spannungen im Fernen Osten zwischen China und Japan wurden nur gestreift, aber über die interne Politik wurde hitzig debattiert: die Wiederkehr des verbannten Thronfolgers Carol II., der letzte Regierungswechsel in Bukarest, die Finanzkrise, das Zunehmen des Antisemitismus, die Cuza-Organisation und die neue Rechtspartei »Eiserne Garde«. Ich hörte aufmerksam zu, beteiligte mich aber an diesen Diskussionen nicht, da ich erstens völlig uninformiert und zweitens viel zu jung und unerfahren war. Aber ich war interessiert, möglichst viel über die politischen Verhältnisse zu erfahren. Am meisten imponierte mir ein junger Volksschullehrer, der nicht nur über eine gewählte korrekte Sprache verfügte, sondern auch ein ruhiges und sicheres Auftreten hatte und in der Argumentation logisch und beschlagen war. Er war Mitglied der Eisernen Garde und erreichte viel Sympathie bei allen Diskussionsteilnehmern, die ihm letztlich recht geben mußten. Nach dem Aussteigen aus dem Zug half ich ihm beim Gepäcktragen und flüsterte ihm zu, daß mir seine Argumentationen gut gefallen hätten. Ich wollte aber mehr über die Eiserne Garde wissen. Er freute sich darüber und sagte mir, ich solle in Czernowitz im Gymnasium Kontakte mit dem örtlichen »FDC« suchen. Dies waren organisierte »Kreuzbruderschaften«, die aber in der Öffentlichkeit nicht auftreten durften, da Schülern jede politische Betätigung gesetzlich verboten war. Aus diesem Grunde war es nicht einfach, mit dem »FDC« Verbindung aufzunehmen. Die flüchtige Bekanntschaft mit diesem Lehrer war mein erster Kontakt zur Eisernen Garde im Juli 1933.

Der Aufenthalt bei meinem Onkel in Bârlad mußte zwangsweise von zwei auf vier Wochen verlängert werden. Verheerende Überschwemmungen und gewaltige Muren, die dieses Städtchen kurz nach meiner Ankunft heimsuchten, brachten durch die Anwendung eines Notstandsgesetzes auch für mich und meinen Cousin die Einsatzverpflichtung, mit Spaten und Schaufel beim Aufräumen von Schlamm und Schmutz mitzuarbeiten. Unsere Tennisstunden waren bereits nach wenigen Tagen ins Wasser gefallen. Etwa vier Stunden pro Tag mußten wir in der größten Sonnenhitze arbeiten und waren dabei stets von Mücken und Fliegen geplagt. Die Brücken waren alle weggerissen, die Bahn und das Telefon unterbrochen und die Straßen völlig unpassierbar. Erst nach einer Woche kam das Militär aus den umliegenden Garnisonsstädten zu Hilfe, und ein Pionierbataillon baute einige Notbrücken. Von den umliegenden Ortschaften kamen auch etwa zehn bis 15 junge Burschen und Studenten zu Fuß und wollten sich an den Aufräumungsarbeiten beteiligen. Sie wurden aber nicht zugelassen und von der Gendarmerie zurückgeschickt, es soll dabei zu Handgreiflichkeiten gekommen sein.

Hierzu gab uns mein Onkel folgende Erklärung: Diese jungen Burschen waren Mitglieder der Eisernen Garde und wollten tatsächlich helfen, aber sie marschierten wie die Soldaten, trugen Grünhemden und Parteiabzeichen und sangen ständig ihre patriotisch-politischen Lieder. Der Militärkommandant war davon begeistert und wollte sie zusätzlich neben den Soldaten einsetzen und in den Kasernen unterbringen und verpflegen. Der Bezirkshauptmann (Präfekt), dem die volle Verantwortung oblag, hatte dagegen schwere Bedenken: »Diese Leute nützen jede Gelegenheit aus, um Propaganda für ihre Organisation zu machen, sonst wären sie sicher ohne Grünhemden und Parteifahnen gekommen. Abgesehen davon, kann niemand wissen, ob sich nicht unter ihnen auch Diebe verstecken.« Als ihnen die Gendarmen auf Befehl des Militärkommandos den Zutritt zu den Arbeitsstätten verboten, kam es zu Auseinandersetzungen. So mußten die freiwilligen Helfer zurückmarschieren.

Mein Onkel fand die Entscheidung des Präfekten richtig, ich aber nicht. Er war von meiner Widerrede überrascht; ich aber konnte meine Meinung nicht richtig begründen. Warum sollte man von freiwilligen Arbeitskräften keinen Gebrauch machen? Diese freiwillige Arbeit war der bezahlten



oder der unter Zwang – wie bei den Soldaten – geleisteten Arbeit ebenbürtig und, abgesehen von der moralischen Betrachtung, auch billiger. Was ist schon dabei, wenn man als Ansporn zur freiwilligen Arbeit grüne Hemden anzieht und Fahnen mitführt? Über diese Frage sollte ich in den nächsten Jahren noch viel nachdenken. Mit meinem Onkel konnte ich nicht diskutieren, da er so wie meine Tante überheblich und rechthaberisch war. Mein junger Cousin hatte kein Interesse an Politik, und daher wollte er sich auch an der Diskussion nicht beteiligen.

Trotz karger Zeit lernte ich dort ein hübsches Mädchen namens Laura kennen; sie war Jüdin, zart gebaut, rothaarig und sehr lebhaft. Sie konnte sehr zärtlich sein, aber ich war ungeduldig und ungeschickt. Da sie die Liebe viel zu ernst nahm, wurde nichts daraus. Nach meiner Abreise vergaß ich die kurze Episode sehr schnell.

Von Bârlad fuhr ich zu meiner Mutter nach Targowischt, wo ich die restlichen Ferienwochen verbrachte. Dort kam ich mit meinen früheren Kollegen und Freunden zusammen. Sie alle waren ernsthafter geworden, gingen zusammen bei der Mühle im Fluß schwimmen und machten gerne Radausflüge. Wir lachten sehr viel, als wir uns an die Scherze und Dummheiten der früheren Jahre erinnerten. Leider war die Mutter meines Stiefvaters kurz davor verstorben, und das Haus auf dem Land, wo ich mich früher so gerne aufgehalten hatte, wurde verpachtet.

Selbstverständlich besuchte ich auch die Bohrungen in den umliegenden Ölfeldern und bewunderte die neuen Anlagen. Die Katastrophenbohrung von Moreni brannte schon lange nicht mehr. An ihrer Stelle war nun ein großer, mit Wasser gefüllter Krater, an dessen Oberfläche noch eine Ölschicht schwamm. Die Umgebung sah wie eine Mondlandschaft aus, damals ohne jegliche Vegetation. Ich träumte immer, daß ich einmal Ingenieur im Ölfeld sein würde; ich dachte ständig an die hohen Gehälter, die Weltreisen in die USA, den Nahen Osten, nach Südamerika, Borneo, Java usw. und schaute neidisch nach den Luxusautos, die die damaligen schlechten Straßen verstaubten.

Meine Halbgeschwister in Targowischt, die viel jünger waren als ich, wuchsen schnell heran. Mein Bruder bestand die Aufnahmeprüfung für das Kadettengymnasium, das ich nicht hatte besuchen wollen. Meine Schwester sollte in ein Pensionat nach

Jassy[13] kommen, das berühmt für die gute Ausbildung, aber auch für seine strenge Erziehung war. Beide waren brave Kinder und befolgten ohne Protest die Wünsche und Ratschläge der Eltern; sie verhielten sich nicht so widerspenstig und rebellisch wie ich. Ich fand auch Zeit, mit meinem Stiefvater verschiedene Probleme zu diskutieren. Er war sehr belesen, und obwohl er sich politisch nicht betätigte, wußte er über die politischen Verhältnisse genau Bescheid. Seine Meinung über die Juden war die gleiche wie die meines leiblichen Vaters. Ich versuchte, von ihm mehr über die Eiserne Garde zu erfahren, aber er lehnte ab, mit mir darüber zu sprechen, weil er mich unter keinen Umständen beeinflussen wollte.

### *Eingefangen*

In der letzten Gymnasialklasse in Czernowitz hatte ich drei gute Freunde:

- einen Rumänen namens Nicolau (Puiu), Sohn eines Artillerieobersten, der ebenfalls Offizier zu werden wünschte,
- einen älteren, eleganten und redegewandten Polen mit dem Namen Willy Porst, Künstlernatur, musikbegabt und ein typischer Schauspieler; wir nannten ihn im Spaß »Willy Forst«; und
- einen Juden, Paul Groß, eine Sportlernatur, immer sehr lustig und hilfsbereit. Wir nannten ihn »Itzig« oder »Rabbi«; er erzählte uns fast jede Woche einen neuen jüdischen Witz.

Alle drei nannten mich im Spaß »Lolo«. Infolge meines Sprachfehlers wiederholte ich manchmal beim Aussprechen meines Namens die erste Silbe, ich stotterte sie. Diesen Spitznamen trug ich auch in Targowischt in den ersten Gymnasialjahren.

Paul Groß verschaffte mir die Möglichkeit, eine kleine Beschäftigung zu bekommen; ich sollte einem Schüler der dritten Klasse in Mathematik, Latein und Rumänisch Nachhilfestunden

---

[13] Jassy (rumänisch Iaşi): eine große Stadt in der mittleren Moldau. Bis Ende des 16. Jahrhunderts war Jassy nur eine größere Marktgemeinde. Auf Wunsch der Türken mußten die rumänischen Herrscher 1565 ihre Hauptstadt Suczawa nach Jassy verlegen. Dort wurde 1833 auch die erste rumänische Universität gegründet. Obwohl 1859 nach der Vereinigung beider rumänischer Fürstentümer Bukarest die Hauptstadt Rumäniens wurde, blieb Jassy ein bedeutendes Kultur- und Handelszentrum; eine Funktion, die bis in unsere Tage reicht. Nach dem Ersten Weltkrieg zählte man bereits 110000 Einwohner, die Hälfte davon waren Juden. Es war kein Wunder, daß hier der Antisemitismus besonders stark war. Hier gründete Prof. A. C. Cuza seine christliche Liga und später Codreanu die Legion.



geben, dessen Vater ein angesehener Röntgenarzt in Czernowitz war. Als ich stolz meinem Vater davon erzählte, mahnte er mich, ich solle meine eigenen Aufgaben machen und das Lernen nicht vernachlässigen, um nicht bei der Maturaprüfung durchzufallen. Kurze Zeit danach verlor ich aus Unerfahrenheit und durch meinen Übermut diesen lukrativen »Job«. Ich hatte die Freundlichkeit der drei hübschen Assistentinnen des Arztes mißverstanden, und als ich versuchte, eine mit Gewalt zu küssen, wurde ich mit einer schallenden Ohrfeige bedacht, und darüber hinaus verzichtete der Arzt auf meine Hilfeleistung für seinen Sohn. Mein Freund Groß war aus diesem Grunde vorübergehend sehr verärgert, weil ich ihn blamiert hatte. Seine Eltern waren mit der Familie des Arztes befreundet, und das Mädchen, das mich geohrfeigt hatte, war die Verlobte seines älteren Bruders. So strenge Sitten herrschten damals in Czernowitz. Einige Wochen später versöhnte ich mich mit Paul, und die unangenehme Geschichte war vergessen. Mein Freund Willy Porst galt als Pole, aber seine Mutter war Deutsche, und er sprach fließend Deutsch. Eines Tages erzählte er uns unter dem Mantel der Verschwiegenheit, daß er einer »Hitlerjugend«-Schar beigetreten sei, da er deutsches Blut habe. Darüber lachten wir beide herzlich, da wir uns nicht vorstellen konnten, daß deutsches Blut sich von anderem wie rumänischem, ukrainischem oder jüdischem Blut unterscheiden konnte. Damals wurde in Czernowitz zum Entsetzen der alteingesessenen Deutschen und ohne Wissen der rumänischen Behörde eine Hitlerjugend-Organisation gegründet. Wie die Zeitungen später schrieben, wurde diese Organisation von deutschen Touristen in der Bukowina, in Siebenbürgen und auch in Bukarest ins Leben gerufen. Da die älteren Deutschen sowohl im Banat als auch in Siebenbürgen und in der Bukowina wenigstens anfangs eine ablehnende Haltung gegenüber dem Nationalsozialismus zeigten, mußte die Organisation zuerst bei den Kindern und Jugendlichen beginnen, die für Uniformen, Lieder und andere Propagandatricks empfänglicher waren. So kam Porst zuerst zur Hitlerjugend, später »freiwillig« zur SS – er fiel während des Krieges in Rußland. Interessant ist, daß Porst und Groß lange Zeit gute Freunde blieben. Groß und seine Familie verließen Rumänien noch 1940. Wohin, weiß ich nicht.

In einem Gespräch mit meinem Freund Nicolau erfuhr ich, daß er über die Eiserne Garde gut Bescheid wußte. Er begann mich darüber zu belehren, lieh mir viele Broschüren und Zeitungen zum Lesen und beschwor mich, darüber mit niemandem zu sprechen, auch nicht mit den Eltern. Einige Wochen später

lud er mich ein, einem Zusammentreffen beizuwohnen. Vorher wurde mir eingeschärft, Umwege zu benützen, alles geheimzuhalten und sehr pünktlich zu sein. Sollte es mir nicht gefallen, brauchte ich nicht mehr zu kommen, aber das müßte ich offen sagen; meine Schweigepflicht würde jedoch weiter bestehen. Meine Beweggründe waren anfangs keineswegs Überzeugung oder Begeisterung, sondern Neugierde und die Freundschaft zu meinem Kollegen Nicolau.

Die Zusammenkünfte erfolgten einmal in der Woche und dauerten selten länger als eine Stunde. Es kamen acht bis zwölf Schüler zusammen – alle zwischen 16 und 18 Jahre alt –, die das »Nest« (»Cuib«) bildeten, ähnlich wie bei den Kommunisten die »Zelle«. Mit der Führung des Nestes war ein älterer Student beauftragt, der auch die freiwilligen Beiträge sammelte und weiterleitete. Wir trafen an entlegenen Plätzen, in Parkanlagen, in verlassenen Fabriken, in den Auen oder bei schönem Wetter in den Wäldern um Czernowitz zusammen; und immer stand einer Wache. Alle Nester einer Schule bildeten die »Kreuzbruderschaft« als Organisation der betreffenden Schule (FDC). Die Belehrung bestand in der Erläuterung einiger Grundsätze: Die Eiserne Garde war nur nach außen hin als politische Partei legitimiert; sie war lediglich eine Erziehungsschule mit dem Ziel, den Menschen zu ändern. Die Rumänen hatten zu dieser Zeit den Ruf, korrupt, feige, faul und oberflächlich zu sein. Unsere Vorfahren – die Römer – waren anders. Die Menschen mußten wieder anständig, ehrlich, mutig, fleißig, ordnungsliebend und gute Christen werden. Da mit alten Leuten nicht mehr viel anzufangen war, mußte man bei den Kindern und Jugendlichen beginnen; deshalb diese Erziehung. Die politische Organisation »Eiserne Garde« hatte nur die Aufgabe, mit der Politik im Kontakt zu bleiben, bis »wir soweit sind«. Die Eiserne Garde[14] hatte

[14] Eiserne Garde im Parlament, unter dem Namen »Gruppe Corneliu Zelea Codreanu« stellte sich die Eiserne Garde zum erstenmal (1. Mai 1931) in acht Bezirken (Judeţe) in der Moldau und der Bukowina zu den Parlamentswahlen. Sie erhielt 1,05 % aller Stimmen und kein Mandat. Später, bei den Wahlen vom 17. Juli 1932, beteiligte sich die Eiserne Garde erneut und stellte in 26 Bezirken ihre Leute auf; sie konnte 2,37 % aller Stimmen erhalten und mit fünf Abgeordneten ins Parlament einziehen. Für die Wahlen vom 20. Dezember 1933 durfte die Eiserne Garde keine Kandidatenliste aufstellen, da sie durch den Regierungserlaß von I. G. Duca verboten wurde. Unter dem Namen »Alles fürs Vaterland« (Totul pentru Ţara) stellte sich die Eiserne Garde am 20. Dezember 1937 zum letztenmal den Parlamentswahlen; diesmal in allen Bezirken Rumäniens. Sie erhielt 15,58 % aller ab-



damals nur fünf Nationalräte im Parlament.[15] Oberster Chef war der junge Rechtsanwalt C. Z. CODREANU, der als unser »Kapitän« bezeichnet wurde. Die Gesamtorganisation hieß »Legion Erzengel Michael«, und deren ältere Mitglieder nannten sich »Legionäre«. Bei Belehrung und Information gab es keinerlei Diskussionen: »Es ist so und nicht anders«; oder »Wer es heute nicht versteht, wird es morgen oder übermorgen verstehen müssen«. »Es gibt nichts zu beweisen, sondern zu glauben; wer nicht an unseren Kapitän glaubt, braucht nicht bei uns zu bleiben.«

Es herrschte eine strenge Disziplin und ein durchaus militärischer Geist. Die Zusammenkünfte wurden mit einem Gebet eröffnet und mit einem Gebet geschlossen. Auch sangen wir, je nach Möglichkeit, patriotische Lieder und Legionärslieder, die für die Eiserne Garde extra komponiert worden und schön und melodiös waren; damit konnte man die Gemüter besonders bei den Kindern und Jugendlichen anheizen. Rumänen sind im allgemeinen sehr begeisterungsfähig und ähnlich wie alle romanischen Völker leicht zu beeinflussen.

Während eines Zusammentreffens im November lernte ich den Chef der Kreuzbruderschaften in der Bukowina, einen jungen Anwalt namens Filon Lauric, kennen. Ich erfuhr, daß in der Bukowina fast in allen Mittelschulen und Gymnasien ähnliche Kreuzbruderschaften bestanden, die zusammen etwa 1000 Mitglieder hatten. Propaganda wurde nur von Mensch zu Mensch betrieben, und jeder Neueintretende mußte später ein neues Mitglied werben. Langsam lernte ich auch die Terminologie der Eisernen Garde. In der Anrede verwendete man vor dem Namen immer das Wort »Kamerad«, und alle waren untereinander per »du«. Nur bei wesentlich älteren Mitgliedern war die Anrede »Herr« (Domnul) oder »Bădie« (Onkel). Der allerhöchste

gegebenen Stimmen und wurde die drittstärkste Partei. Das Parlament, in welches die Legionäre mit 66 Abgeordneten und 13 Senatoren einziehen sollten, wurde vom König nicht mehr einberufen, und die Wahlen wurden annulliert.

[15] Die rumänische Nationalversammlung umfaßte damals, laut Verfassung von 1923, zwei Parlamentskammern: das Abgeordnetenhaus (Camera deputaţilor) mit 387 Sitzen und den Senat mit 165 Sitzen. Die regierende Partei mußte mindestens 40 % aller Stimmen auf sich vereinigen. Der Mindestanteil waren zwei Prozent; eine Partei, die unter dieser Grenze blieb, erhielt keinen Parlamentssitz. Ansonsten war wie überall die Wahlarithmetik kompliziert, und die kleinen Parteien fühlten sich immer ungerecht behandelt, da sie für ein Mandat mehr Stimmen benötigten als die großen Parteien.

Chef wurde mit »Kapitän« (Căpitanul) angeredet. Die Mitglieder der Eisernen Garde konnten erst nach einer Bewährung von ein bis zwei Jahren die Bezeichnung »Legionär« führen. Auch drei Offiziersränge (Grade legionare) wurden von Codreanu eingeführt: »Ausbilder« (Instructor legionar), »Vizekommandant« (Comandant ajutor) und »Kommandant (Comandant legionar). Im Jahre 1937 führte Codreanu den noch höheren Offiziersrang »Kommandant der guten Verkündigung« (Comandant al bunei vestiri) ein. Auch eine Tapferkeitsmedaille »Weißes Kreuz« (Crucea albă) wurde von Codreanu eingeführt, obwohl nach rumänischem Gesetz die Verleihung von Ehren-, Verdienst- und Tapferkeitsauszeichnungen dem König vorbehalten war.

Mein Freund, Puiu Nicolau, gestand mir später, daß er bereits ein Jahr früher die Aufgabe erhalten hatte, mich zu beobachten und zu »bearbeiten«, damit ich in die Kreuzbruderschaft aufgenommen werde. Wie sich seine Tätigkeit weiterentwickelte, weiß ich nicht. Nach der Matura kam er in die Artillerieschule von Craiova und wurde Offizier. Zwei meiner Kreuzbrüder wurden später Priester und leben heute in Kanada. Von vier anderen aus unserer Klasse konnte ich nichts in Erfahrung bringen.

Meine Tätigkeit in der Eisernen Garde nahm auch zu Hause viel Zeit in Anspruch, da ich zahlreiche Bücher lesen mußte, um darüber referieren zu können. Das waren kurzgefaßte Broschüren im Sinne der Eisernen Garde über Mahatma Gandhi, über japanische Samurai-Helden, über den italienischen Faschismus, über die arabischen Befreiungskämpfe gegen die Engländer und selbstverständlich Werke gegen den Kommunismus, gegen den Kapitalismus, gegen den Sozialismus, gegen das Judentum, gegen die Freimaurerei und dergleichen. Da ich für die immer näher kommende Maturaprüfung viel lernen mußte, blieb mir für Sport, Unterhaltung und andere Späße keine Zeit. Ich mußte meine Leistung steigern und die Zeit rationeller einteilen. Und diese Situation sollte sich bei mir auch in den späteren Jahren nicht ändern.

In meinem Leichtsinn spürte ich kaum, daß ich langsam in ein festes Netz eingefangen wurde.





Mitte November teilte mir Nicolau mit, daß ich in unserem Nest der einzige sei, der noch keinen Eid abgelegt hätte. Demnächst werde es soweit sein, wenn ich es mir inzwischen nicht anders überlegen würde. Da ich nicht mehr zu überlegen brauchte, wurde ich in einer frostigen Novembernacht in den »Horecea«-Wald bei Czernowitz geholt. Versammelt waren etwa 30 Kameraden, von denen einige auch den Eid ablegen sollten. Zugegen waren unsere Chefs der Kreuzbruderschaften der Bukowina, Lauric, ein junger Priester, zwei Fahnenträger und auch der oberste Chef aller Kreuzbruderschaften Rumäniens, Mihail Stelescu. Mir fiel auf, daß die mitgebrachte rumänische Fahne – mit den Farben Blau, Gold, Rot – oben nicht die übliche königliche Krone trug, sondern ein schwarzlackiertes Holzkreuz. Außerdem trug die Fahne im gelben Mittelfeld das schwarze Symbol der Eisernen Garde; ein Gitter aus sechs Linien, gekreuzt mit neun Knotenpunkten. Dieses Gitter sollte die vergitterten Fenster der Gefängniszellen darstellen. Kurz vor Mitternacht las der Priester einige Gebete und das Evangelium. Danach wurde jeder einzelne gerufen und mußte die von Stelescu vorgesprochene Schwurformel mit der Hand an der Fahne wiederholen. In seiner danach gehaltenen kurzen Rede sagte Stelescu, daß wir ab nun mit dem »Kapitän« und der »Legion« für immer verbunden seien und immer bereit sein müßten, in der Eisernen Garde unserer Heimat bedingungslos zu dienen, daß wir dafür nie eine Belohnung verlangen und glücklich sein müßten, alles zu opfern. Am Ende schloß er mit den bekannten »Codreanu«-Worten: »Sollte einmal einer von euch an die Gerechtigkeit und den Sieg unseres Kampfes nicht mehr glauben, so darf er es offen sagen und sich zurückziehen, aber ohne Verrat zu begehen; wir werden ihm dafür nicht böse sein.«[16]

---

[16] Verrat war fast in allen Legionärskreisen ein psychologisches Trauma, das schwer zu bekämpfen war. Im Verlauf der rumänischen Geschichte kam der Verrat immer wieder vor, und viele tapfere Fürsten und Heeresführer wurden durch Verrat ihrer eigenen Leute zu Fall gebracht. Die rumänische Sicherheitspolizei (Siguranța) versuchte immer, Informationen durch Einschleusen von Agenten in die verschiedenen Organisationen der Eisernen Garde zu erhalten. Die Angst vor Verrätern und Berufsagenten war bei den Legionären besonders groß. Später während der Verfolgungszeiten (1934/35 und 1938/39) wurde diese Angst durch ein übertriebenes Mißtrauen so groß, daß jede Vernunftsgrenze überschritten und die Tätigkeit der Bewegung daher völlig lahmgelegt wurde.

Spätnachts kam ich nach Hause. Czernowitz schlief, bis auf einige Imbißstände und Nachtlokale; auf gutbeleuchteten Straßen gab es nur selten Fußgänger. Mein Vater war zu Verwandten aufs Land verreist, und meine Stiefmutter dachte sicherlich, daß ich mit irgendeinem Mädchen zusammen war.

Bei der nächsten Zusammenkunft unseres Nestes erfuhr ich, daß im Dezember Parlamentswahlen stattfinden würden und die Eiserne Garde in 34 Bezirken (Judeţe) Kandidatenlisten aufstellen werde. Man befürchtete, daß die Regierung versuchen würde, die Teilnahme der Eisernen Garde an den Wahlen zu verhindern.[17]

Wir, die Kreuzbrüder, durften uns nicht an der Wahlpropaganda beteiligen und mußten weiterhin in der Verborgenheit bleiben. Aber wir sollten, soweit wir konnten, den Kampf mit Geld unterstützen sowie Kurier- und Transportdienste übernehmen. Falls unsere Väter oder wahlberechtigten Brüder[18] sich für die eine oder andere politische Partei noch nicht entschieden hätten, sollten wir vorsichtig versuchen, mit ihnen über die Eiserne Garde und ihre Ziele zu sprechen, aber in keinem Fall darüber streiten. Vielleicht würde es uns gelingen, auf diese Weise den einen oder anderen davon zu überzeugen, seine Stimme der Eisernen Garde zu geben.

---

[17] Die Regierung Duca erklärte die Eiserne Garde kurz vor den Wahlen am 20.12.1933 als verfassungswidrig, und sie durfte keine Kandidatenlisten aufstellen.

[18] Wahlrecht: Bis zum Zweiten Weltkrieg hatten in Rumänien nur die Männer aktives und passives Wahlrecht. Für das Abgeordnetenhaus waren das vollendete 21. Lebensjahr und für den Senat das vollendete 28. Lebensjahr erforderlich. Militärs, Richter und Staatsanwälte besaßen kein Wahlrecht. Ebenfalls durften Vorbestrafte, Geisteskranke und Unmündige nicht wählen. Ausländer konnten erst nach dem dritten Jahr nach Verleihung der rumänischen Staatsbürgerschaft ihr Wahlrecht ausüben, vorausgesetzt, daß sie in Rumänien ihren ständigen Wohnsitz hatten. Die Abgeordneten aller mitlebenden Volksminderheiten waren bezüglich ihres Wahlrechtes den Rumänen gleichgestellt.
Für das Wahlrecht der Frauen setzten sich die Sozialisten, die Kommunisten und die Eiserne Garde schon immer ein. Die politische Gleichstellung der Frauen hatte bereits Codreanu 1932 im Parlament verlangt und unterstützte damit das Hauptanliegen des »Verbandes Rumänischer Frauen« (Asociaţia femeilor române). Die meisten rumänischen Politiker waren damals absolut dagegen und wollten die Frauen unbedingt von der Politik fernhalten.





Aus Gründen, die ich später erläutern werde, wurde die Eiserne Garde durch einen Regierungserlaß Anfang Dezember 1933 verboten und ihre Tätigkeit sowie jede Beteiligung am politischen Leben in Rumänien untersagt. Um den Zweck und die Folge dieser Maßnahme besser zu verstehen, möchte ich das Bild der damaligen politischen Zusammenhänge[19] in Rumänien kurz schildern.

Nach dem Rücktritt der »Vaida-Voevod-Regierung« löste König Carol II. das Parlament auf und beauftragte den Vorsitzenden der Liberalen Partei, I. G. Duca, mit der Bildung einer neuen Regierung. Neue Parlamentswahlen sollten bereits Ende Dezember 1933 stattfinden. Die Bukarester Regierung war damals mit großen Schwierigkeiten im In- und Ausland konfrontiert. Sie hoffte aber, ohne den Zwang zu einer Koalition eine ausreichende Mehrheit im Parlament zu erreichen, um die notwendig gewordenen, aber unpopulären Gesetze zu verabschieden und sie danach zu verwirklichen.

Die Weltwirtschaftskrise hatte sich seit 1929 weltweit ausgebreitet, und deren Wunden waren 1933 noch nicht geheilt. Vor allem war die Finanzlage sehr schwierig, und der Staatshaushalt wies seit 1930 jeweils Defizite aus. Die Marktpreise für Rohöl, Getreide und Holz, die 90 Prozent des Exportwertes bildeten, fielen gewaltig, und demzufolge konnte man auch die notwendigsten Importe nicht mehr finanzieren. Obwohl die Staatskassen leer waren, kamen von überall unaufhörlich Geldwünsche. Als vorrangig betrachtete man damals die Modernisierung der Eisenbahnen, den Bau fester Hauptstraßen, die Erneuerung und Vergrößerung der Hafenanlagen an der Donau und am Schwarzen Meer, die Modernisierung von Landwirtschaft und deren Infrastruktur, den Ausbau des Fremdenverkehrs, Krankenhaus- und Schulbauten usw. Um die Wirtschaft anzukurbeln, fehlte es überall an Kapital. Dabei hatte Rumänien damals bei weitem nicht so viele Arbeitslose wie die Industriestaaten im Westen. Die Gesamtsituation in den vorangegangenen Jahren in

---

[19] Die hier von mir geschilderte Situation stellt meinen heutigen Standpunkt dar, den ich jetzt nach reifer Überlegung ohne jegliche leidenschaftliche Nostalgie vertrete. Selbstverständlich dachte ich damals ganz anders und glaubte nur das, was mir die älteren Mitglieder der Eisernen Garde erzählten.

Rumänien war überhaupt schlecht. Die Eisenbahner, die Bergarbeiter und die Postbeamten streikten. Die Armee, die damals museumsreif ausgerüstet war, verlangte moderne Waffen. Die Dürrekatastrophen der Jahre 1931 und 1932 in Bessarabien und Südrumänien brachten in vielen Dörfern eine Hungersnot und forderten Sofortmaßnahmen. Die Verwaltungsbeamten waren schlecht bezahlt, und die Korruption nahm einen immer größeren Umfang an. Professor Madgearu, ein anerkannter Wirtschaftsfachmann und früherer Finanzminister in der Bukarester Regierung, schätzte damals den dringenden Kapitalbedarf Rumäniens auf zehn bis zwölf Milliarden Dollar. Da eine Kapitalbildung im Inland in einem nur sehr bescheidenen Ausmaß möglich war, bestand die einzige Hoffnung, dieses Geld aus dem Ausland in Form von langfristigen Krediten zu bekommen. Um günstige Bedingungen für eine Auslandsanleihe zu erhalten, mußte Rumänien in erster Linie zeigen, daß im Inland Ruhe und Stabilität herrschten und daß diese durch außenpolitische Ereignisse nicht leicht gestört werden konnten.

Die politische Situation in Europa war damals von vielen Unsicherheitsfaktoren und von Pessimismus gekennzeichnet. Hitler, der Anfang 1933 in Deutschland an die Macht gekommen war, drohte, die 1919/20 abgeschlossenen Friedensverträge nicht anzuerkennen (Saarland, Danzig usw.). Die Politik Mussolinis in Italien war undurchsichtig und imperialistisch eingestellt, und in Spanien herrschten derart labile Verhältnisse, daß sie bald in einen Bürgerkrieg ausarteten. In Österreich, wo die Diktatur der Regierung Dr. Dollfuß herrschte, kam es oft zu gefährlichen Ausschreitungen der Nationalsozialisten, die bald zu Dollfuß' Ermordung führten (25.7.1934). In Jugoslawien wuchsen ständig drohende Spannungen zwischen den verschiedenen Nationalitäten (Serben, Kroaten, Slowenen usw.), die später die Ermordung König Alexanders I. (9.10.1934) verursachten. In dieser Situation meldeten die Ungarn und die Bulgaren ihre Territorialansprüche an Rumänien und Jugoslawien an. Die Sowjetunion wünschte ebenfalls die Rückgabe Bessarabiens von Rumänien und größere Gebietsabtretungen von Polen, aber vorläufig nur in friedlicher Form.

Rumänien hatte damals einen hochbegabten Außenminister, N. Titulescu, der sich einige Jahre auch als Präsident des Völkerbundes in Genf auszeichnete. Er genoß das Vertrauen aller politischen Parteien Rumäniens – ausgenommen das der Kommunisten und der Eisernen Garde. Er sollte auch in der »Duca-Re-



gierung« mitwirken. Ihm war es zu verdanken, daß der Internationale »Meerengen-Vertrag« von Montreux 1936 vorteilhaft für Rumänien ausfiel, indem ein Konsens und eine wirtschaftliche Kooperation mit anderen Balkanländern erlangt wurden (Inţelegerea Balcanică). Weiterhin wurde auch ein Vertrag zur gegenseitigen Hilfe mit Polen abgeschlossen.[20] Im Auftrag der Regierung gab Titulescu 1936 die Gesprächsbereitschaft Rumäniens mit der Sowjetunion bekannt, um alle strittigen Probleme am grünen Tisch zu erörtern. Er wurde aber im Parlament von der Opposition niedergestimmt und von den rumänischen Zeitungen stark angegriffen. Die Kommunistische Partei Rumäniens, die damals schwach und bedeutungslos war, mißtraute der Außenpolitik Titulescus, die sich ihrer Ansicht nach zu kapitalistisch, zu weit nach dem Westen und zu wenig nach dem Osten orientiert zeigte. Als 1932 die Eisenbahner der Zentralwerkstätten in Bukarest – teilweise von Kommunisten aufgehetzt – streikten und der Verkehr zu erlahmen drohte, unterstützte Codreanu als Parlamentsabgeordneter der Eisernen Garde die Wünsche der Arbeiterschaft, die er als berechtigt betrachtete. Als danach die damalige Regierung Rumäniens die Tätigkeit der Kommunistischen Partei durch ein Parlamentsgesetz als verfassungswidrig verbot, enthielten sich die fünf Abgeordneten der Eisernen Garde der Stimme. Einige Wochen später wurden mehrere Kommunistenführer verhaftet und in Schauprozessen wegen Revolutionsvorbereitung und Landesverrats teilweise zu hohen Freiheitsstrafen verurteilt. Nur wenige von ihnen konnten in die Sowjetunion flüchten.

Damit wurde die Agitation der Kommunisten vorläufig beendet, und die In- und Auslandspresse konnte die Ausschaltung dieses Störfaktors in Rumänien melden. Es blieb noch das Problem der Eisernen Garde, das nun die liberale Regierung unter Duca lösen sollte. Die früheren Regierungen hatten die Dynamik und die erfolgreiche Beeinflussung aller Volksschichten durch die intelligente und gezielte Propaganda der Eisernen Garde weitgehend unterschätzt. Leitende Persönlichkeiten dieser Bewegung sowie Codreanu selbst hatten bis dahin noch kein festumrissenes Programm verlautbart, ausgenommen die Erziehung junger Menschen. Aber manche Äußerungen in der Öffentlichkeit und einige ungewöhnliche, radikale Erklärungen ga-

[20] Als am 1. September 1939 die deutschen Truppen in Polen einfielen, hielt die Bukarester Regierung diesen Vertrag aus formellen Gründen nicht ein.

ben Anlaß genug zu großen Sorgen für alle bürgerlichen Parteien Rumäniens, wie z. B.:

- die Parlamentsdiskussionen sind unnötig und teuer, gehören daher abgeschafft (Cărticica şefului de cuib – 1933);
- Rumänien braucht keine Auslandskredite; diese führen zum Ausverkauf des Vaterlandes. Mit allseitiger Opferbereitschaft und Eintracht können aber alle wirtschaftlichen und finanziellen Schwierigkeiten überwunden werden.
- Jedes Gespräch mit der Sowjetunion hinsichtlich Bessarabiens oder mit Ungarn betreffend Siebenbürgen ist ein Verrat an unseren Toten im Weltkrieg;
- man müßte radikale Maßnahmen gegen die Entfremdung der Industriebetriebe ergreifen und gegen die Bereicherung der eigenen und fremden Kapitalisten vorgehen; usw.

Alle bürgerlichen Politiker hatten damals mehr Angst vor der Eisernen Garde als vor den Kommunisten, die als erledigt betrachtet wurden. Es war allen klar, daß der Weg der Eisernen Garde zu einer Diktatur nach dem Muster von Mussolini oder Hitler führen mußte. Man beschuldigte die Kommunisten, sie seien von Moskau finanziert und gesteuert worden, und man habe durch die Tätigkeit der internationalen »Kominform« gewisse Beweise dafür. Aber konnte nicht auch die Eiserne Garde ein ferngelenktes Werkzeug Deutschlands oder Italiens sein? Manche glaubten daran und fanden es auch selbstverständlich; aber beweisen konnte man es niemandem, da es eine solche Abhängigkeit nie gab.

### *Die Unruhe wächst*

Hier möchte ich die unheilvolle Rolle der damaligen rumänischen Presse anprangern, die wie immer sensationssüchtig, rücksichtslos und, ohne die Folgen zu überlegen, durch Zweckmeldungen auf den ersten Seiten der Tageszeitungen sowie durch Sonderausgaben ihre Umsätze unbedingt steigern wollte. Nach der Verfassung war die Presse frei, aber in ihrer Ausübung fühlten sich die Journalisten, ähnlich wie heute in der freien Welt, keineswegs von moralischen Grundsätzen oder auch Pflichten in ihren Äußerungen eingegrenzt. Ich kann mich an einige Schlagzeilen wohl erinnern (alle mit Fragezeichen), wie z. B.:

- »Bereitet die Eiserne Garde einen Staatsstreich vor?«
- »Lehrt Codreanu die Kinder, mit Revolvern umzugehen?«
- »Führen die Legionäre regelmäßig in den Wäldern um Bukarest Schießübungen durch?«



- »Bildet die Eiserne Garde Todesschwadronen (Echipa morţii)?«

Solche Sensationsberichte führten zur Verunsicherung der Menschen und zur Panik bei anderen politischen Parteien und auch bei den Juden. Die Legionäre glaubten, daß die Zeitungen von der jüdischen Finanz gesteuert waren, um solche Meldungen zu bringen. Heute bin ich überzeugt, daß nur das Streben nach Umsatzsteigerung und nach mehr Gewinn die rumänischen Zeitungen veranlaßte, solche sensationellen Schlagzeilen zu bringen. Die Anwälte der Eisernen Garde strengten gegen solche Zeitungen ständig Prozesse an, die immer zu einem Dementi führten. Auch die gegenseitige Zerfleischung der bürgerlichen Parteien brachte eine Verunsicherung der Wähler mit sich, die nicht mehr wußten, was sie glauben sollten.

Seit Anfang Oktober 1933 versuchte die rumänische Regierung in Paris und London eine große Anleihe zu günstigen Bedingungen zu bekommen. Alles wurde aber von der Gewährleistung einer politischen Stabilität im Inland und vom Abbau der Spannungen mit den Nachbarn Rumäniens abhängig gemacht.

Die rumänische Presse und danach auch die ausländischen Zeitungen hörten bewußt oder unbewußt nie auf, den Teufel an die Wand zu malen, und erschwerten damit die Arbeit der rumänischen Unterhändler im Ausland. Auch seriöse bürgerliche Zeitungen in Bukarest wie »Universul« und »Curentul« machten insofern fleißig mit, als sie stets vor der Gefahr einer Rechtsdiktatur warnten. Dadurch riefen sie, ohne es zu wollen, Bedenken bei den ausländischen Geldgebern hervor, die dann noch höhere Zinsen und größere Garantien verlangten. Einer der intelligentesten Journalisten Rumäniens, Pamfil Şeicaru, Herausgeber der Tageszeitung »Curentul«, mußte später zugeben, daß er damals unbewußt gegen die Interessen Rumäniens gehandelt hatte. Der rumänischen Regierung blieb nichts anderes übrig, als die Pressezensur weiter zu belassen. Die antisemitischen Zeitungen und die der Eisernen Garde, die stets besonders gegen Auslandsanleihen und fremde Geldgeber eiferten, wurden auf vier Wochen eingestellt. Danach folgten gegen diese Regierungsmaßnahmen große Studentendemonstrationen an allen Universitäten (auch in Czernowitz). Dabei wurden Fensterscheiben jüdischer Zeitungsverlage sowie jüdischer Geschäfte zerschlagen und deren Waren auf die Straße geworfen. Bei den Zusammenstößen mit der Polizei wurden einige Studenten und Beamte verletzt. Zur Beruhigung der Studenten hielt der Regierungschef I. G. Duca eine Radiorede, die nicht nur unklug

war, sondern auch provokant wirkte. Er riet den Studenten, sie sollten viel lernen, etwas werden und sich erst dann mit der Politik beschäftigen. Sie sollten sich nicht von Söldnern fremder Staaten beeinflussen lassen, die sicherlich nicht das Wohl der Heimat wünschten. Duca versprach in seiner Rede, Ruhe und Ordnung im Staate unter allen Umständen zu wahren, und bat alle vernünftigen Menschen, zu helfen, um »den Halunken, den Verrückten und den Heimatverrätern« das Handwerk zu legen und sie unschädlich machen zu können. Anfang Dezember kam es in der Universitätsstadt Jassy zu einem schweren Vorfall. Infolge einer Anzeige bei der Staatsanwaltschaft mußte die Polizei eine Hausdurchsuchung im Studentenheim (Râpa Galbenă) vornehmen. Die Studenten (vorwiegend Legionäre) ließen sich das nicht gefallen und lieferten den Ordnungskräften eine regelrechte Schlacht. Es wurden Pläne und Hinweise für die Entführung einiger Gegner der Eisernen Garde sichergestellt, aber es wurden keinerlei Waffen gefunden. Etwa 30 Studenten wurden festgenommen und bei der Staatsanwaltschaft angezeigt. Der Untersuchungsrichter mußte nach wenigen Tagen feststellen, daß das Ganze nur ein Machwerk böser und dummer Intriganten war, und enthaftete sofort alle. Aber die Studenten hätten sich nicht gegen die Hausdurchsuchung der Ordnungskräfte stellen dürfen; da sie es taten, sollten sie später vor ein Gericht gestellt werden. Bei dem Prozeß stellte sich heraus, daß jene Studenten, die zuerst gegen die Polizei losgeschlagen hatten, keine Mitglieder der Eisernen Garde waren, sondern gedungene Agenten der Regierungspartei und einer bekannten Lokalzeitung. Es wurden nur kurze bedingte Arreststrafen verhängt, und der Polizeichef von Jassy fühlte sich blamiert und frustriert.

Je näher der Wahltermin rückte, desto heftiger wurden die Spannungen zwischen der Eisernen Garde und der Regierungspartei. Sollte Codreanu bei den Wahlen zwölf bis 15 Parlamentssitze erzielen, so wäre die absolute Mehrheit der Liberalen in Frage gestellt, und damit wäre dem Ausland der beste Beweis der Unsicherheit im Lande geliefert. Die Nervosität bei den führenden Politikern der Regierungspartei nahm ständig zu, besonders dann, als die Tageszeitung »Dimineaţa« (Morgenblatt) der Eisernen Garde 20 bis 25 Abgeordnete prophezeite. Mit der stillschweigenden Zustimmung des Königs, aber ohne Parlamentsbeschluß, löste die Regierung durch einen Ministerialerlaß die Eiserne Garde auf, erklärte sie als illegal – so wie die Kommunistische Partei 1931 – und verhinderte somit ihre



Kandidatur bei den nächsten Parlamentswahlen. Alle Oppositionsparteien, einschließlich der Sozialdemokraten, legten dagegen Protest ein, aber zugleich erklärten sie sich einverstanden, die Wahlen auch ohne Eiserne Garde zu akzeptieren. Codreanus Anwälte brachten sofort die entsprechende Berufung beim Verwaltungsgerichtshof ein, da diese Maßnahme ohne Parlamentszustimmung einen Machtmißbrauch darstellte und verfassungswidrig war. Aber eine Entscheidung dieser höchsten Justizstelle war frühestens ein bis zwei Jahre später zu erwarten. Auch die von Codreanu an den König gerichtete Bittschrift, von seinem Vetorecht Gebrauch zu machen, blieb erfolglos. Der König wollte sich nicht einmischen, aber auch nicht sein vollstes Vertrauen zu seinem Regierungschef[21] zeigen. Die politische Lage war äußerst gespannt. Die meisten Legionäre fühlten sich frustriert, waren enttäuscht und sogar verzweifelt, da sich der ganze Einsatz von Mühe und Opferbereitschaft infolge des Regierungserlasses nicht gelohnt hatte und vergebens war. I. G. Duca wurde als Feind Nummer eins der Eisernen Garde angesehen. Codreanu mahnte zu Ruhe und Besonnenheit, aber seine Anordnungen konnten nicht mehr an alle Organisationen in ganz Rumänien übermittelt werden. Überall lief noch die Wahlpropaganda auf vollen Touren. In Tulcea, einer Hafenstadt an der Donau, wurde ein Legionär, als er ein Plakat ankleben wollte, von hinten angeschossen und tödlich verletzt. Man konnte nie in Erfahrung bringen, ob der Schießwütige ein Polizist oder ein politischer Gegner war. Weitere Protestdemonstrationen der Studenten in Bukarest, Klausenburg, Jassy und Czernowitz erhöhten überall die allgemeine Spannung. Bei diesen Demonstrationen kam es wieder zu Straßenschlachten und zu Demolierungen jüdischer Geschäfte und Zeitungsverlage. Die Ord-

[21] Es ist schwer vorstellbar, daß der König seinem Ministerpräsidenten Duca vollstes Vertrauen geschenkt hat. Duca hatte anläßlich der Rückkehr Carols aus dem Exil erklärt, er könne sich dessen Wiedereinsetzung als König nicht vorstellen und wolle an einem solchen Abenteuer nicht teilnehmen. Als dies später gegen den Willen der Liberalen Partei doch geschah, mußte sich Duca fügen und die Wirklichkeit akzeptieren. Darum war König Carol wenig daran gelegen, die Arbeit der neuen Duca-Regierung zu erleichtern und zu unterstützen. Wenige Monate zuvor hatten die Liberalen der Vaida-Regierung vorgeworfen, sie könne die Staatsautorität gegenüber der extremen Rechten nicht durchsetzen und deswegen werde sie nie eine Auslandsanleihe bekommen. Der König nahm die Kritiker beim Wort, er selbst aber vermied die Verantwortung, da sie seinen eigenen Zielen wenig nützte.

nungskräfte mußten energisch durchgreifen und viele Studenten festnehmen und einsperren. Oft kam es vor, daß die Polizei als vorbeugende Maßnahme Studenten verhaftete, bevor sie demonstrierten, nur weil sie Mitglieder der Eisernen Garde waren.

Nach dem Schließen der Universitäten und nach der Heimfahrt der Studenten zu den Weihnachtsferien konnte die Ruhe wiederhergestellt werden, aber die Spannung lag noch in der Luft. Codreanu mahnte nochmals zu Ruhe und Geduld; er gab Anweisungen, daß die Legionäre von ihrem Wahlrecht Gebrauch machen und ihre Stimme entweder der Bauernpartei mit Iuliu Maniu oder den Neoliberalen geben sollten.

Unglücklicherweise hörten die Zeitungen nicht auf, die Öffentlichkeit mit ihren Schlagzeilen zu vergiften:

- »Was ist mit der Eisernen Garde los? Hat sie vom Ausland Befehl bekommen, sich vorläufig im Hintergrund zu halten?«
- »Warum gibt Codreanu auf? Ist seine Phantasie am Ende, oder haben seine Legionäre das Vertrauen in ihn verloren?«
- »Eiserne Garde? Ein Strohfeuer und nichts dahinter!«
- »Ist der Eisernen Garde die Luft ausgegangen? Warum tut sie nichts dagegen?«
- »Sind die Legionäre Feiglinge?«

Es war ein diabolisches Spiel, welches sich die Presse aus Sensationssucht leistete. Die Zensur hätte eingreifen können, aber sie hatte die Aufgabe, nur die die Regierung schädigenden Artikel zu unterbinden oder die abweichenden Äußerungen, die Außenpolitik Rumäniens betreffend, zu streichen. Der damalige Innenminister Inculeţ zeigte sich in einer Radiorede über die tägliche Hetze der Zeitungen sehr besorgt und ermahnte die Journalisten zur Mäßigung. Aber alles war vergebens. Mahnbriefe von Professor G. Brătianu (Leiter der in Opposition befindlichen Neoliberalen), die einiges richtigstellen wollten und die Legionäre in Schutz nahmen, wurden von der Zensur zur Gänze abgelehnt und konnten nicht veröffentlicht werden. Am 20. Dezember 1933 fanden die Wahlen ohne Eiserne Garde statt. Die Regierungspartei (Liberale) unter der Führung des neuen Ministerpräsidenten erzielte 51 Prozent der abgegebenen Stimmen und verfügte somit über die Mehrheit im Parlament. Aber bald würden drei mörderische Revolverschüsse knallen und den Regierungschef I. G. Duca töten.





Eine Woche vor Weihnachten 1933 kam ich von Czernowitz nach Targowischt, wo ich bis 7. Januar meine Schulferien bei meiner Mutter verbringen wollte. Kurz vor meiner Abfahrt aus Czernowitz erhielt ich die Anweisung der Kreuzbruderschaft, mit niemandem in Targowischt Verbindung aufzunehmen und unter keinen Umständen meine Zugehörigkeit zur Eisernen Garde auszuplaudern.

Weihnachten verbrachte ich im Kreise der Familie, wie es den damaligen Gepflogenheiten entsprach: Kirchenbesuch, Weihnachtslieder, Essen, Trinken und »Table«[22] spielen. Zwischendurch mußte ich auch fleißig für die Maturaprüfung lernen. Am 29. Dezember hörten wir abends im Rundfunk, daß der Ministerpräsident I. G. Duca am Bahnhof Sinaia von drei Mitgliedern der Eisernen Garde erschossen worden war. Er kam gerade von einer Audienz beim König und wurde nur von seinem Kanzleisekretär begleitet. Da sich in Rumänien seit mehr als 100 Jahren kein politisches Attentat ereignet hatte, wurden die Minister von der Polizei nicht bewacht. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte sich in Rumänien niemand vorstellen können, daß so etwas vorkommen könnte. Und doch geschah es! Der Bahnhofsvorstand verständigte sofort telefonisch Rettung und Polizei. Duca starb, von drei Kugeln getroffen, noch vor dem Eintreffen des Rettungsarztes. Die Polizei nahm sofort die Verfolgung der Täter auf, aber ihre Mühe war überflüssig; die drei Attentäter erschienen kurz danach selbst vor dem Staatsanwalt, lieferten ihre Waffen ab und gestanden ihre Tat: »Leider haben wir es tun müssen, da die Regierung uns den gesetzlichen Weg versperrte und uns außerhalb des Gesetzes stellte.«[23]

Im Rundfunk folgte die Mitteilung einige Stunden später, und die schreckliche Nachricht verbreitete sich sehr schnell in ganz Rumänien sowie im Ausland. Das erste Kondolenztelegramm aus dem Ausland kam von Adolf Hitler im Namen der deutschen Regierung.

---

[22] Table: Altes Würfelspiel mit je 15 beweglichen Steinen, welches zwischen zwei Partnern auf einem in 20 Felder eingeteilten Brett ausgetragen wird. Im Westen als »Backgammon« bekannt, aber wenig verbreitet.

[23] Diese Erklärungen der drei Attentäter (Nichi Constantinescu, Iancu Caranica und Doru Belimace) wurden weder im Rundfunk durchgegeben noch den Zeitungen mitgeteilt. Sie wurden erst später, während der Verhandlungen vor dem Gericht, durch Verlesen des Geständnisprotokolls bekannt.

Am nächsten Tag erzählte mir mein Stiefvater, daß es in der Nacht in Targowischt zu zahlreichen Hausdurchsuchungen gekommen war und etwa 30 Leute inhaftiert worden waren; aber keiner soll über den Anschlag etwas gewußt haben. Zwei der Festgenommenen wurden auf Anweisung des Innenministers unter starker Bewachung nach Jilava, einer berüchtigten Gefängnisfestung bei Bukarest, überstellt. Einige bekannte Legionäre waren aus ihren Wohnungen verschwunden; sie wurden nun von der Polizei überall gesucht.

Die Öffentlichkeit war über den Mord tief erschüttert, und alle Zeitungen verlangten radikale Maßnahmen zur Wiederherstellung von Ordnung und Sicherheit. Anstelle des ermordeten I. G. Duca wurde drei Tage später Gh. Tătărescu als Parteivorsitzender und Ministerpräsident berufen; er erhielt auch vom König bis zu den bevorstehenden Wahlen ausreichende Vollmachten. Sofort wurden folgende Maßnahmen getroffen:

- Notstand für ganz Rumänien; alle militärischen Ortskommandanten wurden angewiesen, Polizei und Gendarmerie zu unterstützen.
- Demonstrations- und Versammlungsverbot für vier Wochen für alle politischen Parteien.
- Alle Universitäten blieben bis auf weiteres geschlossen.
- Die Pressezensur wurde verschärft.
- Das Verbot der Eisernen Garde blieb bestehen.
- Die politischen Delikte unterstanden ausschließlich dem Militärtribunal und galten auch rückwirkend.
- Die Polizeihaft, die ohne richterlichen Befehl laut Gesetz auf drei Tage begrenzt war, wurde auf 14 Tage verlängert.[24]
- Die Polizei bekam das Recht, die verfassungsmäßig garantierte Anwaltshilfe für den Inhaftierten nach eigenem Ermessen bis zum Prozeßbeginn zu untersagen.

Beim Spaziergang in der Stadt sah ich mehrere Gendarmeriestreifen, die sämtliche Fußgänger und Fahrzeuge kontrollierten. Ich hätte gerne meine gleichaltrigen Schulkollegen und Freunde von früher getroffen, um mehr darüber zu erfahren, aber gemäß

[24] Der in Bukarest im Dezember 1933 vom Innenminister herausgegebene Erlaß, durch welchen die polizeiliche Haft bis zu 14 Tagen ohne richterliches Mandat verlängert werden konnte, wurde später vom Kassationshof als verfassungswidrig erkannt und aufgehoben. Der Erlaß fand aber durch Mißbrauch der Polizeibehörde weiter Anwendung.



den Anweisungen von Czernowitz mußte ich unbedingt alles unterlassen.

Meine Eltern sollten zu Silvester Verwandte und Freunde als Gäste bekommen, und meine Mutter hatte, wie jede Hausfrau in einer solchen Situation, viel zu tun. Mein Vater und ich versuchten ihr möglichst viel zu helfen, da wir etwa 20 Personen zu betreuen hatten. Während der Feier wurde gegessen, getrunken, getanzt, aber auch über die aktuelle Politik diskutiert. Ich konnte verschiedene Meinungen über das in Sinaia stattgefundene Attentat hören, selbstverständlich ohne selbst ein Wort darüber zu sagen:

- »Die Eiserne Garde ist doch eine kriminelle Organisation, die mit allen Wurzeln vernichtet gehört!«
- »Die Legionäre wollen bei uns Zustände wie in Südamerika einführen; dort wird täglich eine Revolution gemacht.«
- »Sie stehen sicherlich im Dienste Hitlers oder sind sogar verkappte Kommunisten, von Stalin gesteuert.«
- »Aber nein! Sie sind nur unreife junge Menschen, die das Vertrauen zum Gesetz und zum Staat verloren haben. Warum sollen sie sich nicht als politische Partei den Wahlen stellen dürfen?«
- »Man soll nicht vergessen, daß Hitler durch Wahlen an die Macht gekommen ist; danach hat er die politischen Freiheiten abgeschafft und alle Parteien, ausgenommen seine eigene, verboten.«
- »Sie sind alle gute Christen, die in die Kirche gehen und immer bereit sind, für ihre Ideen Opfer zu bringen. Auch viele Priester sind Mitglieder der Eisernen Garde, und davon sollen viele jetzt eingesperrt werden.«
- »Was ist der für ein Christ, der tötet? Codreanu selbst hat vor einigen Jahren einen Polizisten erschossen!«[25]
- »Wir sind alle Christen, und im Krieg haben wir als Soldaten auf Menschen geschossen. Haben wir nicht auch getötet?«
- »Das ist etwas anderes! Das mußten wir! Auf alle Fälle sind alle entweder Mörder oder Narren, die für immer in Irrenanstalten eingesperrt gehören.«

[25] Codreanu hatte am 25. Oktober 1924 den Polizeipräsidenten von Jassy (Dr. Manciu) erschossen, da dieser mit aller Härte gegen die antisemitischen Ausschreitungen vorgegangen war. Im Mordprozeß vom 26. Mai 1925 erkannten die Geschworenen auf Notwehr und sprachen Codreanu frei.

– »Warum sollen sie Narren sein? Nur weil sie gegen die Korruption sind?«
– »Aber alle politischen Parteien sind gegen die Korruption. Dagegen haben wir Gesetze, Polizei und einen einwandfreien Justizapparat[26] in Rumänien; und schließlich gibt es auf der ganzen Welt Korruption.«

Am Ende waren sich alle darüber einig, daß die Regierung rigoros gegen solche »Wildwest-Sitten« vorgehen und um jeden Preis Ruhe und Ordnung im Lande herstellen müsse. Für mich waren diese Gespräche hoch interessant, und ich bedauerte, daß ich nicht daran teilnehmen durfte. Ehrlich gesagt, hatte auch ich erste Zweifel. Ich hatte bis zu diesem Zeitpunkt nicht gewußt, daß Codreanu selbst einen Mord begangen hatte. War es überhaupt wahr, oder war es nur eine Verleumdung? Ich konnte mir keineswegs vorstellen, daß unser »Kapitän« ein Mörder sein sollte. Und was ist im Krieg? Dort sind beide Seiten bewaffnet und töten täglich Menschen der Gegenseite. Regierungschef Duca war nicht bewaffnet und hatte auch gar nicht die Absicht, auf die drei Attentäter zu schießen. Hatten die Attentäter heimtückisch gemordet? Warum mußte das geschehen? Aber die Mörder selbst hatten nichts davon; sie hatten nicht einmal versucht, zu fliehen oder sich zu verstecken! Sie würden vielleicht zum Tode verurteilt werden, aber sie hatten es gewußt. Weil sie töteten, waren sie Mörder! Waren sie in ihrer Handlungsweise auch Helden? Wo blieb hier der Unterschied? Der 16. Präsident der Vereinigten Staaten, Abraham Lincoln, wurde während einer Theatervorführung in Washington 1865 von einem radikalen Fanatiker aus den Südstaaten erschossen. War der Attentäter ein Meuchelmörder oder ein Held seiner falschen Ideen ... oder vielleicht beides?

[26] Der Justizapparat Rumäniens galt lange Zeit als unparteiisch, objektiv und sicherlich unbestechlich. Sowohl die Richter als auch die Staatsanwälte waren damals unabhängig und nicht weisungsgebunden. In Österreich sind die Staatsanwälte noch immer weisungsgebunden. Aus diesen Gründen versuchten fast alle demokratischen Regierungen in Rumänien durch Notverordnungen die Militärtribunale möglichst oft bei den politisch motivierten Straftaten einzuschalten. Dafür mußte die Regierung mit der Zustimmung der Parlamentsmehrheit und des Königs einen befristeten und regional beschränkten Notstand (Belagerungszustand) ausrufen. Die Militärtribunale waren gegen Kommunisten zwar sehr streng und in diesem Sinne beeinflußbar, aber gegen die Legionäre zu milde und zu tolerant, wenigstens bis zum Jahre 1938.



Wenn man den Standpunkt des fünften Gebotes der Heiligen Schrift konsequent vertritt, dann ist Töten eines Menschen eine Kapitalsünde, die auch durch eine heroische Betrachtungsweise eines Helden niemals entschuldbar sein kann.

Zwei Tage nach dem Neujahrsfest ging ich in der Stadt spazieren. Ich wurde von einer Polizeistreife angehalten und mußte meinen Schülerausweis vorweisen; ein Polizeioffizier suchte meinen Namen in einer großen Liste. Da er meinen Namen dort nicht fand, fragte er mich, was ich – aus Czernowitz – in Targowischt zu suchen hätte. Nachdem ich erklärt hatte, daß meine Mutter und mein Stiefvater hier lebten, gab er mir den Ausweis zurück und ließ mich weitergehen. Er merkte aber nicht, wie mir das Herz bis zum Hals klopfte. Beim Mittagstisch erzählte ich diese Geschichte meiner Mutter, die erschrak und mir verbot, in den nächsten Tagen aus dem Haus zu gehen.

Wie ich später erfuhr, begann gleich nach dem Attentat in ganz Rumänien die Verfolgung aller Mitglieder der Eisernen Garde, die in Gefängnissen, Festungen und Kasernen eingesperrt und isoliert wurden. Es kamen damals etwa 4000 Legionäre hinter Gitter. Die führenden Mitglieder, darunter auch der pensionierte General Cantacuzino, wurden in der berüchtigten Militärfestung Jilava bei Bukarest eingesperrt und von der Außenwelt völlig isoliert. Man suchte für einen Monsterprozeß vor einem Militärtribunal eifrig Gründe für eine Anklage wegen Mordkomplotts, Aufwiegelung, Revolutionsvorbereitung, Staatsstreiches sowie wegen unerlaubter Verbindung mit dem Ausland. Bei den Verhören kam es zu brutalen Übergriffen der Polizeiorgane, die versuchten, Geständnisse mit Gewalt und Folterung zu erpressen. Infolge solcher Mißhandlungen mußten acht unschuldige Legionäre ihr Leben lassen.[27] Demgegenüber hatten sich die Militärs, Offiziere und Soldaten, nicht nur korrekt, sondern auch menschlich und freundlich zu den Legionären verhalten.

[27] Die Verfolgung der Eisernen Garde vom November 1933 bis April 1934 brachte für die Legion hohe Opfer, darunter auch acht Menschenleben (fünf Landwirte, ein Lastwagenfahrer, ein Kaufmann und ein Student). Später aber kostete die Verfolgung von 1938 bis 1940 Hunderte Legionäre das Leben.

## *Der Prozeß und die Entspannung*

Nach den Feiertagen fuhr ich zurück nach Czernowitz und ging brav in die Schule. Bis Juni 1934 sollte ich die letzte Gymnasialklasse beenden und anschließend die Maturaprüfung ablegen. Von meinen Kreuzbrüdern erfuhr ich, daß es in Czernowitz über 100 Verhaftungen gegeben hatte und unser Bukowina-Chef Filon Lauric zusammen mit dem Bezirksorganisationsleiter Professor C. Ţopa nach Jilava gebracht worden war. Wegen der angespannten Lage sollten die Kreuzbrüder bis Ende Juni keine Zusammenkünfte haben; nur mein unmittelbarer Chef durfte regelmäßig einen Kontaktmann treffen und uns danach die neuesten Nachrichten unter vier Augen übermitteln.

Codreanu konnte trotz intensiver Bemühungen weder von der Polizei noch vom Sicherheitsdienst (Siguranţa)[28] ausgeforscht werden. Es sprach sich damals herum, daß er in der italienischen oder deutschen Botschaft Zuflucht gefunden habe. Manche vermuteten, daß er sich noch vor dem Attentat ins Ausland (Berlin oder Rom) abgesetzt habe. Dies alles waren aber nur Produkte der Massenphantasien. Wenige Tage vor Beginn des Attentatsprozesses (19.3.1934) stellte sich Codreanu selbst dem zuständigen Militärtribunal von Bukarest und wurde dort sofort festgenommen. Bis zu diesem Zeitpunkt genoß er die Gastfreundschaft eines pensionierten hohen Offiziers, des Obersten St. Zăvoianu, in dessen Villa im Stadtzentrum von Bukarest, wo ihn die Polizei nicht vermuten konnte.

Interessant war, daß die meisten Zeitungen sowie die öffentliche Meinung Codreanu und die Eiserne Garde unbedingt mit Nazi-Deutschland oder mit dem faschistischen Italien in Verbindung bringen wollten.

Der Prozeß gegen die Eiserne Garde und ihre leitenden Persönlichkeiten sowie gegen die Attentäter fand in Bukarest kurz nach Ostern statt und dauerte zwei Wochen. Angeklagt waren die drei Attentäter wegen vorsätzlichen Mordes und weitere 50 leitende Mitglieder der Eisernen Garde, darunter Codreanu,

[28] Siguranţa: Dies war der Sicherheitsdienst der Staatspolizei. In Rumänien war er nach dem französischen Modell der »Police secrète« organisiert. Bis 1933 war die »Siguranţa« nur bei der Verfolgung der kommunistischen Umtriebe eingeschaltet, danach mußte sie sich auch mit der Eisernen Garde beschäftigen. Ich persönlich wurde nach 1938 zweimal von Siguranţa-Beamten vorübergehend festgenommen; beide Male wurde ich fair und zivilisiert behandelt.



Ion Moţa, Dr. Ion Banea, Dr. Strugaru, Ing. Gh. Clime, Dr. N. Totu, Mihail Stelescu, Dr. V. Iaşinschi, Mile Lefter, I. V. Vojen, General i. R. Z. Cantacuzino und viele andere, wegen Aufwiegelung, Planung und Vorbereitung eines politischen Mordes sowie des Landesverrats. Ferner wurde die Eiserne Garde als Organisation wegen konspirativer, verfassungswidriger und staatsfeindlicher Tätigkeit angeklagt. Das Tribunal bestand aus fünf aktiven Armeegenerälen[29] als Richtern. Ebenso fungierte ein General der Militärjustiz als Staatsanwalt.[30]

Der Prozeß wurde korrekt durchgeführt, und alle angemeldeten Verteidigungsanwälte mit ihren Zeugen wurden zugelassen. Obwohl Prozesse vor Militärgerichten im allgemeinen nicht öffentlich waren, gewährte man einer begrenzten Anzahl von Journalisten inländischer und ausländischer Zeitungen Zutritt zu den Verhandlungen. Die drei Attentäter, N. Constantinescu, I. Caranica und D. Belimace, die sich voll zu ihrer Tat bekannten, erklärten, aus eigener Initiative gehandelt zu haben. Sie erhielten damals die höchste gesetzliche Strafe: lebenslängliches Gefängnis mit Zwangsarbeit in Salzbergwerken. Sie nahmen die Verurteilung des Gerichtes sofort an und verzichteten auf ein Rechtsmittel. Alle anderen Angeklagten wurden auf Antrag des Staatsanwaltes freigesprochen. Beim Prozeß stellte sich heraus, daß die polizeilichen Beweise nicht stichhaltig und auch nicht auf rechtmäßigem Weg entstanden waren. Auch die meisten Zeugen der Anklage verwickelten sich in Widersprüche und waren unglaubwürdig. Zwei von ihnen wurden vom Tribunalvorsitzenden wegen falscher Zeugenaussage angezeigt. Auch die von

[29] Die Prozeßordnung der rumänischen Militärjustiz verlangte, daß alle Richter und der Staatsanwalt im mindestens gleichen Offiziersrang mit den Angeklagten stehen mußten. Die Tatsache, daß sich unter den Angeklagten auch ein General befand, war für die Eiserne Garde günstig.

[30] In das damals eingesetzte Militärtribunal (April 1934) hatte man auch General Constantin Petrovicescu (Divisionskommandeur in der Bukarester Garnison) zum Staatsanwalt berufen. Als Vertreter der Anklage verlangte er die strenge Anwendung des Gesetzes ohne Milderungsumstände gegen die drei Duca-Attentäter, die auch zu lebenslänglicher Zwangsarbeit verurteilt wurden. Für Codreanu und 49 andere Mitangeklagte verlangte der General Freispruch, der auch zuerkannt wurde. Die Eiserne Garde als Organisation wurde ebenfalls von jeder Attentatsschuld freigesprochen. Ein Jahr später wurde General Petrovicescu frühzeitig in Pension geschickt. Während der Legionärsregierung (September 1940 bis Januar 1941) wurde er auf Wunsch der Legion zum Innenminister in der Antonescu-Regierung berufen.

der Regierung gewünschte Verurteilung der Eisernen Garde als Organisation kam nicht zustande, da die erbrachten Beweise nicht stichhaltig waren. Für die rein politische Auslegung des Verbotserlasses erklärte sich das Militärtribunal als nicht zuständig und verwies die Angelegenheit an den Verfassungsgerichtshof.

Die Regierung hatte eine gerichtliche Verurteilung der Eisernen Garde als Organisation gewünscht, um das im Dezember 1933 erlassene Verbotsgesetz vom Parlament bestätigt zu erhalten und die weiteren Maßnahmen der Exekutive zu untermauern. Die Enttäuschung in der regierenden Liberalen Partei war sehr groß, und drei Minister (Innen-, Justiz- und Verteidigungsminister) traten zurück, sie wurden durch andere Politiker ersetzt.

Bei der Eisernen Garde herrschte großer Jubel, das Vertrauen der Legionäre in die Staatsordnung und das Gesetz war wiederhergestellt. Besonders die Sympathie für die Armeeoffiziere nahm offensichtlich zu und wurde in öffentlichen Kundmachungen der Eisernen Garde immer wieder betont und propagandistisch ausgewertet. Der strittige Verbotserlaß, der offiziell noch in Kraft war, kam nur selten zur Anwendung. Die Polizei und der Sicherheitsdienst[31] wurden vorsichtiger, aber keineswegs freundlicher. Der Polizeichef von Jassy erklärte in einer öffentlichen Rede, daß »eine Schlacht, aber nicht der Krieg verloren wurde«.[32] Aus Vorsichtsgründen und im Hinblick auf die öffentliche Meinung im Ausland erhielt die Regierung das Notstandsgesetz und die Pressezensur in einer gemilderten Form noch aufrecht.

Nun hätte Codreanu den Verbotserlaß der Regierung mit Rücksicht auf das Prozeßergebnis beim Verfassungsgerichtshof anfechten und sogar die Annullierung der abgehaltenen Parlamentswahl verlangen können, auch wenn das Verfahren ein bis zwei Jahre gedauert hätte. Er tat weder das eine noch das andere, wartete bis zum März 1935 und gründete eine neue Partei mit

---

31 Die Anweisungen des Innenministeriums zur Behandlung der Legionäre waren stets widersprüchlich und änderten sich ständig, so daß die Polizeibeamten nicht mehr wußten, wie sie sich verhalten sollten. Auch der sogenannte Ermessensbereich der Polizei war oft entweder zu eng oder zu weit bemessen.

32 Besonders in Jassy hatte Codreanu viele persönliche Feinde unter den Ordnungshütern bzw. Polizeibeamten.



dem Namen »Alles für das Vaterland« (Totul pentru Ţară) unter dem Vorsitz des pensionierten und im Prozeß freigesprochenen Generals Cantacuzino. Diese Partei war dieselbe Eiserne Garde, aber mit anderem Namen. Warum Codreanu die höchste Justizinstanz nicht beanspruchen wollte und diesen Nebenweg wählte, ist nicht leicht zu verstehen, zumal ihn seine Juristen entsprechend beraten hatten. Hatte Codreanu keine Geduld, oder wollte er die Politik Rumäniens schneller beeinflussen? Er hatte doch immer erklärt, genügend Zeit zu haben, da zuerst eine neue, junge Generation heranwachsen sollte. Meiner Meinung nach wollte Codreanu mit Rücksicht auf die wirtschaftliche Lage Rumäniens und auf die turbulenten Ereignisse in Europa die Inlandspolitik des Landes nicht weiter komplizieren und die Stabilität der Regierung nicht unnötig gefährden.

Die wieder erscheinenden Zeitungen der Legionäre – die meisten jetzt unter anderem Namen – waren in ihren Mitteilungen vorsichtiger geworden, besonders in den Äußerungen die Außenpolitik betreffend. Dies veranlaßte die Kommunisten in ihren Flugzetteln zu behaupten, daß die Eiserne Garde nun mit der Regierung heimlich Verabredungen habe. In Wirklichkeit gab es nie einen solchen Pakt, aber beide Seiten zogen aus den Fehlern der Vergangenheit ihre Konsequenzen. Die Regierung hoffte, durch die Gewährung eines begrenzten Freiraumes für die Legionäre die oppositionelle Bauernpartei zu schwächen und die Kommunisten zu neutralisieren bzw. die rumänische Jugend von ihnen fernzuhalten. Die Lage beruhigte sich allmählich, die politischen Spannungen ließen nach, und sogar die Hetze vieler Zeitungen verstummte. Die Wiederaufrüstung Deutschlands bescherte Rumänien einen günstigen Handelsvertrag, der überraschenderweise weitere günstige Einflüsse nach sich zog. Die in London ein Jahr davor unter Schwierigkeiten ausgehandelte Finanzanleihe konnte nun unter günstigeren Bedingungen abgeschlossen werden. Man wollte vermeiden, daß Rumänien wirtschaftlich und politisch in die Einflußsphäre Deutschlands glitt. Die Weltmarktpreise für Rohöl, Getreide und Holz stiegen 1934 und 1935 und konnten sich auch stabil halten. Die Auslandsinvestitionen begannen wieder in die rumänische Wirtschaft zu fließen, und die inländische Finanzlage erholte sich langsam. Auch die Meinung in der Öffentlichkeit über die Eiserne Garde änderte sich schnell in die Richtung: »Eine legale Partei mit dem schönen, vielsagenden Namen ›Alles für das Vaterland‹, unter dem Vorsitz eines älteren und seriösen Gene-

rals, der im Weltkrieg mehrmals für seine Tapferkeit Auszeichnungen erhalten hat, ist doch vertrauenswürdiger als unerfahrene Hitzköpfe und die unreife Jugend der Eisernen Garde. Der alte General wird die jungen Leute in richtige Bahnen lenken, und Codreanu wird nicht mehr viel zu sagen haben (!). Wer weiß es, vielleicht ist der tapfere General vom König selbst mit dieser Aufgabe betraut worden (!?).« Die meisten Menschen in Rumänien übersahen damals bewußt oder unbewußt, daß der »tapfere General« nur ein Soldat der Eisernen Garde war, der im Auftrag Codreanus und nach dessen Richtlinien handelte. Der König befand sich von Anfang an der Eisernen Garde gegenüber in einer neutralen Position; er sollte sich aber später als Todfeind Codreanus erweisen.

Die echten Feinde der Legionäre befanden sich hauptsächlich in den korrupten Kreisen aller bürgerlichen Parteien. Die schliefen nicht und suchten nach anderen Kampfmethoden. Ihr größter Wunsch war die Vernichtung dieser Erneuerungsbewegung, früher oder später und das um jeden Preis, ob sie nun Eiserne Garde oder anders hieß.

## *Die Maturaprüfung*

Die letzte Gymnasialklasse ging im Juni 1934 zu Ende, und wir alle waren froh darüber. Der Beste in unserer Klasse war ein braver und fleißiger Bauernsohn namens Clopina, der nach der Matura Theologie an der Czernowitzer Universität studieren wollte. Die Zweitbesten waren meine Freunde Paul Groß und Puiu Nicolau, worüber ich mich mit ihnen freute. Trotz unserer Verbundenheit mit der Eisernen Garde blieb meine Freundschaft mit Paul Groß erhalten, und sie sollte noch viele Jahre andauern.

Etwa Mitte Juni kam der bekannte rumänische Schriftsteller Octavian Goga zusammen mit zwei anderen Schriftstellern, Nichifor Crainic und Dragoş Protopopescu, nach Czernowitz, um einen Vortrag zu halten. Die beiden letzteren waren für ihre Sympathien zu Codreanu in ganz Rumänien wohlbekannt. Der Vortrag mit dem etwas provokant klingenden Titel »Wir und die junge Generation« sollte eine politische Versöhnung zwischen konservativen, traditionsgebundenen älteren Menschen und der progressiven und ungeduldigen Jugend herbeiführen. Wegen der großen Anzahl der zu erwartenden Zuhörer mußte der Vortrag im Nationaltheater abgehalten werden. Die anwesenden



Legionäre (meist Studenten und Schüler) waren unter den Zuhörern sicherlich in der Minderheit, aber es gelang ihnen, durch Zwischenrufe und gezielte Bemerkungen die ganze Veranstaltung zu einer Demonstration für die Eiserne Garde und gegen die Regierung umzufunktionieren. Alle Anwesenden wurden mitgerissen und sangen patriotische Lieder und Legionärslieder. Nach dem Vortrag bildete sich vor dem Theater ein Demonstrationszug, und alle marschierten in Richtung Hauptplatz. Die Polizei intervenierte nicht, da es zu keinen Ausschreitungen kam und auch keine Fenster eingeschlagen wurden. Die Demonstration verlief ruhig und diszipliniert und löste sich nach einer Stunde vor dem Rathaus am Hauptplatz auf; dafür sorgten die Legionäre selbst. Für den Vortragenden Octavian Goga war die Angelegenheit mehr als peinlich. Der Dichter, der nie so viele Ovationen und begeisterte Huldigungen für seine Person erlebt hatte, mußte sich später von der bürgerlichen Presse vorwerfen lassen, daß er eine Demonstration für die Eiserne Garde mitverursacht habe. Der Czernowitzer Präfekt, der Rechtsanwalt Vântu, ein Mensch mit Verständnis und Humor, betrachtete die ganze Geschichte gelassen und fand keinen Grund zur Aufregung. Von einer gerichtlichen Anzeige wegen der nicht angemeldeten Demonstration nahm er Abstand, was ihm einen Vorwurf des Innenministers Inculeţ aus Bukarest bescherte.

Anfang Juli kam die schwere Zeit der Maturaprüfung. Nach den damals in Rumänien geltenden Gesetzen mußte diese Prüfung vor einer Kommission fremder Lehrkräfte unter dem Vorsitz eines Universitätsprofessors abgelegt werden. Meiner Erinnerung nach war ein Physikprofessor der Universität in Klausenburg Vorsitzender in unserer Kommission. In Latein hatte ich einen alten, schwerhörigen Lehrer aus Konstanza. Für die französische Sprache war eine junge, hübsche, aber sehr strenge Lehrerin aus Bukarest zuständig. Alle Prüfer waren fremd. Nur unser Gymnasiumsdirektor Iliuţ Emilian durfte bei den Prüfungen anwesend sein. Mein Vater wurde in eine Maturaklasse nach Craiova, einer Stadt in Südrumänien, berufen; er war verärgert, daß er so weit fahren mußte. Die Maturaprüfung (rumänisch Bacalaureat) war damals schwierig und erfolgte sowohl schriftlich als auch mündlich. Die Prüfungsthemen für die schriftliche Arbeit aus der allgemeinen Kulturgeschichte wurden aus einer Urne gezogen. Man durfte zwei Themen ziehen und eines nach Wahl in etwa zwei Stunden abhandeln. Diese Bearbeitung sollte

es der Kommission ermöglichen, die intellektuelle Reife des Prüflings, seine allgemeinen Kenntnisse und sein Ausdrucksvermögen zu beurteilen.[33] Die von mir gezogenen Themen lauteten: »Rumänen und Magyaren in den 1000 Jahren der Geschichte Siebenbürgens« und »Die Weltreligionen und das Christentum«. Ich wählte das erste Thema und schnitt verhältnismäßig gut ab. Wir waren 42 oder 45 Prüflinge, davon fiel mehr als ein Drittel durch; darunter auch vier meiner Kollegen. Die besten Abschlußergebnisse erzielte Paul Groß. Ich selbst erreichte in Latein, Französisch und Rumänisch keine guten Noten; dafür war ich in Mathematik, Physik, Erdkunde und Geschichte ausgezeichnet. In Sprachen glänzte ich nie; damals und auch später nicht. Die Arithmetik der Notenbewertung ergab, daß ich die Matura bestanden hatte, aber als Vorletzter in die Rangordnung eingestuft worden war. Hauptsache war, daß ich mein Maturazeugnis erhielt und nun an der »Technik« studieren konnte. Am selben Tag sandte ich ein Telegramm an meine Mutter in Targowischt: »Matura bestanden«; sie sollte sich darüber freuen. Die traditionelle Maturafeier wurde im Restaurant »Drăguleanu«[34] abgehalten. Auch Maturanten anderer Gymnasien aus Czernowitz sowie mehrere Professoren nahmen daran teil. Ich trug einen dunkelblauen Anzug, violettes Halsmascherl (Fliege) und mit viel Stolz eine mir von meinem Vater geschenkte silberne Taschenuhr mit Kette. Ansonsten hatte ich, wie die meisten Studenten damals, eine Bürstenfrisur. Unser Direktor Iliuţ hielt eine lange Rede, zu ernst für eine solche Veranstaltung, und er gab uns unter anderem den Rat, wir sollten uns während des Studiums fern von jeder politischen Tätigkeit halten. Meine Kreuzbrüder, Nicolau und Antonovici, nickten mir lächelnd zu. Einer von uns sollte auch eine Rede halten und unseren Professoren für ihre besondere Mühe danken. Ich schlug Paul Groß für

[33] Die Maturaprüfung war damals in Rumänien als die Schwelle zur intellektuellen Welt zu betrachten. Ohne Matura galt man nur als Mensch zweiter Klasse, eine Anschauung, welche dort viel prägnanter als in Mittel- und Westeuropa war. Deswegen wurden für die Matura strenge Maßstäbe im Vergleich zu anderen Ländern, wie z. B. Österreich nach 1918 oder Italien, angewendet. Etwa ein Drittel der Prüflinge fiel immer durch und mußte wiederholen oder ganz verzichten.

[34] Drăguleanu war damals das größte und vornehmste Restaurant in Czernowitz: es war und wurde besonders nach dem Ersten Weltkrieg großzügig ausgebaut worden.



diese Aufgabe vor. Aber Paul erwiderte entrüstet: »Wie stellst du dir das vor? Ich als Jude würde sofort als Jude zum Quadrat bezeichnet werden. Puiu Nicolau soll reden.« Der war einverstanden, und Paul schrieb in Stichworten auf einen Zettel, was er sagen sollte. Nicolau erntete Applaus, wurde aber durch den genossenen Alkohol übermütig. Er wollte mit anderen Kreuzbrüdern ein Legionärslied singen, aber Antonovici, der noch als Chef galt, konnte es im letzten Augenblick verhindern und uns damit eventuelle Unannehmlichkeiten ersparen.

Als angehende Studenten aber sangen wir »Gaudeamus igitur, juvenes dum sumus ...« sowie »Burschen heraus! ...« und unseren Professoren zuliebe »Oh, du alte Burschenherrlichkeit ...«.

Für die letzteren beiden Studentenlieder gab es auch rumänische Texte. Während unseres Gesanges merkte ich bei einem der Professoren Tränen in den Augen. Es war der alte Deutschprofessor Arcadie Dugan[35], ein Gründungsmitglied der Burschenschaft »Junimea«. Diese Verbundenheit der Professoren und Studenten untereinander, gleich welcher Richtung und Nationalität, war in Czernowitz einmalig, und ich sollte dies niemals und nirgends mehr erleben. Es tat mir wieder sehr leid, daß ich diese Czernowitzer Welt verlassen mußte.

Da ich, wie viele andere, zu viel und zu schnell getrunken hatte, wußte ich nicht mehr, wann und wie ich nach Hause gekommen war. Mein Freund Groß soll mich mit einer von ihm bestellten Kutsche nach Hause gebracht haben.

Wenige Tage später nahm ich an der Maturareise nach Krakau teil. Es war damals eine Seltenheit, sich eine Maturareise ins Ausland leisten zu können. Aber mein Vater gab mir das notwendige Geld für diese Reise, die fünf Tage dauerte. Wir waren insgesamt 25 bis 30 Maturanten, alle aus Czernowitz und Umgebung, geführt von Professor Tarnafschi[36]; aus unserer

[35] Arcadie Dugan (geb. 1875) war Germanist und der älteste Professor an unserem Gymnasium. Er war bekannt als konservativer Politiker, gegen jede Diktatur rechts oder links gerichtet, also ein echter Demokrat. Als Philister (Alter Herr) bei der rumänischen Burschenschaft »Junimea« stand er den Studenten sehr nahe und war bei den Veranstaltungen immer zugegen.

[36] Constantin Tarnafschi war mein Zeichenlehrer im Gymnasium »Aron Pumnul« in Czernowitz. Da seine Mutter Polin war, konnte er außer deutsch und rumänisch auch gut polnisch sprechen. Tarnafschi war Absolvent der Wiener Kunstakademie und akademischer Maler.

Klasse waren wir sieben Maturanten, darunter auch meine Freunde Groß und Nicolau. Wir fuhren mit der Eisenbahn, dritter Klasse, mit dem Personenzug über Snyatin und Kolomea etwa 400 Kilometer weit und kamen nach zwölf Stunden Fahrt nach Krakau. In der Stadt wurden wir in einem wegen der Sommerferien leerstehenden Internat untergebracht, wo wir nichts zu zahlen brauchten. Es waren etwa 60 Betten in einem großen Schlafraum mit vielen hohen Fenstern. Es war alles luftig und sauber, aber der Waschraum war zu klein, und wie damals üblich, gab es nur kaltes Wasser zum Waschen. Frühstück und Mahlzeiten bekamen wir kostenlos in einer in der Nachbarschaft befindlichen Kaserne. Das Essen war schmackhaft zubereitet und ausreichend; man konnte aber weder Bier noch Wein noch Limonaden bekommen – auch gegen Bezahlung nicht. Professor Tarnafschi führte uns in die ihm wohlbekannte Stadt, um uns verschiedene Sehenswürdigkeiten zu zeigen. So besichtigten wir die Burg und die Kathedrale auf der Wawelhöhe und unter anderem auch die Marienkirche am Hauptplatz. Ich muß gestehen, daß mein Interesse für Burgen, alte Schlösser und Kirchen damals nicht besonders groß war, und deswegen blieben mir diese Sehenswürdigkeiten kaum in Erinnerung. Ein geplanter Ausflug in die Salzbergwerke von Wieliczka, etwa 20 Kilometer von Krakau entfernt, mußte leider wegen eines Streiks der Bergarbeiter entfallen. Dieses Salzbergwerk hätte mich damals entschieden mehr interessiert als Kirchen und alte Schlösser. Am letzten Tag unseres Aufenthaltes in Krakau sollten wir das Stadtmuseum besichtigen. Unterwegs dorthin blieben Nicolau und ich zurück; »wir hatten uns in der Stadt verirrt« und das Museum nicht gefunden. Dafür kamen wir in ein Dampfbad, welches nach vertraulichen Auskünften eines jungen Polen besondere Überraschungen bot. Der Eintrittspreis war nicht hoch, aber es gab nur Einzelkabinen. Auf die Frage, ob wir die Kabine »mit« oder »ohne« wünschten, antworteten wir »mit«, im Glauben, daß es sich um Seife und Handtuch handelte. Wir waren aber unangenehm überrascht, als wir den vierfachen Kabinenpreis zahlen mußten. Nur knapp konnten wir uns die »Überraschung« leisten, aber unsere Neugierde war kaum zu verwinden. Meine »Überraschung« war blond, schlank und hübsch; sie nahm sich viel Zeit für mich. Nicolau erzählte mir nachher, daß seine »Überraschung« dick und ungeduldig war, und er bedauerte, »mit« gesagt zu haben und jetzt mit einer leeren Geldbörse dazustehen.



Als wir am Abend unser Abenteuer unserem Freund Groß erzählten, wurden wir von ihm lächelnd gefragt: »Nun, war es anders als bei uns in Czernowitz?« »Ja«, antworteten wir beide gleichzeitig, »und zwar viel teurer!« Am nächsten Morgen fuhren wir zurück in die Heimat, und so ging meine erste Auslandsreise zu Ende.

### *Auf dem Land in der Bukowina*

Mitte Juli 1934 erlebte Czernowitz eine ungewöhnliche Hitze mit Temperaturen bis 32 Grad Celsius, in Südrumänien und in Bukarest stieg das Thermometer sogar bis auf 38 Grad Celsius. Meine Stiefmutter war mit meinen beiden Schwestern nach Mamaia am Schwarzen Meer gefahren und sollte bis August dort bleiben. Mein Vater wünschte, daß ich für einige Wochen nach Stupca zu seinen Verwandten fahren sollte, um das Leben und die Arbeit auf dem Lande kennenzulernen. Stupca (heute »Ciprian Porumbescu«) war ein Dorf mit etwa 500 Einwohnern in der Nähe von Suczawa, in dem mein Vater geboren wurde.

Mit einem kleinen Koffer trat ich die Reise per Bahn nach Ilişeşti an, und von dort kam ich mit einem staubigen und schlecht gefederten Autobus nach Stupca. Dort lebte ein älterer Bruder meines Vaters, der als Bauer auf dem Erbhof geblieben war, sowie eine jüngere Schwester, die Lehrerin in der Dorfschule war. In kurzer Zeit lernte ich dort viele Cousins und Cousinen kennen, manche davon in meinem Alter. Auch eine Tante meines Vaters, die 92 Jahre alt war, lebte dort und betätigte sich zum Spaß als Kartenlegerin, obwohl ihre Prophezeiungen nie zutrafen. Mit der zahlenmäßig reichen Verwandtschaft hatte ich viel Spaß, da alle lustig und nett zu mir waren.

Zwei Tage später fragte mich mein Onkel, ob ich etwas arbeiten könne und wolle; jetzt sei gerade Erntezeit, und alle sollten mithelfen. Selbstverständlich erklärte ich mich bereit mitzuhelfen, obwohl ich davon nicht begeistert war. Wir standen alle um vier Uhr früh auf; und nach einem reichlichen Frühstück mit Eiern, Speck, Polenta und Milch fuhren wir mit Pferdefuhrwerken zu den Feldern, die weit außerhalb des Dorfes lagen. Die schöne Goldfarbe der ausgedehnten Weizenfelder stand in einem für die Augen angenehmen Kontrast zum Dunkelgrün der umliegenden Buchen- und Tannenwälder; ein wunderschönes Bild, das auch in Österreich, z. B. im Waldviertel, oft zu sehen ist. Mein Onkel teilte die Arbeit zur Ernteeinbringung mög-

lichst rationell ein, so daß alle gleichmäßig zu tun hatten und möglichst keine »tote Zeit« entstehen konnte. Wegen der starken Sonneneinstrahlung trugen wir alle große Strohhüte wie die Mexikaner; bei der Arbeit in der großen Hitze schwitzten wir unaufhörlich. Zum Durstlöschen stand gutes Brunnenwasser, in Holzbottichen kühl aufbewahrt, in ausreichender Menge zur Verfügung. Eine altmodische Dreschmaschine wurde von einer Dampfmaschine angetrieben und mußte ständig im Einsatz sein, da sie gegen teure Miete aus dem Nachbardorf ausgeliehen war. Den Dampf lieferte ein auf Räder montierter Kessel, der mit Stroh und Holz ständig befeuert wurde. Das Tandem sah ähnlich wie eine Dampfwalze aus. Zu Mittag kamen die Frauen, brachten saure Suppe mit Brot und frisches Trinkwasser. Der Weizen wurde in Säcke gefüllt und das leere Stroh in Garben gebunden und zum Trocknen aufgestellt. Ich war bei den Fuhrwerken eingeteilt und ständig mit dem Auf- und Abladen der trockenen Strohgarben mit einer Heugabel beschäftigt. Da ich solche Arbeit nicht gewohnt war, wurde ich bereits nach wenigen Stunden todmüde. Mein Onkel zeigte dafür kein Verständnis, und ich mußte mich zusammennehmen und zähneknirschend weitermachen. »Hier darf niemand faulenzen«, sagte er; »es muß flott weitergearbeitet werden, da bald Regen kommen und dadurch die halbe Ernte verlorengehen kann.« Trotz der großen Müdigkeit war ich am Abend so hungrig, daß ich zwei volle Teller Bohnensuppe und ein ganzes, am Spieß gegrilltes Huhn auf einmal essen konnte. Am nächsten Tag beim Aufstehen war ich, wie zweimal erschlagen. Alle Muskeln taten mir weh, aber ich überwand alle Schmerzen, und zur Zufriedenheit meines Onkels machte ich weiter mit.

In einem Gespräch mit meinem Cousin Pavel erfuhr ich, daß er und weitere zwei meiner Cousins Legionäre seien. Einer von ihnen soll Anfang des Jahres nach dem Duca-Attentat für etliche Wochen im Suczawa-Gefängnis inhaftiert gewesen sein. Im Dorf seien noch einige Burschen sowie zwei ältere Bauern und ein junger Volksschullehrer als aktive Mitglieder der Eisernen Garde bekannt. Weiters erfuhr ich, daß sich am Berg Rarău, etwa 50 Kilometer westlich in den Waldkarpaten, ein Ausbildungslager für Legionäre befinde. Jetzt hielten sich dort etwa 25 bis 30 Legionäre unter der Leitung von Radu Mironovici auf. Weitere 30 bis 40 sollten demnächst dazukommen. Sie würden alle auf Holzpritschen mit Heusäcken in einem von Fürst Ghica überlassenen Schutzhaus schlafen und selber die Mahlzeiten aus



den mitgebrachten Lebensmitteln zubereiten. Auf dem Tagesprogramm stünden Vorträge und Gespräche mit namhaften Professoren über christliche Moral, Sittenlehre und ökonomische Probleme. Auch viel Turnen, Sport, Wanderungen und Gesang seien vorgesehen. Der Aufenthalt sei nur mit einer schriftlichen Erlaubnis des Leiters der Bukowina-Organisation, Dr. Iaşinschi aus Radautz, möglich. Auch unser Kapitän (Codreanu) sollte demnächst das Lager besuchen und vielleicht einige Zeit dort bleiben. Ich wollte die Gelegenheit eines Aufenthalts im Lager von Rarău nicht versäumen und fuhr nach Beendigung der Erntearbeiten bei meinem Onkel nach Radautz und versuchte dort, die notwendige Bewilligung zu erhalten. Dr. Iaşinschi empfing mich freundlich, lehnte aber die Erlaubnis zum Lageraufenthalt ab, da mein Vater nichts davon wußte. Nach der Maturaprüfung war ich nicht mehr an die Geheimhaltung der Kreuzbrüder gebunden und hätte meinem Vater meine Zugehörigkeit zur Legionsbewegung eingestehen müssen. Ich wußte dies, aber ich war zu feige, es zu tun; aus diesem Grunde hatte ich mein Geständnis immer verschoben. Übrigens, Dr. Iaşinschi kannte meinen Vater persönlich. Ich war enttäuscht, zumal ich dort vielleicht die Gelegenheit gehabt hätte, Codreanu persönlich kennenzulernen. Aber dagegen konnte man nichts machen.

Bevor ich nach Czernowitz zurückfuhr, besuchte ich einige der berühmten Bukowina-Klöster wie Putna, Moldoviţa, Suceviţa und Voroneţ, die noch heute als die größten Sehenswürdigkeiten Rumäniens betrachtet werden. Sie wurden im 15. und 16. Jahrhundert im byzantinisch-romanischen Stil erbaut und innen und außen mit schönen, einmaligen Fresken bemalt. Hunderte von Jahren wurden an diesen Klöstern keinerlei Renovierungsarbeiten durchgeführt; nur in der Zeit der österreichisch-ungarischen Monarchie wurden auf Veranlassung des Erzbischofs der Bukowina, Vladimir de Repta, einige Renovierungsarbeiten ausgeführt. Zwischen den beiden Weltkriegen hatte die rumänische Regierung weder Zeit noch Geld für Reparaturen an diesen Klöstern. Der ehemalige Kulturminister Professor Ion Nistor versuchte 1936 vergebens, Interesse und Geld für die Bauwerke zu erlangen. Im Jahre 1960 erklärte die Organisation UNESCO die Bukowina-Klöster als wichtige europäische Kulturdenkmäler und wies auf die Notwendigkeit ihrer Erhaltung hin. Den letzten 20 Jahren ist es zu verdanken, daß einige dieser Klöster gründlich renoviert wurden und heute als Sehenswürdigkeiten Rumäniens gelten.

Damals war ich mit meinen 18 Jahren nicht reif genug, um diese wertvollen Kunstschätze der rumänischen Vergangenheit zu würdigen und sie richtig einzuschätzen. Lieber hätte ich die Werke der Salzgewinnung von Cacica oder die Manganbergwerke von Iacobeni besucht, wo ich als zukünftiger Bergingenieur etwas Technisches sehen und lernen konnte. Solche Besichtigungen waren aber nur mit der Bewilligung der Werksdirektion in Czernowitz und des Berginspektorates (Berghauptmannschaft) in Kimpolung möglich, ein Weg, der zu lang und zu bürokratisch und nicht leicht und schnell zu beschreiten war. Aus diesen Gründen mußte ich auch darauf verzichten.

Wieder zu Hause in Czernowitz, gestand ich an einem ruhigen und schönen Sommerabend nur zögernd meine Zugehörigkeit zur Eisernen Garde. Mein Vater zeigte sich unangenehm überrascht und schwieg einige Minuten. Danach sagte er mir mit einem Gesicht voll Härte und Enttäuschung: »Ich kann dich weder verstehen noch es akzeptieren! Du wirst einmal draufkommen, hoffentlich nicht zu spät, daß euer Ziel falsch ist und der Weg dorthin nur ins Verderben führen kann. Wenn du einmal dadurch in Not sein wirst oder gar im Gefängnis sitzt, erwarte von mir weder Verständnis noch Hilfe.« Danach war er nie mehr bereit, mit mir über Politik oder über meine Tätigkeit als Legionär zu sprechen.

Ich war sehr betrübt, aber andererseits auch erleichtert, daß ich dieses Bekenntnis hinter mir hatte.

Eine längere Diskussion darüber führte ich am nächsten Tag mit meiner Stiefmutter. Sie hörte mich geduldig an und versuchte mich zu verstehen. Sie machte mich darauf aufmerksam, daß Codreanu von der Mutter her Deutscher und nach dem Vater wahrscheinlich Ukrainer[37] war und dadurch keine Legitimation habe, einen rumänischen Nationalisten zu spielen. Ferner sagte sie, daß mein Vater von mir sehr enttäuscht sei; er habe immer gehofft, daß ich mich mit meiner realistischen Einstellung als zukünftiger Techniker von solchen utopischen Ideen nie beeinflussen lassen würde.

[37] Zelea Ion Codreanu, der Vater des Führers der Eisernen Garde (Corneliu), war ein echter Rumäne aus der Bukowina. Sein früherer Name Zelinschi war der ukrainisierte Name von Zelea.





Anfang September verließ ich Czernowitz und fuhr mit meinem ganzen Gepäck und einer Kiste voller Bücher zu meiner Mutter nach Targowischt. Meine Gymnasialzeit war vorbei, die Maturaprüfung bestanden, und ein neues Leben als Student in Bukarest sollte bald beginnen.

Ich kam in meiner Geburtsstadt mit der Eisenbahn spätabends an und war erstaunt von dem Bild, das sich mir bot. Im Norden und Osten außerhalb der Stadt wurde ständig in zahlreichen Fackeln das überschüssige Gas aus den Ölfeldern verbrannt. Die Flammen loderten zehn bis 15 Meter hoch, erleuchteten die ganze Umgebung bis zu den Randbezirken der Stadt und boten ein gespenstisches Bild. Das Wiedersehen mit meiner Mutter, meinem Bruder und meiner Schwester war sehr herzlich. Meine Mutter war stolz auf mich. Wir feierten nochmals mit Bekannten meine bestandene Maturaprüfung.

Am nächsten Tag gestand ich auch meinem Stiefvater meine Mitgliedschaft bei der Eisernen Garde und wollte ihm mehr darüber erzählen. Ich wußte, daß er geduldig zuhören konnte und mir gegenüber Verständnis zeigen würde. Da er bereits informiert war, brauchte ich ihn nicht viel aufzuklären. Seiner Meinung nach (er war bereits zwei Jahre Major in einem Panzerregiment) waren unsere Ideen gut, aber nicht realisierbar, da die Menschen in ihrer Mehrzahl schlecht und unfähig seien, ein Ideal zu verwirklichen. Der Wunsch Codreanus, eine bessere Generation in Rumänien zu schaffen, sei eine große Utopie. Selbst dem Christentum sei es in fast 2000 Jahren nicht gelungen, den Menschen zu ändern. Das Ganze sei ein unerfüllbares Streben, das mit Sicherheit scheitern müsse. Er gab mir den Rat, mich herauszuhalten, wenigstens bis ich mein Hochschulstudium beendet hätte. Dann würde ich sicherlich anders denken. Meine Bitte, er solle darüber mit meiner Mutter sprechen, lehnte er ab: Ich solle nicht feige sein und dies selber tun.

Meine Mutter wußte über die Eiserne Garde wenig Bescheid, und ihrer Vorstellung nach war das Ganze eine kriminelle Organisation, die »junge, unreife und dumme Menschen« (wie mich) anlockte und auf schlechte Wege brachte. Bei meinem Geständnis wurde sie vor Zorn rot im Gesicht. Da sie mich nicht mehr schlagen konnte oder wollte, begann sie unaufhörlich zu schimpfen und krampfhaft zu weinen. Sie beschuldigte meinen Vater in Czernowitz, daß er auf mich nicht aufgepaßt habe. Ihrer

Meinung nach hätte so etwas nicht passieren können, wenn ich in Targowischt geblieben wäre. Dabei wußte sie nicht, daß in Targowischt fast alle meine ehemaligen Schulkollegen, bis auf wenige Ausnahmen, ebenfalls Legionäre waren. Sie schrieb sogar meinem Vater nach Czernowitz einen zornigen Brief und machte ihm Vorwürfe, bei der Erziehung seines einzigen Sohnes die Aufsicht vernachlässigt zu haben. Wie ich weiß, beantwortete mein Vater diesen Brief nie.

In der Stadt traf ich öfter meine ehemaligen Kollegen und konnte erfahren, daß die meisten noch im Gymnasium in Kreuzbrüderschaften eingetreten waren und auch die Maturaprüfung bestanden hatten. Der Organisationschef des Bezirkes war ein junger Rechtsanwalt namens I. V. Vojen. Von den leitenden Legionären lernte ich N. Grigorescu (einen jungen Juristen, sehr redegewandt), Ing. Atanasiu, Aurel Ionescu (Jurist) und Victor Dragomirescu, damals noch Student an der Technischen Hochschule in Bukarest, kennen. Was mir nicht gefiel, war die Anwesenheit einiger mir seit Jahren bekannter Taugenichtse, die meiner Meinung nach in unserer Bewegung nichts zu suchen hatten. Anläßlich meiner Vorstellung bei der Bezirksorganisation äußerte ich gegenüber dem Leiter, I. V. Vojen, meine Bedenken über diese Kameraden. Er sagte mir, daß solche Leute auch Menschen seien und unsere Bewegung stark genug sei, um sie durch Umerziehung zu brauchbaren Legionären zu machen.

Einmal nahm ich an einer Exkursion der Gruppe »Targowischt-Nord« teil, um die Kameraden in einem benachbarten Dorf zu besuchen und ihnen Flugblätter und Zeitungen zu bringen. Wir waren etwa 20 Legionäre und marschierten wie Soldaten. Unser Treffpunkt war der Friedhof – zwei Stunden vor Mitternacht. Dort trafen wir sechs junge Bauernburschen, die einige Tage davor im Dorf ein Organisationsnest gebildet hatten. Wir sangen gemeinsam unsere Lieder, und von einer Anhöhe her am Waldrand konnten wir in vier bis fünf Kilometern Entfernung die elektrisch beleuchtete Stadt sehen. Dahinter loderten die Fackeln, mit denen die Gase der Ölfelder verbrannten. Einer der Legionäre aus dem Dorf fragte: »Warum muß man das Gas verbrennen?« Der Leiter unserer Marschgruppe, wahrscheinlich überfragt, erklärte es so: »Das Gas kommt mit dem Erdöl aus den Sonden und wird über Tag getrennt; das Erdöl wird meist exportiert und nur in geringen Mengen im Inland raffiniert, um Benzin und Petroleum zu gewinnen. Die ausländischen Erdölgesellschaften, meist von Juden geführt (?), treiben



Raubbau und sind nur am Rohöl für den Export interessiert. Da sie mit dem Gas kein Geschäft machen können, lassen sie es nutzlos verbrennen und schaden damit unserem Land. Sie könnten das Gas auch unter der Erde lassen, aber sie wollen uns absichtlich schädigen.« (?!)

Ein anderer fragte weiter: »Warum erlaubt unsere Regierung, daß Ausländer unsere Bodenschätze vergeuden?« Antwort des Chefs: »Weil viele Verantwortliche von den Juden bestochen werden« (?!) »Nur die Eiserne Garde wird einmal imstande sein, mit diesem Raubbau Schluß zu machen. Dann werdet ihr alle, auch in eurem Dorf, elektrisches Licht, Dieseltraktoren statt Ochsengespannen und sogar ein eigenes Auto statt Pferdefuhrwerken haben. Wir sollen täglich zum lieben Gott beten, daß Codreanu und die Eiserne Garde bald an die Macht in unserem Land kommen werden.« Danach wurden mit doppelter Begeisterung Legionärslieder gesungen.

Nach Mitternacht zu Hause angekommen, war ich sehr müde, konnte aber vor Aufregung nicht schlafen. Am nächsten Tag dachte ich über die Erklärung für die Verbrennung der Ölfeldgase nach und spürte, daß ich mich in einem Dilemma befand. Ich sollte Erdölingenieur werden und danach im Beruf unter Befehl der feindlich gesinnten Ausländer und Juden stehen und mich am Raubbau und der Vergeudung der Bodenschätze meines Landes beteiligen? Wie würde ich diese Tätigkeit mit meinen patriotischen Gefühlen in Einklang bringen? Sollte vielleicht mein konsequentes Streben nach dem Beruf des Erdölmannes ein großer, tragischer Fehlgriff in meinem Leben sein? Ich war beunruhigt und verunsichert, und daher sprach ich am nächsten Tag mit meinem Stiefvater darüber, da er immer bereit war, sich meine Probleme anzuhören. Er meinte, daß die Erklärungen »des Chefs« nicht stimmen konnten und sicherlich aus der Luft gegriffen seien. Wenige Tage danach besuchte uns ein guter Bekannter meines Stiefvaters, der als Ingenieur in den Ölfeldern beschäftigt war. Er war gebürtiger Franzose, lebte seit mehr als 30 Jahren in Rumänien, war verheiratet und hatte hier Kinder und Enkelkinder. Der etwa 55 bis 60jährige Mann, dessen Namen ich nicht mehr in Erinnerung habe, war bei einer der wenigen, echten rumänischen Erdölgesellschaften, »Creditul Minier« beschäftigt. Mein Stiefvater eröffnete die Diskussion über dieses heikle Thema, und der Mann, der auf diesem Gebiet sicherlich sehr beschlagen war, erklärte uns folgendes: »Das Gas ist in der Lagerstätte teilweise im Öl gelöst und kommt immer in kleineren oder größeren Mengen

bei jeder Erdölförderung mit. Bis zu diesem Jahr war es üblich, das mitgeförderte Gas, soweit es nicht in eigenen Anlagen, Siedlungen oder Kraftwerken verwendet wird, nach der Entbenzinierung frei in die Luft zu blasen. Da dieses Gas keinen Geruch hat und meist weder Schmutz noch Ruß verursacht, hat niemand daran Anstoß genommen. Seit kurzem hat aber die Bergbehörde die Erdölgesellschaften verpflichtet, das überschüssige Gas aus Sicherheitsgründen zu verbrennen. Dadurch kommen diese lodernden Fackeln zustande. Bereits vor zehn Jahren haben die Erdölgesellschaften einen Plan ausgearbeitet, um das Gas zur Beheizung durch Rohrleitungen in die umliegenden Städte oder in die nahe gelegenen Kraftwerke zu leiten und es so einer nützlichen Verwendung zuzuführen oder es zu vermarkten. Wir haben uns sogar bereit erklärt, unter gewissen Umständen das notwendige Kapital zur Verfügung zu stellen. Auch eine Rohrleitung bis nach Bukarest würden wir gerne finanzieren, da das jährlich in die Luft abgefackelte Gas bereits zwei Milliarden Kubikmeter überschritten hat und einen Heizwert von ca. 1,6 Millionen Tonnen Erdöl darstellt. Aber die Regierung läßt sich Zeit, da nicht einmal der gesetzliche Rahmen für eine Gasvermarktung in einer parlamentarischen Diskussion erstellt worden ist. Möglicherweise spielen auch gewisse Konkurrenzbefürchtungen seitens der Kohleindustrie und der Waldbesitzer eine hemmende Rolle. Wir von der Erdölindustrie haben vollstes Interesse, das Gas zu verkaufen und dadurch Geld zu verdienen, anstatt es nutzlos zu verbrennen. Darüber schreiben wir ständig in unseren Fachzeitschriften.«

Als die Rede auf den Einfluß der Juden in den Erdölgesellschaften kam, begann der Fachmann zu schmunzeln. Er versicherte uns, daß sich in seiner Gesellschaft kein Jude in der Geschäftsführung befinde. Über andere Erdölgesellschaften wisse er nicht Bescheid, aber im Prinzip spiele die Religion der Beschäftigten in der Erdölindustrie keine Rolle. Ihm sei aber wohl bekannt, daß der technische Generaldirektor von Royal Dutch Shell (die zweitgrößte Ölfirma der Welt mit dem Hauptsitz in Den Haag, Niederlande), Sir Henry Deterding[38], ein persönlicher Freund Hitlers sei und kein Jude sein könne.

---

[38] Henry Deterding (1866–1939) seit 1902 Technischer und später Generaldirektor der »Royal-Dutch-Petroleum-Matschappj«, die er 1907 mit Shell Trading Ltd. Co zum Shell Konzern zusammenschloß. Er war einer der Bewunderer des deutschen Nationalsozialismus und mit Adolf Hitler persönlich befreundet. An seinem Begräbnis nahmen eine Abordnung von Nazi-Politikern und ein SS-Ehrenzug teil.



Durch diese Belehrung aufgeklärt und beruhigt, suchte ich unseren Organisationsleiter von Targowischt auf, um ihm diese Information zu übermitteln. Da er verreist war, konnte ich mit einem seiner engsten Mitarbeiter, Victor Dragomirescu sprechen, einem Menschen mit großer Herzensbildung, ruhig, ausgeglichen und mit viel Verständnis für alle wirtschaftlichen und sozialen Probleme der damaligen Zeit. Er war noch Student im letzten Semester an der Technischen Hochschule in Bukarest und galt als einer der Vertrauensleute Codreanus, der ihn mit dem Dienstgrad eines »Hilfskommandanten« ausgezeichnet hatte. Er hörte meiner Darstellung aufmerksam zu und sagte mir, daß der alte Erdölingenieur recht habe und die Erklärung des »Lokalchefs« in der nächtlichen Sitzung nicht nur als unrichtig, sondern auch als demagogisch und unwürdig für die Legionärsbewegung zu betrachten sei.

»Wenn wir Legionäre die gleichen unsachlichen und lügenhaften Argumente verwenden und Unwahrheiten zur Propaganda benützen, wie es die alten, korrupten politischen Parteien unseres Landes tun, dann sind wir der Opfer unserer toten Kameraden nicht würdig. Übrigens haben wir einige Legionäre unter den Ingenieuren, Meistern und Arbeitern der Erdölindustrie, die über solche Fragen am besten Bescheid wissen. Bei uns in der Eisernen Garde mangelt es noch immer an Querinformationen. Wir dürfen es uns nicht so leicht machen und immer die Schuld unserer Mißwirtschaft den Ausländern und den Juden zuschieben.« Nach diesem Gespräch war ich beruhigt.

Inzwischen schien sich meine Mutter mit meiner Mitgliedschaft bei der Eisernen Garde abgefunden zu haben. Eines Abends streichelte sie mir über die Haare und sagte, daß sie am Sonntag davor in der Kirche den lieben Gott für mich um seinen Schutz gebeten habe, damit ich nie in die Situation kommen würde, jemals einen Menschen töten zu müssen. Den Gedanken, daß ihr Sohn wegen Mordes im Gefängnis sitze, könne sie nicht ertragen, und sie würde sich das Leben nehmen!

## ZWEITES KAPITEL

# *Als Student in Bukarest*

### *Ende des sorglosen Lebens*

Bewaffnet mit allen erforderlichen Dokumenten und dem Maturazeugnis fuhr ich mit meiner Mutter Anfang Oktober 1934 nach Bukarest, um mich an der Technischen Hochschule einzuschreiben und eine Unterkunft für mich, möglichst in der Nähe, zu suchen. Die Inskription ging schnell, nachdem ich die notwendige ärztliche Untersuchung bestanden hatte. Vor mir hatten sich bereits über 1000 junge Maturanten für das Studienjahr 1934/35 eingeschrieben; davon aber würden nur 320 Studenten (Numerus clausus) nach einer strengen Wettbewerbsprüfung im September des folgenden Jahres in das erste Semester aller fünf Fakultäten aufgenommen werden. Wie fleißig würde ich lernen müssen, um dies zu schaffen?

Unangenehm überrascht war meine Mutter über die hohe Gebühr, die in unserer heutigen Währung in Österreich etwa 10.000 Schilling ausmachen würde und bei der Inskription sofort zu zahlen war. Dazu mußte man noch ein großes Zeichenbrett, ein teures Reißzeug, einen Rechenschieber sowie noch einige nicht billige Hilfsmittel besorgen. Meine Mutter seufzte und sagte bitter zu mir: »Dein Vater wird große Augen machen, was das alles kostet! Aber recht geschieht ihm! Warum hat er zugestimmt, daß du Technik studierst? Ich war immer dagegen!«

In Bukarest hatte ich mütterlicherseits zahlreiche Verwandte; die meisten kannte ich nur aus Erzählungen. Nur die Familie Adrian war mir vertraut. Tante Lucia war die jüngste Schwester meiner verstorbenen Großmutter, und ihr Mann, Onkel Peter Adrian, war damals Zollamtsdirektor im Finanzministerium in Bukarest. Sie hatten zwei Töchter – Anna und Maria, beide älter als ich, nicht hübsch, aber fleißig und intelligent; der Sohn Cristian war fünf Jahre jünger als ich und wollte später in Wien Technik studieren. Onkel Peter besaß ein kleines, aber behagliches Einfamilienhaus in Bukarest, nicht weit vom Siegesplatz (Piaţa Victoriei), und meine Mutter und ich konnten dort einige Nächte schlafen.

Tagsüber machten wir Besuche bei anderen Verwandten, um mich vorzustellen. Meine Mutter erzählte überall, daß ich in Czernowitz bei der Maturaprüfung die besten Noten erhalten habe und als Erster klassifiziert worden sei. Alle meine Professoren im Gymnasium seien von meinem Wissen und Können immer begeistert gewesen. Mir war das sehr peinlich, da ich doch in Wirklichkeit bei den Prüfungen nur der Vorletzte geworden war. Abgesehen davon, daß die meisten Mütter ihre Söhne als Wunderkinder präsentieren wollen, hoffte sie, daß mir durch diese Lobesworte gewisse Vorteile erwachsen würden, vielleicht, daß ich bei einem dieser Verwandten ein Jahr oder mehr wohnen könne.

Die Technische Hochschule in Bukarest besaß damals ein gut ausgestattetes Studentenheim, nicht weit von der Hochschule, und eine ausgezeichnete Mensa mit Kantine. Diese Einrichtung wurde zu meiner Zeit von der Industrie finanziert und lag weit über dem Niveau anderer Studentenheime in Rumänien, die im Grunde genommen bescheiden waren. Die Hörer des Vorbereitungsjahres waren vom Heim ausgeschlossen; in der Mensa konnten sie aber die Mahlzeiten gegen Barzahlung einnehmen. Nur Semesterstudenten, die mit ihren Prüfungen »à jour« waren, minderbemittelte Eltern hatten und nicht verheiratet waren, durften in diesem Heim ohne Bezahlung wohnen und essen. Die Leitung des Heimes und der Mensa (Popota elevilor ingineri) oblag einem von Studenten der letzten vier Semester demokratisch gewählten Komitee, welches unter Kontrolle und Aufsicht des Industrieverbandes und des Handelsministeriums stand.

Die Verwandtschaftsbesuche hatten zu keinem Erfolg hinsichtlich meiner Unterbringung geführt. Einige wohnten zu beengt, andere hatten wohl möblierte Zimmer zu vermieten, sie waren aber bereits längst vergeben. Ansonsten waren die meisten verzopfte Leute, die man lieber gar nicht besuchen sollte. Die einzige tatsächlich nette und gastfreundliche Verwandtschaft, die Familie Adrian, konnte leider wegen der drei erwachsenen Kinder kein Zimmer für mich frei machen. Später, während meiner ganzen Studienzeit, besuchte ich sie regelmäßig und war dort immer willkommen. Ich versuchte mich auch nützlich zu erweisen, indem ich meinem Cousin Cristian, der noch ins Gymnasium ging, Nachhilfestunden in Mathematik, Physik und Latein gab. Dort konnte ich auch andere nützliche Arbeiten leisten, wie Wasserhähne abdichten, elektrische Stehlampen



reparieren, beim Einkauf Taschen tragen usw. Außerdem hatte die ganze Familie, und besonders Onkel Peter, Sympathie für die Eiserne Garde. Meine Mutter bat ihn aber, er solle mich in dieser Richtung nicht ermuntern, da ich ihrer Meinung nach noch ein »dummes Kind« war.

Besonders den Besuch bei meinem Taufpaten, der meiner Mutter telefonisch versprach, auf der Suche nach einem Mietzimmer für ihren »hochbegabten und braven Sohn« behilflich zu sein, behielt ich in Erinnerung. Er besaß eine große Villa mit Garten, fast im Zentrum von Bukarest. Dort wohnte er mit seiner Gattin, Tante Sybille, und einem uralten, schwerhörigen und asthmakranken Diener, der Butler, Gärtner, Koch und Mädchen für alles war. Das Haus, ein Erbstück der Grafenfamilie Lahovary, war bereits baufällig und seit mindestens 50 Jahren nicht mehr renoviert worden. Die Ratten kamen aus dem Keller selbst bei Tageslicht bis in die Küche, um ohne Scheu vor den Menschen Speisereste zu verzehren. Die Zentralheizung funktionierte seit vielen Jahren nicht mehr, und alle Armaturen waren verrostet und undicht. Mein Taufpate, ein entfernter Verwandter meiner Mutter, war früher General in der Heeresverwaltung, wurde aber wegen fortschreitender Senilität vorzeitig pensioniert; jetzt war er voller Schulden und lebte bescheiden und zurückgezogen. Seine Frau, geborene Gräfin Mitkiewicz aus Krakau, mager und dürr, reichlich mit Puder angestaubt und wie ein Christbaum mit viel Schmuck behangen, behielt trotz alledem eine stolze, sogar fürstliche Haltung. Als ich ihre Hand küßte, dachte ich an die Mumien der alten Ägypter.

Der große Vorraum, mit stark abgenützten Ledersesseln, staubigen und schief an den Wänden hängenden Jagdtrophäen und einer großen Standuhr, die wahrscheinlich seit vielen Jahren immer dieselbe Zeit zeigte, machte bereits einen schimmeligen Eindruck. Im Haus waren für den Empfang der Gäste ein Musiksalon und ein Speisezimmer vorgesehen. Beide waren im Biedermeierstil eingerichtet, die Möbel aber waren stark abgenützt und fleckig, die Sessel wackelig und unsicher. Dicke, staubige Vorhänge verdeckten die Fenster so stark, daß weder Luft noch Licht hereinkommen konnten. Am Plafond hing ein zwölfarmiger Kronleuchter, aber nur eine einzige Glühbirne brannte. Weitere sechs bis acht Zimmer mit alten, angeblich echten Perserteppichen, Lederfauteuils, riesigen Bücherschränken, Gemälden und dergleichen waren eingemottet, alles mit Zeitungspapier zugedeckt und mit Naphtalin bestaubt. Der zittrige, alte Butler

servierte in teurem, chinesischem Porzellan einen billigen und aus Ersparnisgründen vorgezuckerten Tee, aber mit weißen Handschuhen, an denen man zahlreiche Löcher sehen konnte.

Im Haus mußten alle sehr laut sprechen, da alle schwerhörig waren. Tante Sybille sah mich durch ihre Brille forschend an und betrachtete mein Profil von beiden Seiten mit gewisser Neugierde. Danach stellte sie mit unhöflicher und metallischer Stimme fest: »Du siehst im Gesicht ganz deinem Vater ähnlich. Hoffentlich hast du nicht auch seinen schlechten Charakter geerbt!«

Ich war so betroffen, daß ich am liebsten aufgestanden wäre, um das Haus sofort zu verlassen. Auch meine Mutter war sprachlos, aber sie gab mir zu verstehen, daß ich mich unbedingt beherrschen müsse und nichts sagen solle. Mein Taufpate, der General, der die Äußerungen meiner Tante anscheinend gar nicht wahrgenommen hatte, erzählte, daß er sein ganzes Vermögen – wahrscheinlich auch seine Schulden – dem Roten Kreuz vermacht habe. Als meine Mutter die Frage nach einem Zimmer für mich ins Gespräch brachte, antwortete Tante Sybille kurz, daß es in ihrem Haus dafür keine Möglichkeit gebe. Der Onkel ging ins Nebenzimmer und brachte einen Packen mit alten Zeitungsinseraten, wir sollten daraus etwas Passendes suchen. Damit bewies er, daß er uns behilflich sein wollte. Als ich am Abend Onkel Peter über unseren Besuch bei meinem Taufpaten erzählte, lachte er herzlich und sagte, daß der alte General ein guter Mensch, jedoch völlig weltfremd, aber seine Frau ein kratzbürstiger Besen sei; wir sollten diesen Besuch vergessen.

Nach nicht allzu langer Lauferei in den Wohnvierteln um die Hochschule fanden wir ein passendes Zimmer. Es war in der Buzeşti-Straße, nicht einmal zehn Minuten Fußweg von der Hochschule entfernt; ein einfach möbliertes Mansardenzimmer mit Badezimmerbenützung und Frühstück, zu einer verhältnismäßig niedrigen Monatsmiete. Das Zimmer hatte zwei Schlafgelegenheiten, ich sollte einen Mieter, einen Kollegen von der Hochschule, für das zweite Bett suchen. Dadurch würde die Miete für jeden etwas niedriger sein. Die Vermieterin, Frau Heuer, war eine alte Witwe aus Siebenbürgen, die auch deutsch sprechen konnte. Sie machte uns zu Beginn darauf aufmerksam, daß wir im Zimmer weder musizieren noch singen und auch keine Damenbesuche empfangen dürfen. Die Mansarde hatte aber noch zwei Zimmer, die an drei Studentinnen von der Universität vergeben waren. Nur wenige Wochen später sollte sich herausstellen, daß das von der Vermieterin gewünschte Damenbe-



suchsverbot für mich und meinen Kollegen völlig überflüssig war.

Meine Mutter blieb noch einige Tage in Bukarest, und wir konnten gemeinsam einer Opernveranstaltung beiwohnen. Die Eintrittskarten für Orchesterplätze besorgte Onkel Peter sehr billig durch das Ministerium, denn auch damals gab es Privilegien in Rumänien wie überall auf der Welt. Ich weiß nicht mehr genau, was für ein Stück es war, aber sicherlich von Verdi; von seiner Musik hatte ich schon in Czernowitz geschwärmt.

Zwei Tage nach Beginn der Hochschule fuhr meine Mutter nach Targowischt zurück, und ich blieb allein in Bukarest. Am Bahnhof sagte sie mir beim Abschied: »Der Vogel ist aus dem Nest geflogen. Ab nun mußt du für dich selbst sorgen und die Gefahren von außen allein erkennen und sie meiden. Gott behüte dich!«, und in ihren schönen blauen Augen waren Tränen zu sehen.

Mir war bewußt, daß ab jetzt ein neues Kapitel in meinem Leben begann, und ich war zum erstenmal auf mich selbst angewiesen. Am Abend schrieb ich meinem Vater einen langen Brief über die Erlebnisse in den ersten Tagen in Bukarest und schilderte auch die ersten Eindrücke vom Studienbetrieb an der Technik und wie mein Zimmer beschaffen war. Ich erwähnte auch die Gastfreundlichkeit des Onkels Peter und der Tante Lucia, die er auch immer gerne besuchte, wenn er – eher selten – nach Bukarest kam. Über den Besuch bei meinem Taufpaten (dem General) schrieb ich nach dem Wunsch meiner Mutter nichts. Ich vergaß auch nicht, in dem Brief deutlich meine Adresse zu schreiben, damit er wußte, wohin er mir monatlich das Geld schicken sollte.

Von meinem Mansardenfenster aus konnte ich Menschen, Autos und Straßenbahnen in der Buzeşti-Straße bis zur Kreuzung Polizu-Straße sehen. Es war alles voll von Menschen, junge und alte, Männer, Frauen, Kinder; und alle hatten es eilig. Diese Hektik hatte ich in Czernowitz nicht gekannt. Außerdem war viel Verkehr, viel Gestank von den Auspuffgasen und viel Lärm. Trotzdem fühlte ich mich damals allein und einsam in der Großstadt mit fast einer Million Einwohnern. Ich bedauerte, daß Czernowitz keine Technische Hochschule hatte. Aber dieses Gefühl der Einsamkeit sollte nur wenige Wochen dauern, da bald zahlreiche neue Bekanntschaften und Freunde mir halfen, es zu überwinden und mich in die dortige Gesellschaft einzugewöhnen. Auch konnte ich den Minderwertigkeitskomplex eines

Provinzlers in der Hauptstadt vergessen. Trotzdem zählte ich eifrig die Tage bis zu den Weihnachtsferien, weil ich dann für einige Zeit zu meinen Eltern und meinen Geschwistern nach Targowischt fahren konnte.

### *An der Technischen Hochschule*

Die Technische Hochschule in Bukarest bestand aus einem Komplex mehrerer dreistöckiger Gebäude mit Blick auf die Polizu-Straße, gleich in der Nähe des Nordbahnhofes. Sie wurde 1880 für die Erfordernisse der Bau- und Vermessungsingenieure errichtet und war teilweise nach dem Pariser Modell (École supérieure des Ponts et Chaussées) organisiert. Zu meiner Zeit umfaßte sie fünf, später sechs Fakultäten (Bauwesen, Maschinenbau und Elektrotechnik, Bergbau und Erdöl, Flugzeugbau, Industriechemie und Forstwirtschaft). Das Studium dauerte fünf Jahre: ein Vorbereitungsjahr und acht Fakultätssemester. Das Vorbereitungsjahr war frei zugänglich für alle, die die Maturaprüfung bestanden hatten, und die Anzahl der Hörer war unbegrenzt. In diesem Jahr wurde eine gründliche mathematische Ausbildung, die Erweiterung der Kenntnisse in Physik und Chemie und die Kenntnis einer Fremdsprache – nur Deutsch oder Englisch – angestrebt. Zusätzlich waren Seminare, zahlreiche Zeichnungsübungen sowie das Praktikum im Physiklaboratorium als absolute Pflicht vorgeschrieben. Im Juni sollten acht Einzelprüfungen stattfinden, und nur wer sie bestanden hatte, durfte im Herbst zur Wettbewerbsprüfung an der gewünschten Fakultät antreten. Für das erste Semester jeder Fakultät war die Anzahl der zugelassenen Hörer begrenzt (Numerus clausus), je nach Vereinbarung zwischen den zuständigen Ministerien und dem Industrieverband. In den späteren Jahren meines Studiums nahm der Staatseinfluß immer mehr zu, und ab 1939 wurde die eingeschränkte Zulassung zum Studium aufgehoben. Die Disziplin an der Hochschule war streng; die Anwesenheit bei den Vorlesungen, Übungen und Seminaren war Pflicht, und die vorgeschriebenen Prüfungstermine mußten eingehalten werden. Eine akademische Freiheit wie an den Universitäten, wo jeder Student die Prüfungen und Übungen verschieben konnte, wie er wollte, gab es an der Technik nicht. Abgesehen von der sogenannten Kettenfolge der Reihenprüfungen, die ich so wie viele andere als Schikane empfand, mußten alle Hörer jeden Sommer das von der Fakultät festgelegte Praktikum in der Industrie ab-



solvieren. Die Berichterstattung über diese Tätigkeit galt als Bestandteil der Prüfungen. Nach den ersten vier Semestern fand eine »Eignungsprüfung« statt, die für die Inskription für das fünfte Semester Voraussetzung war (ähnlich wie in Österreich die erste Staatsprüfung). Nicht wenige fielen bei dieser Prüfung durch, unterbrachen das weitere Studium für ein bis zwei Jahre, um den Militärdienst zu leisten oder einige Zeit in der Industrie zu arbeiten und Geld zu verdienen. Nach dem achten Semester und dem Bestehen aller Prüfungen, sämtlicher Übungen, des vorgeschriebenen Praktikums und der Annahme der Diplomarbeit schloß das Studium mit der Diplomprüfung (zweite Staatsprüfung) ab, ähnlich wie in den meisten Technischen Hochschulen – heute Technische Universitäten – überall in Europa. Erst nach der bestandenen Diplomprüfung erhielt man den gesetzlich anerkannten akademischen Grad »Ingenieur« bzw. »Diplomingenieur«. Die Industrie Rumäniens war damals – meist mit ausländischem Kapital – gesetzlich verpflichtet, sich um den Nachwuchs der Ingenieure zu kümmern. Alle im Beruf befindlichen Ingenieure trugen in Rumänien mit einem halben Prozent ihres Jahreseinkommens durch die bekannte Organisation AGIR zur Förderung bei. Nur wenige Tage nach dem Beginn des Studiums kam ich schnell zur Überzeugung, daß ich viel mehr als im Gymnasium lernen mußte und meine freie Zeit viel kürzer war. Die Vorlesungen fanden täglich, auch am Samstag, von acht bis zwölf Uhr statt. Nachmittags folgten Seminare, praktische Übungen und Laboratoriumsarbeiten, die bis 17 oder 18 Uhr dauerten. Das große Zeichenbrett mußten wir wöchentlich dreimal mit in die Schule nehmen; Reißzeug, Rechenschieber, Hefte usw. täglich. Besonders die vielen Zeichnungen machten mir zu schaffen. Übrigens war ich einer der wenigen, die nicht das Realgymnasium besucht hatten, und deswegen mußte ich mich sehr anstrengen, um mitzukommen. Die darstellende Geometrie war für mich Neuland; ich mußte von vorne beginnen. In den Seminaren hatten wir in Gruppen zu je 40 bis 50 Hörern zweimal in der Woche Kolloquien, die viel Vorbereitungszeit zu Hause erforderten. Seminare und Übungen fanden unter Aufsicht von Assistenten statt, deren Namen ich aber nicht behalten habe. Nur ein Assistent für Technisches Zeichnen, Popovici, wird mir immer im Gedächtnis bleiben. Ich sollte als Übung ein Kugelventil mit Korbgehäuse in drei Projektionen und zwei rechtwinkeligen Schnitten nach einem Modellstück zeichnen. Es war sicherlich nicht schwer, aber ich vergaß, die

Gewindeverschraubung des Ventilkorbes im Gehäuse einzuzeichnen. Als ich nach den vorgeschriebenen drei Nachmittagen mit meiner Zeichnung fertig war, sagte mir Popovici, daß etwas Wichtiges fehle; ich solle nachdenken; aber ich konnte nichts finden. Dann fragte er mich, wie die Kugel in den Korb kommt, wenn alles aus einem Stück gebaut und keine Verschraubung vorhanden sei. Als ich dies als kleines Versehen betrachtete, sagte er mir ziemlich verärgert: »Sie besitzen kein technisches Verständnis und sind für den Ingenieurberuf völlig ungeeignet. An der Technik verlieren Sie nur Zeit; besser wäre es, schon jetzt aufzugeben. Wenn Ihr Vater es unbedingt wünscht, daß sein Sohn Akademiker wird, dann gehen Sie an die Universität und studieren dort Theologie oder Kunstgeschichte.« Sicherlich war es für mich eine Blamage, solche Äußerungen vor meinen Kollegen zu hören, aber ich wollte mich dadurch nicht entmutigen lassen.

Die Vorlesungen wurden wegen der großen Anzahl der Hörer im Auditorium Maximum abgehalten, wo ein guter Platz schwer zu bekommen war. Aber nicht alle schienen daran interessiert zu sein, die Ausführungen der Professoren aufmerksam zu verfolgen. Mir passierte es bei einigen Vorlesungen, daß ich kurz einnickte, ich wurde aber durch einen Stoß von meinem danebensitzenden Kollegen geweckt. Immerhin hofften hier alle, daß sie die schweren Prüfungen bestehen und im gewünschten Fakultätssemester weiterstudieren würden. Darunter waren auch Mädchen; manche auffallend hübsch, andere fleißig und zielbewußt. Die meisten Mädchen wollten Industriechemie studieren; nur wenige von ihnen zeigten Interesse für Maschinenbau oder Bauwesen. An den Fakultäten für Bergbau und Erdöl oder Forstwirtschaft waren damals Mädchen nicht zugelassen.

Von den Studenten der Technischen Hochschule waren etwa acht bis zehn Prozent Juden. Die meisten von ihnen waren nicht nur begabt, sie waren auch fleißig und strebsam. Einer von ihnen, Eckstein, sollte sich als der Beste an der ganzen Hochschule qualifizieren und später »magna cum laude« promovieren. Seit den turbulenten antisemitischen Bewegungen von 1922 bis 1923 wurden Juden in allen Universitätsstädten Rumäniens weder in den Studentenheimen noch in der Mensa zugelassen. Im Studentenheim der Technischen Hochschule in Bukarest gab es seit 1930 keine Juden. Die jüdischen Studenten in Bukarest hatten zwei, teilweise vom Staat finanziell unterstützte eigene Heime und erhielten auch Stipendien von verschiedenen Organisationen. An der Technik bekamen sie vom rumänischen Industrieverband regelmäßig Stipendien unter den gleichen Bedingungen wie die anderen Studenten. Das Verhältnis der Juden zu ihren christlichen Kollegen war immer kollegial und spannungsfrei. Antisemitische Ausschreitungen wie an den Universitäten (z. B. an den medizinischen Fakultäten in Jassy oder Bukarest) gab es an den Technischen Hochschulen Rumäniens (Bukarest und Temeschwar) während meiner Studienzeit (1934–1940) nicht.

Zu Weihnachten 1934 fuhr ich zu meiner Mutter nach Targowischt und verbrachte die Feiertage wie üblich im Kreise der Familie mit meinen Eltern und meinen Geschwistern. Ich nahm alle meine Hefte und Skripten mit, um weiterzulernen, da ich Angst hatte, den umfangreichen Lehrstoff nicht rechtzeitig zu bewältigen und im darauffolgenden Herbst bei der schweren Aufnahmeprüfung zu versagen. Meine jüngeren Geschwister wollten gern den ganzen Tag mit mir spielen und hatten für meine Sorgen kein Verständnis.

Meine Mutter war ziemlich pessimistisch und warf mir vor, daß ich ihr nicht gehorcht hätte und nicht etwas anderes als Technik, die so schwierig sei, studierte. Nur mein Stiefvater machte mir immer Mut und sagte, er sei absolut sicher, daß ich es schaffte: »Du mußt nur wollen und fleißig lernen; du hast einen guten Kopf und wirst es sicherlich schaffen!«

Als Fremdsprache wählte ich im Hinblick auf meinen zukünftigen Beruf als Erdölingenieur Englisch. Bald mußte ich einsehen, daß die Angelegenheit viel komplizierter war, als ich es mir vorgestellt hatte. Ich besaß keine Vorkenntnisse und sollte im Juni eine Prüfung ablegen, die darin bestand, einen technischen Text einwandfrei zu übersetzen. Als Professor hatten wir eine Frau namens Zoe Ghetu; sie war alt und häßlich, aber gütig und freundlich. Fast alle bestanden wir später die Prüfung ohne Probleme, aber dafür mußten wir fleißig lernen.

Im Januar 1935 machte ich in Seminarstunden die Bekanntschaft eines Kollegen namens Lazea Lazar, der aus der Moldau stammte und keine geeignete Unterkunft gefunden hatte. Ich schlug ihm vor, zu mir zu ziehen, und so wurde er mein Zimmergenosse. Er kam aus einer Kreuzbrüderorganisation in Jassy und war schon längere Zeit dabei als ich. Obwohl wir verschiedene Charaktere hatten, verstanden wir uns gut und blieben viele Jahre gute Freunde. Er war immer ein treuer Kamerad und ein ehrlicher Mensch. Wie fast alle aus der Moldau war er ziem-

lich romantisch veranlagt, und manchmal fehlte ihm der Sinn für die Realität. Er wollte Forstwirtschaft (Silvicultura) studieren, um in seiner Heimat als Forstingenieur zu wirken. In einer Hinsicht kam es zwischen uns ständig zu Differenzen: Ich lernte am besten frühmorgens; oft stand ich um vier Uhr früh auf und lernte fleißig bis sieben Uhr; dafür wollte ich bereits um neun Uhr abends schlafen gehen. Lazar konnte am besten abends lernen und blieb manchmal bis zwei Uhr nachts auf. Vormittags hätte er gerne weitergeschlafen, wenn er nicht zur Hochschule gehen mußte. Mit beiderseitiger Toleranz konnten wir Kompromisse schließen und ohne Streit leben. Alles Eßbare, was wir von zu Hause erhielten, wie Mehlspeisen, Marmelade, Obst, Wein usw., teilten wir wie unter Brüdern auf. Im Gegensatz zu mir zeichnete Lazar schön und gerne. Er half mir oft, meine zeichnerischen Übungen rechtzeitig zu beenden, dafür half ich ihm bei den Berechnungen und bei mathematischen Aufgaben, eine Beschäftigung, die mir viel Spaß machte und mir leichtfiel. Während der Vorlesungen und bei den Seminaren in der Hochschule saßen wir immer gemeinsam auf einer Bank. Meine Kollegen im Vorbereitungsjahr gehörten zu über 20 Prozent zu den in Rumänien lebenden Minderheiten: Ungarn, Deutsche, Juden, Ukrainer, Bulgaren, Armenier usw. Wenn man bei der Wahrheit bleiben will, muß man zugeben, daß diese Minderheiten fleißiger und zielbewußter als die Rumänen waren. Da die Technische Hochschule in Bukarest damals einen guten Ruf in Europa besaß, kamen auch ausländische Studenten zu Studienzwecken, meist aus den benachbarten Staaten wie Bulgarien, Jugoslawien, Türkei und Griechenland; viele davon mit der Absicht, in der rumänischen Industrie, hauptsächlich in den Ölfeldern, Beschäftigung zu finden. Zwei Studenten meiner Zeit kamen aus den USA, aber sie waren Söhne von eingewanderten rumänischen Familien, die aus Siebenbürgen stammten und ihre Namen geändert hatten (von »Milea« in »Millery«). Sie hatten zwar viel Geld, aber zum Lernen nur wenig Zeit. Ich weiß nicht, ob sie jemals das Studium beendeten. Einmal nahm Mr. Millery mich und meinen Freund Lazea in eine Loge in der Oper mit. So einen Logensitz hätte ich mir als Student nie leisten können; es war auch das erste und letzte Mal, daß ich in einer Loge in einem Bukarester Theater saß.

Auch einige rumänische Offiziere (Luftwaffe, Marine, Pioniere) zählten zu den Hörern im Vorbereitungsjahr. Sie waren vom Verteidigungsministerium ausgesucht und bei vollen Bezügen



zum Studium beurlaubt worden. Im allgemeinen waren sie älter als wir, sehr fleißig, aber uns gegenüber ziemlich distanziert. Als Kollegen waren sie aber zuvorkommend und meist auch höflich, vor allem vermieden sie es, mit uns über Politik zu diskutieren. Auch bei den Studentenaktionen wie Versammlungen, Demonstrationen, Streiks, Festivitäten und Bällen machten sie ebenso wie die ausländischen Studenten nicht mit; sie durften und wollten in keiner Weise involviert werden. Später als Diplomingenieure konnten sie mit besonderen Vorteilen und Privilegien in ihrer Offizierslaufbahn rechnen. Die Offiziere und die Ausländer mußten genau wie die anderen die Aufnahmeprüfung der jeweiligen Fakultät bestehen, unterlagen aber nicht der Begrenzung durch den »Numerus clausus«.

Die Zeit verging sehr schnell, und ich mußte mich auf rascheres und gründlicheres Lernen umstellen. Mit großen Anstrengungen beendete ich rechtzeitig alle praktischen Übungen und trat im Juni zu den Prüfungen an. Trotz meiner Bedenken und meiner wahrscheinlich angeborenen Zweifel bestand ich alle acht Pflichtprüfungen zufriedenstellend. Aber von fast 1000 Hochschülern des Vorbereitungsjahres hatten alle dies ebenfalls getan. Das große Problem sollte später im September bei der strengen Aufnahmeprüfung kommen, da die Studienplätze einzelner Fakultäten limitiert waren.

### *Studentenleben in Bukarest*

Zu Beginn meiner Studentenzeit (1934) zählte man an der Universität und an allen anderen Hochschulen in Bukarest insgesamt etwa 18 000 bis 20 000 Hörer. Es gab einige Dutzend Studentenvereine, wovon manche nach Provinzen oder Regionen (z. B. Verein der Bukowiner Studenten in Bukarest) andere nach Fachrichtungen (z. B. Gesellschaft der Medizinstudenten) zusammengesetzt waren. Alle diese Vereine waren in einer Dachorganisation zusammengefaßt, deren Sitz die Bukarester Hochschülerschaft in einem Gebäude in der Straße Plevnei lag. Dieses Haus wurde vom Unterrichtsministerium zur Verfügung gestellt, das auch die laufenden Kosten bestritt. Dort gab es Büroräume der Hochschülerschaft, ein Restaurant, eine Bibliothek, Versammlungsräume sowie auch Turn- und Tanzsäle. Der Sitz der Hochschülerschaft trug den Namen »Zentrum der christlich-rumänischen Studentenvereine von Bukarest«. Juden, Ausländer und das Militär waren von den Vereinen ausge-

schlossen. Im Gebäude war auch der Sitz der Dachorganisation aller christlichen Studentenvereine aus ganz Rumänien, der sogenannten Union (Uniunea Naţională Studenţilor Creştini Români, UNSCR). Da diese Organisation nur für Rumänen gedacht war, wurden weder ungarische noch deutsche oder andere nichtrumänische Studenten in die Hochschülerschaft aufgenommen oder von dieser betreut. Diese Intoleranz herrschte bereits seit 1926 und war seit 1933 statutenmäßig festgelegt. Die Studenten der Minderheiten in Rumänien (Ungarn, Deutsche, Juden, Ukrainer und Bulgaren), welche fast ein Viertel der Bevölkerung Rumäniens ausmachten, hatten eigene Vereine und Interessengemeinschaften gebildet und bekamen vom Staat ebenfalls Stipendien und Unterstützungen. Sie waren politisch neutral und verfolgten nur die materiellen und geistigen Interessen ihrer Mitglieder. Ich empfand diese Einstellung der rumänischen Hochschülerschaft nicht nur als chauvinistisch, sondern auch als unklug und nicht sinnvoll. Sie erzeugte nur unnötige Spannungen zwischen den Kommilitonen und konnte zu keinem Nutzen führen. Diese Situation war in Czernowitz anders und galt als Erbe der österreichischen Kaiserzeit. Mir wurde von einigen rumänischen Studentenführern vorgeworfen, ich hätte »kosmopolitische Ideen«, die für einen Legionär verpönt sein müßten. Darüber gab es oft Diskussionen, da ich der Meinung war, die Legion könne aus diesen Spannungen nichts gewinnen, sondern nur verlieren.[1] In den rumänischen Studentenvereinen setzten sich seit 1922 die antisemitischen Strömungen durch und waren in allen Universitätszentren mit rechtsorientierten politischen Ideen behaftet.[2] Zwei Professoren an der Universität von Jassy, der Historiker N. Iorga und der Wirtschaftswissenschaftler A. C. Cuza, hatten ihre nationalistischen und antisemitischen Ideen in ihre Vorlesungen eingebaut und beeinflußten die Studenten. Ab 1932 begannen die Legionäre die Studentenkader systematisch zu unterwandern und ihre Leute überall in die Komitees der Vereine einzuschleusen.

---

[1] Ich wurde 1936 aus diesem Grunde zur Ordnung gerufen und mußte versprechen, den Mund zu halten.

[2] Es begann an der medizinischen Fakultät der Universität von Klausenburg, als die jüdischen Studenten aus religiösen Motiven ablehnten, die Leichenobduktion verstorbener Juden vorzunehmen. Es kam zu Streit und Schlägereien mit rumänischen Studenten und dann zu antisemitischen Demonstrationen.



Bereits 1934 waren sie überall in den Schlüsselstellungen. Kurz danach waren fast alle Studentenvereine, die Universitätszentren mit ihren Hochschülerschaften und die »Union« fest in den Händen der Legionäre. Als Präsident der »Union« wurde 1934 bis 1935 ein Legionär und alter Kämpfer der Eisernen Garde namens Traian Cotigă[3] gewählt. Dieser aus Focşani stammende Jurist war sehr redegewandt, hoch intelligent und begabt; er galt als Vertrauensmann von Codreanu. Von ihm soll sich auch König Carol II. nach einer ihm gewährten Audienz begeistert gezeigt haben.

Die knapp unter 900 Hörer der Technischen Hochschule in Bukarest ohne Vorbereitungsjahr waren gemäß den Statuten in sechs nach Fachrichtungen organisierte Vereine eingeteilt, die zusammen die Hochschülerschaft der Technik (Federaţia studenţilor ingineri) bildeten. Diese hatten die Aufgabe, die Interessen der Hörer vor dem Rektorat, dem Industrieverband, dem Ministerium und vor anderen Behörden zu vertreten und die Verbindung mit dem »Zentrum« und der »Union« zu pflegen. Nach den Statuten waren nur Juden, Moslems und Ausländer ausgeschlossen. Deutsche, Ungarn und andere christliche Staatsbürger durften, im Unterschied zu den Universitäten, dabei sein. Den Offizieren war die Teilnahme von der Militärbehörde aus verboten. Politisch war die Hochschülerschaft an der Technik bis 1935 neutral, und der damalige Präsident, J. Cerchez, wirkte, seinem Reden und seiner Haltung nach zu urteilen, ziemlich liberal. Seine Tätigkeit beschränkte sich auf Bemühungen um größere Stipendien, höhere Zuwendungen für die Mensa, bessere Bezahlung für Sommerpraktikanten sowie um Erleichterungen der Prüfungsbedingungen.

Einen von einer rechtsstehenden Studentengruppe eingebrachten Vorschlag, die kommunistischen Studenten aus der Hochschülerschaft auszuschließen oder dies zur Diskussion zu stellen, lehnte er als statutenwidrig ab. Cerchez war der letzte

---

[3] Cotigă Traian, geboren in Focşani, war zwei Jahre der Vorsitzende der Christlichen Studentenunion Rumäniens (von 1934 bis 1935). Von der Ausbildung her Diplomkaufmann und Jurist, war Cotigă ein hochbegabter Redner und ein geschickter Verhandlungspartner. Mit der Legion seit 1930 verbunden, wanderte er durch viele Gefängnisse. Er wurde am 20. Dezember 1937 zum Abgeordneten in das Bukarester Parlament gewählt, wurde aber später, im April 1938, interniert. Zusammen mit anderen Legionären wurde Cotigă am 22. September auf Regierungsanordnung ohne ein Gerichtsverfahren erschossen.

unpolitische Präsident der Hochschülerschaft an der Technik und galt als korrekt und anständig. In den Jahren 1935 und 1936 gelang es den Legionären, in alle sechs Studentenvereine einzudringen, und Anfang 1936 war die gesamte Hochschülerschaft der Technik mit dem neuen Präsidenten Traian Ştefanescu zur Gänze in die Hände der Legionäre gelangt. Drei Faktoren spielten hier eine maßgebende Rolle, und zwar:

- die schnelle Zunahme der Anzahl der Legionäre an der Technik,
- der gute Eindruck, die Seriosität, Zuverlässigkeit und Vertrauenswürdigkeit der Legionärsstudenten gegenüber anderen und
- die Indolenz und das Desinteresse der meisten anderen Studenten –, der sogenannten schweigenden Mehrheit – die froh waren, wenn sich jemand fand, der solche Aufgaben freiwillig übernahm.

Legionäre, die solche Stellen übernahmen, waren durchwegs bestrebt, durch Fleiß und Können den Erwartungen zu entsprechen und die erreichten Positionen zu halten. Dadurch entstanden für die »schweigende Mehrheit« nur Vorteile, und alle waren vorläufig zufrieden. Der Mißbrauch mit dem Einsatz für politische Zwecke sollte erst später kommen.

Aus Zeitmangel konnte ich nur selten ins Studentenhaus (Zentrum) gehen, und noch seltener besuchte ich das Restaurant in der Straße Plevnei; ich hatte immer wenig Zeit. Man konnte dort manchmal billige Eintrittskarten – meist Stehplätze – für die Oper oder das Theater bekommen. Auch Gratisabonnements für Bukarester Eislaufplätze oder Sportveranstaltungen konnte man dort erhalten, wenn man rechtzeitig anwesend war. Bei Tanzunterhaltungen, die jede Woche stattfanden, war ich vielleicht nur zwei- oder dreimal im Jahr dabei; auch aus Zeitmangel. Beim Bier- oder Weintrinken sangen dort die Studenten die bekannten Lieder »Gaudeamus igitur« oder »Oh jerum, jerum«, aber die Atmosphäre war eine ganz andere als in Czernowitz. Schlagende Verbindungen mit ihren prächtigen Farben wie in der Bukowina, wo Treue, Ehre und Toleranz traditionell besonders hohen Rang hatten, gab es in Bukarest nicht. Alles schien mehr wie ein gemütlicher Heurigenabend ohne Anspruch auf hohes Niveau. Nur bei den Vereinen der deutschen Studenten, die aus Siebenbürgen, aus dem Banat oder aus der Bukowina zum Studium nach Bukarest kamen, konnte man schwache Ansätze zur Bildung schlagender Verbindungen fest-



stellen; diese konnten sich aber nicht entwickeln und blieben daher ohne Bedeutung. Bukarest war als Stadt zu groß und völlig ungeeignet zur Pflege solcher Traditionen. Hier herrschten ein anderer Kulturhintergrund und andere Voraussetzungen. Es fehlte auch die Verbundenheit zwischen den Altherren (Philistern) und den aktiven Studenten. Die Bukarester Studenten brachen nach der Beendigung ihres Studiums jede Beziehung zu den jüngeren Studenten ab und kamen in andere Gesellschaftskreise.

In meinem ersten Studienjahr (1934/35) nahm ich an einigen Manifestationen teil, bei denen die Studenten fast zu 100 Prozent für die Eiserne Garde agierten. Am 10. Dezember des Jahres 1922 wurde die Nationale Union der rumänischen christlichen Studenten gegründet und dieser Tag von den Rektoren aller Universitäten Rumäniens als Feiertag anerkannt. Er war vom Staat gesetzlich nicht anerkannt, sondern nur geduldet, und so konnte er 1938 durch die Regierung abgeschafft werden. Am Vormittag des 10. Dezembers 1934 versammelten sich etwa 2000 Studenten auf dem Platz vor dem »Zentrum« in der Plevna-Straße und marschierten in Fünferreihen zum Studentenheim der Mediziner und von dort zum Carol-Park, wo sich das Grab des unbekannten Soldaten befand. Dort wurde von mehreren Priestern ein Gottesdienst abgehalten, und der Unionspräsident Traian Cotigă hielt eine flammende Rede. Er beschuldigte die Regierung, daß sie sich erst zwei Jahre nach den Studentendemonstrationen entschlossen habe, ein Kreuz für den unbekannten Soldaten aufstellen zu lassen. Dieser im Krieg 1916 bis 1918 gefallene unbekannte Soldat war nach Ansicht der Legionäre Christ und Rumäne und kein Jude oder Kommunist, der nicht an Christus glaubte; deswegen gebührte ihm hier ein Kreuz. Nach diesem pietätvollen Akt, der ruhig verlief, bewegte sich die Kolonne der marschierenden Studenten in Richtung »Zentrum«. Unterwegs wurden patriotische Lieder und Legionärslieder gesungen und Parolen bis zur totalen Heiserkeit gebrüllt wie »Es lebe die Eiserne Garde«, »Es lebe unser Kapitän Corneliu Codreanu«, »Es lebe die Legionärsbewegung«, »Nieder mit der Korruption«, »Nieder mit der korrupten Demokratie«, »Nieder mit den Juden« usw. An der Kreuzung Calea Victoriei und dem Kai wollte man den mit der Polizei vereinbarten Weg verlassen und in Richtung Sărindar-Straße marschieren, wo sich der Verlag und die Druckerei der beiden halbjüdischen Zeitungen »Adevărul« (Die Wahrheit) und »Dimi-

neață« (Morgenblatt) befanden, mit der Absicht, dort »etwas« zu demolieren. Die Polizei, die etwas geahnt haben dürfte, konzentrierte dort starke Einheiten der Gendarmerie und sperrte den Weg ab. Auf Anweisung des Unionspräsidenten wurde sofort auf jede Konfrontation verzichtet und auf dem vereinbarten Weg diszipliniert weitermarschiert. Wie konnte es zu dieser Situation kommen, wenn die Studentenführer im Polizeipräsidium schon Tage vorher den Weg eindeutig vereinbart hatten? Nun gab es dafür zwei Erklärungen: Die Feinde der Legionäre und der Studentenbewegung hatten in die marschierende Masse Leute mit dem Auftrag eingeschleust, die antisemitische Stimmung aufzuheizen und absichtlich Unordnung, Konflikt mit der Polizei und Sachbeschädigung zu provozieren, um den Zeitungen Material zu liefern und die Behörde zu veranlassen, solche Demonstrationen in Zukunft zu verbieten. Der Studentenführung war es durch die aus Legionären gebildete Ordnungsgruppe schnell gelungen, die Demonstranten in die richtige Bahn zu lenken und die künstlich aufgestachelte Konfliktsituation zu beherrschen. Ich konnte selbst ein Gespräch zwischen zwei Polizeioffizieren hören: »Wenn diese disziplinierten Legionäre nicht hiergewesen wären, hätten wir allerhand mit der tobenden Masse erlebt.« Eine andere Erklärung ist auch möglich: Die Studentenführung hatte absichtlich diese Situation provoziert, um zu zeigen, daß die Legionäre imstande sind, die Ordnung zu halten und die »tobende Masse« wohl zu beherrschen. Welche von den beiden Möglichkeiten der Wirklichkeit entsprach, blieb dahingestellt. Die am Abend erscheinenden Zeitungen schrieben bereits: »Trotz der zwischen Polizei und Hochschülerschaft vereinbarten Marschroute wollten die Studenten ins Zeitungsviertel gelangen, um dort Fenster einzuschlagen und die Druckereien anzuzünden. Nur durch den Einsatz von Gendarmen und durch die Tapferkeit der staatlichen Ordnungskraft ist es gelungen, die Legionäre zurückzudrängen und sie in die Flucht zu schlagen (!). Sie hätten vielleicht das ganze Viertel in Flammen gesetzt (!).« Die Studentenunion wandte sich später durch ihren Anwalt an das zuständige Gericht und klagte wegen Verleumdung. Der Prozeß, der acht Monate später stattfand, verpflichtete den Verlag zu einem Dementi, das auf der letzten Seite in kleinem Druck erschien, und zur Entrichtung der Gerichtskosten (Bagatellsache). Im Zusammenhang mit dieser Demonstration ist noch etwas zu erwähnen: Der Demonstrationszug der Studenten kam beim Rückweg in die Straße Imprimeriei, wo sich die schöne Renaissancevilla des Generals Z. Cantacuzino befand, die auch Sitz der Eisernen Garde war. Auf der Terrasse befanden sich Codreanu, Ing. Clime, der General sowie der Unionspräsident Traian Cotigă. Stehend nahmen sie mit dem römischen Gruß (Heben des rechten Armes) die Huldigung der vorbeimarschierenden Studentenkolonne entgegen. Codreanu sah in seiner weißen Bukowiner Bauerntracht sehr gut aus: Blond und viel größer als die anderen links und rechts von ihm Stehenden, strahlte er viel Optimismus aus. Es war für mich das erste Mal, daß ich ihn persönlich sah. Nicht weit von dort, auf dem Platz vor dem Medizinerheim, wurden noch zwei kurze Reden gehalten, und dann war Schluß, und alle Demonstranten gingen ruhig nach Hause.



Kommentare der mitmarschierenden Studenten:
- »Es war das größte Geschenk, uns die Gelegenheit zu geben, Codreanu zu sehen und ihn zu begrüßen.«
- »Er schaut tatsächlich wie ein Kapitän, wie ein Führer aus!«
- »Er sieht wie ein Erzengel aus!«

Ich enthielt mich jeder Beurteilung, aber für einen kurzen Moment hatte ich den Eindruck, daß hier viel Theater gespielt wird.

Als ich am Abend meinem Zimmerkollegen meine Gedanken darlegte, warf er mir vor, ich sei nicht begeisterungsfähig, ich hätte ein »trockenes Herz«. Ich dachte lange nach. Aber war dieser Mangel ein großer Fehler von mir?

Mitte Februar 1935 beschloß das Zentrum der Bukarester Hochschülerschaft, einen Vortrag eines französischen Professors der Sorbonne im Konferenzsaal »Dalles« zu verhindern. Er war als Pazifist, Freimaurer und Kosmopolit bekannt, und er propagierte die militärische Abrüstung in Europa und in der Welt zur Vermeidung von Kriegen. Die Legionärsgruppe der Technik wurde dorthin kommandiert, um im Saal Platz zu nehmen und durch ein Pfeifkonzert und »Buh«-Rufe den Vortragenden beim Reden zu behindern. Wir – etwa 50 Studenten – wurden nach einem gewissen System im Saal und auf dem Balkon verteilt, um uns durch Hand- und Kopfbewegungen sowie Husten und verschiedene Signale zu verständigen. Im Saal sollten etwa 800 bis 1000 Hörer Platz nehmen. Die Organisation solcher Vorhaben setzt logistisches Verhalten jedes einzelnen, große Aufmerksamkeit und Disziplin voraus. Psychologisch bedingt könnten die 50 entschlossenen und disziplinierten Demonstranten in kürzester Zeit das halbe Publikum mitreißen

und nach Plan manipulieren. Ich habe damals das erste Mal so etwas mitgemacht und war fasziniert, wie einwandfrei und wirkungsvoll es funktionierte. Es war wie ein mathematisches Problem, wenn mit einem Minimum an Aufwand ein maximaler Effekt erzielt werden soll. Wir ließen anfangs den »Dalles-Verwalter« gar nicht zu Wort kommen; er sollte den Vortragenden erst vorstellen, aber er kam wegen unseres Pfeifkonzertes, bei welchem fast die Hälfte der Hörer mittat, gar nicht zu Wort. Nach zehn Minuten mußten wir auf »höheren Befehl« aufhören. Es war eine große Blamage, weil niemand von uns die Ankündigung im Vorraum gelesen hatte. Dort stand, daß der Professor aus Paris wegen einer Grippeerkrankung seinen Vortrag nicht halten konnte. Als Ersatz sollte ein Schweizer Arzt über die ambulante Krankenpflege in den Tropengebieten sprechen. Unsere Informationsabteilung hatte nicht funktioniert, und wir mußten uns beschämt zurückziehen. Aber die Technik dieser Methode hatte gut funktioniert, und ich konnte wieder viel lernen. Die Planung und Ausarbeitung solcher Vorhaben wurde immer in der Eisernen Garde, besonders im Studentenmilieu, logisch bis ins kleinste Detail durchdacht – ähnlich wie eine kriegerische Operation durch den militärischen Generalstab. Für diese Planungstechnik konnte ich mich tatsächlich begeistern, und ich arbeitete daran immer gerne mit.

Die größte studentische Kundgebung des Jahres 1935 war zweifelsohne der Unionskongreß von Craiova, der im Mai mit Erlaubnis der Regierung und aller Universitäten abgehalten wurde. Der Kongreß, an welchem etwa 3000 Studenten teilnahmen, war zur Gänze in den Dienst der Eisernen Garde gestellt worden. Um dort Ordnung zu halten, Ausschreitungen zu verhindern und Provokationen abzuwehren, stellten alle Studentenzentren eigene Ordnungstruppen auf, die disziplinierend und koordinierend wirken sollten. Sie waren nur aus Legionären gebildet und standen unter einem einheitlichen Kommando. Auch ich wurde zu diesem Zweck nach Craiova abkommandiert und hatte sogar die Leitung einer Vier-Mann-Streife. Die Ordnungstruppe trug grüne Hemden und Armbinden mit Trikolore; jeder besaß einen Bildausweis und eine Ordnungsnummer mit Stempel und Unterschrift der »Union«. Alle Kongreßteilnehmer trugen ein Namensschild und Teilnehmerkarten; sie waren in Schulinternaten, billigen Hotels und auch privat bei bekannten Familien untergebracht. Die Fahrt von den betreffenden Universitätszentren nach Craiova und zurück stellten die Rumänischen



Eisenbahnen (C. F. R.) kostenlos für die Studenten zur Verfügung. Die Kosten der Unterbringung und Verköstigung trug die Union teilweise aus Teilnehmergebühren und Spenden. Da dieser Kongreß den Ruf der Legionäre als ordnungsliebende Menschen beweisen sollte, wurden alle erdenklichen Maßnahmen getroffen, die teilweise auch mit den Polizeiorganen der Stadt abgesprochen waren. Der Kongreß wurde mit einem Gottesdienst eröffnet, den der orthodoxe Bischof von Argeş, Visarion Puiu, zelebrierte. Dann wurden Telegramme an König Carol II., an den Ministerpräsidenten, an den Unterrichtsminister und an alle Rektoren der Universitäten und Hochschulen Rumäniens geschickt. Ferner sandte man auch Grußtelegramme an A. C. Cuza, an N. Iorga, an Octavian Goga und an Codreanu. Begrüßungsansprachen hielten der Bezirkspräfekt und der Bürgermeister der Stadt Craiova. Ausgezeichnete Plenarvorträge brachten die eingeladenen Professoren Nae Ionescu und Mihail Manoilescu; beide standen der Eisernen Garde nahe. Alle Vorsitzenden der Hochschülerschaften aus allen Universitäten und Hochschulen Rumäniens gaben öffentlich Loyalitätserklärungen gegenüber der Monarchie und König Carol II. ab und bekannten sich zu den Idealen Codreanus und der Eisernen Garde. In den Vorträgen kamen eindeutig die programmatischen Ideen der Legionärsbewegung zur Geltung. Bessere ärztliche Betreuung für die Landbevölkerung, mehr Geld für Landstraßen, für Schulbauten, für die Finanzierung der bäuerlichen Verkaufsgenossenschaften usw.; aber auch: »Numerus clausus« für Juden an allen Universitäten, Verbot der jüdischen Zeitungen, hohe Steuern für Ausländer, für das Fremdkapital usw.; auch die Idee, daß die Abgeordneten nach Berufssparten und nicht nach politischen Parteien ins Parlament gewählt werden, also eine Anlehnung an den italienischen Korporationismus. Ich erkannte schon am ersten Tag, daß der alte, liberal gesinnte Bezirkspräfekt dabei gar nicht begeistert war, aber er konnte nichts gegen seine widerspenstigen Gäste tun. Die Bevölkerung Craiovas war von der disziplinierten Haltung der Studenten und besonders der Grünhemden und von deren Legionärsliedern ganz begeistert. Man lud die Studenten zum Essen ein und wollte sie auch bei sich zu Hause unterbringen. Besonders begeistert von uns waren selbstverständlich die Mädchen von Craiova. Vielleicht entstanden damals nicht nur vorübergehende Bekanntschaften zwischen manchen Kongreßteilnehmern und den hübschen Mädchen dieser Stadt. Ich mußte aber fast die ganze Kon-

greßzeit (drei Tage) auf den Beinen sein. Einmal traf ich mit meiner Streife nach Mitternacht drei betrunkene Studenten auf der Straße. Sie wollten randalieren, da sie im Gasthaus nichts mehr zu trinken bekamen. Nach einer kurzen Auseinandersetzung führten wir alle drei zu ihrem Quartier und nahmen ihnen die Ausweise bis zum nächsten Tag ab.

Am zweiten Kongreßtag sahen wir im Stadtzentrum zwei Polizeiwachleute vor einem Uhrengeschäft postiert. Das Geschäft gehörte einem jüdischen Kaufmann, der Angst hatte, ihm könne etwas passieren. Ich ging hinein, sprach mit ihm darüber und erfuhr, daß er einen anonymen Anruf erhalten habe, die Legionäre würden an diesem Tag sein Geschäft überfallen, ihn verprügeln und seine Ware auf die Straße werfen, so daß jeder sich bedienen könne. Deswegen hatte er die Polizei angerufen und um Hilfe gebeten. Nach einer kurzen telefonischen Rücksprache mit unserem Kommando sagte man ihm, daß wir nicht nach Craiova gekommen seien, um sein Geschäft zu demolieren und, wenn es so wäre, könnten ihm zwei Wachleute auch nicht helfen. Es müsse ein dummer Spaßvogel gewesen sein, oder es handle sich um eine Provokation unserer Feinde. Nachdem ich ihm versichert hatte, daß ihm bestimmt nichts passieren würde, bedankte er sich und verzichtete auf polizeilichen Schutz. Vorsorglich ließ ich zwei meiner Leute in der Nähe seines Geschäftes, um aufzupassen, bis ich vom Kommando andere Instruktionen erhielt. Aber diese Provokation war gelungen. Zwei Tage später brachte eine Zeitung der Bauernpartei Rumäniens in Bukarest unter dem Titel: »Craiova-Studentenkongreß – Polizisten bewachen die friedlichen Geschäfte im Stadtzentrum vor plündernden Legionärshorden« das Bild mit den vor dem Laden postierten Polizisten. Die Frage, ob der Zeitungsverlag, dessen Reporter sicherlich der anonyme Anrufer war, aus politischer Gehässigkeit oder aus geschäftlichem Interesse gehandelt hatte, kann nicht beantwortet werden. Damals führten die meisten Zeitungen in Rumänien einen mörderischen Konkurrenzkampf, bei dem jedes Mittel – von der Erpressung bis zur Verleumdung – in unverschämter Weise eingesetzt wurde.

Aufgrund dessen bin ich geneigt zu glauben, daß in diesem Fall weder die Gehässigkeit mancher Politiker noch die jüdischen Verleumdungen eine Rolle gespielt hatten, sondern daß allein nur die Geschäftsinteressen des Verlages maßgebend waren.

Ansonsten verlief der Kongreß ruhig, und mit ganz wenigen Ausnahmen passierte nichts Unangenehmes. Am Ende waren



die Vorstände der »Union« samt dem Präsidenten glücklich, daß Ordnung gehalten wurde; auch die Stadtpolizei, die drei Tage hohe Bereitschaft gehalten hatte, war zufrieden und konnte jetzt ruhig aufatmen. Der Bürgermeister, die Einwohner der Stadt und viele Mädchen verabschiedeten uns am Bahnhof mit Militärmusik. Ich war eigentlich froh, daß mein Einsatz vorbei war und ich mich in Bukarest wieder dem Studium widmen konnte. Wenn der Craiova-Kongreß auch hinsichtlich der Sorgen der Studenten in Rumänien nicht viel erreichen konnte, so brachte er infolge der Ordnungskraft und der Organisationsfähigkeit der Legionäre für die Eiserne Garde propagandistisch sehr viel ein. Dabei sollte man nicht behaupten, daß der eigentliche Zweck des Kongresses nicht erreicht wurde. Fast alle Studentenfestivitäten, Demonstrationen, Kongresse, Bälle usw. in den Jahren 1934 bis 1938 wurden vom politischen Geist der Eisernen Garde durchsetzt und als Instrument für deren Propagandakampf benutzt. Aus meiner Studentenzeit kann ich mich nur an einen einzigen Fall, der unpolitisch war, erinnern. Das war im Jahre 1937, als die Regierung eine Gesetzesvorlage ins Parlament brachte, durch welche das ausschließliche Recht der beiden Technischen Hochschulen Rumäniens (Bukarest und Temeschwar), Ingenieure auszubilden und Diplome zu verleihen, gebrochen werden sollte. Dieses Recht sollte auch den Technologischen Instituten der Universitäten in Jassy, Klausenburg und Bukarest erteilt werden. Gegen dieses Gesetz protestierten damals Professoren und Studenten gemeinsam mit dem Industrieverband. Es kam zu Demonstrationen und Streiks, und die Regierung mußte am Ende darauf verzichten, die strittige Gesetzesvorlage ins Parlament zu bringen. Die Technischen Hochschulen mußten aber die Begrenzung der Studienplätze (Numerus clausus) höher setzen.

### *Das Studium wird fortgesetzt*

An der Bukarester Technik wurden die ehemaligen Kreuzbrüder, damals Studenten im Vorbereitungsjahr, in sechs Nestern organisiert, die zusammen die II. Legionärsgruppe der Technischen Hochschule bildeten. Ich war damals Leiter eines solchen Nestes und hatte die Aufgabe, meine Seminarkollegen eingehend zu beobachten und in gezielten Gesprächen ihre Anschauungen festzustellen; ferner sollte ich innerhalb weniger Monate herausfinden, welche unter ihnen für eine Aufnahme in die Le-

gion geeignet und welche uns gegenüber feindlich eingestellt seien. Es war im März oder April 1935 – genau weiß ich es nicht mehr –, als mir mein Gruppenleiter Teodorescu mitteilte, daß er aus gesundheitlichen Gründen das Technikstudium aufgeben müsse, demnächst Bukarest verlassen werde und ich die Leitung der Gruppe übernehmen solle. Er fügte hinzu, daß ich dadurch keinerlei Vorteile erwarten dürfe. Auf meine Frage, warum nicht sein bisheriger Vetreter, der Legionär X, oder ein anderer diese Aufgabe übernehme, zumal ich kein richtiges Auftreten hätte und ständig mit meinem Sprachfehler kämpfen müsse, bekam ich als Antwort: »Der Legionär X ist nicht ernst genug! Vor 14 Tagen kam er angeheitert in die Hochschule, und der zuständige Assistent mußte ihn nach Hause schicken. Außerdem ist er ein typischer Schürzenjäger, unseriös und unzuverlässig. Er kann kein Kommando übernehmen, da er keine moralische Autorität besitzt. Unserer Meinung nach besitzen Sie ausreichende organisatorische Fähigkeiten. Sie können mit Menschen umgehen und schnell ihr Vertrauen gewinnen. Ihr Sprachfehler spielt keine große Rolle und darf nicht als Hindernis angesehen werden! Ich bin sicher, daß Sie uns nicht enttäuschen werden!«

Nach einer kurzen Bedenkzeit entschloß ich mich, den Auftrag zu akzeptieren, obwohl mir bewußt war, daß ich nicht nur die Ehre, sondern auch viel Verdruß in Kauf nehmen mußte. Durch diesen Entschluß begann nun meine »Karriere« in der Eisernen Garde, und sie ging erst sechs Jahre später zu Ende. Nach der Kommandoübernahme – die Gruppe umfaßte zu Beginn nur 30 Legionäre – stellte ich mir als unmittelbare Ziele vor: die Vergrößerung der Mitgliederzahl und die Teilnahme an dem bevorstehenden Studentenkongreß in Craiova. An der Hochschule mußten wir alle Semesterkollegen genau beobachten und ohne Eile nur die besten für unsere Organisation rekrutieren. Soweit als möglich mußten wir uns über deren Privatleben, Erziehung im Elternhaus, Charakterzüge usw. informieren. Ferner sollten sie auch an der Hochschule mit den Prüfungen »à jour« sein. Unsere politischen Feinde sollten bei uns keinen Grund finden, uns als unseriös oder faul zu bezeichnen. Wir mußten nach außen immer einen guten Eindruck machen. Unsere Eltern brachten viele Opfer, um uns studieren zu lassen und wir sollten uns entsprechend verhalten.

Das Frühjahr 1935 ging schnell vorbei, und ich mußte viel lernen, um alle Vorprüfungen zum Junitermin abzulegen. Schwierigkeiten bereitete mir die Anfertigung technischer Zeichnungen, die nicht nur peinlich genau und eintönig, sondern auch sehr zeitaufwendig waren.



Mit Mühe und Fleiß sowie mit Gottes Hilfe brachte ich alles rechtzeitig fertig, konnte termingemäß zu den Vorprüfungen antreten und sie mit Erfolg bestehen. Als »Damoklesschwert« über meinem Haupt blieb die »schwere« Aufnahmeprüfung Ende September, bei der wir alle erbarmungslos gesiebt werden sollten, um nur die vorgeschriebene Anzahl weiterstudieren zu lassen.

Der Gruppenleiter an der Technik, V. Dragomirescu, wies uns mehrmals an, uns voll dem Studium zu widmen, um diese Aufnahmeprüfung im Herbst zu bestehen. Alle meine Kameraden und ich wurden zu diesem Zweck von der Teilnahme an Versammlungen, Sitzungen und Demonstrationen über die Sommerzeit befreit.

Anfang Juli 1935 fuhr ich mit allen meinen Büchern zu meiner Mutter nach Targowischt und begann dort intensiv zu büffeln. Täglich stand ich um fünf Uhr früh auf und lernte bis zur Mittagszeit. Nach dem Essen ging ich für eine Stunde zum Fluß Ialomiţa, um zu schwimmen; danach lernte ich zu Hause bis zum Abendessen weiter. Nur einige Male ging ich abends in die Stadt spazieren, um meine ehemaligen Gymnasialkollegen – jetzt fast alle Studenten – zu treffen: Trancă, Gref, Cosma, Vârfureanu[4], Mocănescu, Popescu-Habeni Virgil, Chivulescu und andere. Sie waren alle Legionäre, hielten ihre Sitzungen wöchentlich ab und waren in der Propaganda auf dem Lande stark engagiert. Von ihnen erhielt ich die Hiobsbotschaft, daß unser ehemaliger oberster Chef der Kreuzbrüder, Stelescu Mihail, von einem Ehrentribunal der Legion für immer ausgeschlossen worden sei. Alle meine Kollegen wußten, daß ich auf »höheren Befehl« von allen Verpflichtungen und Einsätzen entbunden war, und machten oft ironische Bemerkungen. Aber keiner von ihnen studierte Tech-

[4] Vârfureanu Mihail stammte aus einem Dorf in den Bergen nördlich von Targowischt; er war mein Gymnasialkollege in den Jahren 1928 bis 1932, trat 1933 in die Kreuzbrüderschaft ein, betätigte sich während seiner Studien in Bukarest als Legionär und wurde im Januar 1937 gleichzeitig mit mir zum ersten Offiziersgrad der Legion (Ausbilder) befördert. Wie ich später erfuhr, soll er 1939 mit Horia Sima und anderen Kommandanten direkte Verbindung gehabt haben. Aus Gründen, die noch nicht geklärt werden konnten, wurde Vârfureanu im Herbst 1940 als Verräter der Legion verhaftet und ohne einen Prozeß in seiner Gefängniszelle erschossen (28. November 1940).

nik, weil das als zu umständlich, kostspielig und zeitraubend galt.

Mein Stiefvater ermunterte mich beim Lernen und sagte, er sei überzeugt, daß ich es schaffen würde. Meine Mutter war stets besorgt um meine Gesundheit, daß ich meine Augen nicht übermüdete und überhaupt, trotz unstillbaren, großen Appetits, zu mager sei. Ich bekam manchmal migräneartige Kopfschmerzen, und unser Hausarzt, der mich schon als Kind betreut hatte, empfahl mir mehr Schlaf, und zwar in einem ruhigen und dunklen Raum. Dieser Rat war nur schwer zu verwirklichen, da mein verspielter 13jähriger Bruder und meine achtjährige rührige Schwester kein Verständnis dafür zeigten.

Mit einer gewissen Sicherheit und Hoffnung reiste ich im September 1935 nach Bukarest und meldete mich zur Aufnahmeprüfung für die Fakultät »Bergwesen und Erdöl« an. Da ich mein Mietzimmer in der Buzeşti-Straße aufgegeben hatte, mußte ich mich nach einer neuen Unterkunft umsehen. Diese fand ich bei der mir immer gutgesinnten verwandten Familie Adrian. Onkel Peter war einige Monate vorher an einem Herzschlag gestorben, und Tante Lucia nahm mich ohne Bezahlung für die Prüfungszeit in Kost und Quartier.

Die Aufnahmeprüfung dauerte eine Woche und war sowohl schriftlich als auch mündlich abzulegen. Insgesamt 870 Kandidaten bewarben sich für die nur 290 Plätze an allen sechs Fakultäten. Für Bergwesen und Erdöl kämpften 110 Kandidaten um nur 18 Plätze. Noten gab es von 1 bis 20 (die beste), wobei für eine bestandene Prüfung die Mindestnote 12 erforderlich war. Für die Kandidaten mit bestandenen Prüfungen war die Notensumme maßgebend. Als aufgenommen galten diejenigen mit der größten Notensumme der Reihe nach im Rahmen der festgelegten Plätzeanzahl. Es ging alles sehr schnell, an Einzelheiten kann ich mich nicht mehr erinnern. Meine besten Noten gab es in den mathematischen Fächern und in Physik; meine schlechteste Bewertung bekam ich in Chemie und Zeichnen (darstellende Geometrie). Dennoch wurde ich unter den 18 aufgenommenen Kandidaten als Zweiter klassifiziert, wobei ich selbst über meinen Erfolg überrascht war. Erster war Kowacs Ghiury, ein sehr netter und fleißiger Ungar aus Kronstadt. Die anderen Kollegen waren bunt gemischt; Bokunofschi und Ciudacov aus Bessarabien, Costică Sterian aus Ploeşti, Hans Reichhardt, ein Deutscher aus der Bukowina, Stancu und Filimon aus Bukarest und noch einige, deren Namen ich vergessen habe.



Von den 30 Legionären meiner Gruppe schafften alle, bis auf meinen Zimmerkollegen Lazea Lazar, diese schwere Auslese. Ich bedauerte sein Pech sehr, zumal er die Aufnahme für die Forstwirtschaft nur mit vier Punkten unter dem Limit verpaßt hatte. Er entschloß sich, das Vorbereitungsjahr zu wiederholen, und ein Jahr später schaffte er es. Da wir gute Freunde blieben, nahmen wir wieder gemeinsam ein geräumiges, wenn auch schwer beheizbares Mietzimmer in einer Mansarde in der Straße Dr. Felix Nr. 31, nahe der Hochschule. Dort blieben wir bis 1938, als sich unsere Wege aus verschiedenen Umständen trennen mußten. Schon Anfang Oktober begannen die Vorlesungen an der Hochschule. Nachmittags waren immer praktische Übungen, Laboratorien, Seminare für Mechanik sowie für Vermessungskunde und leider wieder zeichnerische Übungen aus Statik und Geodäsie vorgesehen. Das Programm schien anfangs etwas lockerer als im Vorbereitungsjahr zu sein, aber nur für kurze Zeit. Da ich mit dem Lernen in Schwung war, versuchte ich in meinem Übermut gleichzeitig auch an der Hochschule für Welthandel zu studieren, zumal ich als Student der Technik von den Kursgebühren befreit war. Aber bald mußte ich einsehen, daß dies nicht ging, und nach abgelegten Prüfungen für Finanz- und Versicherungsmathematik gab ich auf, um mich nur auf das Technikstudium zu konzentrieren. Im Sommersemester 1936 belegte ich einen Abendkurs für Karikaturzeichnen an der Kunstakademie, was mir viel Spaß machte. Die Kursgebühren waren nicht hoch, und ich hätte es mir leisten können, aber die Zeit war zu knapp. So mußte ich nach wenigen Wochen auch darauf verzichten. Trotz meiner politischen Tätigkeit, die mit der Zeit zunahm, war ich in den ersten zwei Semestern (1935/36) sowohl mit den Prüfungen als auch mit den praktischen Übungen auf dem laufenden. Für mich persönlich blieb aber wie immer keine Zeit.

Im Sommer 1935, als ich in Targowischt für die Aufnahmeprüfung gewaltig büffeln mußte, hatte ich meine letzten Sommerferien. In den Jahren danach mußte ich im Sommer das von der Hochschule vorgeschriebene Praktikum absolvieren oder arbeiten, um Geld zu verdienen.

Im dritten und vierten Semester (1936/37) schienen mir die neuen Gegenstände Geologie und Stratigraphie besonders schwierig, zumal vor deren Prüfungen langwierige Laborarbeiten für Paläontologie und Mikroskopie erforderlich waren. Auch praktische Übungen (z. B. Projektierungen für Kesselbau,

Stahlkonstruktionen, Maschinenelemente) sowie Arbeiten in den Werkstätten nahmen sehr viel Zeit in Anspruch und erforderten Fleiß, Geschicklichkeit und etwas Glück. Nach dem Ablegen aller Prüfungen und Übungen der ersten vier Semester folgte die erste Synthese-Prüfung wie in Österreich oder Deutschland die erste Staatsprüfung. Vor dieser Prüfung, die vor der zuständigen Prüfungskommission stattfand, mußte man ein viermonatiges Praktikum nachweisen können.

Nach der ersten Staatsprüfung kam ich im Herbst 1937 in das fünfte Semester. Durch meine politische Tätigkeit war ich aber so überfordert, daß ich es kaum mehr schaffen konnte. Ich mußte einige Prüfungen wiederholen und konnte viele praktische Übungen nicht mehr rechtzeitig beenden. Meine fertigen Projekte über Maschinenbau und Erdgasleitung wurden von den zuständigen Professoren nicht akzeptiert, und ich erhielt neue Programmtitel. Langsam verlor ich das Vertrauen in meine Fähigkeiten. Während des sechsten Semesters, im April 1938, kam ich für sechs Wochen in Untersuchungshaft und verlor dadurch einen Teil der Übungen und Seminare, die ich trotz großzügigen Entgegenkommens meiner Professoren und Assistenten nicht mehr einholen konnte.

Mein Vater war wegen dieser Situation sehr verärgert und meine Mutter verzweifelt und zornig: »Du hast unsere Ratschläge nicht befolgt. Jetzt bist du dabei, ein ewiger Student zu bleiben und von allen verspottet zu werden!« Da mein weiteres Studium in den letzten zwei Semestern in Frage gestellt war, mußte ich für ein Jahr die Hochschule unterbrechen, um die versäumten Prüfungen und Übungen nachzuholen. Die Zeit benützte ich, um den Militärdienst zu absolvieren. Diesem Umstand habe ich es zu verdanken, daß ich nach 1938 von politischen Verfolgungen verschont blieb.

Erst im Herbst 1939 – nach Beendigung des Militärdienstes und nach relativer Beruhigung der politischen Lage – konnte ich mein Studium fortsetzen und die letzten zwei Semester absolvieren sowie in »großer Eile« weitere Prüfungen und Übungen ablegen. Wegen mehrmaliger Einziehung zu den Waffenübungen verlor ich wiederum viel Zeit. Dabei möchte ich erwähnen, daß die meisten Professoren an der Technik mir gegenüber volles Verständnis zeigten und mir durch Gewährung neuer Prüfungstermine zu helfen versuchten.

Im Sommer 1940, als ich zum zweitenmal im Erdölgebiet praktizieren wollte – diesmal um Geld zu verdienen –, mußte ich



wieder einrücken und wurde mit einer Panzereinheit an die Ostgrenze Rumäniens geschickt. Erst im Herbst konnte ich nach dem Abrüsten noch einige Prüfungen ablegen.

Die Technische Hochschule in Bukarest gab mir und allen, die dort studiert hatten, eine solide wissenschaftliche Grundlage für den Ingenieurberuf. Sie war als seriöse Lehranstalt weltbekannt, und ihre Ingenieure waren bis 1945 als gute Techniker geschätzt.

Ich bleibe meinen damaligen Professoren und Assistenten der Technischen Hochschule in Bukarest immer dankbar, da sie es verstanden hatten, die Gründlichkeit der Ausbildung, die hohen Anforderungen und Leistungen mit Menschlichkeit und entgegenkommendem Verständnis der Jugend gegenüber zu verbinden. Bis auf wenige Ausnahmen waren alle ausgezeichnete Lehrer und herzensgute Menschen, die ich immer in guter Erinnerung behalten werde.[5]

### *Politische Arbeit in den Jahren 1935 und 1936*

Nach dem damaligen Sprachgebrauch war es in Rumänien verpönt, von politischer Arbeit zu sprechen, da die Politik als »etwas Schlechtes« galt und stets von Korruption begleitet war. Beherrscht war diese Zeit von Intrige, Unehrlichkeit, Egoismus, verbunden mit Ideenlosigkeit, Inkonsequenz und Nepotismus. Es darf aber nicht behauptet werden, daß Rumänien damals keine politisch fähigen Männer gehabt hätte, die anständig und dem Volk gegenüber auch treu und gut gesinnt waren. Aber nur wenige Politiker von Format konnten sich damals durch kluge Kompromisse durchsetzen und gute Maßnahmen für das Land verwirklichen. Viele versuchten durch Politik und mit wenig Leistung wie sonst überall auf der Welt, für sich und ihre Verwandten möglichst viel zu erreichen.

---

[5] Ich erwähne hier aus meiner Erinnerung einige meiner Professoren von der Technischen Hochschule in Bukarest: Ghica Budeşti (Mineralogie), Ioachimescu (Mechanik), Filipescu (Statik und Festigkeitslehre), Drosescu (Maschinenkunde), Vasilescu Karpen (Elektrotechnik), Macovei, Murgeanu, Ilie Mircea (Geologie), Petrulian (Lagerstättenkunde), Oraşeanu (Geodäsie, Vermessungskunde), C. R. Mircea (Bergbaukunde), M. Manoilescu (Betriebswirtschaftslehre, Finanztechnik), Ficşinescu (Tiefbohrtechnik und Fördertechnik), Huber-Panu (Erz- und Kohleaufbereitung sowie Bergmaschinenkunde), Negrescu (Hüttenkunde), Andonie (Erdgas und Pipelines), Cerchez (Erdöltechnologie), Arapu (Kesselbau und Feuerungskunde), Chirnoaga (Chemie) und andere.

Die politische Arbeit in der Eisernen Garde wurde von den Legionären als patriotische Pflicht verstanden, und manche bezeichneten sie sogar als »religiöse Pflicht«, eine Auffassung, die übertrieben war. Es gab viele Legionäre, die für den Sieg sogar bereit waren, ihr Leben aufs Spiel zu setzen. Es waren auch einige, die durch einen Sieg der Bewegung für sich die Möglichkeit erhofften, ihren persönlichen Interessen nachgehen oder materielle Vorteile erreichen zu können. Manche sahen darin die Möglichkeit, ihren aufgestauten Aggressionen in Schlägereien mit Gendarmen oder politisch andersgesinnten Jugendlichen Luft zu machen. Es gab auch einige, die übermäßig ambitioniert waren, um durch ihr Bestreben höher zu steigen, und die keinerlei Anstandsgrenze kannten. Diese Leute waren immer ein internes Problem für die Legion.

Der damalige Sitz der Eisernen Garde lag im Zentrum von Bukarest (Strada Imprimeriei) in einem großen Patrizierhaus, das der alten General Cantacuzino zu diesem Zweck im Jahr 1934 zur Verfügung gestellt hatte. Drei Jahre davor hatten die Legionäre im Bukarester Vorort »Bucureştii Noi« ein eigenes Haus, genannt »Casa Verde« (Grünes Haus), zu bauen begonnen, welches aber Ende 1933, als es noch nicht fertig war, beschlagnahmt wurde. Erst Mitte 1936 wurde es wieder freigegeben und fertiggebaut. Es diente bis 1938 hauptsächlich Wohnzwecken.

Im Haus in der Strada Imprimeriei herrschte bis zum Frühjahr 1938 immer rege Tätigkeit. Dort liefen die Verbindungen mit den Organisationen aus ganz Rumänien zusammen, und dort hatten Codreanu, General Cantacuzino, Ing. Clime und andere ihre Arbeitsräume. Ich ging oft hin, da ich dort manchmal Bekannte aus Czernowitz und Targowischt traf und auch viele leitende Funktionäre der Legion kennenlernen konnte. In diesem Haus mit einer großen Halle fanden auch die Sitzungen der Organisationsleiter und Gruppenleiter sowie Vorträge in kleinerem Kreis statt. Etwa Ende November 1935 wurde eines Abends unsere Legionärsgruppe von der Technik in die Zentrale gerufen. Der »Capitan« Codreanu wollte uns kennenlernen und mit uns sprechen. Nachdem unser Gruppenleiter Victor Dragomirescu mit uns strammstehenden 70 Legionären ihm die Ehrenbezeigung erwiesen hatte, sangen wir auf Codreanus Wunsch zwei Legionärslieder: »Es heulen die Feinde« und »Stefan, Fürst der Moldau«. Danach nahmen wir auf den Bänken Platz, und Codreanu unterhielt sich mit uns ganz informell etwa



eine Stunde. Er erzählte uns über sein Leben als Student in Jassy, seinen Kampf an der Seite Professor Cuzas sowie über die Gründung der Legion im Jahre 1927 und deren weitere Entwicklung. Das Hauptanliegen der Legion sollte nicht eine schnelle Machtergreifung sein, sondern die Erziehung eines neuen Menschentyps (»Omul nou«): »Unser Kampf soll grundsätzlich auf die Änderung des rumänischen Menschen gerichtet werden. Im Laufe der Jahrhunderte haben die Rumänen durch Unterjochung, Kriege und schwere Schicksalsschläge stets Feigheit, Korruption, Spekulation, Unterwürfigkeit und Hoffnungslosigkeit kennengelernt. Die alten, von den Dakern und Römern geerbten Tugenden sind verlorengegangen. Wir müssen sie wiederfinden, sie pflegen und einen neuen rumänischen Menschentyp schaffen. Wir müssen uns selbst ändern, damit wir auch andere ändern können. Wir sind die einzige Hoffnung unseres Volkes. Sollten wir versagen, dann gibt es nichts mehr als Verzweiflung, Chaos und Vernichtung!«

Codreanu stellte Vergleiche mit dem Christentum an, wonach nur durch die Selbstaufopferung der Apostel der Sieg des Kreuzes erzielt werden konnte. »Der wirksamste Sprengstoff dieser Welt ist und bleibt die eigene Opferbereitschaft. Das Leiden ist die Voraussetzung für den Sieg; wie bei Christus: Sein Tod am Kreuz war die Voraussetzung für seine Auferstehung!«

Codreanu betonte ausdrücklich: »Wer nicht bereit ist, sich zu opfern, soll die Legion rechtzeitig verlassen und nicht erst, wenn die Schlacht ausgebrochen ist.«

Uns, die zukünftigen Ingenieure, erwarte nach dem Sieg eine große und schöne Aufgabe in unserem Land: Aufbau, Modernisierung, Industrialisierung, das heißt Schaffung besserer materieller Voraussetzungen für den arbeitenden Menschen.

Codreanu sprach ruhig, überzeugend, und die meisten von uns hörten wie hypnotisiert zu. Ich bekenne mich dazu, daß auch für mich die Begegnung mit Codreanu ein einmaliges Erlebnis war, das ich niemals vergessen kann.

Im Herbst 1936 gab es einige Wechsel in der Leitung unserer Legionärsgruppe der Techniker. Anstelle von Savin übernahm V. Dragomirescu das Legionärszentrum der Bukarester Studenten, das etwa 800 Legionäre zählte. An der Technik übernahm N. Smărăndescu die Leitung der Gruppe I, die bis Ende 1937 auf etwa 160 Legionäre angewachsen war. Ich blieb Chef der Gruppe II, deren Mitgliederzahl ein Jahr später auf 65 anstieg. Meine Aktivität bestand darin, bei den Sitzungen der neugebildeten Nester teilzunehmen, beim Zusammentreffen der Gruppenlei-

ter anwesend zu sein und meinem Chef einmal in der Woche Bericht zu erstatten. Zwei- bis dreimal monatlich waren Vorträge in der Zentrale über verschiedene politische und ökonomische Fragen vorgesehen, die von intellektuellen Legionärskreisen zur Ausbildung und Information gehalten wurden. Ich erinnere mich an einige Namen dieser Vortragenden: Alexander Constant, Alecu Cantacuzino, Mihail Polihroniade, Ion Victor Vojen, Ciorogaru, Radu Meitani, Traian Brăileanu, C. Papanace und viele andere. Sie waren alle Akademiker mit überdurchschnittlicher Ausbildung (Professoren, Anwälte, Wirtschaftswissenschaftler usw.), die auch die Redekunst ausgezeichnet beherrschten.

Mein eigenes Organisationsnest (Cuibul Avram Iancu) mußte geteilt werden, da die Mitgliederzahl auf 20 anstieg. Meine unmittelbaren Mitarbeiter waren damals Liviu Petrescu, N. Dumitrescu, G. Fr. Culica, Lazar Lazea und J. Popa. Es wurde auch ein Sympathisantenkreis, bestehend aus Pförtner, Laboranten, Kanzleidienern und Heizern, alle Beschäftigte der Hochschule, gebildet, die später zum Teil als Mitglieder in die Organisation aufgenommen wurden.

All diese Verpflichtungen nahmen erhebliche Zeit in Anspruch. Noch nicht 20 Jahre alt, lebte ich bereits mit Terminkalender und mußte mehr oder weniger auf mein Privatleben verzichten.

Im November 1935 endete das Mandat des Präsidenten der Union Christlicher Studenten Rumäniens (UNSC), Tr. Cotigă, der sich nun als Anwalt in seiner Heimatstadt Focşani niederließ. An seine Stelle wurde Gh. Furdui gewählt; dieser studierte Jus und Theologie in Bukarest und stand kurz vor dem Rigorosum für seine Dissertation.

Kurz vor Weihnachten 1935 entstand ein Bündnis zwischen Kommunisten, Sozialisten und der »Front der Ackerbauern« (Frontul Plugarilor) unter den linksgerichteten Politikern Popovici, Rădăceanu, L. Patraşcanu und Petru Groza[6] mit dem

[6] Groza Petru (1884–1958), Jurist, Siebenbürger Politiker, wurde 1919 im Bukarester Parlament zum Abgeordneten gewählt und war auch Minister in der Averescu-Regierung (1920–1921). Im Jahre 1933 gründete er die Partei der »Kleinen Landwirte« und schloß sich 1935 der von Sozialisten und Kommunisten gegründeten »Front der Antifaschisten« an. Während des Zweiten Weltkrieges kam Groza als linksorientierter Politiker in ein Internierungslager. Nach dem Waffenstillstand wurde Groza auf Moskaus Wunsch Ministerpräsident (1945–1952) und anschließend Staatspräsident Rumäniens (1952–1958). Nach seinem Tod wurde er nach christlich-orthodoxem Ritus von rumänischen Priestern eingesegnet und begraben; es war sein letzter Wunsch auf dem Sterbebett.



Zweck, den Kampf gegen den Faschismus zu koordinieren und intensiv zu führen (»Ţebea-Abkommen« vom 6.12.1935). Diese Kampfansage war nur an die Legion gerichtet, denn alle unsere Feinde bezeichneten uns als Faschisten. Die National-Christliche Partei von Cuza und Goga wurde als antisemitisch, nicht aber als faschistisch betrachtet. Ein Versuch der Kommunisten, die große Bauernpartei (mit Maniu, Mihalache und Vaida) in dieses antifaschistische Bündnis zu involvieren, ging fehl. Somit blieben ihre gegen die Legion gerichteten Aktionen sehr begrenzt. Codreanu warnte alle unsere Organisationen, daß unsere Feinde sich neu zu formieren begännen. Mehrere Straßendemonstrationen in Bukarest, Jassy, Klausenburg und Czernowitz wurden als Reaktion von unserer Seite angemeldet, aber auch aus taktischen Gründen abgesagt.

Im April 1936 fand der jährliche Studentenkongreß Rumäniens in Târgu-Mureş statt. Diese Stadt, in der Mitte Siebenbürgens gelegen, hatte damals 40 000 Einwohner, meist Deutsche und Ungarn. Die Rumänen – ein Viertel der Bevölkerung – waren hauptsächlich Beamte und Offiziere. Es war problematisch, die etwa 2000 Kongreßteilnehmer dort unterzubringen. Anläßlich dieses Kongresses bekam ich die Anweisung, 20 verläßliche Legionäre von der Technik für die zu bildende Ordnungspolizei (Poliţia legionară) in Târgu-Mureş zur Verfügung zu stellen. Die Leitung dieses internen Ordnungsdienstes hatte der dicke J. Stancescu, dessen Aufgabe ähnlich war wie ein Jahr davor beim Studentenkongreß in Craiova.

Von Bukarest fuhr ein Sonderzug mit etwa 1000 Studenten in Richtung Kronstadt und dann weiter nach Târgu-Mureş. Im Bahnhof Sinaia, wo der Zug einen kurzen Aufenthalt hatte, stieg ein mir bekannter Legionär namens Buhai in Begleitung einiger uniformierter Legionäre aus. Sie gingen zu der dort angebrachten Gedenktafel für den erschossenen Regierungschef I. G. Duca – »Meuchlings ermordet für seinen Glauben an Heimat und Demokratie am 29. Dezember 1933«. Dort brüllte Buhai mit ganzer Kraft: »Es leben unsere Helden N. Constantinescu, I. Caranica und D. Belimace (die drei Attentäter); es leben die ›Nicadoren‹, und es lebe die Eiserne Garde!«

Das war eine eindeutige Verehrung der Duca-Attentäter, die damals im Gefängnis saßen. Die Studenten, animiert von den mit Grünhemden bekleideten Legionären, begannen zu applaudieren und Legionärslieder zu singen. Einige, die es wagten,

dagegen zu protestieren, wurden verprügelt und bei der nächsten Station aus dem Zug geworfen.

Ich war schockiert, da ich diese Manifestation nicht verstehen konnte, weil die Profanierung einer Gedenktafel, gleich für wen, unchristlich und auch nutzlos ist; weil die Attentäter von einem Militärtribunal in einem fairen Prozeß verurteilt wurden und wir diese Entscheidung zu respektieren und nicht zu verschmähen hatten. Und wie konnte man diese Haßdemonstration mit den klaren Worten Codreanus damals beim Prozeß vereinbaren: »Die Eiserne Garde hat mit diesem Mord nichts zu tun!«

Da ich mir nicht vorstellen konnte, daß diese Sache von Codreanu gebilligt wurde, ging ich noch im Zug zu meinem Chef V. Dragomirescu und verlangte Aufklärung. Auch er wußte nicht, ob der »Capitan« darüber informiert war oder ob es von der Parteileitung (General Cantacuzino) als taktisch notwendig erachtet wurde. Damit sollte die überhitzte Stimmung im Studentenmilieu wiedergegeben und die Zeitungen herausgefordert werden. Da ich mit dieser Aufklärung noch immer unzufrieden war, bekam ich von meinem Chef noch zu hören: »Du bist in die Sache nicht involviert! Und was du heute nicht verstehst, wirst du später verstehen. Man muß im Leben nicht alles verstehen!«

Wir fuhren weiter, und um etwa ein Uhr nachts wurde der Zug in der Station Reghin gestoppt, auf ein Nebengleis geleitet und von mindestens 200 bewaffneten Gendarmen umzingelt. Das Innenministerium in Bukarest hatte die Weiterfahrt verboten und ließ auch die Lokomotive abziehen. Der Vorsitzende der Bukarester Studentenunion, B. Antoniu (ebenfalls Legionär), versuchte vergebens, telefonisch mit dem Unterstaatssekretär des Innenministeriums (Eugen Titeanu) zu verhandeln, aber es wurden ihm zwei unerfüllbare Bedingungen gestellt: Er sollte die Urheber der Manifestation im Bahnhof Sinaia der Staatsanwaltschaft ausliefern und allen Teilnehmern in den vom Gesetz verbotenen Uniformen (Grünhemden) den Besuch des Kongresses verwehren. Antoniu lehnte diese Bedingungen ab, und wir mußten weiter warten. Eine Stunde später kam am Bahnhof ein zweiter Zug – mit Studenten aus Jassy, Kischinew und Czernowitz – an, und dieser hielt neben unserem Zug. Die Studenten aus Jassy, rechtzeitig von Freunden gewarnt, besetzten unter der Leitung ihres Vorsitzenden Tudose (ebenfalls Legionär) die Lokomotive und ließen sich von den Gendarmen nicht abhalten.



Auf ein vereinbartes Signal sprangen wir plötzlich durch Türen und Fenster aus unseren Waggons und stiegen in den Zug aus Jassy ein. Da in diesem wenig Platz war, mußten wir zehn bis zwölf Mann in einem Abteil mit sechs Sitzen reisen. Ein Major, der die Gendarmeriekompanie befehligte, intervenierte nicht; er hatte nur den Befehl, unseren Zug zu stoppen und am Weiterfahren zu hindern. Für seine bequeme und uns wohlwollende Auffassung mußte er sich später vor einer Disziplinarkommission verantworten.

Erst in den Morgenstunden kamen wir in Târgu-Mureş an, wo uns die Studenten von Klausenburg und Temeschwar mit Begeisterung empfingen und in unsere Quartiere begleiteten. Auch die deutsche und ungarische Bevölkerung empfing uns neugierig und herzlich. Ich wurde mit zwei anderen Kameraden bei einer begüterten deutschen Handwerkerfamilie, die sehr nett, sauber und höflich war, einquartiert. Im Gespräch erfuhr ich, daß sie einen Sohn hatte, der in Wien studierte, und eine Tochter, die in Târgu-Mures ein Gymnasium besuchte. Die Eltern waren kategorisch gegen Hitler und den Nationalsozialismus, da sie Angst vor einem neuen Weltkrieg hatten. Die Tochter zeigte dagegen stets Bewunderung für Hitler.

Der Kongreß war vollständig eine Demonstration für die Eiserne Garde, da alle Manifestationen in deren Sinne umfunktioniert wurden, und zwar noch mehr als in Craiova ein Jahr davor. Die Legionäre in ihren Grünhemden, von Marschmusik begleitet, beherrschten die Straßen der Stadt, aber Ordnung und Disziplin wurden eingehalten. Die Bevölkerung war nur zum Teil begeistert; viele aber wurden nachdenklich. Die Juden wurden ängstlich, und manche bürgerlichen Lokalpolitiker zeigten uns gegenüber ihre ablehnende Haltung. Der Kongreß, der von Gh. Furdui präsidiert wurde, lief planmäßig ab. Der Eröffnung wohnten der Bezirkspräfekt, der Bürgermeister und andere Behördenvertreter bei. Auch ein Vertreter des deutschen »NS-Studentenbundes« aus Berlin sprach einige Begrüßungsworte. Nur am Ende gab es eine Überraschung, die hier erwähnt werden soll. Es wurden zehn »Ehrenmannschaften« zur Bestrafung der Verräter und Schurken Stelescu, Beza, Tăzlaoanu, Armand Călinescu (Parlamentsabgeordnete), Gabriel Marinescu (Polizeipräsident von Bukarest), Elena Lupescu-Wolf (eine Jüdin und Geliebte des Königs) und weiterer notorischer Gegner der Legion gebildet.

Nach dem Kongreß mußte sich das Gericht mit der Profanie-

dagegen zu protestieren, wurden verprügelt und bei der nächsten Station aus dem Zug geworfen.

Ich war schockiert, da ich diese Manifestation nicht verstehen konnte, weil die Profanierung einer Gedenktafel, gleich für wen, unchristlich und auch nutzlos ist; weil die Attentäter von einem Militärtribunal in einem fairen Prozeß verurteilt wurden und wir diese Entscheidung zu respektieren und nicht zu verschmähen hatten. Und wie konnte man diese Haßdemonstration mit den klaren Worten Codreanus damals beim Prozeß vereinbaren: »Die Eiserne Garde hat mit diesem Mord nichts zu tun!«

Da ich mir nicht vorstellen konnte, daß diese Sache von Codreanu gebilligt wurde, ging ich noch im Zug zu meinem Chef V. Dragomirescu und verlangte Aufklärung. Auch er wußte nicht, ob der »Capitan« darüber informiert war oder ob es von der Parteileitung (General Cantacuzino) als taktisch notwendig erachtet wurde. Damit sollte die überhitzte Stimmung im Studentenmilieu wiedergegeben und die Zeitungen herausgefordert werden. Da ich mit dieser Aufklärung noch immer unzufrieden war, bekam ich von meinem Chef noch zu hören: »Du bist in die Sache nicht involviert! Und was du heute nicht verstehst, wirst du später verstehen. Man muß im Leben nicht alles verstehen!«

Wir fuhren weiter, und um etwa ein Uhr nachts wurde der Zug in der Station Reghin gestoppt, auf ein Nebengleis geleitet und von mindestens 200 bewaffneten Gendarmen umzingelt. Das Innenministerium in Bukarest hatte die Weiterfahrt verboten und ließ auch die Lokomotive abziehen. Der Vorsitzende der Bukarester Studentenunion, B. Antoniu (ebenfalls Legionär), versuchte vergebens, telefonisch mit dem Unterstaatssekretär des Innenministeriums (Eugen Titeanu) zu verhandeln, aber es wurden ihm zwei unerfüllbare Bedingungen gestellt: Er sollte die Urheber der Manifestation im Bahnhof Sinaia der Staatsanwaltschaft ausliefern und allen Teilnehmern in den vom Gesetz verbotenen Uniformen (Grünhemden) den Besuch des Kongresses verwehren. Antoniu lehnte diese Bedingungen ab, und wir mußten weiter warten. Eine Stunde später kam am Bahnhof ein zweiter Zug – mit Studenten aus Jassy, Kischinew und Czernowitz – an, und dieser hielt neben unserem Zug. Die Studenten aus Jassy, rechtzeitig von Freunden gewarnt, besetzten unter der Leitung ihres Vorsitzenden Tudose (ebenfalls Legionär) die Lokomotive und ließen sich von den Gendarmen nicht abhalten.



Auf ein vereinbartes Signal sprangen wir plötzlich durch Türen und Fenster aus unseren Waggons und stiegen in den Zug aus Jassy ein. Da in diesem wenig Platz war, mußten wir zehn bis zwölf Mann in einem Abteil mit sechs Sitzen reisen. Ein Major, der die Gendarmeriekompanie befehligte, intervenierte nicht; er hatte nur den Befehl, unseren Zug zu stoppen und am Weiterfahren zu hindern. Für seine bequeme und uns wohlwollende Auffassung mußte er sich später vor einer Disziplinarkommission verantworten.

Erst in den Morgenstunden kamen wir in Târgu-Mureş an, wo uns die Studenten von Klausenburg und Temeschwar mit Begeisterung empfingen und in unsere Quartiere begleiteten. Auch die deutsche und ungarische Bevölkerung empfing uns neugierig und herzlich. Ich wurde mit zwei anderen Kameraden bei einer begüterten deutschen Handwerkerfamilie, die sehr nett, sauber und höflich war, einquartiert. Im Gespräch erfuhr ich, daß sie einen Sohn hatte, der in Wien studierte, und eine Tochter, die in Târgu-Mures ein Gymnasium besuchte. Die Eltern waren kategorisch gegen Hitler und den Nationalsozialismus, da sie Angst vor einem neuen Weltkrieg hatten. Die Tochter zeigte dagegen stets Bewunderung für Hitler.

Der Kongreß war vollständig eine Demonstration für die Eiserne Garde, da alle Manifestationen in deren Sinne umfunktioniert wurden, und zwar noch mehr als in Craiova ein Jahr davor. Die Legionäre in ihren Grünhemden, von Marschmusik begleitet, beherrschten die Straßen der Stadt, aber Ordnung und Disziplin wurden eingehalten. Die Bevölkerung war nur zum Teil begeistert; viele aber wurden nachdenklich. Die Juden wurden ängstlich, und manche bürgerlichen Lokalpolitiker zeigten uns gegenüber ihre ablehnende Haltung. Der Kongreß, der von Gh. Furdui präsidiert wurde, lief planmäßig ab. Der Eröffnung wohnten der Bezirkspräfekt, der Bürgermeister und andere Behördenvertreter bei. Auch ein Vertreter des deutschen »NS-Studentenbundes« aus Berlin sprach einige Begrüßungsworte. Nur am Ende gab es eine Überraschung, die hier erwähnt werden soll. Es wurden zehn »Ehrenmannschaften« zur Bestrafung der Verräter und Schurken Stelescu, Beza, Tăzlaoanu, Armand Călinescu (Parlamentsabgeordnete), Gabriel Marinescu (Polizeipräsident von Bukarest), Elena Lupescu-Wolf (eine Jüdin und Geliebte des Königs) und weiterer notorischer Gegner der Legion gebildet.

Nach dem Kongreß mußte sich das Gericht mit der Profanie-

rung der Duca-Gedenktafel am Bahnhof von Sinaia befassen: Buhai und seine Begleiter wurden zu drei Monaten Gefängnis verurteilt. Hinsichtlich der beim Kongreß gebildeten Bestrafungsmannschaften nahm das Gericht eine äußerst bequeme Haltung ein: Es fand keinen Verstoß gegen das Strafgesetzbuch, da eine Bedrohung in der Öffentlichkeit keine Grundlage für einen Prozeß bilden konnte. Außer der Verhängung einiger Arresttage und polizeilichen Verhören geschah nichts, da die bedrohten Personen den Gerichtsprozeß scheuten und gar nicht erscheinen wollten.

Zu dieser Zeit war die Stimmung in Rumänien mehr nach rechts gerichtet, und zwar verursacht durch die Politik Frankreichs. In Paris konnte der Sozialist Léon Blum seine Partei mit allen Linksparteien einschließlich der Kommunisten in der Volksfront vereinen und kam am 26. April 1936 an die Macht. Kurze Zeit danach schloß Léon Blum eine französisch-sowjetische Militärallianz, die auch vom französischen Parlament ratifiziert wurde. Diese Situation erschreckte die bürgerlichen Kreise Rumäniens, die ständig vor den Kommunisten und der Sowjetunion Angst hatten. Sie glaubten, mit Hilfe der Eisernen Garde den Vormarsch der Kommunisten zu verhindern. Im Juni 1936 fanden auch die großen Prozesse gegen die Kommunisten statt. Damals wurden Ana Pauker, Gheorghe Gheorghiu-Dej, Chivu Stoica und andere kommunistische Politiker wegen unerlaubter politischer Betätigung zu hohen Gefängnisstrafen verurteilt.

Auf internationaler Ebene war eine Reihe ausschlaggebender Ereignisse zu vermerken: In Deutschland stabilisierte sich die Nazi-Regierung, und großzügige amerikanische Kapitalien flossen nach Berlin: Sie halfen, die Rüstungsindustrie anzukurbeln und die Arbeitslosigkeit zu vermindern. Das faschistische Italien beendete siegreich den Krieg in Äthiopien und annektierte das Land. Die politische Freundschaft zwischen Italien und Deutschland nahm feste Formen an, und bald wurde über die Achse Berlin – Rom gesprochen. In Spanien bewirkten die Kommunisten eine totale Destabilisierung der republikanischen Regierung, und die Folge davon war der Bürgerkrieg, in dem die Sowjetunion den Republikanern beistand und Mussolini und Hitler die Franco-Streitkräfte unterstützten.

Im Fernen Osten setzte Japan seine kriegerische Politik gegen China fort.

Bereits 1935 hatte das rumänische Parlament den Außenminister N. Titulescu beauftragt, Gespräche mit der Sowjetunion zu beginnen, um offene Fragen und vor allem die russischen Ansprüche



auf Bessarabien zu sondieren. Als ein Teil der Verhandlungsergebnisse in der Öffentlichkeit bekannt wurde, entstanden überall heftige Reaktionen, Codreanu verfaßte eine offene Denkschrift, die überall in Tausenden von Flugblättern verbreitet wurde. Sie vertrat den Standpunkt der Eisernen Garde: »Keinerlei Territorialkonzessionen gegenüber der Sowjetunion, auch keine Handelsbeziehungen, kein Kulturaustausch, keine Annäherung an das ›Satansreich‹. Bald wird sich der Kampf zwischen den christlichen Heeren und den Truppen des Satansreiches abspielen. Die letzteren wurden besiegt und vernichtet. Unser Platz ist in der christlichen Welt. Alles andere ist Verrat an unseren tapferen Vorfahren, an unserem Gottglauben, an der ganzen zivilisierten Welt.«

Codreanu bezeichnete Außenminister N. Titulescu als sehr talentiert, aber wenig intelligent und gar nicht weise. Am 30. Mai 1936 verteilten wir, die Legionäre der Technik, auftragsgemäß in Bukarest etwa 10000 Flugblätter mit dieser Denkschrift Codreanus.

Ende Juni 1936 beteiligte ich mich mit einem Teil meiner Gruppe unter der Leitung von Sandu Valeriu an einer Verwüstung des Sărindar-Verlages, wo die Zeitungen »Adevărul« und »Dimineaţa« gedruckt wurden. Es sollte nur ein Denkzettel sein. Dabei halfen uns einige Sympathisanten, die im Verlag selbst beschäftigt waren, sie gaben uns Tips, was wir tun sollten, um den Verlag auf längere Zeit lahmzulegen. Die dadurch verursachten Schäden konnten nur für drei Tage das Erscheinen dieser Zeitungen verhindern, die so viel Gift und Hetze gegen die Eiserne Garde verbreiteten. Die Polizei traf erst ein, als wir schon lange fort waren, und konnte keinen von uns erwischen. Ich war aber mit diesem Erfolg nicht glücklich. Erstens half es uns propagandistisch nicht, sondern es schadete nur unserem Ansehen nach außen. Zweitens wuchs dadurch die Feindschaft der Zeitung gegen uns noch mehr. Unangenehm überrascht war ich von der Bedenkenlosigkeit meiner Legionäre, die mit »Vergnügen« und »Spaß« so eine destruktive Tätigkeit vollziehen konnten. Ich konnte mir schwer vorstellen, daß ein Techniker, der durch seine Berufserziehung eine konstruktive Einstellung beweisen muß, Vergnügen an Zerstörung und Verwüstung findet. Auch wenn es im Krieg aus Gründen der Verteidigung notwendig ist, darf der Techniker keine Begeisterung dafür empfinden. Einige Wochen später verbot Codreanu durch ein Rundschreiben solche destruktiven Aktivitäten für die Zukunft.

In der zweiten Jahreshälfte 1936, als ich mich in Sinaia beim

Vermessungspraktikum befand, las ich in den Zeitungen über Stelescus Ermordung. Eine Gruppe von zehn Legionären – darunter auch einige meiner Bekannten – hatte den ehemaligen obersten Chef der Kreuzbrüderschaften während seines Spitalaufenthaltes erschossen. Ich wußte, daß Stelescu nach dem Duca-Prozeß sich von der Legion distanziert und gegen Codreanu zu intrigieren begonnen hatte. Im Sommer 1935 war er als Abtrünniger aus der Organisation ausgestoßen worden. Danach hatte er mit allen Mitteln einen offenen Kampf gegen Codreanu und andere leitende Persönlichkeiten der Eisernen Garde begonnen. Er war ein Verräter und mußte irgendwie zum Schweigen gebracht werden, aber nicht durch Mord. Ich konnte dabei zwei Dinge nicht verstehen: Warum verbot Codreanu die ganze Zeit jede Pressepolemik und jede Antwort auf Stelescus Verleumdungen? Er erlaubte auch nicht, den von den eigenen Anwälten vorgeschlagenen Rechtsweg gegen Stelescu zu beschreiten. Wenn ein Verräter wie Stelescu getötet werden mußte, warum mußten es zehn Attentäter sein, wenn einer allein genügt hätte? Dadurch schlossen sich neun gute Kämpfer unserer Organisation aus der weiteren Aktivität selbst aus. Warum waren 54 Kugeln notwendig?

Die symbolische Erklärung der Attentäter, daß sie je eine Kugel für jeden in der Geschichte Rumäniens bekannten Verräter abgefeuert hätten, lehnte ich als widersinnig ab. Das sagte ich auch zu meinen Chefs N. Smărăndescu und V. Dragomirescu. Der erste erklärte mir, daß ich die Sache zu nüchtern beurteile und in Zukunft besser schweigen solle. Der zweite zuckte die Achseln, gab mir den Rat, nachzudenken und die Sache aus der geschichtlichen Perspektive (!) zu betrachten.

Codreanu hatte Stelescus Ermordung sicherlich nie angeordnet, aber durch das Verbot des legalen Weges wie Pressepolemik sowie Einschaltung der Justiz überhitzte er – unbewußt – den immer mehr anwachsenden Zorn und die Rachegefühle ehemaliger Kreuzbrüder, was zweifellos zur Explosion führen mußte. Ich, der den Mord als politische Waffe nie akzeptierte, konnte diese zehn »Helden« (Decemviri) nur bedauern und diese Tat als Unglück für die moralische Einstellung der Legion betrachten. Die Bestrafung Stelescus nützte nichts, da später mehr Verräter in der Legion vorkommen sollten als je zuvor.

Im Oktober 1936 erschien der erste Band von Codreanus Werk, das Buch »Für Legionäre« mit etwa 500 Seiten, in dem die Entwicklung der Legion bis 1936 geschildert wurde. In fast allen Buchhandlungen wurde das Buch ausgelegt und fand einen unvermutet



großen Absatz. Auch mein Vater und mein Stiefvater hatten es aus eigenen Stücken gekauft. Wir von der Technik konnten schnell privat 200 Bücher verkaufen. Die erste Auflage von 10 000 Stück war schnell vergriffen, und man mußte später eine zweite und eine dritte Auflage herausgeben. Ausländische Verleger in Paris, London, Berlin, Rom und Warschau strebten bald nach Übersetzungsrechten. Die italienische Ausgabe erschien bereits 1938.

Im Herbst 1936 gründete Codreanu zwei neue Organisationen, die bald eine große Rolle beim Kampf der Eisernen Garde spielen sollten:

- das Legionärs-Arbeiterkorps (CML – Corpul Muncitoresc Legionar) und
- die Vereinigung der Legionsfreunde (Asociaţia prietenilor legionarilor).

Die erste Organisation entstand am 25. Oktober 1936 durch ein Rundschreiben Codreanus und wurde Ing. Gh. Clime unterstellt. Angesprochen wurde die Arbeiterschaft auf dem Land und in den Städten, die an »Gott und an die Zukunft des rumänischen Volkes glaubt und im öffentlichen sowie im privaten Leben Korrektheit bewiesen hat: Wer nicht glaubt und wer nicht korrekt ist, kann in dieses Korps nicht aufgenommen werden.«

An die Legionärsstudenten der Technik wurde appelliert, in diesen Organisationen mitzuwirken. Auch ich meldete mich trotz meiner kargen Zeit bei Ing. Gh. Clime und begann ab Januar 1937 mitzuarbeiten.

In der zweiten Organisation sollten nur Persönlichkeiten der höheren Sozialstufe mitwirken wie Professoren, Industrielle, Großgrundbesitzer, hohe Staatsbeamte und pensionierte Offiziere. Zum Vorsitzenden wurde ein alter Legionärsfreund, der Soziologieprofessor Tr. Brăileanu[7] von der Universität Czerno-

---

[7] Brăileanu Traian: Universitätsprofessor für Soziologie in Jassy und Czernowitz, gehörte zum Kreis von Şumuleanu, Găvănescu, Hristache Soloman, Gen. Dr. Matridescu u. a., die zuerst Anhänger von A. C. Cuza waren. Nach 1927 wurden sie Bewunderer Codreanus und unterstützten die Eiserne Garde. Brăileanu versuchte das Legionsphänomen soziologisch zu ergründen, s.: L'État et la communauté, Nouvelle Essay philosophique, in »Revue Internationale de Sociologie« – 1931. Bei den Parlamentswahlen im Dezember 1937 wurde Brăileanu zum Abgeordneten in den Bukarester Senat gewählt. Im Jahre 1938 war er für kurze Zeit in Haft. Im Herbst 1940 wurde er als Unterrichtsminister in die Legionärsregierung berufen, blieb aber nur bis Februar 1941, als ihn Antonescu absetzte. Bald darauf trat er in den Ruhestand; Brăileanu war neben Nae Ionescu (Universitätsprofessor für Philosophie und Theologie) der wichtigste Ideologe der Legionärsbewegung.

witz, und zu seinem Vertreter Professor Gerota, ein berühmter Arzt und Chirurg aus Bukarest, ernannt. Die Mitgliedschaft in dieser Organisation blieb auf Wunsch geheim. Auch Professor Eugen Chirnoagă von der Technischen Hochschule in Bukarest und sein Bruder, General a. D. Platon Chirnoagă, waren mit dabei. Diese Organisation sollte künftighin die Finanzierung der Propaganda für die Legion übernehmen.

Die Intervention fremder Mächte, und zwar der Sowjetunion, Deutschlands und Italiens, im spanischen Bürgerkrieg verursachte große Sorgen in Paris und London. Der im November 1936 zwischen Deutschland und Japan abgeschlossene Antikominternpakt brachte wieder mehr Sorge für Moskau. Die Sowjetunion versuchte näher an Frankreich und England heranzukommen. So zerfiel damals Europa in zwei feindliche Lager, und diese Situation mußte unweigerlich zu einem neuen Weltkrieg führen. Aufgrund der internationalen Lage und der beginnenden Spannungen in Europa verfaßte Codreanu am 5. November 1936 ein Memorandum an den rumänischen König Carol II. und warnte vor einer Politik an der Seite von Moskau, Paris und London. Das Schreiben war sehr mutig und resolut und kann heute im Buch von Dr. Alexander Randa nachgelesen werden. Nach Codreanus Vorstellung gehörten Italien und Deutschland zu den Verteidigern des Christentums. Hier einige Absätze in deutscher Übersetzung:

»Eure Majestät!

Wir wünschen niemanden mit unseren Ansichten über auswärtige Politik zu behelligen. Nun aber handelt es sich um etwas mehr als um eine einfache Ansicht; es handelt sich um die Zukunft unseres Landes und um die Existenz unseres Staates.

Es ist erschütternd, bedenklich, daß wir, die Jugend von heute, verurteilt sein könnten, einer Teilung oder Verstümmelung unseres Landes zuzusehen, um für die Sünden einer infamen Außenpolitik zu büßen.

Wir verlangen, daß Ew. Majestät von all denjenigen, die Außenpolitik betreiben oder Ansichten hierüber äußern, die Erklärung fordern, daß sie mit ihren Köpfen für ihre Direktiven einstehen.

Wir erwarten ebenso die gleiche Geste großen Mutes und großer Ritterlichkeit von Ew. Majestät hinsichtlich der königlichen Linie der Außenpolitik.

Sollten wir, die Jugend, in die tragische Lage versetzt werden,



in einen Krieg an der Seite des Satansreiches geführt zu werden und gegen die Verteidiger der christlichen Weltkultur, die Kirchen, die Gebeine der Heiligen und die Gräber der Helden vor Zerstörung und Profanierung zu beschützen, so erklären wir offen, daß wir mit Revolvern auf alle schießen werden, die uns so weit brachten, und daß wir, da wir uns nicht durch Fahnenflucht entehren wollen, uns selbst töten werden! Niemals wird die Jugend dieses Landes unter dem Zeichen des Satans gegen Gott kämpfen! ...«

Wir alle waren überzeugt, daß Codreanu recht hatte. Wer ahnte damals, daß für Mussolini das Christentum nur eine Farce war und er es nur als Mittel zur Beeinflussung des tiefreligiösen italienischen Volkes benützte. Niemand wußte damals, daß der Nationalsozialismus eine antireligiöse Bewegung war und daß die christliche Nächstenliebe Hitlers sich in Vergasung und Ausrottung der Juden und anderer Völker dokumentieren würde. Kein Mensch ahnte damals in Rumänien, daß in Deutschland Tausende und Hunderttausende in Konzentrationslagern schmachteten. Nur wenige Jahre später bekam auch ich die »christliche Kultur« Hitlers in Deutschland auf der eigenen Haut zu spüren.

Meine Organisationsgruppe verteilte in zwei Tagen über 3000 Flugblätter mit Codreanus Memorandum. Wir gingen hauptsächlich in den Stadtbezirk Nr. 3 (Bukarest war damals in vier Bezirke geteilt) und warfen die Flugblätter in die Postkästchen einzelner Wohnungen. Bei dieser Aktion wurde einer meiner Legionäre von einem Polizisten angehalten. Er mußte ins Polizeikommissariat kommen und wurde nach einer schriftlichen Erklärung entlassen. Vereinbarungsgemäß erklärte er, daß er diese Flugblätter von mir bekommen habe, um sie an die Wohnparteien dieser Straße zu verteilen. Eine Woche später erhielt ich eine Vorladung zum Kommissariat, wo ich verhört wurde: Woher ich die Flugblätter hätte. Wer die Verteilung angeordnet habe. Und warum ich überhaupt so etwas machte, und so weiter. Ich antwortete ruhig, daß ich die Flugblätter von der Druckerei bekommen hätte, daß der Inhalt in den Legionärszeitungen erschienen und die Verteilung auf meine eigene Initiative geschehen sei. Nach drei Stunden wurde ich entlassen. Zwei Monate später erhielt ich eine Verwaltungsstrafe in der Höhe von umgerechnet ca. 500 Schilling, da ich mir ohne Konzession Befugnisse der Post angemaßt, also einen Verstoß gegen das Monopolgesetz der Staatspost begangen hätte.

Meines Wissens hatte die Denkschrift Codreanus keine Wirkung auf die führenden Politiker Rumäniens, die sich höchstens darüber ärgerten. Besonders betroffen dürfte aber der König gewesen sein. Von Rom und Berlin kam kein Presseecho, nicht einmal eine einfache Zeitungsnotiz. Dagegen schrieben aber einige Zeitungen in Paris und London ausführliche Artikel und verlangten von der rumänischen Regierung wirksame Maßnahmen gegen »die Söldner des Faschismus und des Nazismus« (!?).

Die Erhebung General Francos gegen die republikanische Regierung Spaniens unter Juan Negrin und Manuel Azana hatte in weiten Kreisen der rumänischen Bevölkerung begeisterte Zustimmung gefunden; es war aber den Rumänen gesetzlich untersagt, sich als Freiwillige an Kampfhandlungen im Ausland zu beteiligen. Codreanu umging dieses Verbot, indem er General Cantacuzino beauftragte, dem Verteidiger des Alcazar von Toledo, General Moscardo, im Namen der Legionärsbewegung einen Ehrensäbel zu überreichen. Cantacuzino wurde auf seiner Reise Ende November 1936 über Wien, Bremen, Lissabon und Salamanca von einer ausgewählten Gruppe von sieben leitenden Legionären begleitet, die alle Reserveoffiziere waren und nach dem Überreichungszeremoniell in Spanien blieben, um auf der Seite Francos als symbolische Vertretung des rumänischen Volkes an den Kämpfen teilzunehmen. Die sieben freiwilligen Legionäre waren: Ing. Gh. Clime; N. Totu, Rechtsanwalt; Dumitrescu-Borşa, Pfarrer; Ion Dobre, Staatsbeamter; Dr. Vasile Marin, Rechtsanwalt und Chef der Legionärsorganisation von Bukarest; Dr. Ion Moţa, Rechtsanwalt und Vertreter Codreanus; Dr. A. Cantacuzino, Diplomat. General Cantacuzino kehrte aber, wie vereinbart, nach Rumänien zurück. Zugleich befanden sich auf republikanischer Seite bzw. in den sozialistisch-kommunistischen Reihen einige Rumänen, die ihren Weg nach Spanien über die Sowjetunion gefunden hatten. Einige von ihnen fielen in den Kämpfen, aber damals wußte darüber niemand Bescheid. In Rumänien galten sie nach dem Krieg als Helden der kommunistischen Partei. Übrigens waren damals auch österreichische Kommunisten als Freiwillige auf der Seite der Republikaner, auch einige von ihnen fielen in den Kämpfen.



## Arbeitslager der Legion

Um die Legionäre für ein besseres Kennenlernen einheitlich zu erziehen und um die ganze Organisation besser in die Hand zu bekommen, gründete Codreanu Arbeitslager. Die erste Arbeitsgemeinschaft in diesem Sinne entstand 1931 in einem Vorort von Jassy. Dort hatte man einen Garten angelegt und aus dem Gemüseverkauf die erste Legionszeitung »Glasul Strămoşesc« (Stimme der Vorfahren) finanziert. Im Jahre 1933 begannen die Legionäre ein eigenes Parteihaus (»Casa Verde«) am Rand von Bukarest zu bauen. Im Sommer 1933 versuchten sie vergebens, einen Damm in Vişani bei Focşani als Hochwasserschutz zu bauen. Die Lokalbehörden lehnten die erforderliche Baubewilligung ab, und es kam zu einer bedauerlichen Auseinandersetzung mit Gendarmeriebeamten, die die Arbeit verhinderten. Im Sommer 1934 entstanden solche Arbeitslager auf dem Berg Rarău in der Bukowina, in Giuleşti bei Bukarest und in Cotiugenii-Mari in Bessarabien. Ab 1935 wurden einige Dutzend Arbeitslager der Legion in verschiedenen Gebieten Rumäniens errichtet, darunter das Lager bei Carmen Sylva am Schwarzen Meer, welches das wichtigste war, weil es unter der direkten Leitung Codreanus stand.

Tausende Legionäre kamen hauptsächlich im Sommer freiwillig in die Lager, um mehrere Wochen ohne Bezahlung zu arbeiten. Ihre praktische Tätigkeit war unterschiedlich: Reparatur einer kleinen Brücke oder eines Waldweges, Trockenlegung eines Sumpfes, Reinigung einer von Hochwasser vermurten Straße u. ä. Alte, wenig gepflegte Friedhöfe wurden damals von Unkraut und wilden Gebüschen zur Zufriedenheit der Dorfbewohner gesäubert. Auch die Renovierung von Marterln und Kapellen gehörte zum Arbeitsgebiet der Legionäre. Weiters bildeten die Legionäre Einsatzgruppen und halfen den kleineren Landwirten bei den Feld- und Waldarbeiten. Für die fachliche Beratung standen meist Handwerker (selbst Legionäre oder Sympathisanten) zur Verfügung. Alle anderen freiwilligen Legionäre wie Studenten, Beamte, Kaufleute, Anwälte, Ärzte, Priester und Universitätsprofessoren wurden nur als Hilfsarbeiter eingesetzt. Der Lagerkommandant war ein älterer Legionär höheren Dienstgrades, von der regionalen Parteileitung zu diesem Zweck ernannt. Grundsätzlich war die Teilnahme der Legionäre an einem Arbeitslager keine Pflicht. Aber jeder betrachtete den Lagereinsatz als Ehre und moralische Verpflich-

tung. Mit dem Arbeitseinsatz waren auch politische Schulungen mit Vorträgen, Fragestunden und Sitzungen verbunden. Abends am Lagerfeuer wurden patriotische und Legionärslieder gesungen und Volkstänze vorgeführt. Die moderne, aus dem Westen eingeführte Tanzmusik (Tango, Foxtrott, Rumba) sowie die damals modernen Schlager waren in Legionärslagern verpönt, da sie »die Jugend verweichlichten«. In manchen Lagern waren fallweise auch Frauen und Mädchen anzutreffen. Sie mußten allesamt Mitglieder der Legion sein, und sie schliefen alle in einem Zelt, wurden aber nicht zu grober handwerklicher Tätigkeit herangezogen. Ihr Einsatz war in der Küche, in der Wäscherei und beim Sanitätsdienst, manchmal auch beim Einkauf von Lebensmitteln. Die politische Schulung hatten sie mit den Männern gemeinsam.

Alle Lagerinsassen schliefen in Zelten oder in selbst gebastelten Erdhütten auf Holzpritschen, manchmal auch in den Scheunen oder auf den Heuböden der Bauern. Als tägliche Nahrung kochte man Eintopfsuppe, die einfach, aber schmackhaft zubereitet und ausreichend war. Manche Kreise der bürgerlichen Parteien hielten es für unmöglich, daß die Legion Menschen finden würde, die ohne Bezahlung arbeiteten. Aber die Begeisterung, nicht nur bei der Jugend, sondern auch bei den älteren Legionären, war unerwartet groß. Die Lager konnten nicht so viele aufnehmen, wie sich meldeten. Die Arbeit sollte erzieherisch wirken, den Körper ertüchtigen, die sozialen Barrieren abbauen und den Geist im guten kameradschaftlichen Sinn formen. Es bleibt aber dahingestellt, ob diese Erziehungsziele in den Lagern tatsächlich auch bei allen erreicht wurden. Bei den meisten, besonders bei den jungen Legionären, zeigten sich die Erfolge deutlich; es gab aber auch solche, die unbeeinflußt blieben und das Ganze als »Theater« betrachteten.

Als großer Erfolg konnte die Änderung der öffentlichen Meinung über die Eiserne Garde angesehen werden. Die Sympathie für die Legion nahm gewaltig zu und ging bald in offene Begeisterung über. Besonders die Bevölkerung in der Umgebung der Legionslager zeigte Verständnis und Hilfsbereitschaft und wurde damit politisch gewonnen. In den Arbeitslagern besaß Codreanu ein äußerst wirksames Propagandainstrument, welches bei den anderen politischen Parteien nicht vorhanden war. Aus diesem Grund begannen die Gegner und Feinde der Legion aktiv zu werden; zuerst in der Form von administrativen Schika-



nen: Man arbeite ohne behördliche Bewilligung; die von der Legion eingesetzten Handwerker und Fachleute besäßen ihre Konzession nur für ein bestimmtes Gebiet und nicht für ganz Rumänien; die Bürgermeister, die ihre Zustimmung gegeben hatten, hätten verabsäumt, den Gemeinderat rechtzeitig einzuschalten; die errichteten sanitären Anlagen seien nicht behördlich bewilligt; die Gebühren für die Inventurliste seien nicht ausreichend abgeführt worden; und so weiter.

Die bürgerlichen und linksorientierten Zeitungen versuchten die Erfolge täglich zu bagatellisieren und sie zu diskriminieren: »Arbeitslager der Legion sind Brutstätten des Terrorismus.« – »In den Lagern werden täglich Schießübungen abgehalten.« – »Die Schulung der Legionäre besteht in der Pflege von Haß und Fanatismus.« – »Die Jugend wird zum Ungehorsam dem Staat gegenüber erzogen.« Arbeitslager, in denen keine Frauen waren, wurden als »Unzuchtnester« für Homosexuelle, und solche, in denen Frauen waren, als Promiskuitätsanstalten bezeichnet.

Auch die Zeitungen in Paris und London wetteiferten in der Berichterstattung: »Arbeitslager der Legionäre in Rumänien, echte Schulen für Nazismus, Attentäter, Saboteure und Terroristen!« Aber die Begeisterung in der Bevölkerung wuchs weiter und nahm unerwartete Dimensionen an.

In der Folge begann die Regierung, administrative Maßnahmen gegen die Tätigkeit der Legion zu setzen. Das Innenministerium wies alle Bürgermeister an, ohne Zustimmung der Bezirksleiter (Präfekten) keine Legionärslager zu bewilligen. Aber die Welle der Begeisterung erfaßte auch manche Präfekten, die ohne weiteres ihre Zustimmung erteilten. Über Intervention des Kultusministers Dr. Lapedatu lehnte die orthodoxe Kirche weitere Hilfeleistungen der Legion beim Bau und bei der Renovierung von Kirchen ab. Codreanu wendete sich sodann an die evangelischen und katholischen Kirchenbehörden, die sehr froh waren, solche Gratisleistungen in Anspruch nehmen zu können. Der rumänische Patriarch Miron Cristea nahm später seine ablehnende Haltung zurück und akzeptierte fallweise die von der Legion angebotenen Hilfeleistungen. Als Gegenmaßnahme versuchte man die Pfadfindertätigkeit mit Staatsmitteln zu unterstützen, um die Jugend von der Legion abzulenken. Bald aber waren die Behörden unangenehm überrascht, als die Kinder in den Ferienlagern der Pfadfinder Legionärslieder sangen. Der Versuch der bürgerlichen Parteien, die Jugend zu gewinnen und

unter Einsatz großzügiger Geldmittel Ferienlager zu errichten, ging völlig daneben, da es die Legionäre verstanden, auch diese Lager mit Erfolg in ihrem Sinne umzufunktionieren. Der Legionsgeist war wie ein Virus, der die ganze rumänische Jugend zu infizieren drohte.

Daher brachte die Regierung im Einvernehmen mit der Opposition im Parlament ein Gesetz durch, welches alle von politischen Parteien gegründeten Arbeitsorganisationen verbot. Dieses Gesetz, welches am 11. Juli 1937 in Kraft trat, konnte aber nur mit knapper Mehrheit sowohl in der Abgeordnetenkammer als auch im Senat durchgebracht werden. Kurz danach wurden alle Arbeits- und Erholungslager der Legion durch die Lokalbehörden geschlossen, und man untersagte jede weitere Tätigkeit in dieser Richtung. Die Empörung der Legionäre in ganz Rumänien war sehr groß und die Enttäuschung der Bevölkerung ebenfalls. Codreanu mahnte zu Ruhe und Besonnenheit. Da das Gesetz offenbar verfassungswidrig war, wurde die Berufung beim Bukarester Verfassungsgerichtshof eingebracht. Nach der Auflösung der Legion im Frühjahr 1938 wurde diese Berufung gegenstandslos. Von den damaligen Parlamentsdebatten ist die leidenschaftliche Rede des Professors M. Manoilescu bekannt. Wie ich bereits früher anführte, war er mein Professor für Betriebswirtschaftslehre an der Technik und als Vertreter der Industriekammer Mitglied des rumänischen Senats. Nachdem er die Verfassungswidrigkeit des Gesetzes aufgezeigt hatte, fragte er das Parlamentsauditorium:

»Was wollt ihr von dieser Jugend? Ihr verbietet ihr das Tragen der grünen Hemden, die gemeinsamen Märsche, ihre patriotischen Lieder! Ihr wollt ihr alles verbieten! Jetzt verbietet ihr ihnen die freiwillige Arbeit zum guten Zweck. Morgen werdet ihr ihnen auch das gemeinsame Beten in der Kirche verbieten. Was werdet ihr machen, wenn die Legionäre eines Tages gemeinsam sterben wollen; werdet ihr auch das durch das Gesetz verbieten?«

Nach dieser Rede wurde Professor Manoilescu als echter Freund der Legion erkannt. Ein Jahr später wurde er auf Codreanus Wunsch als Wahlkandidat in der Liste der Partei »Alles für das Vaterland« aufgestellt und wurde Senator für den Bezirk Arad in Siebenbürgen. Der freiwillige Einsatz der Legionäre in den Arbeitslagern war ein für Rumänien einmaliges Phänomen, das nur durch Idealismus zu erklären war. Er stellte



ein riesiges Einsatzpotential dar gegenüber den materialistisch eingestellten Durchschnittsmenschen, die ihre egoistischen Interessen gefährdet sahen.

### *Im Legionärslager von Carmen Sylva*

Auf Anraten meines Gruppenleiters an der Technik, N. Smărăndescu, und mit dem Wunsch, echte Lageratmosphäre zu erleben, meldete ich mich im Juni 1936 für einen vierwöchigen Einsatz im Legionärslager – damals noch gesetzlich erlaubt – von Carmen Sylva an. Bald danach erhielt ich eine positive Antwort: drei Wochen im August. Dieser Termin war für mich günstig, da ich im Juli das seitens der Hochschule obligatorische Vermessungspraktikum absolvieren und Anfang September einige Restprüfungen an der Technik ablegen sollte.

Nach Beendigung des Vermessungspraktikums in Sinaia fuhr ich zu meiner Mutter nach Targowischt und traf dort die Vorbereitungen für das Lagerleben. Meine Mutter war traurig und versuchte mich zu bewegen, darauf zu verzichten. Sie hatte Angst, daß ich dort, wie in manchen Zeitungen stand, »eine Terroristenschule« mitmachen würde. Aber ich ließ mich nicht beeinflussen. Mit einem kleinen Handkoffer fuhr ich mit der Eisenbahn über Bukarest nach Konstanza und besuchte dort zuerst für einen Tag meinen Onkel Traian (Bruder meiner Mutter). Er war Oberstleutnant bei den Fliegern der rumänischen Kriegsmarine und Feuer und Flamme für Codreanu und die Eiserne Garde. Er wohnte in einer kleinen Villa in Eforie bei Konstanza, wo ich von meiner Tante und ihren Kindern freundlich aufgenommen wurde. Onkel Traian war ein hochdekorierter Flieger aus dem Ersten Weltkrieg und jetzt Kommandant einer Staffel Wasserflugzeuge in Mamaia. Am nächsten Tag fuhr er mich mit seinem Auto nach Carmen Sylva, einer Ortschaft am Schwarzen Meer, etwa 25 Kilometer von Konstanza entfernt. Die Uferstraße von Carmen Sylva nach Mangalia lag auf einer Terrasse, etwa 25 bis 30 Meter über dem Meeresniveau. Bei starken Regenfällen rutschten Teile des nicht befestigten Ufers ins Meer und beschädigten die Straßenböschung. Dies passierte jedes Jahr, und der Bürgermeister der Gemeinde Carmen Sylva, deren Finanzmittel sehr begrenzt waren, nahm das Hilfsangebot der Legion mit Freude an. Mit Einverständnis des Bürgermeisters wurde auf der unteren Terrasse ein Arbeitslager errichtet, und die Legionäre sollten unter der Leitung eines Bauinge-

nieurs das Ufer in einer Länge von zwei Kilometern befestigen, um weitere Schäden an der Straße zu verhindern. Zu diesem Zweck wurden Tausende Kubikmeter Gestein in Form von Felsblöcken aus dem flachen Meer gehoben, mit primitiven Mitteln zur Baustelle transportiert und dort zu einer treppenförmigen Stützmauer aufgeschichtet. Die Arbeit war schwer und nicht ungefährlich, da sie mit bloßen Händen und Muskelkraft verrichtet werden mußte. Das Lager stand unter Codreanus direkter Führung, und die etwa 120 Legionäre wurden in mehrere Arbeitsgruppen eingeteilt. Ich wurde der Gruppe von Puiu Traian[8], einem Legionär höheren Dienstgrades aus Konstanza zugeteilt. Uns oblag es, die Felsblöcke aus dem Meer zum Ufer zu bringen. Wir schliefen in einer halb in die Erde gebauten Lehmhütte auf einer großen Holzpritsche, mit etwas Heu und einfachen Decken. Nach der Arbeit war mein Schlaf sehr gut und ohne Träume. Das Tagesprogramm wurde streng eingehalten: Fünf Uhr aufstehen, dann 400 Meter laufen, Turnübungen und anschließend Frühstück mit warmer Milch und Brot oder Polenta. Beim Waschen mußten wir mit Wasser sparen, da es aus dem Brunnen der oberen Terrasse geholt werden mußte. Die Arbeit dauerte von sechs Uhr früh bis elf Uhr mittags. Das Mittagessen bestand aus einer Gemüsesuppe mit wenig Fleisch, einem Stück Schafkäse und viel Brot; als Getränk war nur Wasser vorhanden. Allgemein war die Kost eintönig, aber

[8] Traian Puiu: Diplomkaufmann, geboren in Konstanza im Jahre 1910. Mit der Eisernen Garde bereits seit 1930 verbunden, spielte er eine besondere Rolle im Bukarester Studentenleben. Später war er bei der Organisation im Kreis Konstanza eingesetzt. Im Januar 1937 bekam er von Codreanu den hohen Dienstgrad eines Legionärskommandanten. Ich lernte ihn im Legionärslager von Carmen Sylva (August 1936) kennen, wo er Leiter meiner Arbeitsgruppe war. Während meines Aufenthaltes in Rostock 1941 kam ich wieder mit ihm zusammen. Ende 1942 trafen wir einander wieder als politische Internierte im Konzentrationslager Buchenwald. Im September 1944 stellte sich Puiu Traian Horia Sima zur Verfügung und nahm an der Bildung einer rumänischen Exilarmee aktiv teil, die 1945 gegen die Sowjets weiterkampfen sollte. Nach dem Krieg traf ich ihn einmal in Salzburg und dann 1956 in Wien. Hier wurde er von rumänischen Agenten des Sicherheitsdienstes (Securitate) entführt, auf einem rumänischen Donauschiff nach Rumänien gebracht, dort schrecklich gefoltert und dann zu lebenslänglicher Haft verurteilt. Er soll später aus dem Gefängnis schwer krank entlassen worden und danach an den Folgen eines Herzleidens gestorben sein. Puiu Traian war der typische Legionär der höheren Linie, der ehrlich, fanatisch, konsequent und treu bis in den Tod blieb.



schmackhaft, ausreichend und gesund. Bis drei Uhr nachmittags war Ruhepause. Dann ging es wieder an die Arbeit bis zum Abendessen um 18 Uhr. Abends begannen die Sitzungen am Lagerfeuer, an denen oft Codreanu selbst teilnahm. Regelmäßig wurden von höheren Persönlichkeiten der Legion kurze Vorträge über Probleme im Zusammenhang mit Wirtschaft, Kultur und Politik sowie über soziale Fragen gehalten. Alle horchten mit großer Aufmerksamkeit den Ausführungen zu, aber es gab auch manche, die dabei schliefen. Diskutiert wurde fast nie. Ab und zu sangen wir im Chor unsere Legionärslieder. Sonntags wurde nicht gearbeitet, dafür aber vormittags ein Gottesdienst mit langer Predigt gehalten. Das Essen war am Sonntag besser, und es gab zum Nachtisch auch Obst. Wir durften das Lager ohne Erlaubnis (Ausgangsschein) nicht verlassen. In der Nacht wurden zur Sicherheit Wachtposten und Patrouillen eingesetzt.

Die Arbeit war nicht leicht, und abgesehen vom obligaten Muskelkater, bekam ich bereits am zweiten Tag einen schmerzenden Sonnenbrand, der mir mehrere Tage zu schaffen machte. Auch Hautabschürfungen gab es während der Arbeit reichlich; aber diese heilten schnell und ohne Probleme.

Auf der Straße der oberen Terrasse kamen täglich Besucher und Neugierige vorbei. Sie versuchten von den dort arbeitenden Legionären zu erfahren, ob es wahr sei, daß sie für diese Arbeit keine Entlohnung bekämen, und warum sie dies überhaupt machten. Die meisten bewunderten uns und brachten ihre Sympathie zum Ausdruck. Oft bekamen wir Geldspenden, dieses Geld wurde für die Lebensmittelversorgung unserer Lagerküche verwendet. Als ich einmal oben an der Straße arbeitete, kam ein General in Uniform, begleitet von seiner Frau und einem Hauptmann, vorbei. Er machte mehrere Fotoaufnahmen und spendete sodann einen größeren Geldbetrag, aber seine Frau wünschte, daß sein Name nicht bekannt werde. Auch der orthodoxe Bischof von Konstanza, die Botschafter von Polen, Italien, Österreich, Deutschland und der Türkei sowie andere politische Persönlichkeiten kamen und wollten unseren Einsatz sehen und fotografieren. Trotz meiner Bewunderung für die Lagerorganisation kamen mir zweimal Bedenken, die ich hier erläutern möchte:

Erstens vermißte ich als angehender Ingenieur einen technischen Gesamtplan für die Verfestigung der Küste. Die Felsblöcke wurden ohne Bindemittel übereinandergeschichtet, so daß sie später vom Regenwasser unterspült werden konnten. War überhaupt ein Entwässerungssystem für die Straßengräben vorgese-

hen? Ich suchte den beratenden Fachingenieur auf und wollte einiges darüber wissen. Er war ein alter Bauingenieur, der sicherlich ausreichende Erfahrungen, aber kein Benehmen hatte. Auf meine höfliche Frage antwortete er barsch: »Warum willst du denn das wissen?« Ich sagte ihm, daß ich Student an der Technik in Bukarest sei und mich solche Fragen interessierten. Danach fuhr er mich kurz an, ich sei ein Grünschnabel, verstehe noch nichts, und außerdem sei ich hier nur Hilfsarbeiter und habe zu tun, was mir von oben angeschafft werde.

Ich mußte einsehen, daß es zwecklos war, mit ihm zu diskutieren, entschuldigte mich für die Störung und ging weg.

Zweitens kamen mir Bedenken wegen eines Schildes an der oberen Straße, dessen Text ungefähr so lautete:

»Freiwillige Legionäre befestigen die Böschung des Meeresufers, um diese Straße zu erhalten. Dafür werden weder ausländisches Kapital noch teure importierte Maschinen benötigt. Unsere Hände genügen, wenn die Heimatliebe in unserem Herzen brennt. So wird die Legion einmal alle Straßen Rumäniens modernisieren und asphaltieren ohne Kapitalisten und ohne schwedische Konzerne.«

Dieser Text gab mir zu denken: Wie sollten wir Beton- und Asphaltstraßen in ganz Rumänien ohne Baumaschinen schaffen? Es war absurd, zu glauben, daß wir alles von Hand machen könnten. Abgesehen davon waren die hier eingesetzten Legionäre meist keine Hilfsarbeiter, sondern Intellektuelle wie Professoren, Studenten, Kaufleute, Ärzte, und ihr Wirkungsgrad war bei solchen manuellen Arbeiten sehr niedrig. Wozu hatten die Techniker Maschinen erfunden? Aber diese Maschinen kosteten viel Geld, und ohne Kapital war es unmöglich, sie zu beschaffen, zumal überdies Rumänien die dazu notwendigen Fabriken gar nicht besaß. Woher sollte dieses Kapital kommen? In Rumänien war bei dem vorhandenen niedrigen Lebensstandard eine Kapitalbildung von solchem Ausmaß nicht möglich. Mit mittelalterlichen Arbeitsmethoden würden wir auch in 100 Jahren mit dem Straßenbau nicht fertig werden. Ich wollte darüber Codreanu in einer Abendsitzung direkt fragen, aber ich traute mich nicht, zumal in der Aufregung mein Sprachfehler besonders zum Ausdruck kommen mußte. Daher fragte ich meinen Gruppenleiter Puiu Traian, der Diplomkaufmann war und meines Erachtens ohne Emotionen denken konnte. Er erklärte mir, daß der Zweck dieses Lagers die Erziehung im Geiste der Kameradschaft sei, damit die Intellektuellen die Hand-



arbeit kennen- und schätzenlernten und Handwerker nicht von oben herab ansahen. Zugleich sollten die Arbeiter- und Bauernsöhne die Angehörigen der höheren sozialen Stufen ebenfalls als Menschen und Kameraden betrachten. Dadurch sollten Voreingenommenheit und Minderwertigkeitskomplexe abgebaut und die Legionäre, unabhängig von ihrem sozialen Status, als gleichwertige Kämpfer für unsere Ideen besser gerüstet werden. Ein einheitlicher Geist sei die Voraussetzung des Sieges der Legion, des Vertrauens und eines erfolgreichen Aufbaues unserer Heimat. Bezüglich des Schildes an der Straße sagte er, daß dieses nur der politischen Propaganda diene, und es sei selbstverständlich, daß wir ohne das notwendige Kapital zur Anschaffung von Maschinen nichts unternehmen könnten. Ich wollte noch bemerken, daß wir »in diesem Fall« die gleiche unsachliche und verlogene Propaganda wie die anderen bürgerlichen Parteien machten, die wir verabscheuten und als gemeine Verführung bezeichneten. Aber ich hielt mich zurück und fragte nichts mehr, da wir schlafen gehen mußten; es war bereits Zapfenstreich.

Im Lager von Carmen Sylva hatte ich Gelegenheit, viele Legionäre und Persönlichkeiten der Eisernen Garde aus verschiedenen Gebieten Rumäniens kennenzulernen. Damals schloß ich auch einige Freundschaften, die über viele Jahre andauerten, wie zum Beispiel mit einem Medizinstudenten namens Gheorghe Stoia aus Mangalia.

Nach drei Wochen Arbeitslager meldete ich mich ab und fuhr nach Targowischt nach Hause. Ich war braungebrannt von der Sonne, mit gestärkten Muskeln, gesund, geistig erholt und in guter Stimmung. Abends erzählte ich stundenlang von meinen Lagererlebnissen und Eindrücken. Mein Stiefvater war besonders interessiert, alles zu erfahren. Auch meine Mutter ließ sich überzeugen, daß diese Lager keine »Brutstätten des Terrorismus« seien. Mein Stiefvater wurde nachdenklich, und dann fragte er mich, ob ich solche Arbeiten auch für Geld leisten würde. Ich antwortete aus Überzeugung mit: »Nein«.

In Targowischt besuchte ich das bei Răzvad von der Legion errichtete Arbeitslager, wo man Ziegel für die Reparatur der Kirche und des Pfarrhauses herstellte. Der Lagerchef war der Hilfskommandant Toma Simion, den ich noch in Bukarest kennengelernt hatte. Auch viele Bekannte aus früheren Zeiten traf ich dort an.

Ein Jahr später, am 11. Juli 1937, wurden alle Arbeits- und Er-

holungslager der Legion behördlich geschlossen und solche Tätigkeiten für die Zukunft gesetzlich verboten.

### *Das Kulminationsjahr 1937*

Kurz vor Beginn des Jahres gab Codreanu ein Rundschreiben heraus, um Mißbrauch beim Tragen der Grünhemden zu vermeiden: »Die Grünhemden sind unsere Meßgewänder. Wir dürfen sie nur an Feiertagen, in bestimmten Situationen und auf bestimmten Plätzen tragen. Ich verbiete das tägliche Tragen dieses Hemdes.« Gesetzlich war das Tragen der Grünhemden als politisches Symbol verboten, aber die Exekutive war nicht in der Lage das Verbot durchzusetzen. Ich besaß damals drei solcher Hemden, die ich nur bei Festen, Demonstrationen und dergleichen trug. Nie trug ich das Grünhemd in der Hochschule. Nur einmal wurde ich von einem Polizisten angehalten, der mich auf das Verbot aufmerksam machte.

Damals entbrannte eine Zeitungspolemik über das Verhältnis von Religion und Politik. »Darf ein Priester, der das Kreuz trägt, ein Gewehr in die Hand nehmen?« Codreanu setzte sich mit diesem Fragenkomplex auseinander und versuchte durch das Rundschreiben vom 25.11.1936 die Zusammenhänge zu klären: »Das Niveau der Kirche ragt hoch über uns hinaus. Wir Menschen streben ihm zu, doch das gelingt uns nur in geringem Maß; denn wir leben mit der Verdammnis und mit dem Mühlstein unserer Sünden, den Sünden der Welt und den Sünden unserer Ahnen und Vorahnen.«

In dieser Zeit entstand auch die erste Handelskooperative der Legion mit der Aufgabe, landwirtschaftliche Produkte der Kleinbauern an die Konsumenten direkt und damit billiger zu verkaufen, wobei die Legionäre Dienstleistungen fast gratis erbrachten. Die Gründung solcher Genossenschaften erfolgte in fast allen großen Städten, besonders in den Arbeiterwohnvierteln. Die Organisation fußte auf geltenden Gesetzen, und ihre Funktion gestaltete sich im Rahmen der behördlichen Verordnungen. Das Ziel war, die übermäßige Gewinnspanne (bis 500 Prozent) zu brechen und sowohl dem Produzenten als auch dem Verbraucher finanzielle Vorteile zu bringen. Um Geldmittel zu beschaffen, legten die Legionäre Spendenlisten auf, die überraschenderweise erfolgreich waren. Man fand sogar eine Volksbank (Creditul Rural), die sich bereit erklärte, die notwendigen Kredite zur Verfügung zu stellen. Anfangs war der wirt-



schaftliche Erfolg dieser Tätigkeit sehr gering, da nur einige Dutzend Geschäfte die vorhandene Situation ändern konnten. Aber es war ein Anfangserfolg, der mit der Zeit zu wachsen versprach. Dies war ein ausreichender Grund, die Gegnerschaft zu mobilisieren. Obwohl das Kartellwesen in Rumänien gesetzlich vom Staate kontrolliert war, gab es dort wie überall auf der Welt geheime Preisabsprachen, die für die Händler verbindlich waren; diese konnten und durften niemals aus diesem erzwungenen Ring abspringen und billiger verkaufen. Sie waren auf die Lieferungen der Großhändler und die Gewährung von Bankkrediten angewiesen. Besonders die Großhändler liefen gegen die Kooperative der Legion Sturm und versuchten, durch die lokalen Behörden mit oder ohne Korruption alle möglichen Schikanen und Hindernisse zu erfinden, um diese Entwicklung zu bremsen. Codreanu nahm diese Herausforderung an und meldete die baldige Ausdehnung dieser Tätigkeit der Legion auch auf andere Wirtschaftszweige. Die Handelskammer fürchtete die ungleiche Konkurrenz, zumal der größte Teil der von den Legionären erbrachten Leistungen ohne Bezahlung getätigt wurde. Besonders der »Verein der Legionärsfreunde« (Asociaţia Prietenilor Legionarilor) entfaltete eine rege Tätigkeit auf diesem Gebiet. Meine Legionärsgruppe an der Technik sammelte in kurzer Zeit einige tausend Lei zur Unterstützung und Gründung neuer Legionskooperativen.

Einige meiner Legionärskameraden an der Technik meldeten sich freiwillig zur Mitarbeit in dieser Organisation, die durch besonders starke Dynamik gekennzeichnet war. Auch ich hätte gern mitgetan, aber es blieb bei meinem Einsatz im Arbeiterkorps. Im Herbst 1937 wurde die ganze kommerzielle Tätigkeit militärisch umorganisiert, und es entstand »Das Handelsbataillon« mit einem eigenen Stab (am 13. September 1937). Codreanu stellte auch zwölf Gebote für die dort beschäftigten Legionäre auf, die für den Erneuerungsgeist auf höheres moralisches Niveau abgestimmt waren. Ein neuer und frischer Wind sollte diesen ganzen Tätigkeitsbereich erfassen und durchdringen.

Zum 1. Januar 1937 nahm Codreanu einen allgemeinen Wechsel fast in der ganzen Kaderführung der Legion vor. Bei allen Organisationen in Rumänien wurden bis auf wenige Ausnahmen die leitenden Personen ausgetauscht. Der Leiter des Legionärszentrums der Studenten in Bukarest, Victor Dragomirescu, wurde als Organisationschef vom Kreis Dâmboviţa nach Targowischt versetzt, und an seine Stelle kam Bartolomeu Live-

zeanu. Da der bisherige Leiter der Legionärsgruppe und der Technik, N. Smărăndescu, mit seinem Studium fertig war und die Hochschule verließ, übernahm Săveanu das Kommando. Auch ich mußte die Leitung der Gruppe (II) an Petrescu Liviu übergeben. Ich kam zum Stab des Legionärs-Arbeiterkorps, wo ich Sonderaufgaben erhielt. Das von mir außerhalb der Technik gebildete Nest »Avram Iancu« durfte ich in meine neue Tätigkeit mitnehmen. Das Nest hatte zehn Mitglieder, darunter meinen Freund und Zimmerkollegen Lazea Lazar sowie Jean Popa (Sohn der Hausbesitzerin, bei der ich als Mieter wohnte), Ion Mărcoi (Tabaktrafikant), Nicu Ionescu (pensionierter Gemeindebeamter), Cristea Ionel (Bäckergeselle) u. a. Diese alle unterstützten mich bei meinen neuen Aufgaben. Ohne diese Kameraden hätte ich nie Erfolge buchen können. Rechtsanwalt I. V. Vojen, der bis zu dem Zeitpunkt Organisationsleiter des Kreises Dâmboviţa war, wurde nach Bukarest als Vertreter von Ing. Gh. Clime, dem Leiter des neugegründeten Legionärs-Arbeiterkorps, versetzt. Er mußte auch mit seiner Familie und seiner Anwaltskanzlei in die Hauptstadt übersiedeln.

Die organisatorischen Umstellungen waren noch nicht überall vollzogen, als die Nachricht kam, daß in Spanien Ion Moţa und Vasile Marin in den Kämpfen um Majadahonda bei Madrid am 13.1.1937 gefallen seien. Codreanu befahl die sofortige Rückkehr der ganzen Legionärsgruppe mit den Leichen unserer Helden nach Rumänien und deren Beisetzung in Bukarest. Inzwischen wurden alle Vorbereitungen für das Begräbnis getroffen. Auf dem freien Gelände des »Grünen Hauses« in Bucureştii-Noi wurde in aller Eile ein Mausoleum gebaut, bestehend aus einer Steingruft mit einem Marmorkreuz und einem Holzbaldachin darüber. Mit der Organisation des Begräbnisses wurde I. V. Vojen beauftragt.

Die Nachricht vom Tod dieser Helden elektrisierte ganz Rumänien. Nicht nur Legionäre und ihre Freunde, sondern auch Gleichgültige und Gegner waren sehr betroffen. Auch die Feinde blieben wenigstens zu Beginn nachdenklich und stumm. Fast alle rumänischen Zeitungen wie »Universal«, »Curentul«, »Cuvântul«, »Porunca Vremii« brachten ausführliche Berichte, Glossen würdigten die beiden im Kampf gegen den Kommunismus gefallenen Legionsangehörigen. Sogar der als kritisch gegenüber der Eisernen Garde bekannte Professor N. Iorga schrieb



damals einen Artikel unter dem Titel »Zwei tapfere Menschen« und bezeichnete Moţa und Marin als Helden des Christentums.

Die Legionärsgruppe aus Spanien wurde mit den Särgen der Gefallenen auf dem Seeweg zuerst nach Bremen gebracht. Da Deutschland damals auf der Seite Francos stand und am spanischen Bürgerkrieg mit dem Fliegerkorps »Condor« teilnahm, erwies eine SS-Kompanie bereits bei der Ankunft des Schiffes in Bremerhaven die Ehrenbezeigung. General Cantacuzino, der dort anwesend war, bedankte sich im Namen der Legion. Die deutsche Presse nützte die Situation aus, indem sie die Namen der rumänischen Helden in die Propagandamaschinerie des nationalsozialistischen Deutschland zweckdienlich einbaute und politisch gegen die Bukarester Regierung auswertete. Die Gruppe fuhr mit der Eisenbahn quer durch Deutschland nach Polen, dann über Krakau – Ehrenbezeigung durch chargierte Studenten – nach Czernowitz. Hier veranstaltete man einen großzügigen Empfang mit vielen Priestern unter der Leitung von Erzbischof Visarion Puiu, dem Metropoliten der Bukowina. Tausende Bauern aus der Umgebung kamen zum Bahnhof und vor die Kathedrale, wo die Toten aufgebahrt waren; sie knieten draußen im Schnee nieder. Auch Vertreter der Behörden, der Handelskammer usw. waren anwesend. Begleitet von Hunderten Legionären im Grünhemd oder in Nationaltracht, fuhr der nun lang gewordene Sonderzug nach Siebenbürgen und über Klausenburg, Hermannstadt, Kronstadt bis Ploeşti und dann nach Bukarest. Der Nordbahnhof war im Fahnenschmuck wie nie zuvor, und Tausende Legionäre in den Grünhemden erwiesen die militärische Ehrenbezeigung. Die Särge wurden in der Elias-Kirche (Biserica Sf. Ilie-Ghiorgani) aufgebahrt, wo Legionäre in Uniform Wache hielten.

Ich wurde zusammen mit vielen anderen Legionären für den Nachmittag des 12. Februar in diese Kirche befohlen. Dort wurde ein Gottesdienst (mehr als zwei Stunden) in Anwesenheit Codreanus, des Generals Cantacuzino und vieler anderer Persönlichkeiten der Legion gefeiert. Danach verlas Codreanu eine lange Liste über Beförderungen in der Legionshierarchie. Auch ich bekam den ersten Dienstgrad: »Ausbilder« (Instructor legionar). Am Ende hielt Codreanu eine kurze Rede und nahm uns allen ein Gelöbnis ab, das uns weiterhin und enger an die Legion binden sollte.

Am nächsten Tag fand das Begräbnis in einer Größe statt, wie es Bukarest noch nicht erlebt hatte. Der Trauerzug, etwa einein-

halb Kilometer lang, bewegte sich von der Elias-Kirche im Stadtzentrum über die großen Boulevards bis zum Stadtrand nach Bucureştii-Noi, wo die Särge im Mausoleum des »Grünen Hauses« beigesetzt wurden. Tausende von Polizisten regelten den Verkehr, der umgeleitet werden mußte. Fast alle Gebäude waren beflaggt. Die meisten Geschäfte waren geschlossen, und fast alle Fahnen waren auf Halbmast gesetzt oder mit schwarzen Trauerbändern versehen. An der Spitze hinter dem Kreuzträger marschierten zwei Legionärschöre von je 30 bis 40 Sängern, die abwechselnd die von Nelu Mânzatu komponierte Hymne »Majadahonda« sangen. Es folgten über 200 Priester im Ornat, dann die von Legionären getragenen Särge, flankiert von Spanienkämpfern. Nach den Särgen folgten die Familienangehörigen und die Verwandten. Danach begleiteten Codreanu, General Cantacuzino und der spanische Botschafter in Bukarest den Trauerzug. Es folgten die Gäste, etliche ausländische Diplomaten (die Botschafter Italiens, Deutschlands, Japans, Portugals und Polens) und die Vertreter der politischen Parteien sowie viele Universitätsprofessoren. Danach kamen die Legionäre der Landesorganisationen, zum Teil in Bauerntracht, und verschiedene Abordnungen, wie Bergleute aus den Kohlengruben Petroşani im Bergkittel, Zivilmatrosen, ehemalige Frontkämpfer, Fußballvereine usw. Links und rechts war der Trauerzug in seiner ganzen Länge von Legionären in Grünhemden der Organisation Bukarest flankiert.

Ich durfte leider nicht mitmarschieren. Zusammen mit einer Gruppe von 40 Legionären ohne Grünhemden mußte ich mich ungefähr an der Stelle, wo sich Codreanu befand, auf dem Bürgersteig bewegen, mich ständig umsehen und die Zuschauer beobachten. Man wollte ein eventuelles Attentat oder eine Störung rechtzeitig erkennen und verhindern. Die Gruppe stand unter der Leitung von Toma Simion, der wie viele andere mit einem Revolver bewaffnet war. Bald mußten wir feststellen, daß auch viele Polizisten in Zivil unter uns waren, wahrscheinlich mit der gleichen Aufgabe betraut. Die Straßen waren voll von Menschen, darunter auch ganze Schulklassen mit ihren Lehrern. Auch wenn der marschierende Trauerzug nur etwa 30 000 Leute umfaßte, wurde die Gesamtbeteiligung auf 100 000 Menschen geschätzt. Während der Begräbnisfeierlichkeit in Bukarest fanden in vielen anderen Kirchen Rumäniens vom Hochgebirge bis zum Schwarzen Meer zeitgleich Gottesdienste für Moţa und Marin statt, und die Kirchenglocken läuteten stundenlang.



Obwohl ich von Natur aus wenig begeisterungsfähig bin, muß ich zugeben, daß ich damals von Emotionen stark ergriffen war. Aber ich konnte nicht verstehen, warum gerade so hohe und wertvolle Persönlichkeiten wie Moţa und Marin als einfache Soldaten in Spanien kämpfen mußten. Welche Armee der Welt schickt ihre Generäle in die erste Frontlinie, um zu kämpfen? Wäre es nicht rationeller, wenn solche Opfer durch einfache Soldaten der Legion (wie z. B. mich) erbracht würden? Diese ließen sich doch leichter ersetzen.

Die Deutschen und die Italiener halfen wirksam in Spanien mit Hunderten Kampfflugzeugen und Panzern und trugen damit entscheidend zum Sieg Francos bei. Der Beitrag unserer Legion war nur symbolisch zu verstehen, da sie keine Macht im Staat besaß und auch nicht im Namen des rumänischen Staates agieren durfte. Obwohl der spanische Botschafter in Bukarest nur die Regierung Francos vertrat, hatte die rumänische Regierung die Neutralität bezüglich des Bürgerkrieges erklärt und wollte sich von jeder Einmischung fernhalten. Alle ausländischen Zeitungen und wöchentlichen Filmberichte in den Kinos brachten Bilder und Streifzüge von diesem großartigen Begräbnis. Die Situation war für die rumänische Regierung peinlich, da unter den Trauergästen auch zahlreiche Diplomaten und Ausländer anwesend waren. Zwei Wochen später wurden im Bukarester Parlament für die Regierung unangenehme Fragen gestellt: Warum der Innenminister das Tragen von Uniformen (grüne Hemden) und die Bildung von militärisch organisierten Formationen geduldet hatte, obwohl beides durch Gesetz verboten war? Ferner, warum die Behörden den Legionären bei der Vorbereitung und Durchführung der Trauerfeierlichkeiten in jeder erdenklichen Weise geholfen hätten, obwohl sie wußten, daß dies propagandistischen Zielen diente?

Schließlich verbot das rumänische Grundgesetz (Verfassung) die Teilnahme rumänischer Staatsbürger an bewaffneten Konflikten anderer Staaten. Auf Anzeige des Außenministeriums hatte das Landesgericht Bukarest einige Rumänen, die in Spanien auf republikanischer Seite kämpften, ausgebürgert und den Verfall ihres Privatvermögens verfügt. Warum wandte die Regierung dieses Gesetz nicht Legionären gegenüber an? In eine Lage der Unsicherheit gedrängt, nahm Ministerpräsident Tătărescu eine Umbildung seiner Regierung vor und beschloß, seine Politik gegenüber der Legion allmählich zu ändern.

Als Stabsmitglied des Arbeiterkorps (CML = Corpul Muncitoresc Legionar) erhielt ich zuerst den Auftrag, die Belegschaften der beiden Bierbrauereien »Luther« und »Bragadiru« zu infiltrieren und dort Nester zu bilden. Es war für mich ein schwieriges Unterfangen, da mir dieses Milieu ganz fremd war. In einfacher Kleidung, ohne Krawatte und mit einer proletarischen Schirmmütze besuchte ich die Kneipen in der Umgebung und konnte Gespräche mit einigen Arbeitern anknüpfen. Die Brauerei »Luther« war nicht weit vom Nordbahnhof entfernt, also in der Nähe meiner Wohnung. Zu meiner Unterstützung nahm ich aus meinem Organisationsnest Jean Popa und den gutmütigen älteren Mărcoi (Trafikant) mit. Es gelang uns bald, einen ausgezeichneten Mann namens Crişan zu gewinnen, mit dessen Hilfe wir einen Monat später das erste Legionärsnest mit sieben Mann in der Brauerei gründen konnten. Bis zum Sommer hatten wir bereits drei Nester mit 18 Mitgliedern gebildet.

Auch ein Meister namens Drăgulin und ein Büroangestellter waren mit dabei. Die Organisation wuchs von selbst weiter und dehnte sich auf die zweite Brauerei »Bragadiru« aus, wohin Drăgulin auch seine dienstliche Stellung wechselte. Bis Weihnachten entstand eine kräftige Organisation mit etwa 50 Mann, und Drăgulin wurde zum Gruppenleiter bestellt. Die beiden Brauereien, einschließlich ihrer Fuhrbetriebe, beschäftigten damals rund 400 Arbeiter und Angestellte. Gegen Ostern 1937 bekam ich vom Stab eine zweite größere, aber auch schwierigere Aufgabe. Ich sollte in das Milieu der Markthändler, Marktarbeiter und Straßenverkäufer eindringen und mit ihnen eine Sonderorganisation gründen.

Die Straßenverkäufer (Comercianţi ambulanţi) in Bukarest stellten damals eine eigene Volksschicht dar. Die meisten waren fleißige und zähe Menschen, deren Tätigkeit nicht nur sehr anstrengend, sondern auch wenig lukrativ war. Die meisten stammten aus armen und überbevölkerten Dörfern aus Oltenia.[9] Sie arbeiteten in Bukarest und anderen großen Städten nur vorübergehend, um danach wieder zu Hause als Landwirte ihrer ursprünglichen Beschäftigung mit besseren Geräten und

---

[9] Oltenia (Kleine Walachei) – rumänische Provinz zwischen dem südlichen Karpatenbogen, der Donau und dem Alt (Olt) mit der Hauptstadt Craiova. Es umfaßt eine Fläche von 20 300 Quadratkilometern und zählt rund 1,7 Millionen Einwohner. Oltenia ist ein Gebiet, in welchem fast nur Rumänen leben (99,3 Prozent).



Maschinen nachzugehen. Fern von ihren Familien hausten sie in miserablen und billigen Unterkünften und schliefen zu vier bis acht Leuten auf Holzpritschen in feuchten, dunklen und schwer beheizbaren Räumen. Sie waren den ganzen Tag mit Joghurt, Gemüse, Obst oder Holzkohle in großen Körben mit auf die Schultern gestützten Tragbalken (Cobiliţa) unterwegs. Täglich legten sie 15 bis 25 Kilometer zu Fuß zurück und trugen Lasten zwischen 20 und 40 Kilogramm. Sie kauften z. B. in der Molkerei eine Joghurtschüssel für zwei Lei und verkauften sie um 2,20 Lei, aber dafür mußten sie manchmal bis in den sechsten Stock steigen. Oft erhielten sie auch ein kleines Trinkgeld, da im Geschäft eine Joghurtschüssel 2,50 bis 3 Lei kostete. Es kam nicht selten vor, daß ein Stammkunde im sechsten Stock nicht zu Hause war oder daß er ablehnte: »Danke, heute brauchen wir nichts, kommen Sie morgen wieder!« Aber der Straßenverkäufer resignierte nicht, blieb höflich und geduldig und kam am nächsten Tag wieder. Ich beobachtete die Lebensweise dieser Menschen genau und konnte feststellen, daß sie zwar arm, aber fleißig und äußerst zäh waren. Ihr Verdienst war klein. Die Not zwang sie, auch erfinderisch zu sein; nicht immer im guten Sinn: Sie waren nicht abgeneigt, zu spekulieren oder die Kunden zu betrügen. Ihre Tätigkeit vermittelte dem Straßenleben in den Großstädten ein echt orientalisches Bild. Oft sah ich ausländische Touristen aus dem Westen, wie sie die schwer beladenen Straßenverkäufer fotografierten. Einmal sprach ich mit einem holländischen Geschäftsmann darüber; er meinte, daß mit wenig Geld ein Fahrrad mit Anhänger angeschafft und eine solche »Sklavenarbeit« vermieden werden könne.

Anfang 1938 schrieb ich einen Bericht über die soziale Not dieser Menschen und ihre rauhen Arbeitsbedingungen. Ich schlug die Einsetzung einer Studiengruppe vor, die organisatorische und gesetzliche Maßnahmen zur Verbesserung und Vermeidung solcher Zustände treffen sollte. Nach der im Bukarester Rathaus aufliegenden Statistik waren damals in der rumänischen Hauptstadt rund 11 000 Straßenverkäufer tätig. Darunter waren auch Kinder zwischen 13 und 16 Jahren, die in einem ungesunden und fast verwahrlosten Zustand lebten, um ein bißchen Geld für ihre Eltern zu verdienen. Diese Kinder arbeiteten schwarz, das heißt außerhalb der behördlichen Kontrolle, und viele von ihnen waren lungenkrank. Ich wünschte mir damals, daß diese Art von Tätigkeit verboten werden würde.

Es gelang mir, mit großer Mühe drei schwache Nester zu bil-

den, die organisatorisch in der Gruppe »Comerţul Ambulant« zusammengefaßt wurden. Bis Ende 1937 nahm die Mitgliederzahl nur geringfügig zu. Sie unterlag großen Schwankungen, da ein Teil der Leute die Tätigkeit in Bukarest vorübergehend aufgab, um nach Hause in die Provinz zu ihren Höfen zurückzukehren. Das entsprach auch den Absichten des Stabes: Jeder Heimgekehrte sollte als Träger des Legionärsgedankens in seinem Dorf wirken. Etwas besser und stabiler konnte sich die entstandene Organisation bei den Marktleuten entwickeln. Hier bewährte sich ein bekannter Metzger namens Tănase. Er war seit 1934 Mitglied der Eisernen Garde, wurde aber erst damals in diese Organisation eingebunden. Bis Ende 1937 zählte sie bereits 300 Mitglieder. Des öfteren schickte ich meinen Mitarbeiter Mărcoi zu den Sitzungen. Er konnte durch seine volkstümlichen und überzeugenden Reden große Erfolge bei diesen Menschen verbuchen. Bald konnte ich ihn aber nur noch wenig beanspruchen, da ihm seine Frau, die nun alle Tage allein im Geschäft sein mußte, mit Scheidung drohte, obwohl sie bereits seit 20 Jahren glücklich verheiratet waren.

Damals entstanden im Rahmen des Arbeiterkorps in Bukarest mehrere Dutzend solcher Organisationen, deren Mitgliederzahl ständig zunahm. Einmal zeigte uns Ing. Clime, der oberste Chef des Arbeiterkorps, während einer Stabssitzung einen Plan von Bukarest, auf dem die Entwicklung der Arbeiterorganisationen und ihr Zuwachs in Abhängigkeit zur Zeit in verschiedenen Farben graphisch dargestellt war. Die stärkste Organisation war bei den Bukarester Straßenbahnen, wo man allein über 1000 Mitglieder zählte. Auch die Organisation in den Hüttenwerken »Malaxa« (Maschinen, Motoren und Lokomotiven) unter der Leitung von Smadea war sehr stark und umfaßte etwa 15 Prozent der ganzen Belegschaft. Die Eigentümer und Verwalter vieler Fabriken und Betriebe hatten anfangs gar keine Bedenken gegen die Gründung der Legionsorganisation in ihren Werken. Sie hofften, dadurch die Tätigkeit der Kommunisten zu unterbinden. In einigen Fällen gelang es, Kommunisten zu überreden, ihren Kampf aufzugeben und die Legion zu unterstützen. Ihre Aufnahme in die Legion als aktive Mitglieder hatte Codreanu absolut verboten, da die Kommunisten nicht an Gott glaubten. In der Bukarester Hauptwerkstätte der Rumänischen Eisenbahnen (C. F. R. = Căile Ferate Române) »Griviţa« waren die Kommunisten noch



immer sehr stark und in ihrem Einfluß schwer zu begrenzen. Sie hatten bereits in den Jahren 1931, 1932 und 1936 durch ihre politisch motivierten Streiks für Aufregungen und Betriebsunterbrechungen des Bahnverkehrs gesorgt. Die Legionsorganisation war zu klein und verfügte, obwohl schlagkräftig genug, über keinen großen Einfluß auf die Belegschaft der Eisenbahner.

Bis Ende 1937 zählte das Arbeiterkorps in Bukarest über 10 000 Mitglieder, und seine Zahl stieg fortwährend an. Für die Arbeiterschaft in der Legion komponierte N. Mânzatu einen berühmten Marsch[10], der auch von allen Legionären gern gesungen wurde.

Im März 1937 versuchte man durch eine Verfügung des Universitätssenates von Jassy, die Politik der Legion von der Universität und den Studentenheimen fernzuhalten. Es kam sowohl in Jassy als auch in Czernowitz zu Protestdemonstrationen und zu Auseinandersetzungen mit den Ordnungshütern. Um die Legionäre von rebellischen Handlungen abzuhalten, gab Codreanu Anweisungen, alle Maßnahmen der Behörden und der Polizei »mit Würde zu ertragen«. Kurz danach erfolgte ein Attentat in der Universität von Jassy, bei welchem der Rektor Professor Tr. Bratu schwer verletzt wurde. Da er ein entschlossener Gegner aller radikalen und undemokratischen Umtriebe war, vermutete man, daß Legionäre an diesem Anschlag beteiligt waren. Aber die Untersuchungen der Polizei konnten dies nicht beweisen. Die Legionäre hatten sich bisher immer zu ihren Taten bekannt wie bei Duca und Stelescu. Danach schloß das Unterrichtsministerium alle Universitäten in Rumänien, bis man ein neues Hochschulgesetz im Parlament verabschieden konnte. Die Technischen Hochschulen waren von diesen Maßnahmen nicht betroffen. Es kam eine ganze Reihe von neuen Gesetzen, welche die weitere Entwicklung der Eisernen Garde eindämmen sollten, wie z. B.

---

[10] Arbeitermarsch (Imnul muncitorilor), ein nach dem Text von Radu-Gyr und nach einer Melodie von N. Mânzatu komponiertes Legionärslied, das Anfang 1937 entstand. Hier die ersten zwei Verse in der Übersetzung von Hermann Roth:
»In grauer Trübsal haben wir gelitten, Tyrannen nahmen uns das Brot.
Verfolgung drohte allen unseren Schritten, und ständig stieg des Volkes Not.«

- ein neues prohibitives Hochschulgesetz,
- ein Uniformverbot für alle paramilitärischen Verbände mit politischem Charakter,
- ein Verbot aller Arbeits- und Erholungslager unter politischer Führung,
- die Einführung der Verpflichtung für alle Jugendlichen, nach dem Erreichen des 18. Lebensjahres bis zum Militärdienst an der paramilitärischen Ausbildung teilzunehmen.

Auch ich mußte diesen Verpflichtungen nachkommen, da ich über 18 Jahre alt war und den Militärdienst noch nicht abgeleistet hatte. An der Technik in Bukarest wurde diese Ausbildung so gestaltet, daß an vier Tagen in der Woche morgens vor Beginn der Vorlesungen ein Offizier kam und uns in einer halben Stunde einiges über Waffentechnik, Kriegsgesetze, Zivilschutz usw. erzählte. Die Anwesenheit wurde durch eine Unterschriftenliste kontrolliert, aber nicht allzu streng. An der Universität war es schwieriger, da die Studenten zweimal in der Woche in entfernte Kasernen kommen mußten. Wir von der Technik waren, wie immer, privilegiert.

Im Sommer 1937 verbrachte ich drei Monate in den Ölfeldern in der Nähe von Ploeşti, um das von der Hochschule vorgeschriebene Praktikum zu absolvieren. Als ich Ende September nach Bukarest kam, mußte ich viele Einzelprüfungen ablegen sowie zur ersten Staatsprüfung (erstes Synthesen-Examen) antreten. Dazu kam noch die Verpflichtung, an der paramilitärischen Ausbildung teilzunehmen. In den Legionärsgruppen beider Bierbrauereien entstand ein bedauerlicher Konflikt zwischen Drăgulin und Crişan, der meine Schlichtung erforderte. Bei der Organisation der Straßenverkäufer, obwohl noch klein und schwach, entstanden die ersten Risse durch Streitigkeiten wegen Bagatellsachen. Auch hier mußte ich energisch intervenieren und zwei unbelehrbare Mitglieder in eine andere Organisation versetzen. Es gelang mir leider nicht, Eintracht zu erzielen.

Am 14. September 1937 gründete Codreanu das »Wirtschaftsbataillon«, das eine gezielte und umfangreiche Tätigkeit zunächst auf dem Handelssektor entwickeln sollte. In diesen Rahmen gehörte auch die sogenannte »Alteisenschlacht« (15. September 1937). Es wurden klare Instruktionen zur Sammlung und Sortierung von Schrott und Altmetallen gegeben. Als Leiter dieser Aktion, die alle Städte und Dörfer Rumä-



niens erfaßte, wurde ein Ingenieur eingesetzt. Alle Legionäre und deren Familien sollten sich eifrig daran beteiligen. Der Schrott und andere Altmetalle sollten danach bei Bahnhöfen gelagert und dort an Hüttenwerke verkauft werden. Damals mußte Rumänien etliche hunderttausend Tonnen Schrott aus dem Ausland importieren. Die rumänische Industriellenvereinigung begrüßte diese Aktion und sorgte für die Transporte an die Kunden. Die Schrottimporteure waren davon nicht begeistert und versuchten administrative Hindernisse in den Weg zu legen.

Crişan und Drăgulin sammelten in kürzester Zeit etliche Tonnen Schrott, aber der Abtransport von den Sammelstellen war ein Problem. Es gelang dem Leiter der Marktorganisation, Tănase, Fuhrwerke von Markthändlern zu organisieren und den angesammelten Schrott bis zum Hüttenwerk N. Malaxa am Bukarester Stadtrand zu transportieren. Dort organisierte die Legionärsgruppe der Fabrik mit Smadea die weitere Abwicklung zur Übernahme und Bezahlung, und alles funktionierte ausgezeichnet. Die Fuhrwerke der Marktleute, die tagsüber frei waren, transportierten auch das von den Legionären der Technikgruppe angesammelte Schrottmaterial.

Ende September 1937 stattete Mussolini Deutschland einen Sonderbesuch ab und schloß mit Hitler einen Freundschaftspakt. Dieser fand im Radio und in den Zeitungen ein großes Echo und bereitete den westlichen Politikern und den Sowjets große Sorgen. Gleich danach sandte Codreanu ein Telegramm nach Berlin, in welchem er seine Genugtuung über die Eintracht aller Kräfte gegen den Kommunismus ausdrückte. Das Telegramm wurde vom deutschen Außenministerium nur durch einen Beamten der unteren Ebene kommentarlos bestätigt. Eine deutsche Zeitung erwähnte dies mit einer kurzen Notiz. Die italienischen Zeitungen schrieben darüber überhaupt nichts. Für die Legionäre war diese Haltung unerklärlich und enttäuschend. Die rumänischen Zeitungen berichteten sarkastisch über die »Blamage Codreanus«. Die rumänische Regierung reagierte zunächst verärgert und versuchte später die Sache zu bagatellisieren. In der rumänischen Politik war es damals üblich, daß die Opposition in auswärtigen Angelegenheiten nur im Konsens mit der Regierung agierte. Daher wollte man Codreanus Telegramm nur als bedeutungslose Entgleisung betrachten.

Dr. Mihail Polihroniade[11], ein hoher Offizier der Legion (Kommandant) und Beauftragter Codreanus in Fragen der Außenpolitik, betrachtete dieses Telegramm als verfrüht. Ich hatte damals das Gefühl, daß sowohl der Nationalsozialismus der Deutschen wie der Faschismus Italiens der rumänischen Legionärsbewegung keineswegs freundschaftlich gesinnt war. Es war nur ein Gefühl ohne Beweiskraft. Später gab es dafür ausreichend Beweise. Viele deutsche Nationalsozialisten und italienische Faschisten zeigten zwar ihre Zuneigung zur Legionärsbewegung und bewunderten ihren Kampf und die meisten ihrer Ideen. Politisch aber stand Rumänien der Expansion der Achsenmächte im Wege: in der zwischenstaatlichen Politik nützt Sympathie so gut wie nichts. In einer Rede Polihroniades über Fragen der Außenpolitik Rumäniens wurden folgende Gefahrenpunkte angeführt:
- Gefahr Nummer eins – Sowjetunion mit territorialen (Bessarabien) und politischen (Kommunismus) Expansionsbestrebungen.
- Gefahr Nummer zwei – Deutschland – Expansionsbestrebungen nach dem Osten und zum Balkan (territorial und wirtschaftlich).
- Gefahr Nummer drei – Frankreich, Großbritannien und USA – wirtschaftliche und finanzielle Expansion mit Monopoltendenzen.

Als Richtlinien für eine Außenpolitik Rumäniens mit einem Minimum an Risiko empfahl er:
- Abbau aller Spannungen mit den Nachbarländern, insbesondere mit der Sowjetunion und Ungarn.
- Gleichgewicht zwischen dem deutschen, dem italienischen und dem Kapital der Westmächte.
- Neutrale Außenpolitik gegenüber allen Expansionstendenzen von außen.
- Großzügige und tolerante Minoritätenpolitik im Inland.

M. Polihroniade erwähnte in seiner Rede, daß dies seine eigenen Ideen seien und nicht die offizielle Politik der Legion darstelle.

Polihroniade Mihail, Jurist, Historiker und Wirtschaftsfachmann der jungen Bukarester Generation der 30er Jahre. Er gehörte zu den intellektuellen Kreisen der Legion um die Gruppe »Axa« und wurde bereits 1935 von Codreanu mit Fragen der Außenpolitik Rumäniens beauftragt. Bei den Parlamentswahlen im Dezember 1937 wurde er als Abgeordneter gewählt. Während der Königsdiktatur kam er im Mai 1938 ins Konzentrationslager, wo er ein Jahr später erschossen wurde.



Ein unerwarteter Schlag für unsere Legion war der plötzliche Tod des Generals Gh. Cantacuzino, Präsident der Partei »Alles für das Vaterland«, am 9.10.1937. An seine Stelle berief Codreanu Dipl.-Ing. Gh. Clime und als dessen Vertreter Professor Vasile Cristescu.[12] Der General war mehrere Monate schwer krank gewesen. Sein Begräbnis fand in einem ähnlichen Rahmen wie bei Moţa und Marin statt, aber nicht in so großem Umfang. Die Organisation der Trauerfeierlichkeiten oblag seitens des Armeekommandos General Rambella (einem ehemaligen subalternen Offizier des Verstorbenen) und seitens der Legion Oberst a. D. St. Zavoianu. Der Trauerzug nahm seinen Anfang in der Elias-Kirche, wo der General aufgebahrt war. Er bewegte sich auf der von der Polizei festgelegten Route bis zum Ghencea-Friedhof, wo die Beisetzung in der Familiengruft stattfand. Der Sarg lag auf einer Geschützlafette, die von vier weißen Pferden gezogen wurde. Zahlreiche Generäle und hohe Offiziere in Paradeuniform marschierten mit Codreanu und leitenden Legionären hinter dem Sarg. Es sah wie eine friedliche Verbrüderung der Armeeoffiziere mit den Legionären aus. Der Musikzug des Garderegiments von Bukarest sowie ein Legionärschor sorgten für entsprechende musikalische Umrahmung. Etwa 30 Priester im Ornat und der Militärbischof des Armeekommandos gingen an der Spitze des Trauerzuges. Gemäß dem neuen Verbotsgesetz durften die Legionäre nicht mehr in ihren Grünhemden teilnehmen. Sie marschierten aber gruppenweise in Bauerntracht oder mit weißen oder schwarzen Regenmänteln und doch in perfekt disziplinierter Form. Am Ende des Trauerzuges marschierte eine Ehrenkompanie des Grenzschutzes (Grănicieri) in Paradeuniform. Der verstorbene General war vor seiner Pensionierung der oberste Kommandant der Grenzschutztruppen Rumäniens gewesen. Auf dem Friedhof sprachen der Militärbischof, ein Ge-

[12] Cristescu Vasile, Professor der Archäologie und Geschichte in Bukarest, trat 1931 der Legion bei und wurde von Codreanu 1937 zum Legionärskommandanten befördert. Nach dem Tod des Generals Gh. Cantacuzino wurde er Vizepräsident der Partei »Alles für das Vaterland«. Im Frühjahr 1938 wurde er zusammen mit allen leitenden Persönlichkeiten der Legion interniert. Im Herbst gelang es ihm, gemeinsam mit Dr. Alex Cantacuzino aus dem Konzentrationslager zu fliehen und zusammen mit anderen noch freien Kommandanten wie Horia Sima, C. Papanace u. a. eine geheime provisorische Leitung der Legion in der Nähe von Bukarest einzurichten. Ende Januar 1939 fand man das Versteck Vasile Cristescus. In einem Verzweiflungsakt stellte er sich einem Feuergefecht mit der Polizei, wurde schwer verwundet und starb.

neral und seitens der Legion Ing. Gh. Clime. Danach ertönte mit Tausenden Stimmen das Todeslied der Legionäre: »Wir werden immer weinen, und du wirst immer schlafen.« Schließlich spielte die Militärkapelle den Trauermarsch von Tschaikowsky; es folgte ein Trompetensolo, der Zapfenstreich für den toten Soldaten. Alles verlief ruhig, und es kam zu keinerlei Ausschreitungen.

In seinem Testament hinterließ der verstorbene General sein ganzes Vermögen (bestehend aus dem Patrizierhaus im Zentrum der Stadt – seit langer Zeit bereits Hauptsitz der Legion –, Geldersparnissen und einem Landgut mit Wald) der Legion. Nur einen kleinen Teil erbte sein Neffe, der Arzt Dr. Cantacuzino. Dieser wollte zuerst das Testament seines Onkels anfechten, verzichtete aber später darauf.

Im großen Hof des Zentrums hatte die Legion noch während des Sommers 1937 den Bau eines großen vierstöckigen Hauses begonnen, das als offizieller Sitz der Legion dienen sollte. Bezugsfertig wurde das Haus erst nach dem Ableben des Generals.

## *Das Sommerpraktikum*

Wie bereits erwähnt, waren die Technikstudenten in Rumänien verpflichtet, vor der Diplomprüfung sechs bis acht Monate Praktikum nachzuweisen. Dieses sollten sie nur in anerkannten Betrieben und nach einem bestimmten Schema ableisten. Alle Arbeiten mußten in das Tagebuch eingetragen und vom Werk bestätigt werden. Das Praktikum wurde benotet und bildete einen Teil der Ausbildung. Die Industriebetriebe waren gesetzlich verpflichtet, eine angemessene Anzahl von bezahlten Stellen für die Technikstudenten zur Verfügung zu stellen. Ich benützte während dieses Praktikums die Gelegenheit, das Milieu der Arbeiterschaft kennenzulernen und Propaganda für die Legion zu machen. Hier möchte ich über diese Tätigkeit kurz berichten.

Sinaia war damals der vornehmste Kurort in den Südkarpaten, wo sich nur reiche Leute während der Saison aufhielten. Dort hatte der frühere König von Rumänien, Carol I., ein Luxusschloß im Schwarzwaldstil erbauen lassen. Danach erbauten viele Adelige, Politiker und Bankiers ihre prächtigen Villen und Paläste. Die wenigen, aber sehr luxuriösen Hotels waren nur für Touristen mit dicken Brieftaschen bestimmt. Sinaia und Konstanza am Schwarzen Meer waren früher die einzigen Städte Rumäniens mit Spielkasinos.



Unser Geodäsieprofessor Oraşanu organisierte für etwa 60 Studenten der Fakultät für Bergbau und Bauwesen ein gemeinsames Vermessungspraktikum für den Monat Juli 1936. Als Unterkunft diente ein Schulinternat, dessen Kinder in den Ferien waren. Im Auftrag des Vermessungsamtes sollten wir den südlichen Stadtteil neu aufnehmen und zwecks Parzellierung die Trassen weiterer Straßen vorschlagen. Alle notwendigen topographischen Instrumente wie Theodoliten, Nivelliergeräte usw. standen uns zur Verfügung. Man teilte uns in kleine Arbeitsgruppen ein, die vormittags im Gelände beschäftigt waren. Nach dem Mittagessen, welches wir im Internat billig bekommen konnten, blieben wir in den Schulräumen, um Auswertungen, Berechnungen und Zeichnungen zu machen. Wie immer in solchen Fällen, arbeiteten nur die »Streber« fleißig, während die anderen für gute Stimmung sorgten und die neuesten Witze erzählten. Der Professor und sein Assistent kamen täglich vormittags ins Gelände, manchmal auch nachmittags in die Schule, um unsere Arbeiten zu kontrollieren. Es gab auch oft Ärger über Messungen, deren Ergebnisse nicht übereinstimmten und die wiederholt werden mußten. Das Wetter war prächtig, nur während der Nacht hatten wir einige Male Regen und Gewitter. Samstags und sonntags wurde nicht gearbeitet. Ende Juli sollten wir mit der Arbeit fertig sein und die Ergebnisse mit allen Zeichnungen und Berechnungen abliefern. Außer Kost und Quartier erhielten wir am Ende unseres Praktikums auch ein bescheidenes Taschengeld von etwa 1.000 Lei pro Person (heute etwa 100 Mark).

In Sinaia nahm ich gleich zu Beginn meines Aufenthaltes mit den dort wohnenden Legionären Kontakt auf. Es waren sehr wenige, insgesamt nur elf bei einer Einwohnerzahl von 7000. Der Nestleiter war der Sohn des ortsbekannten Metzgers Moroianu; von den anderen kann ich mich nur an zwei erinnern: Bozdoc (Kellner) und Dogaru (Schneidergeselle). Moroianu erklärte mir, daß es in einer Stadt wie Sinaia, wo meist nur Dienstleute und kleine Geschäftsleute lebten, schwer sei, opferbereite Menschen für die Legion zu finden. Fast alle seien »Lakaien«, die von Bonzen und Politikern abhängig seien. Aber ich wollte trotzdem selbst einiges versuchen. Unter den praktizierenden Studenten waren nur acht Legionäre, mit denen man etwas anfangen konnte. Da ich in Bukarest Gruppenleiter war, erkannten sie mich als Chef an und erwarteten von mir die Initiative.

Außerhalb der Stadt, etwa einen Kilometer weiter nach Süden, befand sich eine kleine Fabrik, in der man Nägel, Schrau-

ben, Messer und Drahtseile herstellte. Weiter bergab war eine armselige Arbeitersiedlung mit billigen Geschäften und einfachen Wirtshäusern. Die Menschen lebten hier wie in einem »Ghetto«. Es war ein himmelhoher Unterschied zu dem Luxus der prächtigen Villen nur 1000 Meter weiter im Norden. Moroianu und Bozdoc hatten bis dahin vergebens versucht, dort Anhänger für die Legion zu finden. Die Arbeiter waren sehr ängstlich; es sprach sich herum, daß der Fabrikdirektor jeden, der den Sozialisten, den Kommunisten oder der Eisernen Garde beitrat, sofort entlassen würde. Die Fabrik war Eigentum einer reichen jüdischen Familie aus Bukarest, aber der Direktor war Rumäne. Fast alle Arbeiter waren wegen ihrer Werkswohnungen stark an den Betrieb gebunden und durften ihre Lebensmittel und Gebrauchsartikel nur in dem neben der Fabrik befindlichen Kaufhaus kaufen, dessen Besitzer der Schwiegervater des Direktors war. Als ich dies meinen Kameraden erzählte, stieg bei allen der Blutdruck an. Einer schlug vor, wir sollten zu dritt oder zu viert den Direktor besuchen oder am besten ihn auf der Straße überfallen und ihm einen Denkzettel verpassen, da ihm ein Spitalaufenthalt von einigen Tagen nicht schaden könnte. Ich lehnte solche Vorschläge immer ab, da sie zu keinem für die Legion brauchbaren Ergebnis führen konnten. Es mag sein, daß mich manche für feige hielten, aber ich war »der Chef« und trug die Verantwortung.

Am darauffolgenden Sonntag gingen alle Legionäre, insgesamt 20 an der Zahl (Studenten und Moroianu mit seinen Leuten), in diesen Stadtteil. Wir nahmen unser Mittagessen in einem Wirtshaus im »Ghetto« ein. Wir aßen draußen im Hof im Schatten eines Nußbaumes und begannen danach unsere Legionärslieder zu singen. In Kürze waren wir von Arbeitern umringt, die uns ihre Genugtuung und ihre Freude zeigten. Anschließend verteilten wir unsere mitgebrachten Zeitungen und Propagandabroschüren an alle Anwesenden. Kurz danach kam der Wirt und verlangte barsch, daß wir sein Lokal sofort verlassen sollten. Wir sangen noch ein neutrales patriotisches Lied, zahlten die Rechnung und gingen. Etwa 100 Meter weiter auf der Straße lief uns der Wirt nach und flüsterte uns mit aufgeregter Stimme zu: »Ich bitte die Herren Studenten, mich zu entschuldigen. Ich bin nicht gegen euch, aber ich habe Angst. Ein Wort vom Direktor an der richtigen Stelle, und meine Konzession ist weg. Aber bitte, hier ist das Geld von eurer Konsumation. Ich gebe es euch zurück. Ich will keine Feinde haben!«



Es entwickelte sich folgende Diskussion zwischen ihm und mir: »Wir sind Ihnen keineswegs böse. Wir verstehen Sie sehr gut. Aber das Geld nehmen wir nicht zurück; es gehört Ihnen als Zahlung für das, was wir bei Ihnen konsumiert haben.« – »Aber doch, nehmen Sie es zurück, ich schenke das Geld der Legion.« – »In diesem Fall nehmen wir das Geld an, aber warten Sie, wir müssen Ihnen eine Bestätigung ausstellen.« – »Aber ich brauche keine Bestätigung; und bitte, meinen Namen erwähnen Sie nicht ... ich habe Angst!« – »Sie brauchen keine Angst zu haben, aber wir dürfen kein Geld annehmen ohne Quittung.«

Der Wirt wartete, bis Moroianu diese Quittung geschrieben hatte. Dann verabschiedeten wir uns mit freundlichem Handschlag von ihm und gingen weiter. Moroianu kassierte über 500 Lei für die Organisation Sinaia. Zwei Tage später wurde ich schriftlich in das Polizeikommissariat vorgeladen.

Ein junger, höflicher Polizeibeamter namens Gheorghiu nahm meine Personalien auf und fragte mich, warum wir diese Konzertdemonstration am Sonntag im Wirtshaus veranstaltet hätten. Ich erzählte ihm von den ängstlichen Arbeitern, von dem dortigen Direktor und von der »Ghetto«-Atmosphäre. Mit welchem Recht konnte der Direktor seinen Arbeitern die politische Tätigkeit für eine legale Partei wie »Alles für das Vaterland« (Legion) verbieten? Durch unsere Lieder wollten wir ihnen zeigen, daß sie keine Angst haben und von ihren in der rumänischen Verfassung garantierten Rechten Gebrauch machen sollten. Gheorghiu sagte mir, daß nach der geltenden Verfassung der Fabrikdirektor beschäftigen könne, wen er wolle; bei Entlassungen dürften nur die Syndikatsvertreter (Gewerkschafter) Einspruch erheben, aber nicht die politischen Parteien. Er machte mich darauf aufmerksam, daß jede politische Versammlung von mehr als 13 Leuten in einem öffentlichen Lokal einer vorherigen Anmeldung bei der lokalen Polizeibehörde bedürfe. Das hatten wir verabsäumt und somit gegen das Gesetz verstoßen. Ich erwiderte, daß es keine politische Versammlung war, da keine Reden gehalten wurden. »Es war nur ein gemeinsames Mittagessen, und danach sangen wir einige patriotische und Legionärslieder.« Gheorghiu belehrte mich ziemlich gereizt, daß nicht nur Vorträge oder Reden, sondern auch Lieder, Konzerte, Filmvorführungen und ähnliches einer politischen Versammlung gleichkämen. Er zeigte mir auch eine der Propagandazeitungen, die wir dort verteilt hatten. Er beendete die Diskussion und ersuchte höflich, aber energisch, wir sollten keine weiteren

Versammlungen und Demonstrationen für die Legion in Sinaia mehr veranstalten, und er machte mich persönlich als »Chef« verantwortlich dafür. Weiter fügte er hinzu: »Ich bitte Sie, mich richtig zu verstehen: Ich versuche mich immer neutral zu verhalten. Aber Sinaia ist nun einmal ein heißer Boden, besonders jetzt im Sommer. Der König ist hier und mit ihm viele Minister und viele Bonzen. Wenn ihr wenigstens eure Lieder im Wirtshaus drinnen gesungen hättet. Aber draußen im Hof! Man hat eure Stimmen bis zum Bahnhof gehört, und dieser Fabrikdirektor, dieses Schwein, besitzt eine Macht, mit der man nicht spielen darf. Ich bin ein weisungsgebundener Beamter, und ich bitte Sie als intelligenten Menschen, mich zu verstehen und mir keine Schwierigkeiten zu machen.« Darauf versprach ich ihm, in Zukunft von solchen Demonstrationen Abstand zu nehmen.

Danach ging ich zu Moroianu und mußte von ihm erfahren, daß Gheorghiu ihn eine Stunde vorher besucht hatte. Er wollte von ihm wissen, wer ich sei und woher er mich kenne. Als ich meinen Kameraden von meiner Aussprache im Polizeikommissariat erzählte, reagierten sie je nach Temperament verschieden: »Nun erst recht: Wir werden auf der Straße in die Stadt marschieren und unsere Lieder singen, so oft wir wollen.« – »Wir werden vor das königliche Schloß gehen und dort unsere Lieder singen. Die können uns nichts tun, höchstens für ein bis zwei Tage inhaftieren.« Und andere, die übervorsichtig waren, sagten: »Wir sollten auch unser Mărţişor[13] nicht tragen, solange wir hier sind.«

Ich hörte mir diese Meinungen in Ruhe an und sagte entschieden: »Es wird demnächst weder Märsche noch Versammlungen geben; wir werden auch keine Legionärslieder in der Öffentlichkeit singen. Unsere Sitzungen werden wir entweder im Wald oder in unserem Quartier in der Schule abhalten. Wir dürfen hier keinen Wirbel machen; damit erreichen wir nichts; und

[13] Mărţişor ist ein Amulett, welches in Rumänien zum Frühjahrsbeginn als Anhänger getragen wird. Es ist auf eine alte Sitte aus der Römerzeit zurückzuführen und soll gegen Krankheiten schützen. Männer, Frauen und Kinder schenken einander solche »Mărţişors« am 1. März. Sie werden mit einer Schnur am Kleiderrevers befestigt. Die Legionäre trugen das Reliefbild des Erzengels Michael auf einer kleinen Kupferplatte mit einer grünen Schnur das ganze Jahr über als Mărţişor. Es war zugleich als Parteiabzeichen zu werten, das in der Verbotszeit von den Polizeibehörden nicht beanstandet werden konnte.



Moroianu und seine Leute werden die Leidtragenden sein. Die Mărţişors werden wir aber weiter tragen.«

Es gab keinerlei Diskussion darüber, aber vom Gesicht einiger meiner Legionäre konnte ich ihre Meinung über mich ablesen: »Unser Chef ist ein Feigling.«

In der Folge mußte ich einige problematische Fragen stellen, die mich traurig stimmten:

- Wer hatte der Polizei meinen Namen mitgeteilt? Der Informant mußte einer von unseren hiesigen Praktikanten sein! Welche Interessen verfolgte dieser Mann, und warum tat er dies? War er nur ein einfacher Polizeispitzel? Wer konnte das sein?
- Wie kam eine von uns im Wirtshaus am vorangegangenen Sonntag verteilte Propagandazeitung in die Hände der Polizei? Hatte einer der dortigen Arbeiter oder der Wirt selbst die Zeitung bei der Polizei abgeliefert? Warum tat er das?
- Warum mußten manche unserer Legionäre die Konfrontation immer absichtlich suchen? Legionärslieder vor dem königlichen Schloß. Was trieb sie zu einer solchen Haltung, die auf jeden Fall zu einer Konfliktsituation führen mußte? Warum gehörte ich zu denjenigen, die immer jede Konfrontation vermeiden wollten? Wo würde es hinführen, wenn alle nur emotional handelten? Wie sollte ich meinen Leuten die richtige Verhaltensweise beibringen?

Am vorletzten Wochenende unseres Aufenthaltes in Sinaia machten wir mit Moroianu als Fremdenführer einen ausgedehnten Ausflug in die Berge. Da der Sessellift nicht in Betrieb war, mußten wir vom Kloster zu Fuß bis auf die Bucegi-Hochebene hinauf einen Höhenunterschied von etwa 600 Metern überwinden.

Auf dem Plateau marschierten wir an den berühmten Monolithen von Babele vorbei, bewunderten die Natursphinx und erreichten nach der Umgehung des Bergmassivs Păduchiosu die Ialomicioara-Höhlen, an deren Eingang sich ein altes kleines Kloster befand. Der herrliche Sonnenuntergang in den hohen Bergen war einmalig schön und belohnte uns für alle Strapazen; bald wurde es kühl und dunkel. Während der Nacht schliefen wir in einem sich in der Nähe befindlichen Schutzhaus, das aber ziemlich primitiv eingerichtet war; kein Licht, keine Decken, kein Wasser, aber reichlich Heu. Zum Frühstück führte uns Moroianu zu einer nahegelegenen Sennhütte; dort bekamen wir ganz billig warme Schafmilch, Polenta und gekochte Eier. Die

Hirten waren sehr freundlich, aber ihre kläffenden Hunde zeigten sich uns gegenüber mißtrauisch. Frühzeitig begannen wir den Rückmarsch; nur aus großer Entfernung konnten wir die Gipfel von Omul (2507 Meter) und Caraiman (2432 Meter) bewundern. Die Sicht hinunter ins Prahovatal war in der Frühe etwas nebelig, aber sonst prächtig. Wir waren von Bewunderung erfüllt, da die meisten von uns noch nie so hoch im Gebirge gewesen waren. Alles war ein Erlebnis: die Ruhe der Natur, die herrlichen Blumen, die weite Sicht, die würzige Luft. Hier sangen wir unsere Legionärslieder und hörten, wie das Echo aus den Tälern zurückkam. Der Weg zurück nach Sinaia, obwohl bergab, wurde immer schwieriger, mühsamer und erschien uns auch länger. Wir kamen sehr müde erst spätabends in unserer Unterkunft an. Wir schliefen so gut, daß wir es gar nicht hörten, als ein starkes Gewitter über uns hinwegzog.

In der letzten Woche mußten wir alle fleißig arbeiten, um die Unterlagen für das Vermessungsamt rechtzeitig zu beenden. Mit einer feucht-fröhlichen Feier verabschiedeten wir uns und verließen Sinaia am 1. August 1936. Somit war mein Vermessungspraktikum abgeschlossen, nur mein Praktikumsheft mußte ich ins Reine schreiben und im Dekanat abgeben. Danach fuhr ich nach Konstanza, um für drei Wochen im Arbeitslager der Legion von Carmen Sylva zu arbeiten, worüber ich bereits berichtete.

Nach meiner Rückkehr nach Bukarest blieb ich mit Moroianu in schriftlicher Verbindung. Ein Jahr später besuchte ich ihn und mußte zu meiner Freude feststellen, daß im »Ghetto« bereits 20 Fabrikarbeiter der Legion beigetreten waren und der »böse« Fabrikdirektor keinen einzigen entlassen hatte, vielmehr war ihm wegen »Unregelmäßigkeiten« bald gekündigt worden, und er durch einen anderen ersetzt; dieser verhielt sich uns gegenüber neutral. Bei den Parlamentswahlen im Dezember 1937 erhielt die Legion in Sinaia nur etwa 70 Stimmen; es war wenig, aber Moroianu gab sich damit zufrieden, da er noch weniger erwartet hatte.

Mit großer Sehnsucht wartete ich auf die Möglichkeit eines Praktikums im Ölfeld. Professor Ficsinescu, mein zuständiger Lehrer für Erdölkunde, bestimmte für mich ein dreimonatiges Praktikum bei der Astra Română, die damals die größte Erdölgesellschaft Rumäniens war.

Vorher bekam ich vom Legionärsstab des Arbeiterkorps (Ing. Horodniceanu) die Namen einiger Legionäre verschiedener



Erdölgesellschaften mit dem Auftrag, in den Ölfeldern Verbindung aufzunehmen. Das Zentrum der Erdölindustrie bildete damals der Bezirk Prahova mit der Stadt Ploeşti. Insgesamt beschäftigte damals die Erdölindustrie Rumäniens (Ölfelder, Raffinerien, Pipeline, Erdgas mit Service und Gerätefabriken) rund 20000 Leute, davon 20 Prozent Angestellte und Verwaltungspersonal. Im Durchschnitt machten die Ausländer weniger als zwei Prozent der gesamten Beschäftigtenzahl aus. Sie waren aber vor allem in leitenden und hochqualifizierten Stellungen vertreten. So war damals bei Astra Română H. Stern Generaldirektor (Deutscher oder Jude), van den Meer (Holländer) der technische Direktor, Patriciu (Rumäne) der Chefgeologe und Michelson (Belgier) Finanzdirektor. Die Fachleute, Ingenieure, Geologen, Meister und sogar die einfachen Arbeiter erhielten damals in der Erdölindustrie die beste Bezahlung in ganz Rumänien. Die leitenden Stellen der ausländischen Erdölgesellschaften, aber auch die meisten rumänischen Unternehmungen verhielten sich politisch neutral; nur den Kommunisten begegnete man mit gewisser Sorge, da sie 1934 versucht hatten, einen politisch motivierten Streik vom Zaun zu brechen. Die Anzahl der Legionäre war damals weit unter 100. Somit stellte die Erdölindustrie Rumäniens ein großes, wenig angetastetes Potential zur Rekrutierung neuer Mitglieder für die Eiserne Garde dar.

Nach der obligaten Vorstellung in der Personalabteilung der Generaldirektion von Astra Română in Bukarest, wo ich gefragt wurde, ob ich gesund sei, ob ich vorbestraft sei, welche Fremdsprachen ich beherrschte und ob ich einen Führerschein besäße, wurde ich zur Technischen Direktion nach Câmpina, etwa 80 Kilometer nördlich von Bukarest, beordert. Dort wollte der Einsatzingenieur Poech, ein Engländer, von mir wissen, ob ich den Militärdienst bereits geleistet hätte, welche Sportarten ich betrieb und ob ich ein Musikinstrument spielte. Ferner wollte er noch wissen, ob ich für ein Praktikum im Ölfeld besonderes Interesse hätte und warum. Da er kaum Rumänisch oder Deutsch beherrschte, dauerte die Unterhaltung in englisch etwa eine halbe Stunde lang. Ich erzählte ihm von meiner Kinderzeit in der Nähe der Bohrungen in Targowischt und über meine frühzeitige Vorliebe für das Ölfeld. Es schien ihn zu interessieren, und er machte sich eifrig Notizen darüber.

Nach dem Mittagessen in der Kantine wurde ich einer ärztlichen Untersuchung (Röntgen, Blutanalyse usw.) unterzogen und danach mit einem Auto weiter nach Boldeşti gefahren, wo

ich drei Monate bleiben sollte. Hier war schon alles vorbereitet. Ich bekam mit einem holländischen Studenten ein Zimmer im Bereitschaftshaus, gleich neben dem Ingenieurkasino. Alles war sauber und zweckmäßig eingerichtet. Mein Zimmerkollege van del Kamp war mit seinem Studium in Den Haag fertig und sollte vor seiner Diplomprüfung hier ein ganzes Jahr praktizieren. An der Wand hing ein Plakat mit 20 bis 30 Verhaltensregeln und Instruktionen der Hausordnung über die Benutzung der Dusche, des Radioapparats mit Kopfhörern bis zur Pflicht des Tragens der Kopfhaube beim Schwimmen, über Zeitungen, Telefongespräche, die Ablieferung der getragenen Wäsche, Frühstückszeit usw. Eine perfekte Organisation, die bis ins Detail ging und nichts außer acht ließ. Obwohl ich alles bewunderte, schien es mir doch irgendwie übertrieben. Zwischen Bereitschaftshaus und Kasino war eine schöne Parkanlage mit Föhren und vielen Blumenbeeten sowie ein großes Schwimmbecken angelegt, und alles war sehr gepflegt. Auf der einen Straßenseite befanden sich das zweistöckige Gebäude der Ölfeldverwaltung, die Werkstätte, das Magazin und das Materiallager. Auf der anderen Seite in ruhiger Lage mit viel Grün dazwischen standen die Siedlungshäuser für Ingenieure, Geologen, Bohrmeister und für das übrige Personal. Die Straßen im ganzen Bereich der Siedlung waren asphaltiert, während die anderen nur geschottert waren. Das Dorf Boldeşti hatte damals weniger als 1000 Einwohner, aber dazu kamen einige hundert Arbeiter und Angestellte der Firma mit ihren Familien. Viele Arbeiter und Angestellte kamen aus den umliegenden Ortschaften mit Fahrrädern oder öffentlichen Verkehrsmitteln. Die Firma hatte einen regelmäßigen Werksverkehr nach Ploeşti und Câmpina eingerichtet, der besser als die lokale Autobuslinie funktionierte. Zwischen den bäuerlichen Dorfhäusern und den Villen und Siedlungshäusern der Erdölgesellschaft bestand aber ein krasser Unterschied. Die meisten Siedlungshäuser waren im holländischen Stil gebaut; vorne mit großen Fenstern und schön angelegten Blumenbeeten. Im Kasino ging ich zur Chefin, Frau Dirlinski, einer energischen Person in einem Alter, in dem die Jahre nicht mehr gezählt werden. Sie trug mich in einer Kartei ein, gab mir Essensmarken für zwei Wochen und belehrte mich über weitere Verhaltensregeln, wie z. B., daß ich Speisen und Getränke (außer Mineralwasser) nicht mit nach draußen nehmen dürfe. Die Organisation war tatsächlich hervorragend, besonders für jemanden, der rumänische Schlamperei gewohnt war.



Es ging alles so exakt, wie ich es programmiert hatte. Mein alter Traum, im Ölfeld zu arbeiten, war nun Wirklichkeit geworden: Ich mußte dem lieben Gott danken, daß mein Wunsch in Erfüllung gegangen war. Das erste Mal nach langer Zeit sprach ich das Gebet »Vater unser«, wie meine Mutter es mich noch als kleines Kind gelehrt hatte.

Am nächsten Tag ging ich nach dem Frühstück in die Verwaltung, um mich beim Betriebsdirektor Dipl.-Ing. G. Prikel vorzustellen. Er war ein sympathischer Mann, etwa 40 Jahre alt, von Geburt Österreicher, der auch gut Rumänisch sprach. Er machte mich auf folgendes aufmerksam:

- »Astra Română« sei eine Niederlassung des »Royal Dutch Shell«-Konzerns, unterliege aber vollkommen den rumänischen Gesetzen und werde von der Bukarester Bergbehörde (Inspectoratul Minier) kontrolliert.
- Ich würde hier drei Monate praktizieren, und zwar im Bohrfeld in den Werkstätten, im Gerätelager und in der Geologie.
- Ich würde hauptsächlich für manuelle Arbeiten eingesetzt. Arbeitskleidung erhielte ich von der Firma. Das genaue Arbeitsprogramm bekäme ich von den zuständigen Abteilungsleitern. Auf Pünktlichkeit werde großer Wert gelegt.
- Ich solle alle Vorschriften über die Vermeidung von Unfällen und Bränden eingehend studieren und sie genau einhalten.

Prikel wollte von mir noch wissen, warum ich das Praktikum im Ölfeld gewünscht hätte, wo meine Eltern lebten und wie es komme, daß ich als Rumäne doch etwas Deutsch spreche.

Ich konnte damals nicht ahnen, daß diese Begegnung mit Prikel einen Wendepunkt meiner beruflichen Laufbahn bringen würde. Prikel half mir in den schweren Zeiten von 1941 und 1944. Er wurde später mein Gönner.

Danach machte ich die Runde, um mich überall vorzustellen. So kam ich auch zum Vizedirektor Dipl.-Ing. Brăileanu, der mich zum »Clubabend« ins Kasino einlud, wo jede Woche Zusammenkünfte mit Vorträgen, musikalischen Darbietungen und Informationen über die Erdölindustrie stattfanden. Dort konnte ich auch an einem englischen Konversationskurs teilnehmen. Ich besuchte auch kurz den Verwaltungsleiter Bănică, der mir einen auf drei Monate befristeten Arbeitsvertrag zum Unterschreiben gab. Darin waren endlos viele Punkte angeführt, von welchen ich nur einige in Erinnerung behielt:

- Bezahlung 6.000 Lei (heute etwa öS 6.000,–) pro Monat netto; Steuer und Versicherung oblag der Firma.

- Für Kost und Quartier brauchte ich nichts zu bezahlen.
- Eine Unfall- und Invalidenversicherung wurde für mich abgeschlossen.
- Bei Nichtbeachten der Sicherheitsvorschriften konnte die sofortige Entlassung erfolgen.

Noch etwas bekam ich zum Schluß zu hören: »Bitte fangen Sie hier in der Firma und auch im Dorf nie mit irgendwelchen weiblichen Personen Beziehungen an ..., weder im Spaß noch im Ernst. Wir wollen hier keine Probleme haben. Wir leben hier in einer geschlossenen Gesellschaft, in der jeder auf jeden aufpaßt, und der Tratsch folgt unmittelbar nach. Sie können hier Tennis, Fußball und Handball spielen; wir zahlen dafür einen Trainer. Im Kasino können Sie Schach, Bridge und Table spielen. Sie sind ein junger Mann, und ich hoffe, daß Sie uns verstehen und uns keine Schwierigkeiten bereiten.«

Danach war ich beim Leiter des Bohrbetriebes, Dipl.-Ing. E. Leonhardt, der für seine Strenge und Sachlichkeit bekannt war. Er teilte mich schon am nächsten Tag in die Schicht bei der Bohrung R. A. 236 ein.

Am Nachmittag fuhr ich mit Dipl.-Ing. Purcel ins Ölfeld zu meiner Arbeitsstätte, Bohrung R. A. 236, die auf der Straße nach Seciu, einem kleinen Dorf drei Kilometer weiter nach Osten, lag. Unterwegs erzählte er mir, daß bei der Bohrung in drei Schichten zu je acht Stunden gearbeitet werde und ich am nächsten Tag um sechs Uhr früh pünktlich bei der Bohrung zu sein hätte. Die Lokation befinde sich im Konzessionsgebiet der Erdölgesellschaft »Romăno-Americană« (einer Niederlassung der Standard Oil Company of New Jersey), aber »Astra Română wirke nur als Bohrunternehmen. Die Bohrung verfüge über eine moderne Rotary-Anlage amerikanischer Bauart. Sie sei bereits 700 Meter tief, solle bei 1000 Meter eine technische Zwischenverrohrung bekommen und nach einer Zementation weiter bis 1600 Meter vertieft werden.

Die Leute in den Büros, im Kasino und oft auch im Feld sprachen englisch, deutsch, holländisch, aber sehr oft hörte ich auch Rumänisch; es war ja eine internationale Firma.

Der 42 Meter hohe Bohrturm war aus Holz gebaut, und alle Maschinen wurden mit Dampf angetrieben. Die Kraftübertragung über das Vorgelege zu Hebewerk und Drehtisch erfolgte durch Ketten. In offener Bauart verursachte dies einen unbeschreiblichen Lärm, an den man sich gewöhnen mußte. Abgesehen davon, war während des Bohrens und der Gestängebewegung ein ständiges Vibrieren des ganzen Turms und des Maschinenhauses zu verspüren. Die Schichtmannschaft bestand aus dem Bohrmeister, dem Kranführer, dem Maschinenschlosser und weiteren drei Locharbeitern. Alle trugen Stahlhelme wie Feuerwehrleute, Gummistiefel mit Stahlkappen und Lederhandschuhe. Der Bohrmeister, etwa 40 Jahre alt, hieß Horja und war von Geburt Rumäne aus Bessarabien; er war ein guter Praktiker, aber mürrisch, unhöflich und ungehobelt im Benehmen und in der Sprache. Zu mir war er in den ersten zwei Wochen besonders boshaft. Ich wurde von ihm als Locharbeiter eingesetzt und sollte hauptsächlich beim Ein- und Ausbau des Gestänges beschäftigt werden. Während des Bohrens war er ständig beim Kran, und die anderen Arbeiter leisteten hauptsächlich Wartungsarbeiten. Für mich fand Horja immer die gröbsten und schmutzigsten Arbeiten: Reinigen und Schmieren der Rollenlager auf der Turmspitze, Waschen der Treppen und des Fußbodens im Maschinenhaus, Verstärkung der Dämme der Spülungsgräben und ähnliches. Es war auffallend, wie er ständig bemüht war, mich zu beschäftigen, damit ich »ordentlich ins Schwitzen komme«. Einmal schrie er mich fürchterlich an, weil ich vergessen hatte, beim Aufrollen des Seiles die Arbeitshandschuhe mit den Handriemen zu befestigen. Ich wurde zornig und brüllte zurück, daß ich mir solche schmutzigen Ausdrücke verbitte und daß ich mich über ihn beschweren würde. Nun lachten die Arbeiter, da bis jetzt niemand versucht hatte, dem Bohrmeister zu kontern. Am nächsten Tag beschwerte ich mich beim Rayonchef, Oberbohrmeister Anton, der mich an den Leiter des Bohrbetriebes, Dipl.-Ing. Leonhard, verwies. Aber von diesem bekam ich barsch zu hören: »Horja ist einer unserer besten Bohrmeister; er war einige Jahre in den Tropen in Borneo eingesetzt und ist etwas empfindlich geworden. Sie sind bei uns nur ein Praktikant für drei Monate, der unserer Firma Geld kostet und vorläufig nichts bringt.«

Inzwischen hatte die Bohrung 1000 Meter Tiefe erreicht und sollte verrohrt werden. Vorher wurden die elektrischen Porositäts- und Widerstandsmessungen durch die Firma Schlumberger durchgeführt. Danach folgten der Einbau der Zwischenverrohrung und die Zementation. Nach ein bis zwei Tagen Pause wurde die Zementsteigerung hinter den Futterrohren und der Zementsohle gemessen. Nachdem das Gestänge ausgewechselt, die Verflanschung am Bohrlochkopf geändert und eine stärkere Preventeranlage montiert war, wurde das Bohren fortgesetzt.

Oft gab es Unterbrechungen, um den Kernapparat einzubauen. Für mich war damals das Zutagekommen eines Kernes (Gesteinsprobe) aus einer Tiefe von über 1000 Metern etwas Märchenhaftes. Als ich das erste Mal einen Ölkern sah, ihn roch und mit meinen Fingern fühlte, bekam ich Herzklopfen vor Aufregung. Bei allen diesen Arbeiten war ich auch außerhalb meiner Schicht dabei und verfolgte alles mit großem Interesse. Sicherlich waren die damaligen Geräte, Werkzeuge und Apparate primitiver, und die Durchführung der Arbeiten ging viel langsamer vor sich, die heutige Bohrtechnik kann mit der damaligen gar nicht verglichen werden. Allein für Aufbau und Montage einer Bohranlage benötigte man vier bis sechs Wochen. Grundsätzlich haben sich aber die Prinzipien und die Folgen der Arbeitsvorgänge kaum geändert.

Im August versetzte man mich in den Produktionsbetrieb, wo ich nur tagsüber beschäftigt wurde. Hier hatte ich Gelegenheit, sowohl die Sondenförderung (Eruptiv-, Gaslift- und Tiefpumpe) zu studieren als auch die Entgasung und Entwässerung des Rohöls kennenzulernen und die Entparaffinierung, die Auf- und Abwältigung der Sonden sowie die Planung und Durchführung verschiedener Behandlungsarbeiten zu beobachten.

Die letzte Woche des Praktikums verbrachte ich in den Werkstätten, am Bohrgerätelager, im Labor und in der Geologie. Mit großem Interesse verfolgte ich das Auseinandernehmen einer Preventeranlage, deren Reparatur und die Erneuerung der Gummikörper. Für die Laborarbeiten (Spülung, Zement, Öl) zeigte ich wenig Begeisterung. Einer der Geologen in Boldeşti, Dipl.-Ing. Atanasiu, wár bemüht, mir die Bohrkernuntersuchungen zu erklären, und versuchte mir die Interpretation der elektrischen Carottagemessungen und deren Auswertung beizubringen; auch auf diesem Gebiet zeigte ich kein besonderes Interesse. Die Arbeiten am Bohrturm, im Ölfeld und auch in der Werkstätte sagten mir damals mehr zu.

Einmal wurde ich von Ing. Taussig nach Podeni (einem Dorf, sieben Kilometer von Boldeşti entfernt) beordert, um der Eindämmung eines Gasausbruches beizuwohnen. Es war eine 1400 Meter tiefe Bohrung, die während der Fangarbeit plötzlich außer Kontrolle geraten war, die ganze im Loch befindliche Spülung herausschleuderte und nur Gas und Wasser mit hohem Druck freiförderte, wobei die Fontäne eine Höhe von etwa 30 bis 50 Meter erreichte. Es war ein furchterregendes Bild, begleitet von ohrenbetäubendem Lärm. Da der Wasseranteil der Gas-



strömung sehr hoch war, bestand vorerst keine Feuergefahr. Es dauerte drei Tage, bis man den Ausbruch eindämmen und die Bohrung abdichten konnte. Dabei lernte ich, daß in solchen Fällen nicht nur Wissen und Erfahrung, sondern auch Mut und gute Nerven wichtig sind.

Ein interessantes Gespräch zwischen Dr. Steeman und einem deutschen Ingenieur der Firma Mannesmann konnte ich während der Inbetriebnahme einer neu fertiggestellten Bohrung unabsichtlich mithören. Steeman sagte, daß er weder in den USA noch in Niederländisch-Indien so fleißige und interessierte Arbeiter wie in Rumänien gesehen habe. Mit dem Hinweis auf vier Männer, die danebenstanden und zuschauten, fügte er hinzu: »Die vier dort haben seit vier Stunden ihre Schicht beendet, und doch bleiben sie hier, um zu sehen, wie und wann das Öl kommt. Das werden Sie weder in Holland noch in den USA erleben.« Ähnliche Beurteilungen konnte ich auch von anderen ausländischen Fachleuten mehrmals hören.

Aber ich war im Ölfeld nicht nur, um in der Praxis zu üben, sondern auch, um für die Legion tätig zu sein. Der Kontakt mit den anderen Legionären in Boldeşti wurde nach wenigen Tagen hergestellt. Es gab dort ein Nest mit nur elf Mitgliedern unter der Leitung eines Angestellten namens Ceancilian. Im Dorf Scăeni, wo sich die Gasolinanlage befand, war ebenfalls ein Nest mit einem Laboranten als Chef. Als erfolgversprechend zeigte sich ein gewisser Stăncescu, ein älterer Gutsverwalter und Agronom im benachbarten Dorf Seciu. Er war redegewandt und machte auch einen seriösen Eindruck. Schon ein Jahr davor hatte er ein Nest gebildet, dessen Mitglieder Bauern waren. Mit der Arbeiterschaft hatte er keine Kontakte. Einige Male fuhr ich in die Bezirkshauptstadt Ploeşti (20 Kilometer entfernt) und nahm dort mit Cristodulo (Leiter der »Prahova«-Organisation) und mit Dumitrescu-Fântânele, dessen Stabschef, Kontakt auf.

Dieser erzählte mir, daß bei den ausländischen Erdölgesellschaften keinerlei Schwierigkeiten zu erwarten seien. Die ausländischen Direktoren betrachteten die Eiserne Garde als Bollwerk gegen den Kommunismus. Dagegen hatten die Legionäre bei den rumänischen Gesellschaften, wie z. B. bei »Creditul Minier«, arge Schwierigkeiten. Daran seien weder Juden noch Ausländer schuld, sondern nur die Rumänen der bürgerlichen Parteien, die ihre Anhängerzahl schrumpfen sahen. Ferner wurde mir mitgeteilt, daß Cristodulo ab 1. Oktober mit der Führung einer neuen Legionärskooperative von Ploeşti beauftragt wer-

den würde, während ein Rechtsanwalt aus Bukarest namens Alex. Constant die »Prahova«-Organisation übernehmen sollte. Warum Codreanu diese Funktionsänderungen vor dem Jahresschluß anordnete, wußte man nicht.

Während meines dreimonatigen Aufenthaltes in Boldeşti gelang es mir, einige ausgezeichnete und opferbereite Menschen zu finden wie Dumitru Mânzală, Ursu, Dumitrescu, Lupu und andere. Diese bildeten bald eigene Nester, deren Mitgliederzahlen ständig im Wachsen begriffen waren. Ceancilian wurde als ältester Legionär-Anführer bei der Arbeiterorganisation Boldeşti eingesetzt; diese zählte im Januar 1938 bereits 50 Leute. Leider war er nicht so initiativ, wie es sich gehörte, außerdem war er ziemlich kontaktarm und vertrug sich mit Stăncescu nicht.

Im August und September 1937 hielten wir alle 14 Tage eine Sitzung in Stăncescu Haus in Seciu ab. Ich konnte feststellen, daß die Anzahl der Anwesenden immer größer wurde. Bei der letzten Versammlung im September 1937 waren bereits über 100 Leute anwesend, davon mehr als die Hälfte aus der Arbeiterschaft. Die Organisation dehnte sich immer weiter aus, und neue Nester entstanden in anderen Erdölgesellschaften wie »Unirea«, »Colombia«, »Steaua-Română«, »Concordia«. Die meisten dieser Erfolge gebührten Mânzală, dessen Begeisterung, Einsatzfreude und Energie keine Grenzen kannte. Er opferte jede freie Stunde, seinen ganzen Urlaub und teilweise auch sein Geld für die Ausbreitung der Legion in der Arbeiterschaft. Auch manche Kommunisten wurden von ihm bekehrt. Er war etwa 40 Jahre alt, hatte nur die obligatorischen vier Volksschulklassen besucht, verfügte über eine unwahrscheinliche Begabung, die politischen Gegebenheiten zu verstehen, und entwickelte im Gespräch mit seinen Kumpeln eine unwiderstehliche Überzeugungskraft. Er war Ceancilian weit überlegen, was Arbeitskraft und Opferbereitschaft betraf. Vom Kommando in Bukarest war Ceancilian als Gruppenorganisator vorgesehen, und meine Aufgabe bestand darin, ihm zu helfen.

Ich besuchte Mânzală in seinem Haus im Dorf Scăeni bei Boldeşti und konnte auch seine Frau und seine drei Kinder kennenlernen. Es war ein kleines, aber sauber und schön eingerichtetes Bauernhaus mit einem großen Obst- und Gemüsegarten. Seine Gattin war eine tüchtige und gastfreundliche Frau, die auch die politische Einstellung ihres Mannes verstand und befürwortete; sie beschwerte sich aber, daß er zu viel Zeit und zu



viel Geld für die Organisation aufwende und seine Familie vernachlässige. Außerdem hatte die Frau Angst, daß er durch seine politische Tätigkeit nach außen hin zu bekannt würde. Es bestand natürlich auch die Möglichkeit, eingesperrt zu werden und die Arbeitsstelle zu verlieren. Die Frau sollte leider recht behalten.

Am 21. Oktober 1937 erwähnte Codreanu den Legionär Mânzală Dumitru in seinem Tagesbefehl für seine Treue und seinen Arbeitseifer, und sein Name wurde überall bekannt. Ein Jahr später wurde er im Zuge der Verfolgung während der königlichen Diktatur verhaftet, nach einigen Monaten entlassen und wieder verhaftet. Bei den höheren Angestellten der Firma konnten wir ebenfalls einige Erfolge verbuchen. So wurden bald Dr. Neuhauser, Dipl.-Ing. Oniga, Dipl.-Ing. Purcel, Dipl.-Ing. Panov, Oberbohrmeister Anton, der Apotheker von Boldeşti und seine Frau, ein Gemeindebediensteter und ein pensionierter Unteroffizier Mitglieder der Vereinigung der Legionsfreunde. Von Ceancilian erfuhr ich, daß auch Bohrmeister Horja als Sympathisant der Eisernen Garde galt und einen hohen Geldbetrag für die Organisation gespendet hatte.

Gegen Ende September ließ mich der Verwalter Bănică zu sich rufen und fragte mich, ob ich gekommen sei, um zu praktizieren oder um Propaganda für die Eiserne Garde zu betreiben. Darauf antwortete ich ruhig und eindeutig: »Ich bin hier, um zu praktizieren, aber nebenbei mache ich für meine Partei Propaganda, und ich nehme an, daß es nicht verboten ist.« Bănică antwortete sofort und ohne überflüssige Worte: »Sicher ist es nicht verboten, aber wenn Sie einmal bei uns eine Stellung haben wollen, müssen Sie wissen, daß wir nicht gerne Leute beschäftigen, die politisch tätig sind. Wir bei der ›Astra Română‹ kennen alle nur eine Politik, und zwar das Erdöl! Ansonsten kann jeder seine politischen Ansichten haben, wie er will. Wir haben alle festgestellt, daß Ihnen die Arbeit in unserer Firma gut gefällt und daß Sie an der Ölfeldtechnik sehr interessiert sind.« Beim Abschied sagte Bănică, der damals etwa 50 Jahre alt war: »Sie sind ein junger Mann, und ich könnte Ihr Vater sein. Seien Sie nicht ungehalten, wenn ich Ihnen einen guten Rat gebe: Lassen Sie die Finger von der Politik: Sie wird Ihnen im Beruf nur schaden!«

Am letzten in Boldeşti verbrachten Sonntag wurde ich am Nachmittag vom Betriebsdirektor Prikel zum Kaffee eingeladen. Einen großen Blumenstrauß in der Hand, klingelte ich um

vier Uhr nachmittags am Gartentor des dortigen obersten Chefs. Es waren etwa 15 Personen eingeladen. Prikel erzählte mir, er sei Österreicher, habe in Leoben studiert und lebe seit 1922 in Rumänien. Er hatte auch einen Sohn namens Klaus, der damals drei Jahre alt war. Diskutiert wurde in verschiedenen Sprachen über Öl, Erdgas, Benzinpreise, aber auch über Sport und Kinoneuigkeiten, nicht jedoch über Politik; sie schien niemanden zu interessieren. In diesem Kreis konnte ich auch einige berühmte Fachleute wie Patriciu, Chefgeologe der »Astra Română«, Tr. Niţescu, technischer Direktor der »Concordia« (rumänische Niederlassung von »Petrofina S. A.« aus Brüssel) und andere kennenlernen.

Mein Besuch bei der Familie Prikel dauerte nur etwa eineinhalb Stunden. Während der Unterhaltung kam plötzlich ein Anruf vom diensthabenden Ingenieur: Bei einer Bohrung im Bereich des Feldes sei ein Gestängebruch mit Spülungsverlust eingetreten, und es bestehe daher die Gefahr eines Gasausbruches. Es wurden sofort Anordnungen getroffen, man alarmierte die Feuerwehr und verständigte die Bergbehörde. Die Gäste verabschiedeten sich und fuhren weg. Prikel in Ölfeldmontur und Gummistiefeln verabschiedete sich kurz von mir und sagte: »Sehen Sie, so ist das Leben im Ölfeld.« Ich ging auch weg. Die Frauen blieben allein zurück, um weiter in Ruhe Kaffee zu trinken.

Am 30. September 1937 – es war an einem Donnerstag abend – fuhr ich bei regnerischem Wetter vom Bahnhof Ploeşti nach Bukarest. Mein erstes Ölfeldpraktikum war damit beendet, aber dessen Eindrücke sind mir für immer in Erinnerung geblieben.

Die im Sommer im Ölgebiet für die Eiserne Garde erreichten Erfolge waren keineswegs mein Verdienst. Die Stimmung im Milieu der Ölfelder war bereits durch ausschlaggebende politische Ereignisse sowie im Zusammenhang mit dem Begräbnis von Moţa und Marin weitgehend günstig beeinflußt. Meine Aufgabe hatte nur darin bestanden, die bereits überzeugten Menschen zusammenzubringen und eine Organisation aufzubauen.

### *Der Herbst 1937 und die Parlamentswahlen*

Obwohl der Oktober wie immer 31 Tage hatte, schien er mir viel zu kurz zu sein. Gleich nach Beendigung meines Ölfeldpraktikums mußte ich schnell zu einigen Prüfungen antreten, die Berichte über die praktischen Übungen abgeben und die erste



Staatsprüfung bestehen. Dies waren Voraussetzungen für die Inskription in das fünfte Semester, das Mitte November beginnen sollte. Aber es ging auch diesmal gut.

In meiner Familie gab es unerwartet traurige Ereignisse. Mein Großvater mütterlicherseits, der bei meiner Tante in Bärlad lebte, starb an einem Herzschlag, und meine Mutter fuhr zu seiner Beisetzung. Im Oktober erlitt mein Stiefvater einen Schlaganfall und mußte in die neurologische Klinik des Heereshospitals in Bukarest gebracht werden. Dort blieb er mehrere Wochen in Behandlung. Ich konnte ihn oft besuchen. Erst zu Weihnachten wurde er aus dem Krankenhaus entlassen und konnte nach Targowischt zurückkehren, um nachher seinen normalen Dienst wieder aufzunehmen. Noch während seines Spitalaufenthaltes starb seine Mutter. Bei ihrer Beisetzung in Targowischt waren nur wenige Verwandte und Bekannte anwesend. Auch ich war dabei, nicht nur auf Wunsch meiner Mutter, sondern aus einem inneren Bedürfnis heraus; sie war immer meine gute »Omi« gewesen, die mich als Kind in den Ferien auf ihrem Bauernhof verwöhnt hatte. Oft hatte sie mir gesagt, daß die wilden Tiere im Walde nicht böse sein könnten; nur der Mensch könne böse sein. Sie hat mir viel Liebe gegeben, obwohl ich nicht ihr Enkelkind war. Während dieser Zeit mußte meine Mutter allein viele Schwierigkeiten überwinden, da keines von uns Kindern in der Lage war, ihr zu helfen. Mein Bruder war in der Kadettenschule kaserniert, meine Schwester in einem Internat in Jassy, und ich wußte nicht, woher ich die Zeit nehmen sollte. Doch konnte ich meiner Mutter einige behördliche Wege abnehmen und beim Notar die Aufschiebung der Testamentsvollstreckung durchsetzen.

Obwohl das rumänische Grundgesetz (Verfassung) nach französischem und englischem Modell einwandfreie Wahlen garantierte, wurden sie immer »halbdemokratisch« durchgeführt. Sicherlich waren die Manipulationen nicht so kraß wie in den kommunistischen Staaten oder in manchen Ländern Südamerikas und Afrikas, aber auch nicht so, wie dies der humorvolle rumänische Bühnenautor Caragiale in seinem berühmten Bühnenstück »Verlorener Brief« aus dem Jahre 1890 darstellte. Um eine einwandfreie, demokratische Wahl durchführen zu können, fehlten in Rumänien einige elementare Voraussetzungen, vor allem ein bürgerliches Bewußtsein. Im Jahre 1937 waren in Rumänien, besonders im Osten (Bessarabien), noch immer 50 bis 60 Prozent

der Landbevölkerung Analphabeten. Abgesehen davon waren die meisten an politischen Ereignissen gar nicht interessiert: »Die Herren von oben machen sowieso, was sie wollen, ohne uns zu fragen!« Die Leute waren von allen politischen Parteien enttäuscht und betrachteten jeden Regierungswechsel mißtrauisch: »Es wird sich nichts ändern! Alle sind Gauner, die, die gehen, sowie die, die kommen!«

Die Politiker aller Parteien versuchten nicht nur die Wähler zu beeinflussen, sondern auch die Wahlergebnisse zu manipulieren. In der Auswahl der Mittel waren die rumänischen Politiker weder phantasielos noch zimperlich: Lügen, Verleumdungen, Bestechungen, demagogische Versprechungen, Alkohol usw. galten eher als harmlos gegenüber Einschüchterungen, Fälschungen und Gewaltanwendung. Man versuchte, ganze Dörfer von der Ausübung des Wahlrechtes abzuhalten, indem man sie unter dem Vorwand einer akuten Cholera- oder Typhusepidemie für einige Tage (bis nach den Wahlen) durch die Anwendung des Quarantänegesetzes isolierte. Solche Maßnahmen konnten sich nur die mit den Wahlen beauftragten Regierungsparteien leisten. Dadurch erzielte die Regierungspartei in Rumänien fast immer die Mehrheit. In Bukarest und auch in anderen Großstädten sowie in den meisten Industriegebieten ließ sich die Bevölkerung solche Methoden nicht immer gefallen. Für solche Fälle erfanden die Politiker auch andere Mittel zur Beeinflussung, die viel feiner und subtiler, aber genauso brutal und unanständig waren.

Mein Stiefvater erzählte mir, daß bei den Wahlen im Juli 1932 für jeden Wahlsprengel eine bewaffnete Soldatengruppe mit einem Offizier zur Einhaltung der Ordnung abkommandiert worden war. Im Dorf Voineşti, nicht weit von Targowischt, ging ein Soldat mit jedem Wähler in die Wahlzelle und zwang ihn, für die Regierungspartei zu stimmen: »Du mußt diese Liste hier ankreuzen, es ist der Wunsch unseres Königs!« Fast alle Bauern fügten sich der Gewalt. Sicherlich war diese Methode nicht überall und nicht bei jedem anwendbar. Später, als die Legionäre versuchten, die Bauern über die Ausübung ihres Wahlrechtes zu belehren, wurden sie der Aufwiegelung und der Anstiftung zur Revolution gegen den Staat beschuldigt. Für die bürgerlichen Parteien Rumäniens war die Eiserne Garde ein zu spät erkannter, starker Gegner, da dieser wirksamere Beeinflussungsmethoden anwendete, die ganz anders als die üblichen waren: Lieder, Uniform, militärische Ordnung, Disziplin, Ehrlichkeit, Hilfsbereitschaft, Religiosität, Arbeitslager und ähnliches. All das stellte ersehnte höhere ethische Werte dar, die immer mehr Wirkung zeigten. Natürlich konnten die alten bürgerlichen Parteien solche Mittel nicht sofort einsetzen, da ihnen die dafür notwendige Infrastruktur fehlte.



Am 20. Dezember 1937 sollten in Rumänien Parlamentswahlen abgehalten werden, und die Propagandamaschinerie aller politischen Parteien hatte sich schon im Sommer zu drehen begonnen. An den letzten Wahlen (Dezember 1933) hatte sich die Eiserne Garde infolge des Duca-Verbotserlasses nicht beteiligen dürfen. Bei den früheren Wahlen von 1931 und 1932 hatte die Legion nur ein Prozent bzw. 2,37 Prozent aller abgegebenen Stimmen erhalten. Damals mußten die Legionäre ihren Einsatz nur auf wenige Bezirke beschränken, da nur unzureichende Mittel zur Verfügung standen. Dort, wo die Eiserne Garde konzentriert ihre Propaganda einsetzen konnte, waren überraschenderweise gute Erfolge zu erzielen, und im Juli 1932 bekam sie fünf Sitze im Parlament. Im Sommer 1933 erhielten die Legionäre bei den Regionalwahlen im Bezirk Neamţ mehr als die Hälfte der abgegebenen Stimmen.

Bis Ende September 1937 war noch nicht entschieden, ob die Legion bzw. die Partei »Alles für das Vaterland« sich an den kommenden Wahlen beteiligen können würde. In der Parteizentrale der Legion machte sich eine Nervosität bemerkbar. Erst am 30. September trat der Legionssenat zusammen und befürwortete auf Codreanus Vorschlag die Teilnahme an den Wahlen. Für die Abgeordnetenkammer (Nationalrat) wurden Kandidatenlisten für alle Bezirke Rumäniens aufgestellt. Die Kandidaten waren hauptsächlich Vertreter der jüngeren und mittleren Generation und aus allen sozialen Schichten ausgesucht: Anwälte, Ärzte, Professoren, Ingenieure, Künstler, Kaufleute, Industrielle, Bauern, Handwerker und auch Arbeiter. Für den Senat, für dessen Wahl ein Mindestalter von 40 Jahren erforderlich war, wollte die Eiserne Garde nicht in allen Bezirken Kandidaten aufstellen. Codreanu forderte auch viele angesehene und politisch ungebundene Persönlichkeiten auf, für die Legion zu kandidieren; die meisten von ihnen waren damit einverstanden. So sollten zahlreiche Universitätsprofessoren, pensionierte hohe Offiziere (drei Generäle), angesehene Priester, berühmte Ärzte, einige adelige Großgrundbesitzer und bekannte Industrielle für die Eiserne Garde in den Senat einziehen. Die Öffent-

lichkeit und die bürgerliche Partei waren zwar überrascht, aber vorläufig noch nicht beunruhigt. Ein im Sommer 1937 für das Innenministerium in Bukarest erstelltes Gutachten der Meinungsforscher über Neuwahlen brachte eine zufriedenstellende Prognose: »Die Legion kann nur mit einem Prozent der abgegebenen Stimmen rechnen.« Um so mehr waren alle Ende Dezember überrascht, als sie zur Kenntnis nehmen mußten, daß die Legion fast 16 Prozent der Stimmen erhalten hatte.

Die Wahlen sollten für die Legion eine Kraftprobe sein, und wir alle wurden aufgefordert, das Maximum zu leisten. Im Rahmen der Mobilmachung arbeitete der Legionsstab genaue Einsatz- und Operationspläne aus, und jeder von uns wußte genau, was er zu tun hatte. Die Legion hatte damals schätzungsweise 200 000 bis 250 000 aktive Mitglieder, aber nur höchstens zehn Prozent waren für Einsätze mobil und standen zur Verfügung. Im Künstlermilieu, wo sich die Legion vieler Sympathien erfreute, wurden wirkungsvolle Plakate entworfen, die dann gezielt überall im ganzen Land verteilt wurden. Die vom Legionsstab ausgearbeiteten Einsatzpläne waren meist hervorragend, aber nicht alle Legionäre waren für den Wahlkampf vorbereitet oder in diesem Sinne ausgebildet. Es gab auch viele Versager. Wir hätten mindestens noch ein Jahr gebraucht, um vielleicht einen doppelten Effekt zu erzielen.

Hier möchte ich versuchen, aufgrund meiner Erinnerungen und spärlichen Aufzeichnungen meinen bescheidenen Beitrag für diesen Wahlkampf zu schildern, der Ende Oktober 1937 begann und sich bis zum 20. Dezember des Jahres erstreckte. Damit soll es dem Leser dieser Zeilen ermöglicht werden, sich eine Vorstellung über die damalige Situation zu machen.

Im Areal des Bezirkes (Judeţ) Ilfov befindet sich die Hauptstadt Bukarest, die aber nicht dem Bezirkspräfekten unterstand. Mein erster Einsatz war ein Fußmarsch mit einer Legionärsgruppe von Studenten der Technik am letzten Oktobersonntag von Bukarest nach Olteniţa an der Donau (etwa 35 Kilometer).

Wir gingen durch zahlreiche Dörfer, improvisierten kleine Versammlungen und verteilten Propagandamaterial. Wegen Zeitmangels konnten wir mit den Leuten nur wenig sprechen, und der Effekt unserer Bemühungen war sicherlich nur gering.

Abgesehen davon waren unsere jungen Studenten von der Technik meist gar nicht geübt, politische Gespräche mit den Bauern zu führen. Die lokalen Organisationen waren sehr



schwach, und es gab viele Dörfer – nur zehn bis 20 Kilometer von Bukarest entfernt –, in denen keine Legionsnester existierten und fast niemand über uns Bescheid wußte. Dies war sicherlich ein Versäumnis des Organisationsleiters des Bezirkes. Zu dieser Angelegenheit schrieb ich einen kurzen Bericht an den Stab. Dadurch gewann ich sicherlich keine Freunde unter den zuständigen Chefs. Wir kamen in Olteniţa spätabends bei Regen an, und nach einer kurzen Sitzung mit der dortigen Organisation kehrten wir mit der Bahn zurück nach Bukarest.

Während die Wahlerfolge in ganz Rumänien fast 16 Prozent und in Bukarest sogar 22,4 Prozent erreichten, erzielte man im Bezirk Ilfov nur 3,7 Prozent aller Stimmen.

Mein zweiter Einsatz war auf Wunsch meines ehemaligen Chefs V. Dragomirescu im südlichen Teil des Bezirkes Dâmboviţa. Ich wurde beauftragt, mit einer Gruppe von 20 Legionären – alle Studenten der Technik – über Samstag und Sonntag in fünf Dörfern mit Hilfe der Lokalorganisationen kleine Versammlungen zu veranstalten. Wir marschierten Samstag früh von Bukarest über Chitila nach Tărtăşeşti, etwa 25 Kilometer von der Hauptstadt entfernt. Dies war ein großes Dorf, aber armselig und von der Welt abgeschnitten. Die Straßen waren unbeschreiblich schlecht und, da es vorher viel geregnet hatte, für Fahrzeuge fast unpassierbar. Nur zu Pferd oder zu Fuß konnte man sich fortbewegen. Die Legionäre unserer Gruppe waren mit guten hohen Schuhen ausgerüstet, aber wir schafften nur drei Kilometer pro Stunde. In Tărtăşeşti wurden wir von den dortigen wenigen Legionären herzlich begrüßt und betreut. Der Anführer war ein pensionierter Eisenbahner, der Tbc-krank war. Er nahm uns alle in seinem kleinen, aber sauberen Bauernhaus auf, wo wir auch eine Versammlung abhielten. Es waren etwa 20 bis 30 Leute aus dem Dorf anwesend, die mit uns verschiedene politische Fragen rege diskutierten. Unter ihnen war auch ein pensionierter Feldwebel, der uns mit Vorwürfen überschüttete: »Ihr macht zuwenig, um die Leute ausreichend zu informieren. Warum kommt Codreanu nicht selbst nach Tărtăşeşti, um die Zustände hier kennenzulernen? In Bukarest werden aus Bulgarien importierte Zwiebeln für sechs Lei pro Kilo verkauft, und in Tărtăşeşti und Umgebung können die im Überfluß vorhandenen Zwiebeln wegen der schlechten Straßen nicht transportiert werden und verfaulen in den Scheunen, obwohl die Bauern sie für einen Leu pro Kilo abgeben möchten.« Die Versammlung dauerte länger

als vorgesehen, und ich hatte den Eindruck, daß sie erfolgreich war. Inzwischen hatten die Frauen unserer Kameraden ein ergiebiges Nachtmahl für uns vorbereitet. Wir, »die Marschierer«, waren nicht nur hungrig, sondern auch sehr müde, aber der Gastgeber und seine Leute wollten noch weiter mit uns plaudern. Alle waren wißbegierig, und der Gastgeber schenkte uns immer wieder zum Trinken ein. Kurz nach Mitternacht mußte ich Schluß machen, da die meisten meiner Leute die Augen nicht mehr offenhalten konnten. Zum Schlafen wurden wir bei den Nachbarn und bei Verwandten unseres Kameraden, teilweise auch am Heuboden, eingeteilt. Für mich als »Chef« hatte man ein sauberes Bett im Nebenzimmer vorbereitet. Ich lehnte dankend ab und überließ das angebotene Bett einem jüngeren Legionär unserer Gruppe, der ziemlich erkältet war, und ging mit den anderen auf den Heuboden schlafen. Dadurch hatte ich, ohne es zu wollen, den Gastgeber und seine Frau beleidigt und verärgert. Sie konnten meine Einstellung nicht verstehen und nahmen an, ich sei hochnäsig und wolle nicht in einem Bauernhaus schlafen.

Am nächsten Tag nach dem Frühstück bedankten wir uns für die Gastfreundschaft und marschierten weiter durch das »Morastmeer« in Richtung Lunguleţu – Băiculeşti. Aber kaum waren wir 100 Meter außerhalb des Dorfes, kamen uns drei mit Karabinern bewaffnete Gendarmen entgegen und forderten uns auf, stehenzubleiben. Ich hielt die marschierende Kolonne an, ging allein zu ihnen, grüßte und fragte, was sie von uns wollten. Der Ältere unter ihnen, ein Unteroffizier, war zu Beginn sehr amtlich und sagte: »Ich habe von der Bezirkspräfektur den Befehl bekommen, über Ihre Gruppe und deren Tätigkeit hier einen detaillierten Bericht zu schreiben. Wer ist der Chef? Wo habt ihr geschlafen, was habt ihr getan, was wollt ihr weiter unternehmen?«

Um alle diese Auskünfte zu Papier zu bringen, sollten wir mit ihnen zurück ins Dorf zum Bürgermeisteramt gehen und dort das Protokoll aufnehmen lassen und es unterschreiben. Ich lehnte ab, da wir keine Zeit hätten und abends mit der Eisenbahn von Ghergani zurück nach Bukarest fahren müßten. Nach einer langwierigen Diskussion einigten wir uns, das Protokoll sofort an Ort und Stelle zu verfassen und eine Liste mit den Namen aller unserer Kameraden zu erstellen. Diese Liste unterschrieb ich dann selbst. Ich merkte, daß die Gendarmen bedacht waren, uns lange aufzuhalten, damit wir in Zeitdruck kamen. Mit etwas Diplomatie und Humor gelang es mir, den unfreiwilligen Aufenthalt zu verkürzen, und wir konnten weitermarschieren.



Gegen Mittag erreichten wir Lunguleţu, als uns eine neue Überraschung erwartete. Noch vor dem Dorfeingang war ein großes Schild angebracht: »Wegen Maul- und Klauenseuche sind die Durchfahrt und der Aufenthalt vorübergehend verboten.« Ein Gendarmeriebeamter war auch da und zeigte uns die Verfügung des Bezirksveterinärarztes. Dagegen konnte man nichts machen, und wir wollten eine andere Route nach Băileşti nehmen. Aber der Beamte sagte uns, daß seines Wissens diese Sperre auch für Băileşti gelte. Mir wurde klar, daß dies alles veranstaltet wurde, um uns daran zu hindern, weitere Kontakte mit den Dorfbewohnern zu bekommen. Meine Leute waren wütend: »Das ist eine Schweinerei; diese Maßnahmen wurden ausdrücklich heute gegen uns getroffen. Warum lassen wir uns das gefallen? Haben wir Angst vor einem unbewaffneten Gendarm?« Nur mit Mühe und Geduld gelang es mir, meine Kameraden zu beruhigen und sie zu überzeugen, daß es sinnlos sei, hier das Gesetz zu brechen. Der amtliche Veterinärarzt hat das Recht, zum Schutz der Haustiere auch bei Verdacht einer Seuche Isolationsmaßnahmen zu treffen: »Dura lex, sed lex!« Wegen Mißbrauches konnte er belangt werden. Aber wann und von wem?

Wir mußten auf Nebenwegen, die übrigens besser waren als die Hauptstraßen, über Cătunaşul nach Răcari und Ghergani, wo wir kleine Versammlungen veranstalteten. Der Dorfpfarrer von Ghergani, der Legionär war, empfing uns freundlich und machte uns mit dem Pfarrer St. Palaghiţă bekannt. Dieser war ein älterer orthodoxer Priester, der mit der Legion seit vielen Jahren verbunden war. Einen Tag zuvor war in Ghergani eine größere Kundgebung für die Bauern der Umgebung veranstaltet worden, bei der St. Palaghiţă sich als ausgezeichneter Redner und geschickter Diskussionsleiter erwiesen hatte. Er beherrschte die bäuerliche Sprache vollkommen, zeigte einen gesunden Humor und gewann schnell das Vertrauen und die Sympathie aller Zuhörer.

Der Pfarrer von Ghergani ging anschließend ins Gemeindeamt und versuchte telefonisch (der einzige Telefonanschluß im Dorf) den Bezirksveterinärarzt, den er persönlich kannte, zu erreichen. In diesem Gespräch erfuhr er, daß der Bürgermeister von Lunguleţu den Tierarzt bereits in der Frühe in dieser Angelegenheit angerufen habe. Er teilte mit, daß die Bauern der

benachbarten Dörfer sehr aufgeregt seien und behaupteten, daß in Lunguleţu und Băileşti mehrere Rinder von der Maul- und Klauenseuche befallen seien, dies aber geheimgehalten werde. Er, der Bürgermeister, kenne keinen Fall, aber bis zur Klärung der Angelegenheit, die am folgenden Montag sicherlich erfolgen würde, sollte die Quarantäne über beide Dörfer verhängt werden. So gab der Veterinärarzt seine Zustimmung. Damit war für uns die Situation klar: Es sollte so verhindert werden, daß Legionäre in Dörfer kamen, wo noch keine Organisation der Eisernen Garde bestand. Sollte unsere bescheidene Studentengruppe dieses Vorgehen tatsächlich bewirkt haben?

Da uns bis zur Abfahrt unseres Zuges nach Bukarest noch einige Stunden Zeit blieben, besuchten wir den Abendgottesdienst in der 400 Jahre alten Kirche von Ghergani. Wie gewöhnlich waren meist Frauen zugegen, während die Männer sich wahrscheinlich im Gasthaus aufhielten.

Am Bahnhof erfuhr ich, daß in Potlogi, einer etwa 15 Kilometer südlich von Lunguleţu gelegenen Gemeinde, sich am Vortag ein ernster Zwischenfall ereignet hatte. Einer größeren Legionärsgruppe des Arbeiterkorps aus Bukarest war in Potlogi der Einmarsch verwehrt worden. Es kam zu einer Auseinandersetzung mit einigen aufgebrachten Bauern und schließlich mit den Gendarmen. Es gab einige Leichtverletzte und ein Dutzend Verhaftungen. Ich war froh, daß uns so etwas nicht passiert war.

Wir kamen mit der Bahn erst um Mitternacht in Bukarest an. Alle waren sehr müde, aber zufrieden, daß wir wenigstens die Hälfte unserer Aufgaben hatten erfüllen können.

Noch im November 1937 fuhr ich in Begleitung meines Kameraden Jean Popa mit der Bahn über Titu nach Găeşti, ebenfalls mit dem Auftrag, im südwestlichen Teil des Bezirkes Dâmboviţa Propaganda zu betreiben. Das Wetter war inzwischen miserabel geworden: ständig Herbstregen, kühl und nebelig. Die Straßen, soweit man sie als solche bezeichnen konnte, waren unbeschreiblich schlecht, und der Morast war teilweise bis zu 40 Zentimeter tief. Im Dorf Ioneşti hatte ich den Eindruck, daß dort der niedrigste Lebensstandard Rumäniens herrschte. Im ganzen Dorf gab es nur drei bis vier gemauerte Häuser; der Rest war aus Rutengeflecht gebaut, mit Lehm beschmiert und mit Stroh gedeckt. In den Höfen befanden sich primitive Schuppen mit einer Ziege oder zwei bis drei Schafen sowie einigen Hühnern. Nur vereinzelt besaßen die Bauern Rinder, Schweine oder Pfer-





Meine Mutter im Jahre 1917



Mit meinem Stiefvater im Jahre 1920



Mit meinem Vater, meiner Stiefmutter und den beiden Schwestern in Czernowitz (1932)



Als Fähnrich in der rumänischen Armee 1939



Mein Stiefvater als Oberstleutnant (1940)



Meine Semesterkollegen während eines geologischen Ausfluges (Mai 1936). In der Mitte Prof. Ghica Budesti



Meine erste Frau Tina im Jahre 1940



Lisl, meine zweite Ehefrau (Herbst 1944)



Vor dem ´´Schweizer Haus´´ ( unser Lager in Rostock ) im Januar 1942
Stehend von links nach rechts: Horia Stamatu, Schweninger, Culica, Sfintescu, Mihaescu, der Verfasser und Hoidas. Unten rechts: Stelian Stanicel



C.Z. Codreanu in jungen Jahren

de. Die kleinen Gärten rund um die Häuser waren ungepflegt und boten nur wenigen Obstbäumen Platz. Im ganzen Dorf gab es auf der Straße zwei Ziehbrunnen und einen im Hof des Gasthauses. Die Frauen mußten mehrmals am Tag das Wasser in Holzbottichen nach Hause tragen. Die Bauern besaßen außer ihrer Behausung mit dem Garten kein Ackerland; sie waren nur Pächter eines adeligen Großgrundbesitzers, der Tausende Hektar Felder, Wiesen und Wälder besaß. Nach der Enteignung der Großgrundbesitzer im Jahre 1921 hatten fast alle Bauern Ackerland von vier bis fünf Hektar erhalten, das in ihr Eigentum übertragen worden war. Diese neuen Eigentümer besaßen aber weder Geräte noch Saatgut und hatten keine Möglichkeit, ihre Produkte zu vermarkten; außerdem verstanden sie es nicht, den Boden sachgemäß zu bearbeiten. Diese Schwierigkeiten waren nicht leicht zu überwinden. Infolge der Dürre im Jahre 1928 und besonders in der Krisenzeit nach 1929 mußten fast alle Bauern ihr Land wieder an die Großgrundbesitzer verkaufen und erhielten es in Pacht zurück. Die Großgrundbesitzer sorgten für Saatgut, gute Arbeitsgeräte, ein richtiges Abernten der Felder, sachgemäße Speicherung sowie den Abtransport der Produkte und schließlich für eine bessere Vermarktung. Die Bauern konnten meist weder schreiben noch lesen und bekamen ihren Lohn in Naturalien. Gewiß war diese Situation eine Besonderheit, die nicht überall in Rumänien, jedenfalls weder in der Bukowina noch in Siebenbürgen, vorkam. Merkwürdigerweise fand man diese Armut und dieses Elend nur 40 Kilometer von der Hauptstadt Bukarest entfernt vor. Die Bauern waren frustriert und resignierten, sie hatten keine Hoffnung auf ein besseres Leben. Diese Menschen waren nicht nur durch ihre Armut, sondern auch von Seuchen gekennzeichnet und waren von Alkoholismus, Tuberkulose und Syphilis geplagt. Mir war klar, daß hier etwas geschehen mußte, aber was, wie und wann, war für mich ungewiß. Ich wußte, daß in der Legion eine Gruppe mit Herseni, Boeru und anderen beauftragt war, sich mit diesen Problemen zu befassen, aber von ihren Vorstellungen und Lösungsmöglichkeiten hatte ich keine Ahnung. Ich bezweifelte, daß die Eiserne Garde in der Lage sein würde, diese traurige Situation schnell und ohne Gewalt zu ändern, auch wenn sie die Macht im Staat hätte. Sechs Jahre davor hatten diese Menschen ihre Hoffnung auf die Bauernpartei, die 1931 an die Regierung kam, gesetzt. Aber auch diese konnte für sie nichts erreichen. In der Moldau und in Bessarabien glaubte man, daß das Elend der Landbevöl-

kerung auf das Wuchertum der Juden zurückzuführen sei. Aber hier lebten keine Juden, und die Armut war größer als dort. Der Nestführer in Ioneşti war ein junger Lehrer, seit wenigen Monaten Legionär, konnte sich aber in der Ortschaft nicht richtig durchsetzen. Abends kam es zu kleinen Versammlungen mit etwa zehn meist jüngeren Leuten. Es sprachen der Dorflehrer und mein Begleiter Jean Popa. Nachher sangen wir einige unserer Legionärslieder, die die Bauernsöhne sehr beeindruckten. Wir hatten nur Kerzenlicht. Das Petroleum für die Lampe war teuer, und die Bauern konnten es sich nicht leisten; und dies im Bezirk Dâmboviţa, wo man jährlich über drei Millionen Tonnen Erdöl produzierte. Die älteren Bauern waren sehr interessiert, und wir waren bemüht, alle an uns gestellten Fragen zu beantworten. Aber im Grunde genommen waren sowohl ich als auch mein Begleiter in dieser Materie nicht zu Hause. Am Ende sagte mir ein älterer Bauer folgendes: »Herr Student, ich glaube, daß Sie es ehrlich mit uns meinen, aber wir kennen die oberen Herren eurer Partei nicht. Wir sind zu oft enttäuscht worden. Diesmal werden wir unsere Stimme bei den Wahlen der Legion geben, aber große Hoffnung haben wir nicht.«

Ich mußte die Leute darauf aufmerksam machen, daß mit nur einigen Abgeordneten im Parlament die Situation nicht schnell geändert werden könnte. Würden wir später einmal in die Regierung berufen werden, dann würde sich die Lage sicherlich radikal ändern.

Nach der Versammlung gingen wir ins Gasthaus, wo der Lehrer sein Zimmer hatte. Wir schliefen bloß auf Strohsäcken am Fußboden, aber gut. Am nächsten Tag übergaben wir dem Lehrer das mitgebrachte Propagandamaterial (Zeitungen und Broschüren) zur weiteren Verteilung und gingen in das benachbarte Dorf Gheorgheşti. Dort fand am Abend eine kleine Versammlung mit Diskussion bei einem jüngeren Bauern statt. Die Situation war ähnlich wie in Ioneşti: Wir fanden die gleichen verzweifelten und apathischen Menschen, die keine Hoffnung mehr hatten. Einer der Anwesenden, ein älterer Mann und Invalide aus dem Ersten Weltkrieg, beschwerte sich, daß er seine Rente (etwa 400 Lei monatlich) schon mehrere Monate nicht erhalten habe. Der Bürgermeister habe ihm zu verstehen gegeben, daß er, solange er Legionär blieb, keine Rente mehr bekommen werde. Ich erklärte ihm, daß der Bürgermeister mit seiner Rente nichts zu tun habe; zuständig sei das Invalidenamt in der Bezirkshauptstadt, wo anscheinend ein administrativer Fehler ge-



schehen war; ich würde unsere Organisation in Targowischt einschalten, und er werde sicher seine Rente wieder bekommen, wenn sie nicht durch ein Gerichtsverfahren blockiert sei. Wieder dauerte die Versammlung bis Mitternacht, aber wir konnten beim Gastgeber schlafen. Für den kommenden Tag war eine weitere Versammlung im Dorf Greci (vier Kilometer weiter) geplant, die aber nicht zustande kam. Ein jüngerer Bauer, der bei der ersten Versammlung in Ioneşti dabei war, kam alarmiert und sagte mir, daß uns alle Bauern in dem Gebiet baten, so bald wie möglich abzureisen. Herr Cernat – den Namen habe ich mir gut gemerkt –, Gutsverwalter für das ganze Gebiet zwischen Ioneşti, Greci und Mătăsaru, habe den Bauern angedroht, alle Pachtverträge sofort aufzukündigen, wenn wir, Jean Popa und ich, nicht aus »seinem Gebiet« verschwänden. Er wolle bei den Parlamentswahlen in seinem Wahlsprengel keine Stimme für die Legion haben! Sollte es anders sein, würde er die Pachtverträge sofort aufkündigen und die Bauern mit ihren Familien dem Hunger ausliefern.

Mein Begleiter und ich waren sprachlos und wütend über diese unverschämte und plumpe Gemeinheit. Wir versuchten zu erklären, daß es sich um eine leere Drohung handeln müsse, daß weder der Großgrundbesitzer noch sein Verwalter ohne die Arbeit der Bauern leben könnten und daß die Aufkündigung vom Gesetz her geregelt und nur bei groben Verstößen und dann nur mit Zustimmung der Landwirtschaftskammer möglich sei. Wir fragten den Bauern, ob er eine Kopie des Pachtvertrages besitze, da dort die Kündigungsbedingungen angeführt sein müßten. Aber kein Bauer besaß eine Kopie, da sie meist Analphabeten waren. Vielmehr hatte der Bürgermeister diese Kopien in Verwahrung genommen; er war aber dem Gutsverwalter total ergeben. Alle unsere Bemühungen, ihnen die Angst zu nehmen, blieben erfolglos. Am Ende sagte der Bauer zu mir: »Sie sind jung, und Ihr Herr Vater schickt Ihnen sicherlich monatlich Geld zum Leben. Wir sind arme Bauern und haben viele Kinder, die leben wollen. Wenn der Verwalter uns den Pachtvertrag aufkündigt, was werden wir dann machen? Und unsere Kinder wollen essen! Ich weiß, daß wir Sklaven dieser schlechten Menschen sind, aber wir können nichts dagegen tun. Es gibt keine Gerechtigkeit auf der Welt! Im Namen Gottes flehen wir Sie an, unsere Dörfer zu verlassen, da wir in großer Gefahr sind und wir alle Angst haben.«

Nachdem wir vergebens versucht hatten, beim Bürgermeister

und beim Gutsverwalter vorzusprechen – der eine war dienstlich nach Targowischt verreist, und der andere ließ sich einfach verleugnen –, mußten wir die begonnene Arbeit aufgeben und abreisen. Jean Popa, der bereits eine beginnende Grippe mit Halsschmerzen hatte, fuhr nach Bukarest und ich nach Targowischt zu meiner Mutter. Es war ziemlich kalt, und es begann leicht zu schneien. Überraschenderweise war meine Mutter nach Bukarest zu meinem Stiefvater ins Krankenhaus gefahren. Die Hausschlüssel holte ich mir – wie immer in solchen Fällen – bei den Nachbarn (Familie Ionescu), die mir – Gott sei Dank! – auch ein warmes Abendessen anboten. Ich vermied es, mit diesen guten Leuten über Politik zu reden, da ich wußte, daß sie Mitglieder der Bauernpartei waren. Bei uns im Hof empfingen mich die Hunde stürmisch, aber das Haus war sehr kalt, da seit mehreren Tagen nicht mehr geheizt worden war. Auf dem Tisch lag ein kurzer Brief meiner Mutter: Sie müsse nach Bukarest fahren, da der Vater sein Testament aufsetzen wollte. Es gehe ihm bereits besser, aber von einer Entlassung aus dem Krankenhaus sei noch keine Rede. Ich sollte den großen Holzofen im Speisezimmer anheizen, war aber zu müde und zu faul, und so kroch ich bald ins Bett. Am nächsten Tag beim Aufstehen bedauerte ich, daß ich nicht eingeheizt hatte. Nach dem Frühstück, das ich mit einem elektrischen Kocher zubereitete, ging ich in die Stadt zur Bezirksorganisation. Der Chef, V. Dragomirescu, war in den nördlichen Teil des Bezirks verreist, aber ich konnte mit seinem Vertreter, Aurel Ionescu (Rechtsanwalt), sprechen. Ich berichtete ihm über unseren Einsatz in den bereisten Dörfern, über die verhängte Quarantäne in Lunguleţu, über die Armut der Bauern in Ioneşti, Greci und Mogoşani und über die Androhung und Einschüchterung durch den forschen Gutsverwalter Cernat. Ich bat ihn auch, das Anliegen des Invaliden aus Gheorgheşti bei der zuständigen Behörde zu erledigen.

Der ausführlichen Schilderung fügte ich auch meine Meinung hinzu, daß die Organisation in diesem Gebiet praktisch nicht existierte. Wahrscheinlich wolle dort niemand etwas tun, so daß alles rückständig blieb. Er hörte mir aufmerksam zu, aber nach einer Weile unterbrach er mich: »Bist du hierhergekommen, um uns zu helfen oder um uns Vorwürfe zu machen? Wir kennen die Situation dort, aber unsere Mittel sind zu bescheiden. Vorläufig haben wir uns im nördlichen Teil des Bezirkes und im Erdölgebiet konzentriert, wo Erfolge schneller zu erzielen sind. Bezüglich der Pachtverträge ist die Angelegenheit direkt lächerlich.



Sie können nur bei Verweigerung des Anbaues oder erwiesener Sabotage und nur über die Landwirtschaftskammer nach einer dreijährigen Frist gekündigt werden. Abgesehen davon, kann der Gekündigte beim Gericht Berufung einlegen.« Er habe diese Sache bereits in mehreren Ortschaften den Bauern erklärt. Aber gegen Kollektivangst sei kein Kraut gewachsen. Auf meine Frage, ob man den Gutsverwalter wegen Drohung mit der Kündigung bei Gericht anzeigen könne, lachte er bitter: »Natürlich kann man das; und wir haben es in anderen Gebieten auch bereits versucht, aber vergebens. Dafür brauchen wir Zeugen. Die Bauern werden aus Angst vor der Kündigung vor dem Richter nicht die Wahrheit aussagen wollen. So ist die Situation! Den Gutsverwalter Cernat kenne ich persönlich. Er ist Mitglied der Bauernpartei, und er ist ein großes Schwein; er hat alle bestochen: den Bürgermeister, die Gendarmeriebeamten, die Gastwirte und teilweise auch die Lehrer. Auch den Großgrundbesitzer Dipl.-Ing. Bucşeneanu kenne ich gut. Er lebt in Targowischt und beschäftigt sich hauptsächlich mit seinen Kohlengruben von Şotânga und Doiceşti. Er ist politisch neutral, schätzt aber seinen Verwalter nur, weil er keinen besseren hat. Er ist ein zugänglicher Mensch, und man könnte mit ihm einmal darüber reden.«

Bezüglich der kommenden Wahlen schätzte Aurel Ionescu unseren Stimmenanteil auf weniger als zehn Prozent, da die Anzahl der Einsätze unzureichend war. Tatsächlich erhielt die Legion am 22. Dezember 1937 im Kreis Dâmboviţa 12,14 Prozent der abgegebenen Stimmen bei 85 Prozent Wahlbeteiligung.

In Bukarest erfaßte der immer hektischer werdende Wahlkampf auch die Organisation der Bierfabriken und der Straßenverkäufer. Drăgulin und Crişan waren in Sorge, da die meisten ihrer Bekannten und Freunde, die viele Stimmen für die Legion bringen sollten, gar nicht in den Wählerlisten eingetragen waren. Viel Einsatz in diesem Zusammenhang leistete ein alter Legionär namens Teban, von Beruf Bierbraumeister, den ich später in Rostock und im KZ-Lager Buchenwald wiedertreffen sollte. Er war ein ausgezeichneter Kamerad, gut gelaunt, optimistisch und hilfsbereit. Von der Rechtsabteilung der Legion (Contenciosul legionar) erhielten wir die notwendige juristische Hilfe durch einen jungen Rechtsanwalt. Nach vielen Laufereien bei den zuständigen Behörden war es uns gelungen, fast alle von uns angegebenen Namen in die Wählerliste aufzunehmen. Bei den

Straßenverkäufern und Marktarbeitern waren Mărcoi und Tănase ständig im Einsatz, um alle Legionäre und deren Freunde in die Wählerliste einzutragen. Die Situation war insofern schwieriger als sonst, da viele, die in Bukarest arbeiteten, gar nicht polizeilich gemeldet waren und auch keine Kennkarte (Ausweis) besaßen. Einige von ihnen sollten kurz vor Weihnachten nach Hause aufs Land fahren, aber auch dort hatten sie es verabsäumt, sich eintragen zu lassen. Die Parlamentswahlen waren für 20. bis 22. Dezember angesetzt, und als letzter Eintragungstermin wurde eine Woche vor dem Wahltag bestimmt. Die Behörden arbeiteten zu langsam und schlampig, aber auch die Leute waren meist uninteressiert. Wir waren schon alle überfordert, da die Legion sehr spät beschlossen hatte, sich an den Wahlen zu beteiligen. Mărcoi, Tănase, Nicu Ionescu, Jean Popa und andere leisteten damals das fast Unmögliche und ließen binnen drei Wochen über 500 Leute in die Wählerliste der Bukarester Wahlsprengel eintragen. Dabei gab es auch andere kleinere Probleme: Nicu Ionescu wollte weg aus dem Arbeiterkorps und im Handelsbataillon tätig sein. Mărcoi hatte weniger Zeit, da seine Frau nicht mehr im Geschäft arbeiten wollte; Tănase sollte wegen eines Leistenbruches operiert werden; Jean Popa war an Grippe und Bronchitis schwer erkrankt, und Crişan und Drăgulin stritten sich ständig wegen jeder Kleinigkeit.

Anfang Dezember fuhr ich auf Befehl des Stabes ins Erdölgebiet des Bezirks Prahova, um die Leute zu animieren, an einer Großkundgebung in Ploeşti teilzunehmen. Nach einer eingehenden Besprechung mit meinen Kameraden von Boldeşti, die ich während meines Sommerpraktikums kennengelernt hatte, wurde eine Gruppe von 40 Legionären bestimmt, die unter der Fahne des Arbeiterkorps »Erdölgebiet Boldeşti – Seciu – Scăeni« daran teilnehmen sollte. Die Kundgebung begann um zehn Uhr vormittags in der Stadtmitte, von wo aus die Legionäre in Gruppen singend zum Sportplatz marschierten. Dort hielten Reden: Alex. Constant, Organisationsleiter des Bezirkes Prahova, Professor Cristescu, Vizevorsitzender der Partei »Alles für das Vaterland«, und Pfarrer Dumitrescu-Borşa, ehemaliger Spanienkämpfer.

Man hatte auf 2000 bis 3000 Teilnehmer gehofft, und die Kundgebung sollte eine Demonstration der Stärke sein. Aber die Teilnahme lag unter allen Erwartungen, da der Zeitpunkt nicht richtig gewählt war. Es war ein Werktag (3. Dezember 1937), und die meisten Arbeiter befanden sich im Schichtbe-



trieb. Außerdem war das Wetter sehr schlecht. Etwa 200 Polizisten und Gendarmen wurden von der Präfektur auf die Straßen und in das Stadion abkommandiert, um Ordnung zu halten. Diese »Großkundgebung« zählte insgesamt etwas weniger als 500 Anwesende, darunter auch Unbekannte und Neugierige von der Straße. Bei dieser Kundgebung traf ich auch Moroianu mit einigen seiner Leute aus Sinaia. Wir waren alle über den Mißerfolg des Tages betrübt. Später erfuhren wir, daß zahlreiche Gruppen aus den westlichen Erdölgebieten (Câmpina, Băicoi, Moreni usw.) nicht hatten kommen können, da die Gendarmerie bei der Überprüfung der angemieteten Autobusse – ausgerechnet am Tage der Kundgebung – die Fahrzeuge für reparaturbedürftig befunden und daher das Weiterfahren nach Ploeşti verhindert hatte. Gemeiner Mißbrauch der Exekutive auf Wunsch der Regierungspolitiker! Die gegnerischen Zeitungen schrieben von einer »katastrophalen Blamage« der Legion in Ploeşti, wo nur 100 Teilnehmer bei der »Großkundgebung« anwesend waren. Die Legionärszeitungen logen ebenfalls, als sie die Teilnehmer auf »einige tausend« schätzten. Trotz alledem wurden die Wahlen im Bezirk Prahova für die Legion mit 23,33 Prozent aller Stimmen gut abgeschlossen.

Noch in der ersten Dezemberwoche erhielt ich den Befehl, alle meine Organisationsaufgaben vorübergehend an Nicu Ionescu abzugeben und wenige Tage später das Kommando einer aus Studenten gebildeten Marschgruppe zu übernehmen mit dem Auftrag, den nördlichen Teil des Bezirkes Olt (zwischen Bukarest und Craiova) propagandistisch »zu durchkämmen«. Dies alles kam für mich überraschend und paßte mir gar nicht ins Konzept. Der damalige Chef des Arbeiterkorps, I. V. Vojen, sagte mir, daß auf Codreanus Wunsch der Bezirk Olt besonders intensiv bearbeitet werden sollte. In diesem Bezirk kandidierte einer unserer größten Gegner, der Außenminister N. Titulescu auf der Liste der Bauernpartei.

Die Studentengruppe bestand aus 25 Legionären, darunter waren viele von der Bukarester Technik und sechs Mädchen (Legionärinnen mit Marieta Iordache als Chefin). Zum Einsatzleiter war ein älterer Student der Universität namens Manolescu-Puţuri bestimmt. Er war in dem Gebiet bekannt und hatte dort viele Freunde. Im Legionsstab gab uns Horodniceanu die Einzelheiten des Einsatzplanes bekannt:
»Einsatzdauer von 10. bis 19. Dezember 1937.

Ziele:
1. Den Wahlkampf der Legion erläutern;
2. Warnung vor der Wahl des Außenministers Titulescu, der eine Politik der Annäherung an die Sowjetunion mit territorialem Verzicht auf Bessarabien verfolgte, und
3. moralische Stärkung unserer Lokalorganisationen.

Bis Drăgaşani erfolgt die Reise mit der Bahn, dann zu Fuß (ca. 100 Kilometer) bis Slatina; danach wieder mit der Eisenbahn nach Bukarest.

Die Bahnreise wird vom Stab bezahlt.

Mitzunehmen sind: ein Rucksack mit Wäsche, Rasierzeug, Sanitätsmaterial, warmer, wetterfester Kleidung, wasserdichten Schuhen sowie warmen Socken und Pelzmützen. Auch etwas Lebensmittel und Geld.«

Ein Mädchen, das Medizin studierte, nahm auch etwas Sanitätsmaterial wie Verbandszeug und Medikamente mit.

Darüber hinaus mußten wir auch 15 Kilogramm an Propagandamaterial mittragen.

Manolescu-Puţuri war verantwortlich für die Wahl der Marschroute, für das Zustandekommen der Versammlungen sowie für Unterbringung und Ernährung unserer Kameraden. Zu meiner Verantwortung gehörten die Gestaltung der Versammlungsreden, die Diskussion mit den Bauern sowie die Verhandlungen mit Behörden und Ordnungskräften. Ich sollte besonders darauf achten, daß keine Auseinandersetzungen mit Vertretern anderer Parteien vorkamen und daß unter keinen Umständen Konflikte mit den Behörden entstanden. Wir sollten nur streng nach den Gesetzen handeln und den Behörden stets Respekt erweisen.

Bezüglich der sechs Mädchen (Studentinnen zwischen 22 und 26 Jahren) erklärte uns Horodniceanu, daß es sich um einen Versuch handle. Die Leiterin der Mädchenorganisation der Legion (Cetatea Legionară), Nicoleta Nicolescu, hatte bei Codreanu durchgesetzt, daß einige Mädchen ihrer Organisation im Wahlkampf eingesetzt würden. Die Frauen hatten damals in Rumänien kein Wahlrecht, aber sie konnten ihre Männer und Brüder überzeugen, für die Legion zu stimmen. Sowohl Manolescu-Puţuri als auch ich zeigten uns skeptisch über dieses Vorhaben, aber wir mußten gehorchen.

Noch in Bukarest entstand zwischen Manolescu-Puţuri und mir der erste Konflikt. Er und noch einige unserer Kameraden besaßen Faustfeuerwaffen und wollten diese mitnehmen. Ich verfügte, daß alle Feuerwaffen sowie Springmesser und Bajonette zurückzulassen seien, da wir Waffen nicht brauchen würden, andernfalls könnten für uns nur Schwierigkeiten entstehen. Manolescu-Puţuri protestierte heftig, aber nach einer Besprechung mit Horodniceanu und Livezeanu beim Stab mußten er und die anderen sich fügen.



Wie geplant, fuhren wir in der Frühe mit der Eisenbahn von Bukarest über Piteşti und Slatina nach Piatra-Olt; dort wechselten wir den Zug in Richtung Râmnicu-Vâlcea und stiegen in Drăgaşani aus. In der Bahn verbot ich meinen Kameraden, unsere Legionärslieder zu singen, es gehörte nicht zu unserer Aufgabe, und ich wollte nicht, daß wir auffielen und die Vorteile der Überraschung verlorengingen. In Drăgaşani sahen wir die kleinen Berge mit ihren Weingärten; diese Ortschaft war damals für erlesene Weine bekannt. Es war bereits gegen Abend, und am Bahnhof warteten zwei Legionäre aus Dumitreşti, um uns zu begleiten. Wir überquerten auf einer hölzernen Brücke den Fluß Olt, der damals im Herbst viel Wasser führte. Es war bereits dunkel, als wir nach einigen Kilometern Marsch in Dumitreşti ankamen. Dort wurden wir von einem pensionierten Lehrer, der Legionär war, in seinem Haus herzlich aufgenommen. Nach einem ergiebigen Abendessen, welches die Frau des Lehrers und ihre beiden Schwiegertöchter für uns vorbereitet hatten, machten wir den Einsatzplan für den nächsten Tag. Erst spät, nachdem wir etliche Liter guten Weines konsumiert hatten, wurden wir zu unseren Quartieren geführt. Die Mädchen übernachteten bei der Lehrerfamilie, und wir wurden bei deren Verwandten und Freunden untergebracht. Ich erhielt beim Dorfpfarrer ein schönes, sauberes Bett in einem ungeheizten Zimmer, aber ich schlief gut und ohne Träume.

Am Morgen bekam ich von der Frau des Pfarrers ein warmes Frühstück. Da der Pfarrer in der Morgenmesse war, konnte sie über ihren Kummer frei sprechen. Ihre beiden Söhne besuchten das Gymnasium in Slatina und seien bereits von den Ideen der Eisernen Garde »infiziert«. »Warum läßt man die Kinder nicht in Ruhe? Sie sollen zuerst lernen und etwas werden und dann Politik machen.« Der Pfarrer sei auch von der Legion begeistert, aber »Gott sei Dank« sei er noch nicht Mitglied geworden. Ich versuchte ihr zu erklären, daß wir die Kinder auf den richtigen Weg, zum Patriotismus, zu Anständigkeit und Arbeitsleistung und zur Religion bringen würden und sie dabei stärken müßten, sonst würden sie von den Kommunisten, Atheisten und Verrätern zum Schlechten verleitet. Die Frau des Pfarrers fragte mich,

warum wir uns ausgerechnet Manolescu-Puţuri als Chef ausgesucht hätten, da er in dieser Gegend keinen guten Ruf habe. Er habe dort zwar viele Freunde, aber auch viele Feinde. Oft verursache er Raufereien mit politisch andersdenkenden Leuten sowie Auseinandersetzungen mit den Bürgermeistern und den Ordnungshütern. Ich mußte ihr sagen, daß er nicht der Chef unserer Gruppe sei, und versuchte ihn in Schutz zu nehmen und seine Fehler zu entschuldigen. In Wirklichkeit war Manolescu-Puţuri kein schlechter Mensch. Er verhielt sich wie ein Troubadour: Er spielte Gitarre und Mandoline, sang, schrieb Gedichte und trank viel und gerne. Mit 30 Jahren war er mit seinem Studium an der Universität noch nicht fertig. Meist jähzornig und unbeherrscht, verursachte er immer Probleme. Obwohl er mir nicht unsympathisch war, konnte ich mich mit ihm nicht anfreunden, da wir beide einen ganz unterschiedlichen Charakter und ein anderes Temperament hatten.

Das Dorf Dumitreşti erschien mir reicher und zivilisierter im Vergleich zu den Dörfern im südlichen Teil des Bezirkes Dâmboviţa. Die Häuser waren alle aus Ziegeln gebaut und mit Blech gedeckt. Sie hatten große Stallungen und Scheunen sowie schöne Gärten mit vielen Obstbäumen. Die Bauern waren durchwegs aufgeweckter und selbstbewußter.

Die Legionärsorganisation bestand aus zwei Nestern mit etwa 20 Legionären. Sie war das Werk des Dorflehrers, wobei auch Manolescu-Puţuri seine Verdienste hatte. Die Versammlung fand in einer größeren Scheune eines reichen Bauern statt, wo sich etwa 50 Leute einfanden. Da ich beim Reden immer noch Hemmungen hatte, beauftragte ich damit Manolescu-Puţuri, den Lehrer und einen unserer Kameraden namens Negrescu, die alle gut reden konnten. Der Inhalt der Ansprachen wurde wie immer mit mir vorher festgelegt. Nach der Versammlung fragte mich ein Bauer, ob die mitgenommenen »Weibchen« unsere Ehefrauen seien, und ein anderer wollte wissen, ob wir mit ihnen zusammen schliefen. Diese Frage wurde in fast allen von uns besuchten Dörfern gestellt. Die Leute wußten, daß die Frauen kein Wahlrecht besaßen, und deswegen waren sie erstaunt, daß Mädchen mit uns marschierten. Manche Frauen im Dorf nahmen es uns übel, daß die Legionärsmädchen lange Hosen wie die Männer trugen und schwere Bergschuhe anhatten. Als wir am Sonntag in der Ortskirche den Gottesdienst besuchten, erlebten wir etwas Unangenehmes. Unsere Mädchen trugen wegen des kalten Wetters wie immer lange Hosen, da sie nichts anderes mitgenommen hatten. Wie auf ein Signal verließen die meisten älteren Dorffrauen die Kirche und sagten, als sie bei uns vorbeigingen: »Es ist eine Unverschämtheit, daß Frauen in Männerkleidung dem Gottesdienst beiwohnen.« Es wurde mir klar, daß uns diese Mädchen Probleme brachten. Obwohl sie willig alle Strapazen auf sich nahmen, war ihr Einsatz für unseren Wahlkampf problematisch. Die Bauern, besonders in Südrumänien, waren sehr konservativ, und ihre Mentalität ließ sich nicht so schnell ändern. Einige meiner Kameraden waren der Meinung, wir sollten die Mädchen sofort nach Hause schicken, aber ich beschloß, daß sie bleiben sollten. Sie halfen den Bäuerinnen beim Kochen, Servieren und Geschirrabwaschen. Für die Medizinstudentin gab es Gelegenheit, einige kranke Frauen und Kinder zu versorgen; die meisten Dörfer dort waren damals medizinisch unterversorgt.

In einem Dorf beauftragte ich die Mädchen, die Kirche gründlich zu reinigen und die Fenster zu waschen; sie waren alle brav und folgsam und bemühten sich stets, einen guten Eindruck zu machen. Noch in Dumitreşti mußte ich zur Gendarmerie kommen; der Postenleiter brauchte meine Personalien und eine Liste mit den Namen und Adressen aller Kameraden unserer Gruppe. Ferner wollte er die Marschroute unseres Einsatzes wissen und wann wir gedächten, den Bezirk zu verlassen. Er war ziemlich amtlich, aber auch sehr nett und ließ mir ein Gläschen Slibowitz (Ţuica) servieren.

Begleitet von zwei berittenen Legionären aus Dumitreşti verließen wir die Ortschaft, und nach einer guten Marschstunde erreichten wir Albeşti-Urluiasca, wo wir von den dortigen Legionären empfangen wurden. Unser Programm ging nach dem vorausbestimmten Plan weiter, und überall kam es zu kleinen Versammlungen in den Dörfern, zu politischen Reden und zu Diskussionen nach dem üblichen Schema. Die Tage vergingen schnell.

Zwei Tage vor dem Ende unseres Einsatzes erlebten wir etwas Unangenehmes. Vor dem Dorf Curtişoara, wo wir ohne Aufenthalt durchmarschieren wollten, sperrte uns der dortige Bürgermeister in Begleitung von 15 bis 20 mit Schlagstöcken bewaffneten Burschen den Weg ab. Sie begannen uns anzuschreien, wir sollten kehrtmachen und »zum Teufel gehen«. Es war eine schwierige Situation, aber davor waren wir gewarnt worden und hatten deshalb einen Abwehrplan vorbereitet.

Mit der rechten Hand in der Manteltasche simulierte ich einen Revolver im Anschlag. Meine Legionäre taten das gleiche und nahmen in zwei Reihen die Schützenstellung ein, wobei die Mädchen nach hinten gingen. Dann trat ich forsch und allein dem Bürgermeister entgegen und sagte ihm, daß wir freie Bürger seien und unsere Tätigkeit bei den Wahlbehörden angemeldet hätten. Wir wollten durch die Ortschaft durchmarschieren, und er habe kein Recht, uns daran zu hindern. Wir würden niemanden angreifen, aber sollte uns jemand angreifen, würden wir uns verteidigen. Dafür hätten wir stärkere Waffen, als er sich vorstellen könne. Eines der Mädchen kam nach vorne und machte vom Bürgermeister und seinen Schlägern einige Fotoaufnahmen. Mit einer mutigen und energischen Stimme, wie ich sie mir vorher nie zugetraut hätte, sagte ich ihm entschlossen: »Herr Bürgermeister! In zwei Minuten werden wir weitermarschieren. Das Gesetz ist auf unserer Seite, und wir haben keine Angst. Wenn Sie aber ein Blutbad veranstalten wollen, können Sie es haben! Aber Sie sind der erste, der ins Gras beißen wird. Seien Sie vernünftig, und schicken Sie Ihre Schläger lieber nach Hause!« Dann drehte ich mich um, schaute auf die Uhr und ging zu meiner Gruppe zurück. Der Bürgermeister blieb wie versteinert stehen. Als seine Burschen sich drohend zu bewegen begannen, brüllte er sie an und mahnte sie zur Ruhe; dann schrie er mich an: »Sie dürfen durchmarschieren, aber nirgends stehenbleiben!«

Ich antwortete nichts und gab Befehl zum Weitermarschieren. Der Bürgermeister blieb mit seinen Leuten am Straßenrand zurück und schaute uns nach.

Kurz vor dem Dorfende befand sich das Gendarmeriegebäude. Ich ließ die Kolonne anhalten und ging hinein, grüßte höflich und bat den Postenleiter um ein kurzes Gespräch. Ich erzählte ihm, daß wir am Dorfeingang vom Bürgermeister mit einer Gruppe von halb betrunkenen Rowdies angehalten worden waren. Wenn wir nicht gute Nerven gehabt hätten, wäre es zu einer wilden Rauferei gekommen. Der Postenleiter schmunzelte zuerst, dann sagte er: »Was soll ich machen? Er ist Bürgermeister im Dorf und Metzger von Beruf. Er gehört der Bauernpartei an und hat einen Zorn, weil ihr gegen seinen Beschützer, den ehemaligen Außenminister N. Titulescu, seid. Wollen Sie gegen ihn Anzeige erstatten? Sie werden beim Bezirksgericht nicht weit kommen, da es Gott sei Dank zu keinen Handgreiflichkeiten gekommen ist. Schade um die Zeit!«

Ich nahm Abstand von einer Anzeige, bat ihn aber, über diese Angelegenheit an das Gendarmeriekommando des Bezirks schriftlich zu berichten. Er versprach mir, es sofort zu tun. Ich bat ihn ferner zu erlauben, daß meine Leute in das Gendarmeriegebäude kommen dürften, um sich die Hände zu waschen und die Toilette zu benützen, was er entgegenkommenderweise gestattete. Danach verabschiedeten wir uns von dem Gendarmeriebeamten freundlich und marschierten weiter.

Außerhalb des Dorfes machten wir auf einer kleinen Waldlichtung Pause, um etwas zu essen. Bei mir kam erst jetzt die Reaktion, und meine Hände zitterten. Der Bluff war gelungen; meine Kameraden hatten das Theaterstück perfekt gespielt. Aber was wäre gewesen, wenn man durchschaut hätte, daß wir keinen einzigen Revolver bei uns hatten? Es hätte ein Teil meiner Kameraden mit kleinen oder größeren Verletzungen am Straßenrand liegen und auf den Abtransport ins Krankenhaus warten können. Jegliche Fortsetzung unserer Aufgabe wäre ins Wasser gefallen. Vielleicht wäre es doch besser gewesen, wenn wir über einige Faustfeuerwaffen verfügt hätten. Als ob Manolescu-Puțuri meine Gedanken gelesen hätte, sagte er mir: »Ich hätte Lust gehabt, es doch zu einer Rauferei kommen zu lassen; wir waren ohne Mädchen 25 und diese Radaubrüder nicht weniger, aber teilweise schwer betrunken. Ich hätte Lust, den dicken Bürgermeister spitalreif zu schlagen. Schade, daß der Bluff gelungen ist, aber wir hätten ohnedies gesiegt und allen einen Denkzettel verpaßt. Immerhin bist du, Logigan, ein Diplomat erster Klasse, und ich gratuliere dir, aber du paßt nicht in die Eiserne Garde (!).« – »Darüber hast du nicht zu entscheiden!« bemerkte ich ziemlich verärgert und schloß die Diskussion.

Unser Einsatz ging planmäßig weiter. Einen Tag bevor wir nach Slatina kamen, übernachteten wir in einem größeren Dorf namens Valea-Mare-Nouă, wo ebenfalls eine Versammlung mit den dortigen Legionären stattfand. Am nächsten Tag, als wir ziemlich müde in Richtung Slatina weitermarschierten, wurden wir von zwei Lastwagen überholt, die dann vor uns stehenblieben. Aus den Fahrzeugen sprangen plötzlich Soldaten heraus. Sie waren mit Gewehren und leichten Maschinengewehren bewaffnet und umzingelten uns. Es waren keine Gendarmen, sondern reguläre Armeeangehörige mit einem Offizier als Anführer. Ich ließ meine Leute antreten, ging zu ihm, grüßte, sagte meinen Namen und fragte, was er von uns wolle. Er sagte ebenfalls seinen Namen: »Oberleutnant XY vom Infanterieregiment Slatina.« Von ihm erfuhr ich, worum es sich handelte: Der Bür-

germeister von Curtişoara habe eine telefonische Meldung an die Präfektur in Slatina übermittelt, daß etwa 100 bis 120 schwerbewaffnete Legionäre gegen seinen Willen in sein Dorf einmarschiert seien, die Häuser mit Steinen beworfen, das Gendarmeriegebäude mit Gewalt besetzt und die dortigen Beamten entwaffnet hätten. Der Präfekt[14] hatte den Regimentskommandeur von Slatina alarmiert, der einen motorisierten Zug Soldaten nach Curtişoara, wo wir zwei Tage davor waren, schickte, um uns abzufangen. Der Oberleutnant hatte mit dem Bürgermeister selbst gesprochen, der seine Anschuldigungen wiederholte. Allerdings widersprachen die von ihm angebotenen Zeugen in ihren Aussagen einander, und alles erschien unseriös. Der Postenkommandant der Gendarmerie verneinte die Aussage des Bürgermeisters mit dem Hinweis auf die von ihm selbst schriftlich erstattete Meldung und stellte alles richtig. Der junge Offizier erkannte, daß es sich um eine politische Intrige handelte, rief den Regimentskommandeur an und verlangte neue Anweisungen. Der Oberst befahl ihm, uns nach Waffen zu durchsuchen und, falls er keine finde, uns in Ruhe weiterziehen zu lassen. Zu diesem Zwecke hatte er einen Gendarmeriebeamten mit, der ein Protokoll niederschreiben sollte.

Ich ließ meine Kameraden mit geöffnetem Rucksack einzeln antreten (auch die Mädchen), um sie nach Waffen durchsuchen zu lassen. Eine halbe Stunde später war alles vorbei. Die Soldaten bestiegen die Fahrzeuge, und der Oberleutnant verabschiedete sich freundlich und flüsterte mir leise zu: »Bin ich froh, daß ich keinerlei Waffen gefunden habe, sonst müßte ich alle in Haft nehmen, nach Slatina führen und dort in das Bezirksgefängnis einliefern.« (Das Tragen von Feuerwaffen ohne polizeiliche Erlaubnis war damals in Rumänien gesetzlich verboten.) Bei der Verabschiedung bat ich den Oberleutnant, zwei unserer Mädchen, die wunde Füße hatten und nur schwer gehen konnten,

---

[14] Präfekten waren in Rumänien Leiter der Judeţe (Bezirkshauptmannschaften). Sie waren von der Regierung ernannt und trugen die politische Verantwortung gegenüber dem Innenminister. Im Fall einer Notsituation (Gefahr in Verzug) durften sie selbständig handeln; z. B.: Bei Überschwemmungen, Erdbeben, Epidemien oder Revolutionen usw. durften sie alle vom Notgesetz erlaubten Maßnahmen treffen und auch in ihrem Bereich vorhandenes Militär einsetzen. Dieses Gesetz bildete in Rumänien in der Vorkriegszeit ein bequemes Instrument der Verwaltung, um Mißbräuche und Übergriffe gegen politisch Andersdenkende zu legalisieren. Besonders im Kampf gegen die Eiserne Garde kam das Notstandsgesetz allzuoft zur Anwendung.



nach Slatina mitzunehmen, was er freundlich zusagte. Aber nur ein Mädchen fuhr mit; das andere wollte unbedingt bei uns bleiben. Der Gendarmeriebeamte, der ein eigenes Motorrad hatte, blieb, bis das Protokoll fertig geschrieben und unterzeichnet war. Bevor er sich von mir verabschiedete, machte er mich darauf aufmerksam, daß ab dem nächsten Tag, Sonntag, 19. Dezember, jede weitere Wahlpropaganda gesetzlich untersagt sei; eine Tatsache, die mir schon bekannt war und an die ich mich hielt.

So konnten wir weiter in Richtung Slatina marschieren, aber die Leute waren nicht nur müde, sondern von den erlebten Spannungen auch angeschlagen. Wegen des Mädchens, das uns nicht hatte verlassen wollen und beim Gehen starke Schmerzen hatte, kamen wir nur langsam vorwärts. Erst spät am Abend erreichten wir die Stadt, und Manolescu-Puţuri führte uns zum Sitz der Bezirksorganisation. Dort erfuhren wir, daß wir in einem Dorf außerhalb von Slatina hätten übernachten sollen; aber unerklärlicherweise hatten wir diese Nachricht nicht erhalten. In der Stadt waren bereits drei Legionärsgruppen, welche die Gebiete im Süden und Osten des Bezirkes durchkämmt hatten, untergebracht. Man könne jetzt nur noch für die Übernachtung unserer Mädchen sorgen, aber für uns sei es nicht mehr möglich. So gingen wir zum Bahnhof in den Wartesaal. Dort war die Luft dick vom Zigarettenrauch und mit Gerüchen von Schweiß, Zwiebeln und Knoblauch vermischt. Im Freien hatte es bereits Minusgrade, und alle Anwesenden protestierten, als wir ein Fenster zu öffnen versuchten. Der Zug, der uns nach Bukarest bringen würde, sollte erst am Vormittag eintreffen. Manolescu-Puţuri war ebenso am Bahnhof, wo er um Mitternacht einen Zug nach Craiova nehmen wollte, wo seine Eltern lebten. Wir sprachen nur wenig miteinander. Er gehörte zu den Menschen, die ich bewunderte, aber nicht besonders schätzte. Ich dachte mir: Was wäre gewesen, wenn er seinen Revolver bei sich gehabt hätte?

Von Slatina fuhren wir nach Bukarest, wo ich am nächsten Tag meine Stimme im Wahlsprengel Nordbahnhof abgeben sollte. Der Einsatz im Bezirk Olt war der größte und der letzte Wahlkampf in meinem Leben. Ob er sich gelohnt hat? Es ist schwer zu beurteilen. Der Bezirk Olt hatte eine verhältnismäßig kleine und junge Organisation. Das Wahlergebnis brachte für die Legion nur 13,5 Prozent aller abgegebenen Stimmen; es war kein Erfolg und der bekannte Gegner der Eisernen Garde, N. Titulescu, erhielt trotz unseres Kampfes seinen Parlamentssitz.

Zwischen Codreanu, Gh. Brătianu (einem Neoliberalen) und Iului Maniu (Bauernpartei) hatte bereits im April 1937 eine vertrauliche Absprache im Hinblick auf die folgenden Parlamentswahlen stattgefunden. Man hatte sich gegenseitig verpflichtet, alles zu unternehmen, um die regierende Liberale Partei zu stürzen. Die formelle Unterzeichnung des Wahlpaktes erfolgte erst am 25. November 1937. Dabei wurde beschlossen, die Wahlpropaganda voll und ganz gegen die Regierungspartei einzusetzen und nicht aneinander die Kräfte abzunützen. Auf Codreanus Wunsch wurde der Bezirk Olt ausgenommen, da dort Titulescu kandidierte.

Die vom Legionärsstab ausgearbeiteten Einsatz- und Operationspläne erwiesen sich trotz vieler Fehler und Irrtümer als sehr wirksam. Da die Einsatzkräfte nicht unbegrenzt verfügbar waren, mußten sie optimal – sowohl örtlich als auch zeitlich – eingesetzt werden. Der Effekt war größer als erwartet, und der Wahlpakt mit den Neoliberalen und der Bauernpartei führte zu einer entscheidenden Schwächung der Regierungspartei. Diese konnte die notwendigen Parlamentssitze für eine neue Regierung nicht erzielen. Kurz vor den Wahlen bildeten die Liberalen ein Wahlkartell mit der Iorga-Gruppe, der Deutschen Partei (Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben), der Ukrainischen Partei aus Bessarabien und der Bukowina sowie der Jüdischen Partei. Die Liberale Partei verpflichtete sich, eine gewisse Anzahl von Deutschen, Ukrainern und Juden auf ihrer Kandidatenliste zu akzeptieren und die entsprechenden Parlamentssitze für sie zu garantieren. Das war ein taktischer Fehler der Liberalen, da nicht alle Deutschen, Ukrainer und Juden mit dem Wahlkartell einverstanden waren und demzufolge ihre Stimmen anderen Parteien gaben. Es ist erwiesen, daß viele Deutsche und Ukrainer die Legionslisten wählten.

Aber auch für die in der Opposition befindliche Bauernpartei wurde die Lage durch den Pakt ungünstig. Viele echte Demokraten wie Mihalache, Madgearu, Istrate Micescu u. a. mit ihren Freunden, enthielten sich der Stimme.

Durch den Wahlpakt erreichte Codreanu zweifellos einen vorübergehenden Erfolg, aber zugleich beschleunigte er die Einführung der Königsdiktatur, welche Carol II. schon lange beabsichtigt hatte. Die Folgen waren für Codreanu und die Eiserne Garde tödlich, für die bürgerlichen Parteien verheerend und für die rumänische Politik katastrophal. Am 30. November 1937 veranstaltete Codreanu eine Pressekonferenz, um den Sinn des Wahlpaktes mit Maniu und Gh. Brătianu zu erläutern. Seine Erklärungen waren offen und ehrlich, aber unvorsichtig und, auf die Außenpolitik Rumäniens bezogen, unzeitgemäß. Sie riefen große Aufregung sowohl im Inland als auch im Ausland hervor. Hier einige seiner Äußerungen, ins Deutsche übertragen von Armin Heinen:

»Ich bin gegen die großen Demokratien des Westens, gegen die kleine Entente, gegen den Balkanpakt, und mich verbindet nichts mit dem Völkerbund, an den ich nicht glaube. Ich bin für eine Außenpolitik an der Seite Roms und Berlins, an der Seite der Staaten nationaler Revolution, ich bin gegen den Bolschewismus, gegen die jüdische Kapitalmacht, gegen das Freimaurertum ... Innerhalb von 48 Stunden nach dem Sieg der Legionärsbewegung wird Rumänien eine Allianz mit Rom und Berlin schließen.

Herr Maniu ist für die Demokratie, ich bin absolut dagegen, genau wie ich gegen jede Form der Diktatur bin. Herr Maniu sagt, daß seine Partei für Gerechtigkeit und Toleranz ist. Ich bin für Gerechtigkeit, aber ohne Toleranz, da wir bereits zu viel toleriert haben, und das ist genug.

Die Schurken, die Verräter und die Schuldigen werden einmal zur Verantwortung gezogen, vom kleinen Gendarmeriebeamten bis zum Minister, ... und sie werden alle nach den Gesetzen der Moral einmal streng bestraft ...«

Nur wenige Tage nach Codreanus Erklärungen reagierte die Presse besonders im Ausland sehr heftig. Die Zeitungen in London und Paris malten für Rumänien den Teufel an die Wand und behaupteten nicht zum ersten Mal, daß die Eiserne Garde ein Werk Hitlers und Mussolinis sei, und warnten die Demokraten Rumäniens vor der »fünften Kolonne« im Dienste des Faschismus. In der Bukarester Zeitung »Curentul« fragte der berühmte Journalist Pamfil Şeicaru in einem langen Artikel, wie es Codreanu bewältigen wolle, eine Allianz mit Rom und Berlin in 48 Stunden zu schließen. Mussolini und Hitler hätten mehr als zwei Jahre intensiver Verhandlungen für ihr Bündnis gebraucht. Şeicarus Schlußfolgerung war, daß Codreanu entweder Utopist oder unseriös sei.

Diplomatische Anfragen an die rumänische Regierung kamen aus Ankara, Athen, Belgrad, Prag und Warschau, da sich die dortigen Regierungen durch ihre Paktbindungen mit Bukarest nunmehr verunsichert fühlten. Dr. M. Polihroniade, der von Codreanu mit Fragen der Außenpolitik beauftragt war, wurde von den Erklärungen seines obersten Chefs selbst überrascht. Die Kommentare der deutschen und italienischen Zeitungen waren für

uns enttäuschend. Eine nur kurze Zusammenfassung dieser Erklärungen konnte man zehn Tage später im »Völkischen Beobachter« lesen; man wußte aber nicht warum. Entweder war die Eiserne Garde für Hitler und Mussolini ganz bedeutungslos, oder sie wollten nicht fälschlicherweise in den Verdacht kommen, daß sie die Legion selbst lenkten. Damals stand Berlin wegen eines neuen Handelsvertrages in Verhandlungen mit der Bukarester Regierung und mußte vielleicht darauf Rücksicht nehmen. Meine Kameraden und ich waren damals viel zu jung, um diese Dinge zu verstehen; später sollte uns das eigene Schicksal den Schlüssel zum Verständnis dieser Haltung liefern. Solange Nazi-Deutschland stark genug war, konnte es uns nicht brauchen, zumal wir ihm mit unseren Nationalgefühlen nur im Wege standen. Später, Ende 1944, als ihm das Wasser bis zum Halse stand, hätte es gerne von unserer Freundschaft Gebrauch gemacht und uns für seine eigenen Interessen ins Feuer geschickt. Viele der bürgerlichen Politiker, die unehrlich, habgierig und korrupt waren, bekamen es nach den Erklärungen Codreanus mit der Angst zu tun. Um die Gefahr seitens der Legionäre abzuwehren, schlossen sie sich zusammen und ermunterten, ja unterstützten sogar den König, die Verfassung aufzuheben und eine Diktatur mit dem einzigen Ziel einzuführen, die Legion zu vernichten.

Bereits am Abend des 22. Dezember 1937 war im Zentrum des Legionärskommandos in der Straße Imprimeriei eine nervöse und von Ungeduld gezeichnete Erregung zu bemerken. Die telefonischen Nachrichten von den einzelnen Organisationen aus der Provinz kamen unvollständig und sagten zu Beginn nicht viel aus.

Erst am Nachmittag des nächsten Tages kamen die ersten Wahlergebnisse aus den Bezirken der Provinzen Moldau und Bessarabien, und zwar von dort, wo die Legion tatsächlich nur wenige Stimmen für sich buchen konnte.

Im Bezirk Jassy, wo Codreanu seinen Kampf als Student begonnen hatte, konnte die Legion nur 4,5 Prozent aller Stimmen erreichen, während die antisemitische Nationalchristliche Liga mit Professor Cuza 16,6 Prozent erzielte. Die endgültigen Ergebnisse für die Abgeordnetenkammer kamen erst am 24. Dezember und waren voller Überraschungen. Die Legion bzw. die Partei »Alles für das Vaterland« bekam 478278 Stimmen. Für den Senat wurden die Ergebnisse erst nach Weihnachten bekannt; die Legion erhielt auch dort über 100000 Stimmen.



Wenn man verschiedene Schikanen, Ungesetzlichkeiten und administrative Mißbräuche berücksichtigt, hätte man für die Legion eine Stimmenzahl von etwa 650000 bis 800000 als wahrscheinlich annehmen können. Bei einem längeren und intensiveren Einsatz in allen Bezirken Rumäniens wäre eine Stimmenzahl von etwa einer Million möglich gewesen; damit hätte man 32,6 Prozent aller abgegebenen Stimmen erreichen können. Tatsächlich gab es einige Bezirke, in denen dieser Prozentsatz erreicht oder sogar überschritten wurde, wie z. B. im Bezirk Covurlui mit dem Donauhafen Galatz 36 Prozent, in Neamţ in der Moldau 36 Prozent, in Arad in Siebenbürgen 32,7 Prozent und in Câmpulung in der Bukowina 32,8 Prozent.

Die rumänische Hauptstadt Bukarest war bis 1932 das schwächste Kettenglied der Legion, diese hatte bei den damaligen Parlamentswahlen nur 341 Stimmen bei 180000 Stimmberechtigten erzielt. Nur fünf Jahre später (Dezember 1937) erhielt die Legion hier 22,4 Prozent aller abgegebenen Stimmen. Eine interessante Analyse gibt Armin Heinen, wobei er die Erfolge der Legion hauptsächlich auf die Mobilisierung der Protestwähler zurückführt.

Das genaue Ergebnis und die Verteilung der Mandate, die erst nach Weihnachten erfolgte, lautete nach Heinen:

| Nr. | Wahlliste | Stimmenanteil (%) | Parlamentssitze |
|---|---|---|---|
| 1 | Wahlkartell (Liberale mit Iorga, Deutschen, Juden und Ukrainern | 35,92 | 152 |
| 2 | Bauernpartei | 20,40 | 86 |
| 3 | »Alles für das Vaterland« | 15,58 | 66 |
| 4 | Nationalchristliche Liga (Cuza im Wahlkartell mit Goga) | 9,15 | 39 |
| 5 | Partei der ungarischen Minderheit | 4,43 | 19 |
| 6 | Neoliberale (Gh Brătianu) | 3,89 | 16 |
| 7 | Radikale Landwirtepartei (Lupu) | 2,25 | 9 |
| 8 | Weitere 7 kleine Gruppen | 8,38 | 0 |
| | Gesamt: 14 Wahllisten | 100,00 | 389 |

Da das Wahlkartell der Liberalen nicht die gesetzlich notwendigen 40 Prozent aller Stimmen erzielt hatte, mußte die Regierung Tătărescus zurücktreten. Die Situation war insofern schwierig, als eine Koalition der bürgerlichen Partei wegen der ablehnenden Haltung von Maniu nicht möglich und auch vom König nicht erwünscht war. Die Legion erschien den meisten als unbändige Kraft, die gleich einer Sturmflut alles hinwegzufegen drohte.

Die Freude und Euphorie unserer Kameraden war unbeschreiblich. Am Heiligen Abend war ich fast die ganze Zeit beim Stab. Als ich gegen Abend weggehen wollte, traf ich den Parteivorsitzenden Ing. Gh. Clime, mit dem ich nur selten Gelegenheit hatte zu sprechen. Auch er war von dieser Euphorie erfaßt, aber ich merkte einen Schatten im Ausdruck seiner Augen, als er mir sagte: »Ja, ja, es ist alles schön, aber hoffentlich wird es so bleiben! ...«

Ich weiß nicht warum, aber ich spürte ein Unbehagen, als ich nach Hause ging. Es war das erste Mal, daß ich den Heiligen Abend nicht mit meinen Eltern verbrachte. Mein Zimmerkollege Lazea Lazar war auch noch nicht abgereist. Er prahlte gewaltig damit, daß die Wähler in seinem Heimatbezirk Tecuci der Legion 28 Prozent der Stimmen gegeben hatten. Bald kamen auch Drăgulin, Crişan, Mărcoi, Jean Popa und andere dazu, und alle wollten wissen, was nun weiter geschehen werde. Nur Tănase kam nicht; er war kurz davor wegen einer Bruchoperation in ein Krankenhaus eingeliefert worden.

In unserem Zimmer war es kalt, da wir keine Zeit hatten, den Ofen anzuheizen, und Lazea Lazar zog es vor, sich von innen mit Slibowitz (Ţuica) zu erwärmen. Wir diskutierten und machten Scherze bis nach Mitternacht.

Am nächsten Tag fuhr ich zu meinen Eltern nach Targowischt, wo ich die Tage bis Silvester blieb. Mein Stiefvater war bereits zu Hause. Er hatte sich nach seinem Schlaganfall fast zur Gänze erholt und konnte auch wieder störungsfrei sprechen. Auch er war über den Erfolg der Legion bei den Wahlen erfreut, blickte aber mit Sorgen in die Zukunft: »Ob die ›alten‹ Politiker sich das gefallen lassen werden?« – »Was wird der König machen?« – »Werden es die Sowjets zulassen, daß sich in Rumänien eine Legionärsregierung etabliert?« – »Wie wird das internationale Judentum reagieren?« – »Wir werden nichts Gutes erleben!«

Die Bedenken meines Stiefvaters waren wohlberechtigt, und die im Land kursierenden Gerüchte schienen uns alle zu verunsichern. In der Bezirksorganisation unserer Stadt traf ich jetzt viele meiner Schulkollegen wie Mocănescu, Gref, Trancă, Ionescu Cosma, Popescu Virgil u. a. Die Euphorie war teilweise verraucht, zumal täglich neue Gerüchte entstanden. Aber alle von uns waren von dem Glauben erfüllt, daß der Endsieg nicht mehr weit sei. Zwei Tage vor Jahresende fuhr ich nach Czernowitz, um dort bei meinem Vater im Familienkreis mit meinen beiden Schwestern den Silvesterabend zu verbringen. Meine Mutter und mein Bruder in Targowischt waren davon nicht begeistert, denn sie wollten mich am Neujahrstag bei sich haben, aber ich mußte auch die Familie meines Vaters an den Feiertagen besuchen.

Während der langen Bahnreise (zehn Stunden) versuchte ich, meine Gedanken zu ordnen und Pläne für die Zukunft zu schmieden. Wegen der Einsätze im Wahlkampf hatte ich mein Studium vernachlässigt. Ab nun mußte alles anders werden: Ich durfte keine Prüfung mehr versäumen und mußte alle Übungen rechtzeitig beenden. Hoffentlich würde jetzt eine Ruhezeit eintreten, damit ich das Versäumte nachholen konnte. Ursprünglich wollte ich mein Diplom so bald als möglich haben, eigentlich »bevor die Legion siegt«. Ich überlegte, ob es nicht besser wäre, nach Weihnachten die Parteileitung zu ersuchen, mich von allen politischen Pflichten für eineinhalb Jahre zu entbinden, damit ich mein Studium beenden konnte. Ich wußte aber, daß eine »Befreiung« von politischen Pflichten in der Eisernen Garde nicht üblich war. Damit stellte man sich selbst außerhalb der Legion: Nein, solange die Legion noch nicht gesiegt hatte, durfte ich nicht »desertieren«. Ich kannte viele, die es getan hatten, aber alle hatten eine Entschuldigung: Sie glaubten nicht mehr an die Ideale der Legion und auch nicht mehr an den Sieg. Aber ich glaubte an den Sieg, und deswegen durfte ich mich nicht absetzen. Mir war bewußt, daß ich weiter meine Kraft und meine Zeit für die Legion einsetzen würde, aber zugleich mein Studium beenden mußte.

In Czernowitz verbrachte ich Silvester mit der Familie. Meine beiden Schwestern waren sehr nett. Die ältere, Geta, war 14 Jahre alt und wollte wissen, ob ich schon eine Braut hätte und wie sie aussah. Mein Vater schien nicht mehr ganz gesund zu sein; wegen häufiger Asthmaanfälle hatte er das Rauchen aufgeben müssen, er konnte sich aber damit nur schwer abfinden. Er vermied jede politische Diskussion mit mir, und ich versuchte es auch nicht. Nur einmal drückte er sich pessimistisch aus: »Czer-

nowitz liegt nur 40 Kilometer von der Sowjetunion entfernt, und wir haben noch immer keinerlei Befestigungen an der Grenze.«

Vor meiner Abreise aus Czernowitz nahm ich an einer Versammlung von Legionären des Arbeiterkorps teil. Es waren etwa 80 bis 100 Leute, meist Fabrikarbeiter; darunter waren auch Deutsche, Polen, Ukrainer und Lipovaner. In der Stadt traf ich nur wenige Bekannte aus früheren Zeiten, wie Simionovici, der Musik studierte, dann Papaianopol, Dworetzky und Malinaş, der nun Legionär geworden war. Von ihnen erfuhr ich, daß mein ehemaliger Lateinprofessor Liteanu Amuliu seit zwei Jahren Mitglied der Eisernen Garde war.

Bald mußte ich aber Czernowitz verlassen und nach Bukarest fahren. Die Reise mit der Bahn war bei solch strengen Temperaturen alles andere als angenehm. In den Waggons funktionierte die Heizung nur mangelhaft, und wegen großer Schneeverwehungen kam der Zug in Bukarest mit etlichen Stunden Verspätung an.

In Bukarest gab es Frost und große Schneestürme, wie ich sie in dieser Stadt schon viele Jahre nicht mehr erlebt hatte. Mein Zimmerkollege Lazea Lazar war noch nicht aus den Ferien zurück. Unsere Wohnung befand sich in der Straße Dr. Felix, nicht weit von der Hochschule, aber die Mansarde war wärmetechnisch schlecht isoliert; im Sommer zu warm und im Winter zu kalt. Geheizt wurde mit einem gußeisernen Ofen, der in der Mitte des Zimmers stand. Es gab kein fließendes Wasser, und das Wasser mußte mit Blechkannen von der »Bassena« (Wasserleitungshahn mit Becken) auf dem Gang geholt werden. Wenn wir ein bis zwei Tage nicht heizten, fror das Wasser oft in den Blechkannen und im »Lavoir« (Waschschüssel). Heizmaterial (Holz oder Kohle) mußten wir selbst von einer Brennstoffhandlung in der Nähe besorgen und in Säcken in unser Mansardenzimmer tragen. Das Zimmer war aber sehr billig, und wir konnten tun, was wir wollten, ohne jemanden zu stören. Wir durften unsere politischen Sitzungen abhalten, singen, lärmen, Besuche empfangen usw. Die Hausbesitzerin, Frau Popa, hatte für alles Verständnis. Noch ein Vorteil: Wir hatten keine Wanzen; sie waren damals in vielen alten Häusern von Bukarest eine richtige Plage. Trotzdem beneidete ich manchmal meine Kollegen im Studentenheim mit Zentralheizung, Duschraum und der Kantine mit Mensa im Haus.





Bei den Legionären entstanden am Beginn der Bewegung Lieder und zwei Märsche mit patriotischem und politischem Inhalt. Sie verbreiteten sich später über ganz Rumänien und wurden besonders von der Jugend gerne gesungen. Die meisten Rumänen kamen ursprünglich nur durch diese Lieder in Kontakt mit der Eisernen Garde. Jede Provinz und fast jeder Bezirk hatten ein eigenes Lied oder einen besonderen Marsch. Die Melodien waren meist Originalschöpfungen und entstanden spontan. Manchmal wurden sie auch aus fremden Ländern und von deren Bewegungen übernommen. So zum Beispiel wurde das deutsche »Horst-Wessel-Lied« fast wörtlich übersetzt. Der Melodie der italienischen »Giovinezza, Primavera di bellezza« wurde das Marschlied der Legionäre aus Bessarabien nachempfunden. Stelescu dichtete das Marschlied »Wir kommen von dem blauen und ruhigen Donaustrom« zu einer aus einem Kosakenmarsch übernommenen Melodie. Auch das Lied der Todesschwadronen »Echipa morţii«[15] und das Begräbnisrequiem waren russischen Melodien entnommen. Viele schöne Lieder mit hochwertigen Originalmelodien entstanden in den Jahren 1936 bis 1937 durch Zusammenarbeit von Nelu Mânzatu mit Radu Demetrescu-Gyr. Viele Bücher mit je 30 bis 40 Legionärsliedern wurden damals gedruckt und in ganz Rumänien verbreitet. Sie bildeten einen Bestandteil einer wirksamen Legionärspropaganda. Inhaltlich drückten diese Lieder das Leiden des rumänischen Volkes aus, das stets von grausamen Feinden angegriffen und von korrupten Politikern verraten wurde. Sie sprachen immer von der Hoffnung auf den Sieg der Legion und ihres Kapitäns Codreanu: »Komm, unser Kapitän, zu uns in die Berge, nimm endlich den Säbel in die Hand, und wir alle werden dir treu bis zum Tode folgen ...«, oder an anderer Stelle: »Mach einmal Ordnung in unserem Land, und der Erzengel Michael aus dem Himmel wird dir helfen.«

Antisemitische Parolen waren nur in den in der Bukowina und in der Moldau, wo viele Juden lebten, entstandenen Liedern

---

[15] »Echipa morţii«, in der neuzeitlichen politischen Literatur unrichtig mit Todesschwadronen übersetzt. Dieser Begriff von »Totengruppe« entstand in der romantischen Zeit der Eisernen Garde 1931–1932 in Jassy. Dies waren keine Gruppen nach dem Muster der südamerikanischen Revolutionäre mit dem Ziel, jemanden zu ermorden, sondern sie führten unter Verachtung des eigenen Todes ihren politischen Kampf weiter.

zu finden. Die meisten Lieder drückten leidenschaftliche Liebe zur rumänischen Heimat und die Hoffnung auf die Gerechtigkeit Gottes aus.

Abweichend davon war der Inhalt manches Mal sehr radikal, z. B. in dem meistgesungenen Lied »Heile Legionärsjugend« findet man folgende Sätze:

»Für Tapfere bauen wir Kirchen ...
Aber für Verräter halten wir nur Pistolenkugeln bereit; ...
Sollten wir alle in die Stirn getroffen fallen, so wollen wir alle gerne für unseren Kapitän sterben.«

Für die breite Masse des rumänischen Volkes hatten diese Lieder eine propagandistische Wirkung, die bei den anderen bürgerlichen Parteien fehlte. Ende 1937 erschien das Lied »Răsbunare« (Rache), dessen Worte Bedrohung und Vergeltung gegenüber andersdenkenden Politikern zum Ausdruck brachten. Vielen Legionären gefiel dieses Lied nicht, da es ihnen unchristlich, gruselig und äußerst unklug erschien. Ich sang es nie und ließ es auch nie singen.

Die Musik, und besonders die Marschmusik, wurde immer gezielt verwendet, aber auch mißbraucht. Früher wurden die Soldaten immer mit Marschmusik in die Schlacht geführt. Auch die Kirche erkannte frühzeitig die Wirkung der Musik und machte davon Gebrauch. Warum sollte die Musik nicht auch für die politische Propaganda genützt werden? Da die meisten Menschen emotional veranlagt sind, können sie dadurch leichter beeinflußt werden. Bereits 1789 begleiteten die Franzosen ihre Revolution mit »La Marseillaise«. Später machten alle politischen Richtungen davon Gebrauch: Sozialisten, Kommunisten, Faschisten und Nationalsozialisten, und alle hatten damit Erfolg.

Ich hatte von Beginn an ein indifferentes Verhältnis zu den Legionärsliedern. Sicherlich sang ich auch mit, aber nur halblaut, da ich keine gute Stimme habe. Ich bewunderte die Begeisterung meiner Kameraden, die aus ganzem Herzen singen konnten, und war direkt neidisch wegen ihrer Begeisterungsfähigkeit. Alle bekamen rote Wangen, straffe Muskeln und Augen mit stechendem Blick wie Menschen in Trance. Leider konnte ich einen solchen Begeisterungszustand nie erleben, da mir das Empfindungsvermögen hierzu fehlt. Meine Kameraden und meine Chefs warfen mir oft vor, ich sei zu trocken, zu emotionslos, zu rational, zu nüchtern und nicht fähig, ins »Transzendente« überzugehen, was bei einem Le-



gionär erforderlich sei. Ich konnte nie verstehen, was damit gemeint war. Persönlich legte ich wenig Wert auf Leute, die nur wegen schöner Legionärslieder Mitglieder der Eisernen Garde wurden. Konnten solche Menschen auch verläßlich sein? Später sollte es sich herausstellen, daß viele von ihnen sogar ihr Leben für die Legion opferten.

Die meisten Legionäre waren in Gesprächen mit politisch Andersdenkenden ungeschickt. Als Beweis für manche ihrer Behauptungen konnten sie nicht anders argumentieren als einfach so: »Es ist wahr, weil unser Kapitän (Codreanu) es gesagt hat.« Die Bewunderung für Codreanu war so groß, daß die Legionäre ihm absolute Unfehlbarkeit zuschrieben. Es war nicht nur Bewunderung, sondern eine besondere Verehrung seiner Person. In den Wohnungen der Legionärsfamilien fand man außer religiösen Ikonen auch ein oder mehrere Fotos Codreanus und seine Aussprüche, farbig gemalt, an den Wänden hängend. Auch in meinem Zimmer konnte man diese Sprüche finden.

Ich war selbst anwesend, als Codreanu während einer Sitzung mit Studenten-Gruppenleitern in Bukarest im Herbst 1936 sagte, daß er sich in einigen Fällen schwer geirrt habe. Im Vorwort des 1936 erschienenen Buches »Für Legionäre« (Pentru legionari) schrieb Codreanu: »Der vorliegende Band enthält die Erzählung über meine Jugendzeit vom 19. bis zum 34. Lebensjahr mit ihren Gefühlen, Erkenntnissen, Gedanken, Taten und ›Fehlern‹.« Codreanu hatte nie behauptet, daß er unfehlbar sei! Der Personenkult ist kein Spezifikum der Legionäre, sondern ein Phänomen aller Revolutionsbewegungen bei allen Völkern der Welt und zu allen Zeiten. Bei den Rumänen haben Namen wie Decebalus, Traianus, Stefan der Große, Mihai der Tapfere, Tudor Vladimirescu, Avram Iancu bereits in den Schuljahren die Köpfe der Kinder erhitzt. Daß diese Helden auch grundlegende politische und militärische Fehler begingen, erwähnt die Schulgeschichte mit keinem Wort. Die jungen Menschen brauchen Symbole, und diese müssen idealisiert werden.

Als ich, noch als Student, in Bukarest das Kunsthistorische Museum besuchte, blieb ich vor zwei berühmten Ölgemälden erstaunt stehen. Das erste zeigt Fürst Michael den Tapferen von der Walachei (Südrumänien) hoch zu Roß im Kampf gegen die Türken. Eine Granate hatte ihm ein Bein abgerissen (Oberschenkel sichtbar blutend und total durchtrennt); aber er schwang

weiter seinen Säbel, um die Rumänen im Kampf gegen die Türken aufzumuntern.

Das zweite Bild zeigte König Carol I. in einer Geschützstellung am Donauufer während des rumänischen Unabhängigkeitskrieges von 1877. Der König in Paradeuniform mit Lackschuhen und unzähligen Auszeichnungen an der Brust hob seinen Marschallhut, als eine türkische Artilleriegranate in der Mitte der Batteriestellung explodierte, und sagte ruhig und gelassen: »Das ist die einzige Musik, die mir gefällt!« Ich verstand damals wie auch heute nichts von Kunst, aber diese Bilder störten mich durch ihren Mangel an Realismus. Entweder wollten die Künstler zeigen, daß diese »Übermenschen« imstande sind, die elementarsten Naturgesetze auszuschalten, oder sie meinten, die Rumänen seien so dumm, alles zu glauben. Solche sogenannten »Übermenschen« kamen immer wieder in der Geschichte vor; wenige unter ihnen taten wohl auch Gutes, aber meist führten sie ihre Völker ins Unheil und zu Katastrophen, wie Napoleon, Lenin, Mussolini, Stalin, Hitler und andere.

Als ich 1936 das Arbeitslager der Legionäre von Răsvad bei Targowischt besuchte, fand ich dort alle in großer Aufregung. Horia Codreanu, ein jüngerer Bruder unseres Kapitäns, der kein Mitglied der Eisernen Garde war, weilte vorübergehend im Bezirk und wollte auch das Arbeitslager besichtigen. Der Lagerkommandant, Professor Meitani, ließ alle Arbeiten unterbrechen (Ziegelherstellung), um dem »hohen Besucher« die Ehrenbezeigung zu erweisen. Als ich mir erlaubte, mich über diese mir unverständliche Haltung zu wundern, wurde ich barsch zurechtgewiesen: »Weißt du nicht, daß er der Bruder unseres Kapitäns ist?« Natürlich wußte ich es, aber Codreanu war doch kein König, und seine Geschwister waren keine »Hoheiten«. Ich fand dies lächerlich und dumm, aber ich behielt diese Meinung für mich.

Als zwei Jahre nach der Ermordung Codreanus die Legion an der Regierung beteiligt war (Herbst 1940), beantragten einige führende Persönlichkeiten der Eisernen Garde die Heiligsprechung Codreanus infolge seines Märtyrertodes. Die rumänisch-orthodoxe Kirche lehnte den Antrag ab. Es fanden sich aber einige geschäftstüchtige Künstler, die Codreanu als Erzengel mit Flügeln malten, als Postkarten reproduzierten und überall verkauften. Es war ein Unfug, der bestimmt nicht im Sinne der Lehre Codreanus war. Das Legionskommando



verbot kurz danach die weitere Verbreitung dieser Bilder. Ich habe nie verstanden, warum der Personenkult für viele Menschen notwendig ist. Soll das eine Stütze für eine labile Verhaltensweise sein? Sogar die nüchternen und sachlichen Deutschen betrachteten Hitler als Übermenschen und Gesandten der Vorsehung und gehorchten ihm bis zum totalen Zusammenbruch.

Bis zum Jahre 1946 hatten die Frauen in Rumänien kein Wahlrecht. Aber in der einen oder anderen Form begannen sie Einfluß auf die Politik zu nehmen. Ein damals in Bukarest 1923 gegründeter Frauenverein (Asociaţia femeilor române) erfreute sich großer Sympathien und hatte zum Ziel, die politische Diskriminierung der Frauen abzuschaffen. Der Verein war überparteilich, versuchte aber bürgerliche Parteien für seine Zwecke zu gewinnen. Eine der Persönlichkeiten dieses Vereines war die Fürstin Ghica, die später ihre große Sympathie für die Legion offen zeigte. Auch Codreanu selbst war entschieden gegen die politische Diskriminierung der Frauen. Im Jahre 1935 entstand die Frauenorganisation der Legion, an deren Spitze Codreanu den bekannten akademischen Maler Basarab als »Koordinator« einsetzte. Die Organisation bewährte sich während des Wahlkampfes im Herbst 1937. Man organisierte Veranstaltungen, sammelte Wahlspenden und kümmerte sich um die Familien der eingesperrten Legionäre. Als aktive Mitglieder dieser Organisation zählte man viele Ärztinnen, Anwältinnen, Schauspielerinnen, Sängerinnen, Journalistinnen sowie zahlreiche Ehefrauen der Legionäre. Ihre Mitgliederzahl in ganz Rumänien dürfte mehr als 1000 betragen haben. Die meisten kamen aus dem intellektuellen Bereich und fanden weder zu den Fabrikarbeiterinnen noch zu den Bäuerinnen auf dem Lande Kontakt. Als während der Königsdiktatur im März 1938 die große Verfolgung begann, war diese Organisation zu neu und zu unerfahren und konnte schnell ausgeschaltet werden. Nachdem ich im Mai 1938 eingesperrt worden war, besuchte mich Frau Dr. Ana Maria Marin und empfahl mir den Rechtsanwalt Radu Ghenea als kostenlosen Verteidiger. Da die meisten Rechtsanwälte der Legion eingesperrt waren, übernahm Lizeta Gheorghiu im Mai 1938 die Verteidigung Codreanus vor dem Militärgericht mit dem Risiko, selbst verhaftet zu werden. Sie wurde später von der Anwaltskammer ausgeschlossen, da sie es gewagt hatte, einen »Verräter« zu verteidigen.

Unter der Leitung von Nicoleta Nicolescu[16] gab es in der Legion noch eine Frauenorganisation, »Festungen der Legion« (Cetăţui legionare) genannt. Sie war militärisch organisiert und auf Disziplin ausgerichtet. Die Mitglieder waren meist junge, nicht verheiratete Frauen, die durch ihre Kleidung und Aufmachung leicht zu erkennen waren. Sie trugen meist Sportschuhe mit flachen Absätzen und waren weder geschminkt noch modern frisiert. Ihre Kleidung bestand aus einem einfachen schwarzen Rock und einer dunkelgrünen Bluse. Im Sommer trugen sie kurze weiße Socken und im Winter schwarze Strümpfe aus Baumwolle, nie aber Seidenstrümpfe. Sie trugen kurze graue Windjacken und im Winter einen aus der Bauerntracht übernommenen Mantel (Gheba). Bei Frost trugen sie Bergschuhe, lange, schwarze Hosen und schwarze Pelzmützen. Sie wollten auch durch ihre Kleidung ein Symbol der Einfachheit der Legionärsfrau ohne den Luxus der »westlichen Dekadenz« darstellen. Die meisten Mädchen waren Schülerinnen oder Studentinnen, alle kamen aus dem intellektuellen Milieu und fanden kaum Anschluß an andere soziale Schichten. Unter ihnen waren einige auffallend hübsch, aber im allgemeinen zu ernst und äußerst fanatisiert. In den Arbeitslagern der Legion waren sie im Küchendienst, in der Wäscherei, aber auch in den Büros oder im Sanitätsdienst beschäftigt. Während des Wahlkampfes versuchte man sie für Kurierdienste, für Propaganda und andere Arbeiten einzusetzen; sie erfüllten ihre Aufgaben hervorragend, obwohl sie für manche Bereiche nicht geeignet waren. Besonders in der Verfolgungszeit während der Königsdiktatur bewährten sich die Legionärinnen gut. Die Chefin der Organisation »Festungen der Legion«, Nicoleta Nicolescu, agierte während der Verfolgungszeit im Untergrund und leistete wertvolle Kurierdienste. Erst nach einem Jahr konnte sie von der Polizei ausgeforscht und verhaftet werden. Sie wurde grausam gefoltert und starb während der Verhöre. Es gab noch einige Mädchen dieser Organisation, die nach der Folterung durch die rumänische Polizei starben.

[16] Nicolescu Nicoleta, Lehrerin; eines der ältesten Mitglieder der Eisernen Garde. Bereits vor 1933 in der Legion tätig, wurde sie später von Codreanu zur Führerin der Legionärinnen-Organisation »Festungen der Legion« berufen und mit dem Dienstgrad eines Legionärkommandanten ausgezeichnet. Während der Verfolgung unter der Königsdiktatur betätigte sie sich als Kurier und blieb lange Zeit im Untergrund und unentdeckt. Sie wurde im Frühjahr 1939 jedoch vom Sicherheitsdienst (Siguranţa) ausgeforscht und lange Zeit schwer gefoltert. Sie starb im Herbst desselben Jahres infolge der erlittenen Mißhandlungen. Ihr Körper wurde im Krematorium eines Bukarester Friedhofes verbrannt (10. Juli 1939), damit bei einer eventuellen Exhumierung keine Folterspuren entdeckt werden konnten.



Ich weiß nicht, aus welchen Gründen ich diese Mädchen früher (vor dem Jahre 1938) unterschätzt und sie als Mitkämpferinnen nie ernst genommen hatte. Ich hatte sie als »Exaltierte« betrachtet. Einmal äußerte ich mich spaßeshalber, daß ich nie eine Legionärin heiraten würde. – »Warum?« – »Weil sie wenig weiblich sind und auf Charme und Sex-Appeal keinen Wert legen.« Meine Äußerungen kamen meinem obersten Chef Ing. Gh. Clime zu Ohren, und ich mußte eine kräftige Rüge einstecken.

Bis 1935 war man in Rumänien gewohnt, die Studenten als sozial hochstehende Personen anzusehen, und sie hatten sich durch Auftreten, Kleidung und Benehmen entsprechend zu verhalten. Ein kleiner Teil der Hochschüler, besonders in Czernowitz, Jassy und Klausenburg, trug bei den feierlichen Veranstaltungen auch die traditionelle rumänische Bauerntracht, die neben den farbigen Chargierten im Vordergrund stand. Ein schlampiges Aussehen, unrasiert mit langen Haaren oder Bärten oder mit unsauberer Kleidung, wurde nicht geduldet. In meinem ersten Semester an der Technik in Bukarest gab es keinen Studenten, der zu Lehrveranstaltungen ohne Krawatte kam, auch bei der größten Sommerhitze nicht. Manche Studenten, die arm waren, verzichteten auf jedes Vergnügen und sogar auf das Essen, aber nicht auf gepflegte Kleidung und immer frisch geputzte Schuhe. Um die Bügelfalten aufzufrischen, legte ich wie andere Studenten abends die Hose unter die Matratze. Die Studentinnen waren immer gut und modern angezogen und trugen vorwiegend Schuhe mit sehr hohen Absätzen, die meisten waren aber meiner Meinung nach zu stark und zu auffallend geschminkt.

Ende 1936 begann sich langsam der »Sportlook« durchzusetzen. Besonders im Sommer kam bei den Studenten die Krawatte aus der Mode, und das Hemd wurde gerne offen getragen, ausgenommen bei feierlichen Anlässen. Der kleine Oberlippenbart (nach Clark Gable und Adolphe Menjou) blieb bis zum Zweiten Weltkrieg in Mode.

Im Jahre 1937 erschienen in Bukarest vereinzelt Sonderlinge in farbiger Kleidung und mit asymmetrischen Frisuren, die unbedingt durch ihr Aussehen auffallen wollten. Sie glänzten durch schmutzige und schlampige Kleidung. Sie nannten sich »Malagambisten« und wirkten provozierend auf die Bevölkerung, die

empört war, daß die Polizei nicht einschreiten wollte. Aber es gab kein Gesetz, das das Tragen von hellrosa Hosen oder kanariengelben Sakkos oder den Besuch von Theater oder Kino ohne Schuhe verbot. In der Straßenbahn kam es manchmal vor, daß die Fahrgäste bei der Anwesenheit von Malagambisten schimpften und diese aufforderten, auszusteigen. Manchmal halfen die mitreisenden Legionäre und warfen diese Sonderlinge aus dem Wagen. Die Leute applaudierten und bemerkten: »Sehen Sie? Die Legionäre sind ordnungsliebende Menschen, auf die kann man sich verlassen!« Einmal beteiligte ich mich selber an einer solchen Aktion, aber diese Sonderlinge waren in der Mehrzahl und wehrten sich. Ich bekam unerwartet einen Volltreffer mit der Faust ins Gesicht und mußte eine ganze Woche mit einem großen blauen Fleck umhergehen.

Die Legionäre trugen das grüne Hemd (Bluse) als Symbol der Hoffnung, aber gemäß Codreanus Anordnung nur bei politischen Versammlungen, Demonstrationen und Sitzungen. Anstelle von Halbschuhen trugen die meisten Legionäre die mit Eisennieten beschlagenen Bergschuhe (Goiserer), die in den gepflegten bürgerlichen Häusern auf Parkettböden und Teppichen unschöne Spuren hinterließen. Aber der Legionär wollte durch seinen kräftigen Tritt seine Macht und Stabilität demonstrieren! Ich trug diese schweren Bergschuhe, da sie mir unbequem waren, nur bei Märschen, Demonstrationen oder Geländeübungen.

Gegen Ende 1937 setzte sich bei den Legionären der Lodenmantel (aus einem groben, von Bauern gewebten Wollstoff) und eine Pelzmütze aus schwarzem Lammfell durch. Sozialisten und Kommunisten trugen während der Demonstrationen die bekannte Schirmmütze (»Lenin-Look«), die ihre proletarische Gesinnung symbolisieren sollte.

Der Haarschnitt bei den Legionären war ursprünglich die Bürstenfrisur, eine von den Amerikanern oder den Preußen übernommene Mode. Später, nach 1938, änderte sich die Mode, und viele Legionäre ließen sich Bärte wachsen, denn für das Haareschneiden hatten sie entweder keine Zeit oder kein Geld. Man sollte den Typus des aus dem Gefängnis entlassenen Mannes darstellen. Damit war es mit dem gepflegten Aussehen vorbei.

Viele Mitglieder der Eisernen Garde waren von Natur aus aggressiv und unbeherrscht. Wenn die Aggression mit blindem Fanatismus gekoppelt ist, dann bleibt jede Basis eines rationalen Handelns ausgeschaltet.



Anfang 1938 geriet eine in Bukarest von Sozialisten veranstaltete und von den Behörden bewilligte Demonstration in Konflikt mit den Ordnungskräften. Um weitere Auseinandersetzungen zu vermeiden, änderten die Veranstalter die Marschroute, und die Demonstranten marschierten durch die Imprimeriestraße, wo sich auch unser Parteilokal (Haus des verstorbenen Generals Cantacuzino), ein Konsumladen und ein Legionärsrestaurant befanden. Das Wachkorps vom Dienst veranlaßte, daß alle Fenster und Rolläden geschlossen und die zwei Dienstautos von der Straße in den Hof gefahren wurden. Nur die Fahne der Eisernen Garde blieb am Dach gehißt. Die aufgebrachten Demonstranten brüllten laut Parolen gegen uns: »Nieder mit den Faschisten, Tod dem Codreanu, dem Lakaien Hitlers« usw. Es war sicherlich eine Provokation einer undisziplinierten Menschenmasse, deren Führer nicht mehr wußten, wie sie zu bremsen und zu beruhigen war. Einige Demonstranten nahmen von einer Baustelle gegenüber Steine und schleuderten sie gegen unser Parteilokal, ohne aber besonderen Schaden anzurichten. Andere versuchten, den Gitterzaun zu erklettern und in den Hof zu springen. Unser diensthabendes Wachkorps – in der Stärke von vier Mann – war nur mit Holzstöcken bewaffnet, blieb im Hause und antwortete den Provokateuren nicht. Einer der jungen Legionäre, der im Konsumladen arbeitete und nicht zum Wachdienst gehörte, ging mit einem Hammer in der Hand zum Zaun und schlug einen der Kletterer auf den Kopf. Dies ging ganz schnell vor sich, und ich, der anwesend war, sowie zwei Kameraden kamen zu spät, um den aufgebrachten Legionär daran zu hindern. Der Unglückliche, etwa 40 Jahre alt, starb während des Transportes ins Krankenhaus; er war arbeitslos und hinterließ eine Frau und zwei unversorgte Kinder. Die Polizei nahm diesen Fall gar nicht ernst; er war bloß ein »Kommunist«, der gestorben war. Codreanu suspendierte den Täter aus der Legion und gab ihm den Befehl, sich wegen Totschlages dem Gericht zu stellen. Er folgte diesem Befehl jedoch nicht, sondern ging zum Militärdienst und blieb lange Zeit der Legion fern. Im November 1940 wurde er von Horia Sima zum Polizeiinspektor ernannt. Vor einigen Jahren hörte ich, daß er als Geschäftsmann in Frankreich lebt. Das ist ein Beispiel einer unmotivierten Aggression, die unserem Image in der Öffentlichkeit damals sehr geschadet hat. Viele solcher Ausschrei-

tungen blieben mir in Erinnerung. In manchen Universitätsstädten wie Jassy, Czernowitz und Kischinew, wo auch viele Juden lebten, kam es besonders zu Beginn der Legionärsbewegung – in der sogenannten »romantischen Zeit der Legion« – zu regelrechten Anschlägen und zu Vandalismus: Jüdische Geschäfte wurden verwüstet, die auf den Straßen angetroffenen Juden wurden bespuckt, beschimpft und geschlagen. Nur mit Mühe gelang es Codreanu, die Legionäre an Disziplin zu gewöhnen. Ab 1937 kamen solche Vorfälle kaum mehr vor, aber das Aggressionspotential blieb vorhanden.

Auch in späteren Jahren, insbesondere während meiner Verbannung nach Deutschland und auch im KZ Buchenwald, waren zahlreiche Aggressionen bei den Legionären zu verzeichnen. Aggressionen und Vandalismus waren bei den Legionären nicht nur gegen Juden, Kommunisten, Sozialisten und Liberale, sondern manchmal auch gegeneinander gerichtet.

Aggressionen und Vandalismus kommen bei allen Völkern der Welt und zu allen Zeiten vor. Es dürfte sich hier um eine Grundeinstellung handeln, die durch Erziehung, Kultur, Zivilisation und durch die erzwungene Gesellschaftsordnung gemildert, gebremst und verdeckt ist, aber niemals ausgeschaltet werden kann. Es soll den Psychologen und Soziologen überlassen sein, die Ursache dieses Phänomens zu erforschen und dessen Behandlungsmöglichkeit zu untersuchen. In unserer Wohlstandsgesellschaft lesen wir täglich in den Zeitungen, wie in allen zivilisierten Staaten sich Banden von Rowdies, besonders von Jugendlichen, bilden, die die Sportplätze unsicher machen, Telefonzellen zerstören, alte Menschen oder Kinder auf den Straßen angreifen, berauben und schlagen. Die meisten Missetäter finden aber auch keine Motivation oder keine Erklärung für ihre Angriffslust und Zerstörungswut.

Seit circa 20 bis 30 Jahren erleben wir in vielen westlichen Städten, daß die Aggression und der Vandalismus der Jugend von Hintermännern absichtlich zum Terrorismus gegen die bürgerliche Gesellschaftsordnung gelenkt werden, um politische Verunsicherung zu erzeugen und den Ruf nach einer starken Hand (Diktatur) von links oder rechts entstehen zu lassen. Die auf diese Weise verfolgten Ziele sind jedem vernünftig denkenden Menschen klar ersichtlich. Die Legionärsbewegung hatte nie beabsichtigt, das Aggressionspotential der Jugend auszunutzen und es als Waffe zu verwenden. Viele schriftliche Weisungen



Codreanus[17] sowie seine mündlichen Anordnungen appellierten immer an Ordnung, Disziplin, Beherrschung und zivilisiertes Benehmen. Nicht nur einmal prangerte Codreanu Vandalismusakte der Legionäre an und bestrafte die Täter schwer.

Zwischen den Legionären entstanden oft Diskussionen über sogenannte Heldentaten. Nicht wenige Legionäre prahlten mit ihren Handgreiflichkeiten gegen Polizisten oder Gendarmen, mit der Anzahl ihrer Gefängnistage oder wo und wann sie von Ordnungshütern mißhandelt oder geschlagen wurden. Dadurch galten sie als Helden und beanspruchten Sonderrechte in der Legionärshierarchie. Ich bewunderte diese Leute nicht, sondern bemitleidete sie. Für mich waren diejenigen, die ihre politische Aufgabe ohne Konflikt mit der Polizei oder mit politisch Andersdenkenden erfüllten, mehr zu schätzen. Sicherlich waren ab dem Frühjahr 1938 während der Königsdiktatur Verhaftungen, Prozesse oder Gefängnis kaum mehr zu vermeiden und bildeten für die meisten der Legionäre ein tragisches Schicksal.

Anfang Januar 1938 erhielt ich unerwartet den Besuch meines ehemaligen Czernowitzer Schulkollegen Paul Groß. Nach der Matura im Herbst 1934 war er nach Wien gefahren, um dort Medizin zu studieren; danach hatte ich einige Male Grußkarten von ihm erhalten. Es war eine Freude für mich, ihn wiederzusehen, da wir viel zu plaudern hatten. Abends lud er mich in ein Restaurant zum Essen ein, und nachher nahm ich ihn, da mein Zimmerkollege Lazea Lazar noch nicht von den Weihnachtsferien zurück war, mit in mein Quartier zum Schlafen. Er betrachtete andächtig das große Bild Codreanus und die Sprüche der Eisernen Garde an den Wänden. Dann begannen wir über Politik zu debattieren. Ich kann mich an den Wortlaut des Dialogs nicht mehr erinnern, aber sinngemäß entwickelte sich folgendes Gespräch:

---

[17] Randa Alex. v. (1906–1975), Bukowiner, studierte Jus, Geschichte und Theologie in Czernowitz und gehörte seit 1937 der Eisernen Garde an. Als politischer Flüchtling in Deutschland wurde er im Dezember 1942 im KZ-Lager Buchenwald interniert. Nach dem Krieg wissenschaftlich tätig (zahlreiche Bücher und Veröffentlichungen), nahm er Lehraufträge an den Universitäten Salzburg und Innsbruck an und wurde Honorarprofessor. In seinem Werk »Lebende Kreuze«, das erst nach seinem Tod in Buchform erschien, sind alle Rundschreiben, Organisationsanweisungen und Anordnungen Codreanus von 1927 bis 1938 enthalten (ins Deutsche übertragen). Damit leistete Alex. von Randa einen großen Beitrag zur Geschichte der Legionärsbewegung.

Paul: »Also, du bist immer Legionär geblieben?« Ich: »Selbstverständlich.« Paul: »Ich wundere mich, daß du mich bei dir schlafen läßt.« Ich: »Du würdest mich auch bei dir schlafen lassen! Wir waren und bleiben gute Freunde.« Paul: »Sicherlich! Aber ich gehöre zu einer anderen, minderwertigen Rasse, gegen welche ihr Legionäre im Kampf seid.« Ich: »Ich verstehe es nicht! Warum sollst du zu einer anderen Rasse gehören? Die Legion führt den politischen Kampf gegen die katastrophalen Zustände in Rumänien, an welchen auch die Juden teilweise Schuld tragen; das müßtest du auch zugeben.« Paul: »Sicherlich gebe ich das zu. Unter den Juden gibt es viele Spekulanten, Schmarotzer, korrupte Menschen. Aber du mußt zugeben, daß es auch viele anständige, fleißige und arbeitsame Juden gibt. Es gibt auch Juden, die sich im Ersten Weltkrieg als Soldaten tapfer für Rumänien geschlagen und hohe Auszeichnungen erhalten haben.« Ich: »Natürlich! Du hast recht.« Paul: »Ich habe in Wien einen Rumänen kennengelernt, der Technik studiert. Er ist Legionär und sehr religiös. Mit ihm habe ich oft debattiert; aber ich habe es nie verstanden, warum Codreanu sich an die Politik Hitlers hält. Weiß er nicht, daß alle Nationalbewegungen untereinander gegenläufig sind und daß der Nationalsozialismus sich mit dem Christentum überhaupt nicht vereinbaren läßt?« Ich: »Das weiß ich nicht, aber er wird dies sicherlich schon wissen.« Paul: »Weißt du, daß in Deutschland viele katholische und protestantische Priester und sogar Bischöfe in Konzentrationslagern eingesperrt sind?« Ich: »Aber Mussolini hat das Konkordat mit dem Vatikan zustande gebracht und eine Hauptstraße in Rom in ›Via del Conciliazione‹ (Versöhnungsstraße) umbenannt.« Paul: »Lassen wir Mussolini aus der Diskussion. Ich komme aus Wien und weiß wohl, was Nazismus bedeutet.« Ich: »Aber Wien hat keine Nazi-Regierung, sondern eine aus der christlichsozialen Partei gebildete mit Schuschnigg als Bundeskanzler.« Paul: »Aber nicht mehr lange. Wenn die westlichen Demokratien nicht bald energisch einschreiten, wird Österreich von Deutschland geschluckt.« Ich: »Warum sollen die Österreicher als Deutsche nicht zu Deutschland kommen? Ähnliches geschah doch 1918, als die Rumänen aus Siebenbürgen, der Bukowina und Bessarabien zu Rumänien wollten.« Paul: »Hier hast du recht, die Österreicher sprechen zwar deutsch, gehören zum deutschen Kulturkreis, aber sie haben ihre eigene Geschichte und ihren eigenen Staat. Auch 70 Prozent der Schweizer sprechen deutsch, aber denken gar nicht daran, ihren eigenen Staat aufzulösen, um zu Deutschland zu kommen. Auch die Amerikaner sprechen englisch, aber sie sind keine Engländer.« Ich: »Sie sollen in Österreich eine Volksbefragung durchführen, und so können sie selbst entscheiden.« Paul: »Das wäre am besten. Aber glaubst du, daß Hitler es gestatten wird? Ich kann mit dir wetten, daß er so etwas nicht zulassen wird. Eher wird er seine Truppen in Wien einmarschieren lassen.« Ich: »Ich weiß nicht, warum Hitler eine Volksbefragung verhindern sollte. Das wäre gegen seine Prinzipien.«

Weiter erzählte mir Paul von den Zuständen in Wien: Eine Minderheit der Nazi-Studenten terrorisiere das ganze Leben an der Universität. Obwohl er einen rumänischen Paß besitze, werde er ständig angepöbelt, und einmal sei er sogar verprügelt worden. Er könne nicht mehr lange in Wien studieren. Sein Vater möchte, daß er das Sommersemester beendete und noch möglichst viele Prüfungen ablegte. Danach solle er sein Medizinstudium in Bukarest fortsetzen, wenn die antisemitische Regierung von Goga und Cuza es zulassen würde. Was könne er dafür, daß er als Jude auf die Welt gekommen sei? Aber auch wenn er sich zum Christentum bekehrte, würden ihn die Nazis weiter verfolgen, da er einer »minderwertigen Rasse« angehöre. Sein Vater beschäftige sich mit dem Gedanken, mit der Familie nach Kanada auszuwandern; dort habe er viele gutsituierte Verwandte.

Ich erzählte ihm, daß die Frau unseres im Spanienkrieg gefallenen Legionärskommandanten, Vasile Marin, eine geborene Jüdin sei, die sich erst zwei Tage vor der Hochzeit zum Christentum bekehrte, und niemand in der Legion habe Anstoß genommen. Ferner behauptete Paul, Hitler werde sich zuerst Österreichs bemächtigen und dann die Tschechoslowakei, Polen, Siebenbürgen, den Balkan sowie die rumänischen Ölfelder besetzen. Erst dann werde es zu einem Krieg gegen Frankreich und England kommen. Wenn später die Deutschen kriegsmüde sein würden, würden die Sowjets bis zum Atlantik vordringen und ganz Europa bolschewisieren. Alles deswegen, weil die westlichen Demokratien zu schwach, zu träge und zu feige seien, rechtzeitig etwas dagegen zu tun.

Das Gespräch mit Paul Groß verunsicherte mich damals etwas. Ich wußte, daß er ein anständiger und ehrlicher Mensch war, aber vielleicht war er falsch informiert und ein Pessimist. Ich konnte mir nicht vorstellen, daß diese Umstände, soweit sie den Tatsachen entsprachen, Codreanu und den anderen führen-

den Persönlichkeiten der Legion nicht bekannt waren. Warum zeigten das katholische Italien, die in England von Oswald Ernald Mosley gegründete »British Union of Fascists« sowie die in Frankreich tätige »Croix de Feu« (Oberst La Rocque) so große Sympathie für Hitler? Das konnte und durfte nicht wahr sein. Mein alter Freund Groß irrte. Er war beeinflußt von den lokalen Unruhen in Wien und konnte nicht objektiv denken. Alle hochgestellten Persönlichkeiten der Eisernen Garde behaupteten, Hitler sei die einzige Garantie, daß in Europa kein Krieg ausbreche und die vorhandenen Grenzen und damit auch die rumänischen Grenzen unangetastet blieben. Nur ein starkes Deutschland könne uns vor den Sowjets schützen. Aus diesem Grunde müßten sich die Deutschen bewaffnen: »Si vis pacem, para bellum.« Sollte dies alles ein Irrtum sein? Der Antisemitismus der Eisernen Garde war weder rassistisch noch kulturell oder weltanschaulich begründet; er war wirtschaftlich und sozial motiviert. Die orthodoxe Kirche, in Rumänien tonangebend, war nicht nur gegen Juden und Moslems, sondern immer auch gegen die katholische, protestantische und baptistische Kirche eingestellt. Seit der ökumenischen Bewegung hat sich auch in der orthodoxen Kirche einiges geändert. Die Frage, inwieweit die orthodoxe Kirche bei der Entstehung des rumänischen Antisemitismus die maßgebende Rolle spielte, bleibt dahingestellt; dies sollen die Historiker klären. Aber nicht alle Legionäre waren Antisemiten.

Ich persönlich habe Juden immer als Mitmenschen anderer Religion angesehen. Sie können als solche gut oder schlecht, reich oder arm, fleißig oder faul, freundlich oder bösartig sein. In bezug auf das Wirtschaftsleben bin ich der Meinung des bekannten Wirtschaftsforschers Professor W. Sombart, daß die Juden in der Diaspora die Hauptrolle spielten bei der Entwicklung des Kapitalismus, welcher zur modernen Industriegesellschaft von heute geführt hat. Man dürfe die Juden weder über- noch unterschätzen. Als »auserlesenes Volk Jehovas« im biblischen Sinn dürften den heutigen Juden keine Privilegien eingeräumt werden, ebenso solle man sie wegen der Kreuzigung Christi vor 2000 Jahren weder verdammen noch isolieren. Ihr Beitrag zur westlichen Zivilisation müsse immer und überall anerkannt werden.

Die 1940 bis 1941 von manchen Legionären begangenen Ausschreitungen gegen Juden stehen bestimmt nicht im Einklang mit der Lehre Christi. Ich bin überzeugt, daß es in Rumänien,



wenn Codreanu weitergelebt hätte, in keinem Fall zu einer Vernichtung oder Ausrottung der jüdischen Menschen gekommen wäre, wie es in Deutschland unter Hitler geschah.

In den Jahren des turbulenten Wachstums der Legion (1936–1938) fragten viele nach einem politischen Programm. Man wußte wohl, daß die Legion die christliche Orthodoxie in einer militanten Form vertrat, die Treue zur Monarchie predigte, eine starke nationale Verteidigungsarmee wünschte und wirtschaftlich antikapitalistisch eingestellt war. In bezug auf die anderen nationalen Minderheiten (Ungarn, Deutsche, Ukrainer, Bulgaren usw.), die mehr als 25 Prozent der Gesamtbevölkerung ausmachten, war die Einstellung der Legion unklar. Aus keiner öffentlichen Erklärung Codreanus oder anderer führenden Persönlichkeiten der Legion ging hervor, daß die Eiserne Garde die Absicht hatte, die in Rumänien mitlebenden Nichtrumänen zu entnationalisieren, zu romanisieren, deren kulturelle Entwicklung zu behindern oder sie wirtschaftlich zu benachteiligen. Unter der deutschstämmigen Bevölkerung, besonders bei der Jugend in der Bukowina, im Banat und in Siebenbürgen, erfreute sich die Legion großer Sympathie. Bei den Parlamentswahlen 1937 erhielt die Partei »Alles für das Vaterland« (Legion) viele Stimmen der deutschen Mitbewohner, obwohl deren Führung ein Kartellabkommen mit den regierenden Liberalen abgeschlossen hatte. Bei der ungarischen Minderheit fand die Legion sicherlich nur wenig Sympathie. Hier ist die interessante Tätigkeit eines gewissen Gh. Vrânceanu zu erwähnen, mit welchem ich persönlich bekannt war. Er war ein für Rumänien kämpfender Siebenbürger, der als 17jähriger 1916 nach Rumänien geflüchtet war und dann als Freiwilliger in der rumänischen Armee im Krieg gedient hatte. Schwer verwundet erhielt er von König Ferdinand die höchste Tapferkeitsauszeichnung und wurde später Vorsitzender der Invalidenvereinigung der Unteroffiziere Rumäniens. Seine Verbindung mit der Legion begann nach 1933, und bei den Wahlen vom Dezember 1937 kandidierte er auf der Liste der Partei »Alles für das Vaterland« im Bezirk Odorhei. Dort erhielt er etwa fünf Prozent aller abgegebenen Stimmen, meist von den Ungarn, mit welchen er persönlich gut befreundet war. Vrânceanu behauptete, daß die in den Bezirken Ciuc, Odorhei und Trei-Scaune wohnende szeklerische Bevölkerung (etwa eine dreiviertel Million Menschen) in Wirklichkeit magyarische Rumänen seien. Diese Auffassung ist wissenschaft-

lich umstritten. Vrânceanu trat für einen kulturellen und sozialen Ausgleich zwischen Rumänien und Ungarn ein und bemühte sich, auch ungarische Jugendliche für die Legion zu gewinnen. Seine diesbezügliche Tätigkeit wurde von vielen Persönlichkeiten der Eisernen Garde in Siebenbürgen nicht gerade begrüßt, aber von Codreanu teilweise gutgeheißen. Da er perfekt ungarisch sprach, fuhr er im Januar 1938 nach Budapest und nahm dort aus eigener Initiative mit der Rechtspartei »Pfeilkreuzler« unter dem pensionierten General Ferenc Szálasi[18] und Dr. Kólóman Hubey Verbindung auf. Er hielt in Budapest auf deren Einladung auch einen öffentlichen Vortrag über die Eiserne Garde und die Persönlichkeit Codreanus. Damit sorgte er für Aufregung in der bürgerlichen Presse Budapests und wurde von den ungarischen Behörden ausgewiesen. Zurück in Bukarest, erntete er bei den Legionären keine Anerkennung. Zwei Monate später wurde Vrânceanu von der Polizei verhaftet, in einen Prozeß verwickelt, aber freigesprochen. Nach der Ermordung Armand Călinescus wurde er am 22. September 1939 in seiner Heimat Sf. Gheorghe (Bezirk Trei-Scaune) erneut verhaftet und auf Regierungsbefehl erschossen.

Die Eiserne Garde hatte bezüglich der Industrialisierung der Agrarwirtschaft und des Verkehrswesens kein konkretes Programm. Nach den Äußerungen Codreanus im Parlament im Jahre 1932 war er entschieden gegen den Einsatz von Fremdkapital, das er als »geraubtes Geld« (Capital de pradă) betrachtete. Wie er die Probleme der rückständigen Wirtschaft Rumäniens lösen wollte, bleibt unbekannt. Auf sozialem Gebiet erschienen 1937 zwei Broschüren, »Die Legionärsbewegung und das Bauerntum« und »Die Probleme der Arbeiterschaft«, gezeichnet von Herseni, die man nicht als offizielle Stellungnahmen der Legion zu diesen Fragen betrachtete. Ebenso enthielt die Broschüre von Ciorogaru »Die Legionärsbewegung und die rumänische Armee« nur Wünsche für bessere Ausrüstung, Ausbildung und Modernisierung des Heeres, der Luftwaffe und der Marine, was wohl alles sehr notwendig war, aber sehr viel Geld gekostet hät-

[18] Szálasi Ferenc, ungarischer Politiker, geboren am 6.1.1897 im Kaschau, hingerichtet in Budapest am 12.4.1946. Er war bis 1935 aktiver Offizier; danach gründete er die rechtsradikale »Hungaristen«-Bewegung, die unter dem Namen »Pfeilkreuzler« bekannt war. Von 1938 bis 1940 befand er sich in Haft. Von Oktober 1944 bis April 1945 war er Ministerpräsident unter deutschem Schutz. Nach der Besetzung Budapests durch die Sowjets wurde er verhaftet und in einem Schauprozeß zum Tode verurteilt.



te. Es wurde aber nicht gesagt, woher diese Mittel kommen sollten. In bezug auf das Unterrichtswesen konnte man einem Vortrag von Professor Tr. Brăileanu entnehmen, daß in einem Legionärsstaat die Juden aus den Mittel- und Hochschulen zur Gänze entfernt werden sollten (?) und die Aufnahme der mitwohnenden Volksminderheiten (Ungarn, Deutsche, Ukrainer und Bulgaren) von einem »Numerus proportionalis« begrenzt sein sollte. Ferner sollte der Unterricht von der Volksschule bis einschließlich Hochschulstudium für Inländer, auch für Nichtrumänen, absolut kostenlos sein.

In den Fragen der Organisation und der sozialpolitischen Rechte neigte Codreanu zu den »korporativen« Ideen des italienischen Faschismus, wobei der Einfluß Professor M. Manoilescus zu spüren war. Als großer Freund der Legion schrieb dieser 1937 ein aufsehenerregendes Buch, »Das Jahrhundert des Korporatismus« (Secolul Corporatismului), welches in der Öffentlichkeit viel Staub aufwirbelte. Ich hörte viele seiner Vorträge und war jedesmal davon beeindruckt, zumal er in ökonomischer Hinsicht immer Realist blieb.

In der Sache der Dorfsanierung wurden verschiedene phantastische Pläne geschmiedet: Elektrifizierung, Telefonnetz, Kanalisation, gute, staubfreie Straßen, neue Eisenbahnlinien, Kanal Donau – Schwarzes Meer, Bewässerung der Steppengebiete in Südbessarabien, der Dobrudscha und des Bărăgan (Donau-Ebene) usw. Alle alten Kirchen sollten renoviert, neue Schulgebäude und Spitäler errichtet und für die Jugend moderne Sportanlagen gebaut werden. Die traditionelle Dorfstruktur sollte erhalten bleiben, und die moderne Bauweise durfte in keinem Fall den alten rumänischen Stil ändern. Codreanu schätzte die Tradition der rumänischen Bauern sehr hoch, aber oft sagte er, daß die Rumänen in der Landwirtschaft von den tüchtigen Siebenbürger Sachsen und von den Banater Schwaben viel lernen sollten.

Am 20. Januar 1938 sagte Codreanu die Beteiligung der Legion an den damals bevorstehenden Gemeindewahlen ab und erklärte öffentlich: »Wir haben nicht genügend ausgebildete Leute dafür.« Gleichzeitig organisierte er in allen Bezirken Kurse, in welchen einschlägige Gesetze, lokale Wirtschaftspolitik und Verwaltungsrecht vorgetragen wurden. An solchen Kursen sollten nicht nur Legionäre, sondern auch politisch nicht gebundene Fachkräfte teilnehmen, die sich für die Aufgaben des Bürgermeisters oder des Präfekten eigneten, sofern sie sich nicht ge-

gen die Ziele der Legion stellten. Darüber hinaus wurden auch am 28. Januar 1938 im Rahmen des Legionärsstabes acht Studienausschüsse zur Reorganisation und Modernisierung der Verwaltung, der Ministerien und des Finanzwesens gebildet. Es kam aber nicht zur gewünschten Arbeit, da die Legion bald jede Tätigkeit einstellen mußte und ihre besten Fachkräfte alle in Gefängnissen landeten.

Nicolicescu[19], ein junger Maschinenbauingenieur, behauptete in einer Versammlung, daß fast alle bürgerlichen Parteien brauchbare Arbeitsprogramme besäßen, sie aber nie verwirklichen könnten, da sie keine dafür geeigneten Menschen hätten.

Die Hauptaufgabe der Legion war und blieb die Jugenderziehung in einem anderen Geist. Dazu veröffentlichte eine der führenden Persönlichkeiten der Legion, Dr. Alexander Cantacuzino, ein kurzgefaßtes Buch, »Der Rumäne von morgen« (Românul de mâine), das die Zielvorstellung wiedergab, aber utopisch und unrealistisch erschien. Der »Rumäne von morgen« sollte tief religiös, genügsam, tapfer, intolerant (?) zu sich selbst und zu den anderen, stets opferbereit für seine Heimat und fern von allen Bereicherungsabsichten sein. Als erstrebenswertes Ziel für die Legionärselite galt, in Armut zu leben und jeder Tendenz für ein begütertes Leben abzuschwören. Der von Alexander Cantacuzino gegründete Ritterorden »Moţa-Marin« sollte fanatisch diese Ziele verfolgen, aber er verfügte nur über eine begrenzte Anzahl von Legionären, unter ihnen auch der Gruppenleiter der Technik, M. Motoc, der später im Konzentrationslager von Vaslui am 22. September 1939 erschossen wurde. Für mich war das Ganze phantastisch und utopisch, da es in fast 2000 Jahren dem Christentum nicht gelungen war, diese Ideale zu verwirklichen. Außerdem, wie war die Intoleranz mit der christlichen Moral vereinbar?

Problematisch und unklar waren auch die Äußerungen Codreanus hinsichtlich des demokratischen Kräftespiels (Mehrparteiensystem), der autokratischen Lenkung der Wirtschaft und der staatlichen Kontrolle der Presse und des Rundfunks, ferner hinsichtlich der Minderstellung aller Nichtrumänen, der Ausschaltung der Juden aus dem öffentlichen Leben und der

[19] Nicolicescu, Gheorghe, Maschinenbauingenieur, geboren 1912 in Bukarest, Legionär seit 1932, tätig in der Organisation des Bereiches Ilfov und des Zentralstabes. Verhaftet 1938; später kam er ins Konzentrationslager von Vaslui, wo er in der Nacht vom 21. auf den 22. September 1939 auf Regierungsbefehl erschossen wurde.



Ablehnung ausländischen Kapitals. Das totale Bekenntnis zur Orthodoxie als Staatsreligion war ein weiterer kritischer Punkt. Besonders alarmierend für die anderen politischen Parteien war die kategorische Ausrichtung der Außenpolitik nur auf die Seite der Deutschen und der Italiener (»in 48 Stunden ein Pakt mit Rom und Berlin«), entgegen der bisherigen traditionellen Freundschaft mit Paris und London.

Trotz all dieser mehr oder weniger radikalen Tendenzen und problematischen Pläne wäre die Legion nach zwei bis drei Jahren in der Lage gewesen, die entsprechende fachliche Ausrüstung zu mobilisieren und ein für Rumänien günstiges Regierungsprogramm zu entwickeln und es danach zu realisieren. Unter der Annahme einer ruhigen und gleichmäßigen Entwicklung hätte die Legion die Mehrheit der Stimmen bei freien Wahlen bestimmt erzielen können.

Es kam aber nicht mehr dazu, da die alten bürgerlichen Parteien nicht gewillt waren, das Heft aus der Hand zu geben. Durch die von König Carol II. eingeführte Diktatur wurde die demokratische Verfassung außer Kraft gesetzt und mit Zustimmung aller alten Politiker die Legion außer Gesetz gestellt. Hunderte Legionäre aus der Führungsgarnitur der Eisernen Garde wurden eingesperrt und später ermordet; über diesen diabolischen Vernichtungsprozeß werde ich später berichten.

### *Aus meinem Privatleben*

Chronischer Zeitmangel kennzeichnete meine Jahre als Student in Bukarest. Ich mußte viel lernen und an der Hochschule viele praktische Übungen durchführen. Zugleich erforderte mein Einsatz in der Legionärsbewegung immer mehr Zeit, wodurch mein Privatleben und mein Schlaf zu kurz kamen. Ich war gewöhnt, mit fünf bis sechs Stunden Schlaf auszukommen und konnte in der Straßenbahn, in der Eisenbahn und manchmal sogar während der Vorlesungen in der Hochschule minutenweise einschlafen.

Als Kind hatte ich sehr gerne Fußball und Handball gespielt und war im Winter oft eislaufen gegangen. Aber als Student in Bukarest hatte ich keine Zeit, irgendeine Sportart weiter auszuüben. Ich hatte nur selten die Möglichkeit, bei den Fußballspielen anwesend zu sein, verfolgte aber, soweit ich Zeit hatte, die Spielübertragungen im Rundfunk. Ich kannte fast alle berühmten Fußballspieler der Bukarester Sportmannschaften nament-

lich und war ein Bewunderer des »Juventus-Sportvereines«. Auch Tennis hätte ich gerne gespielt, aber abgesehen vom chronischen Zeitmangel, konnte ich es mir finanziell nicht leisten.

Im ersten Jahr in Bukarest begann ich Box- und Judounterricht zu nehmen. Beim Boxen bekam ich einmal einen wuchtigen Schlag ins Gesicht, den ich unglücklicherweise nicht rechtzeitig abgewehrt hatte. Meine vorderen Zähne wackelten, und mein Nasenbein war für einige Zeit ziemlich bedient. Danach gab ich den weiteren Unterricht auf. Ins Theater oder in die Oper ging ich sehr selten, obwohl für Studenten oft billige Eintrittskarten – meist für Stehplätze – zu haben waren. Manchmal ging ich ins Kino, meist in »Nonstop-Vorführungen«, da ich nicht an die Zeit gebunden war. Mit dem Studentenausweis wurde man oft auch ohne Eintrittskarte eingelassen, durfte aber nur in den beiden ersten Reihen sitzen; da bekam man Genickschmerzen. In Targowischt hatte ich mich als Kind im Schutz der Dunkelheit oft ins Kino geschlichen und hatte daher viele Stummfilme mit Charlie Chaplin, Dick und Doof (Stan Laurel und Oliver Hardy) gesehen. Auch Namen wie Buffalo Bill, Tom Mix, Rudolf Valentino usw. sind mir in Erinnerung geblieben. Später sah ich mir in Czernowitz und Bukarest gerne Filme mit Greta Garbo, Marlene Dietrich, Lilian Harvey, Jan Kiepura, Robert Taylor und Harry Piel an. Als Schauspielerin gefiel mir damals am besten Lil Dagover, die auf mich besonders wirkte.

In den dreißiger Jahren gab es in Bukarest zwei große Revuetheater, die internationalen Ruf hatten; eines davon hieß »Alhambra« mit den Schauspielern Vasiliu Birlic, Alecu Alexandrescu, Lulu Nicolau und Mia Apostolescu; das berühmteste aber war das »Cărăbuş«, dessen Besitzer und Hauptdarsteller Constantin Tănase[20] war. Er war damals der beste Kabarettist

[20] Tănase Constantin (1880–1945), rumänischer Kabarett- und Revueschauspieler, berühmt in Bukarest durch seine ironischen und brennenden Pointen, mit welchen er die Unsitten der Tagespolitik scharf angriff. Während des Krieges nahm er die Deutschlandpolitik, die Antonescu-Regierung sowie mehrere hohe Militär-Berufene aufs Korn, und nur seiner Popularität war es zu verdanken, daß er ungeschoren blieb. Als er sich nach dem Krieg weiterhin scharfe Pointen über die Sitten der russischen Soldaten erlaubte, wurde er eingesperrt und erst nach vielen Monaten als Schwerkranker entlassen. Berühmt war sein Slogan: »Es war schwer für uns mit ›der, die, das‹, aber jetzt ist es nicht leichter mit ›Dawai Tschaß‹.« C. Tănase starb infolge einer Lungenentzündung, die er sich im Gefängnis zugezogen hatte. Er war der berühmteste und intelligenteste Kabarettist, der jemals in Rumänien geboren wurde.



von Bukarest wie später in Wien Karl Farkas. Die Eintrittspreise waren so hoch, daß kaum jemand von den Studenten sie sich leisten konnte. Aber dafür gab es damals für Studenten einige Freikarten. Der Andrang war derartig groß, daß ich nie eine bekommen konnte. Es gab aber verschiedene Tricks, die manchmal Erfolg hatten. So schloß ich mich – es war im Frühjahr 1937 – einer kleinen Studentengruppe an, die zum »Cărăbuş«-Theater ging. Dort in der Halle begannen wir aus vollen Kräften zu schreien: »Es lebe Herr Tănase, hurra, hurra! Es lebe unser liebster und größter Schauspieler in Gesundheit 100 Jahre!« Der Portier kam sehr aufgeregt und versuchte uns hinauszudrängen, aber wir schrien weiter. »Was ist los?« fragten einige Leute, die am Schalter anstanden, um Karten zu lösen. »Wissen Sie nicht? Heute ist der Geburtstag von Herrn Tănase, dem Publikumsliebling.«

Der Tumult wurde immer größer, obwohl der Portier erklärte, daß dies eine Unwahrheit sei. Er war dabei, die Polizei anzurufen, als Herr Tănase persönlich erschien – durch seine von Natur aus überdimensionierte Nase leicht zu erkennen – und laut rief: »Ruhe, Ruhe! Wie viele seid ihr?« Wir antworteten wie vereinbart: »Zwölf«, dann wendete er sich dem Billeteur zu und sagte ruhig: »Lassen sie alle auf die Galerie.« Dann sagte er zu uns energisch: »Jetzt ist es genug, meinen nächsten Geburtstag werde ich erst im Herbst haben.« Und so kam ich hinein und konnte der Aufführung beiwohnen. Es waren fast alles politische und soziale Pointen, die das Publikum ständig zum Lachen brachten. Es war für mich das erste und letzte Mal, daß ich eine solche Aufführung in Bukarest erleben konnte.

Einer meiner Kameraden hatte damals einen besonderen Einfall. Er schrieb einen persönlichen Brief an die Solotänzerin des »Alhambra-Theaters«, Mia Apostolescu, damals etwa 28 bis 30 Jahre alt; er wäre einer ihrer Bewunderer, aber leider könne er sie nur in Zeitschriften sehen, er wolle einmal einer Aufführung beiwohnen, habe aber kein Geld für eine Eintrittskarte. Er bekam tatsächlich postwendend eine Karte, mit welcher er überall prahlte. Kurz danach versuchte ich diesen Trick auch, aber vergebens; ich bekam keine Antwort.

Durch Zeitmangel und einseitige Ausbildung als Techniker und die zunehmende Beanspruchung durch meine politische Tätigkeit kam ich immer seltener in Kontakt mit dem Kulturleben wie Konzerten, Ausstellungen, Vorträgen oder Literatur. Ganz selten nahm ich mir Zeit, ein gutes Buch zu lesen. Ich las

hauptsächlich politische Broschüren und Sachbücher mit politischem Inhalt. Für schöne Literatur, Romane, Gedichte und dergleichen hatte ich weder Zeit noch Interesse. Nur in meiner Gymnasialzeit in Czernowitz, wo ich eine gründliche humanistische Erziehung genossen hatte, hatte ich anspruchsvollere Literatur gelesen.

Mein Vater schickte mir während der Studienzeit monatlich 1500 Lei (zehn Prozent seines Einkommens als Mittelschullehrer). Meine Mutter half mir mit Lebensmitteln, Obst und Kleidung, aber alles in allem war es zuwenig. In den Sommermonaten der Jahre 1936 bis 1940 konnte ich als Praktikant etwas Geld verdienen, aber bei bester Einteilung und Sparsamkeit reichte es doch nicht aus. Alle Versuche, durch Nachhilfestunden etwas Geld zu verdienen, schlugen fehl, da ich den ganzen Tag an die Hochschule gebunden war. Ferner machten die Studenten der Universität, die viel freie Zeit hatten, uns Technikern erhebliche Konkurrenz.

Durch einen bekannten Großkaufmann erhielt ich vorübergehend eine Beschäftigung als Aufseher beim Abladen und Wiegen von Kartoffelsäcken. Ich mußte die Säcke zweimal wöchentlich von drei Uhr nachts bis sechs Uhr früh am Güterbahnhof beim Abladen zählen und wiegen. Es waren 300 bis 500 Säcke, die auf Fuhrwerke umgeladen wurden. Ich mußte die Gewichtsdifferenz feststellen und in die Lieferscheine eintragen. Diese Arbeit führte ich nur wenige Wochen durch, da ich am nächsten Tag nie ausgeschlafen war.

Mein Zimmerkollege, Lazea Lazăr, erhielt durch einen Freund, Santo Georg, die Möglichkeit, die Fertigstellung von Konstruktionszeichnungen für ein Architekturbüro zu übernehmen. Diese Arbeit war gut bezahlt. Auch ich hätte sie bekommen können, aber für mich war Zeichnen eine Qual. Wie immer konnte ich durch meine absolute Unbegabtheit beim Zeichnen nichts erreichen und mußte aufgeben. Zu Beginn des Jahres 1938 nahm ich die Buchhalterstelle in unserer Studentenmensa an der Technik an (Popota elevilor ingineri). Diese Arbeit machte mir Spaß und kostete mich vier bis fünf Arbeitsstunden in der Woche. Dafür bekam ich das Essen kostenlos und 500 Lei monatlich (ausgenommen die Sommerzeit, da die Mensa geschlossen war). Einmal im Jahr mußte Bilanz und Inventur gemacht werden. Alle Eintragungen mußten mit der Hand schön geschrieben werden. Diese Beschäftigung konnte ich nur bis Mai



1938 ausüben, denn dann kam ich ins Gefängnis, und später ging ich zum Militärdienst.

Im Leben jedes Mannes spielen die Frauen oft insofern eine wichtige Rolle, als sie seinen Weg im Guten oder Schlechten beeinflussen. Hier muß ich die Leser enttäuschen, da Frauen in meinem Leben eine nur sehr untergeordnete Rolle spielten. Sicherlich kamen auch in meinem Leben viele Frauen vor, aber ihre Bedeutung und ihr Einfluß waren wenigstens bis zu meinem 30. Lebensjahr eher gering. Meine Zielsetzung war nur die Berufsausbildung und die Politik, alles andere war für mich nebensächlich.

Im Grunde genommen bin ich den Frauen nie nachgelaufen. Die meisten waren mir einfach zugetan, aber ich war auch nie wählerisch. Es waren kleine und banale Liebesaffären am laufenden Band, teilweise von meiner Angst eingeschränkt, eine Geschlechtskrankheit zu bekommen. Aus Prinzip wollte ich weder mit verheirateten Frauen (leider nicht immer eingehalten) zu tun haben noch mit jungen Mädchen, um zu vermeiden, daß Heiratsversprechungen oder feste Bindungen entstehen könnten. Alle Bindungen waren für mich locker und vorübergehend. Die meisten Frauen waren älter als ich, alltäglich und mit wenigen Ausnahmen unkompliziert. Die Namen, die heute nicht mehr in meiner Erinnerung sind, könnten spielend einen Roman von Pitigrilli ausfüllen. Ob die blonde Gretl, die rothaarige Chiva oder die raffinierte Erika aus Targowischt sowie Marga, Maria, Ethie, Helga, Olga und viele andere aus Bukarest, alle Fälle spielten sich immer nach der gleichen Schablone ab. Dabei suchte ich keineswegs die Abwechslung, die mir nur Strapazen und Zeitverluste einbrachte. Ich brach fast nie die Bindung mit einer Frau ab, sondern die Frauen lösten sich immer von mir. Warum? Weil ich zuwenig Zeit für sie hatte. Sie wollten mit mir ausgehen, tanzen, Kino- oder Theaterbesuche machen usw. oder nur einfach in Parks spazierengehen und dort auf Bänken sitzen. Dafür aber hatte ich keine Zeit; meine Arbeit war planmäßig nach Minuten eingeteilt: Lernen, Übungen für die Hochschule, Schreiben und wieder Lernen, an politischen Sitzungen und Versammlungen teilnehmen, wichtige Besprechungen führen usw. Für etwas anderes hatte ich beim besten Willen keine Zeit. Die Frauen waren nach einiger Zeit enttäuscht und wendeten sich von mir ab, da »das Bett« allein für sie nicht genügte. Einer, die mich so eindringlich bat, mit ihr tanzen zu gehen (in Bukarest

gab es damals viele Gartenrestaurants mit Tanzkapellen), riet ich, sie solle mit meinem Freund, der mehr Zeit habe, tanzen gehen. »Bist du denn nicht eifersüchtig?« – »Keineswegs.« – »Dann hast du mich nicht lieb!« – »Doch, doch! Aber warum soll ich dagegen sein, daß du mit meinem Freund tanzen gehst?« – »Und was ist, wenn ich mich in ihn verliebe?« – »Das ist deine Sache! Wenn du damit glücklich bist, warum soll ich dagegen sein. Ich will nur das Beste für dich.«

Das Ergebnis war bitter; sie begann zu heulen und sagte: »Du hast mich nie geliebt, und ich habe dir alles gegeben!« Sie machte sofort mit mir Schluß und ging für immer fort. Danach dachte ich ein paar Minuten darüber nach. »So sind die Frauen!« Ich habe ihre Logik nie verstanden! Anschließend begann ich an meinem Maschinenbauprogramm zu arbeiten, so als ob nichts gewesen wäre.

Aber es ging nicht immer so harmlos aus, und einige Male hätte ich mir meine Finger beinahe verbrannt. So war es mit Olga im Herbst 1936. Aus Targowischt kam ich am Nordbahnhof in Bukarest an, sah eine bildhübsche Frau, hellblond, schlank, etwa 25 bis 30 Jahre alt. Mit einem Bukarester Stadtplan in der Hand versuchte sie bei den vorbeieilenden Menschen sich nach einer bestimmten Straße zu erkundigen. Es gab Sprachschwierigkeiten, denn die Frau konnte nur Deutsch und Russisch. Ich bot meine Deutschkenntnisse an; die Frau wollte zu ihrem Onkel, der unweit von mir wohnte. Ich begleitete sie dorthin und mußte auch ihren Koffer tragen. Aber der Onkel war nicht zu Hause, und laut Aussage der Nachbarn sollte er erst am übernächsten Tag zurückkommen. Da sie zuwenig Geld hatte und mein Zimmerkollege verreist war, schlug ich ihr vor, bei mir zu übernachten. Ich merkte auf den ersten Blick, daß sie meinen Vorschlag nicht ablehnen würde. Wir kauften schnell für den Abend und für das Frühstück etwas zum Essen und gingen zu mir nach Hause. Wir verstanden uns gut und benützten nur mein Bett. Am nächsten Tag mußte ich frühmorgens in der Hochschule sein, und Olga blieb noch liegen. Ich wollte zu Mittag kommen und sie abholen. Angst, sie allein in meinem Zimmer zu lassen, hatte ich nicht; Wertgegenstände besaß ich keine. Nach einer schönen und zauberhaften Nacht denkt man nie an etwas Böses. Als ich zu Mittag in mein Zimmer zurückkam, war sie fort. Sie hatte eine 100-Lei-Silbermünze auf den Tisch gelegt und ansonsten nichts Schriftliches hinterlassen. Das Zimmer war wohl



aufgeräumt, der Abfalleimer ausgeleert, die Tür abgesperrt und der Schlüssel dem Hausbesorger übergeben worden. Als ich aber von ihm erfuhr, daß sie in Begleitung eines älteren Herren war und vor dem Haustor ein Auto gewartet hatte, wurde ich nachdenklich. Ich konnte ihr Verhalten nicht verstehen, wollte mir aber darüber auch den Kopf nicht weiter zerbrechen.

Drei Tage später erhielt ich Besuch von zwei seriösen Herren in Begleitung eines Polizisten. Sie zeigten mir ein Bild von »Olga« und fragten mich, wie lange sie bei mir übernachtet habe. Als ich antwortete: »Nur eine Nacht«, sagte der ältere Herr: »Was für ein Leichtsinn, unbekannten Personen Unterkunft zu geben!« Ziemlich gereizt und ungestüm log ich und sagte, daß ich die Frau seit einem Jahr kannte, wir gute Bekannte seien und sie oft bei mir übernachtet habe. Die drei Herren wechselten Blicke untereinander und stellten nochmals die Frage: »Sind Sie sicher, daß sie diese Frau seit einem Jahr kennen? Woher?« – »Jawohl«, log ich wieder, »ich habe sie vor einem Jahr in Czernowitz kennengelernt.«

Es folgte eine kleine Pause, dann erklärte mir der ältere Herr, daß sie mich mitnehmen müßten. »Wohin?« – »Zum Sicherheitsdienst« (Siguranţa). – »Warum? Haben Sie gegen mich einen richterlichen Haftbefehl?« – »Nein! Sie sind auch nicht verhaftet, aber Sie müssen uns eine schriftliche eidesstattliche Erklärung abgeben, und wir werden Sie jemandem gegenüberstellen.«

Ich packte einige Kleinigkeiten in die Aktentasche und ging mit: Ich wurde allein in eine Zelle gesperrt und erst gegen zehn Uhr abends zum Verhör geholt. Es war dort noch ein älterer Herr, den die anderen als »Herr Hauptmann« ansprachen. Er versicherte mir, daß die Angelegenheit weder mit der Sittenpolizei noch mit der Politik (sie wußten, daß ich Legionär war) zu tun habe. Es handle sich hier um etwas viel Wichtigeres, und wir könnten weiterkommen, wenn ich nur die Wahrheit sagte. So entschloß ich mich, die ganze Wahrheit zu sagen. Der »Herr Hauptmann« war erleichtert, lachte sogar, aber dann begann er mit mir zu schimpfen: »Warum haben Sie nicht von Anfang an alles gesagt? Es wäre uns allen einiges erspart geblieben.« Und dann mehr im Spaß: »Hören Sie, ich könnte Ihr Vater sein, und es würden Ihnen ein paar Hauswatschen gebühren.«

Ich erhielt ein ausgiebiges Abendessen mit Bier, mußte aber die Nacht in der Zelle bleiben. Nach dem Frühstück mußte ich

wieder zum Hauptmann gehen, um meine nun maschinengeschriebene Erklärung zu unterzeichnen. Auf meine Frage, wer diese »Olga« in Wirklichkeit sei, erhielt ich nur eine kurze Antwort: »Das wissen wir selbst nicht, das ist eine Sache des Abwehrdienstes. Sie heißt auch nicht Olga.« Ich wurde vom Hauptmann freundlich verabschiedet und durfte nach Hause.

Danach dachte ich: »War sie eine Spionin?« Für mich war sie nur eine liebebedürftige Frau. Aber ich war froh, daß es nicht zu weiteren Verwicklungen gekommen war.

Sie war nicht mehr jung, etwa Mitte dreißig. Ich lernte sie in der Bahn zwischen Ploeşti und Kronstadt kennen, wo wir zufällig in einem Abteil allein waren. Sie sah meinem Schwarm Lil Dagover ähnlich: ruhig, ausgeglichen, sprach wenig, aber aus ihren schwarzen Augen spürte man die Hitze ihres hochexplosiven Temperaments. Es war im Frühjahr 1937. Sie wollte nach Kronstadt, um die Familie ihres Bruders zu besuchen. Ich war unterwegs nach Tuşnad-Borsec, wo ich geologisches Material für eine Hochschularbeit sammeln wollte. Wir verstanden uns durch Blicke, wenige Worte und zufälliges Berühren der Hände. Wir stiegen in Predeal vor Kronstadt aus und gingen in die Stadt, um ein Quartier zu suchen. Die Liebesgöttin half uns, und wir fanden bei einem pensionierten Postbeamten ein ruhiges, verstecktes Zimmer für eine Nacht. Ich war von dieser Frau sehr begeistert: Sie war eine Mischung aus mütterlicher Liebe, Geliebter, Hexe und Engel in einer Person. Das Zusammensein dauerte keine 24 Stunden, und wir mußten weiterfahren. Ich erlebte diese Liebesnacht so intensiv – bis hinter die Wirklichkeitsgrenze, daß ich sie nie vergessen kann. Ihrem Wunsch entsprechend, sah ich sie nie mehr und schrieb ihr auch nie. Dadurch sollte die Einmaligkeit des Erlebnisses erhalten bleiben. Beim Abschied am Bahnhof erzählte sie mir, daß sie mit einem Militärarzt verheiratet sei, aber mit ihrer 14jährigen Tochter getrennt von ihm lebe. Ihr zweites Kind, ein Bub, sei im Vorjahr zehnjährig am Schwarzen Meer während eines Ausfluges beim Kentern des Bootes ertrunken.

Ich dachte lange Zeit an Annie. Sie war für mich ein Beweis, daß es außerhalb des »Rationalen« Dinge gibt, die uns sehr glücklich machen können, wenn es uns gelingt, die kühle »Ratio« auszuschalten und uns über die Verlogenheit der bürgerlichen Verzopftheit, das unnatürliche Konventionelle und die Zeithast hinwegzusetzen.



Die meisten Frauen in meinem Leben warfen mir vor, daß ich nicht imstande sei, jemanden aus ganzem Herzen zu lieben. Vielleicht hatten sie recht. Aber durch meine ehrliche und keineswegs egoistische Haltung wollte ich niemanden unglücklich machen. Mein Prinzip war eine ausgeglichene Bilanz: weder Schulden noch Überschüsse; und mein Verhaltensmuster, das ich immer predigte, war: »Leben und leben lassen!«

Von den vielen Frauen, die ich in meiner Studienzeit kennenlernte, gab es nur eine, die alles in Kauf nahm: Zeitmangel, politische Gefahren, Geldmangel, und sich von mir nicht abwandte. Es war Tina (Ecaterina), eine Südrumänin aus dem Donaugebiet mit etwas dunklem Teint und mit Augen von einer seltenen Farbe, Grün wie Gras. Sie war charakterlich ein wunderbarer Mensch, der mich immer ganz verstand. Später verlobten wir uns und heirateten gegen den Willen meiner Eltern. Durch meine Flucht ins Ausland dauerte diese Ehe nur sehr kurze Zeit und wurde während des Krieges aus verschiedenen Gründen, hauptsächlich auf meinen Wunsch, geschieden. Darüber werde ich später noch ausführlich berichten.

Anfang 1938 glaubte ich noch an den Sieg der Legion; über Unzulänglichkeiten und Widersprüche hinwegsehend, wollte ich weiter für die Legion kämpfen und mit meiner ganzen Kraft zum Sieg beitragen. Ich mußte bei vielen Dingen die Augen zudrücken und nur das Endziel, das mir christlich, moralisch und patriotisch schien, verfolgen. Unabhängig davon machte ich mir Gedanken über meinen Beruf. Nach Erwerbung meines Diploms wollte ich bei der Firma Shell (»Astra Română«) um eine Stelle als Bohringenieur ansuchen und zugleich bitten, man möge mich nach dem obligatorischen Praktikumsjahr sofort ins Ausland schicken. Mich reizte die Pioniertätigkeit zur Erschließung und Entwicklung neuer Gebiete in Kanada, Australien oder Südamerika, wo man als »Ölmann« nicht nur viel Geld verdiente, sondern auch die Befriedigung erlebte, neue Betriebe, Siedlungen und Zivilisation zu schaffen. Ich sprach darüber mit dem ansonsten verständnisvollen Ing. Horodniceanu von unserem Legionärsstab, erhielt aber von ihm unerwartet eine kalte Dusche: »Das wird nicht in Frage kommen! Die Legion wird Sie hier als Kontrollorgan bei den Bergbehörden im Ministerium brauchen. Sie werden in keinem Fall weg dürfen!« Ich antwortete nicht, aber ich blieb bei meinem Plan. Mein Ziel, ein Ölmann in einem internationalen Ölkonzern zu werden, sollte wei-

ter mein Bestreben sein. Ein Leben als Ministerialbeamter besaß für mich keine Attraktion. Schließlich durfte man niemanden zwingen, im Land zu bleiben! Der zukünftige Legionärsstaat würde doch kein Gefängnis mit geschlossenen Grenzen so wie die Sowjetunion werden. Oder doch?

Meine Mutter war über meine beruflichen Pläne schockiert. »Wie stellst du dir das vor? Wir opfern uns jetzt auf, daß du studieren kannst und einmal Ingenieur wirst, und du willst uns verlassen und fortgehen? Das kommt gar nicht in Frage! Du warst immer ein Egoist und wirst nur auf deine Interessen bedacht sein.« Sie hörte überhaupt nicht mehr auf zu schimpfen. Mein Stiefvater zeigte für meine Gedanken volles Verständnis, eine Haltung, die meine Mutter besonders ärgerte. Er betrachtete all die Fragen als nicht aktuell und sah die politische Lage überhaupt pessimistisch. Er sah mit Sorge, wie sich damals dunkle und gefährliche Gewitterwolken über unserem Europa zusammenzogen: »Hoffentlich erleben wir nicht noch einen Weltkrieg!« sagte er oft. Mein Vater in Czernowitz wollte meine Zukunftspläne nicht ernst nehmen und nicht viel darüber reden: »Zuerst sollst du dein Ingenieurdiplom in der Hand haben, dann deinen Militärdienst leisten, und später werden wir weitersehen. Wer weiß, was alles bis dahin geschehen kann.«

Der Wunsch, als Erdölmann in die Pionierländer auszuwandern, verfolgte mich immer. Auch nach dem Krieg, als ich in Österreich eine gute Stellung hatte und mit meinem Leben recht zufrieden war.

Während die meisten meiner Kollegen das Studentenleben damals voll genießen konnten, blieb mein Privatleben armselig. So lebte ich meine schönsten Jahre nie richtig aus. Ich muß aber eingestehen, daß die Ursache nicht im Zeitmangel, in den Schulpflichten oder in meinem politischen Engagement lag, sondern auch in meiner verschlossenen und hartherzigen Natur. Mein Leben war in Wirklichkeit zu kalkuliert, zu trocken und sollte auch später so bleiben. Ich war geizig und lieblos zu mir selber. Dabei vergaß ich das elementarste Prinzip der Glückseligkeit, das von Seneca vor fast 2000 Jahren formuliert wurde: »De vita beata« – »Nur wer Freude spendet, wird auch Freude empfangen!«





Als ich Anfang Januar 1938 wieder nach Bukarest kam, bat ich meinen unmittelbaren Chef I. V. Vojen, mich von allen politischen Verpflichtungen für mindestens sechs Monate zu entbinden, um meine Schularbeiten und Prüfungen absolvieren zu können. Er versprach mir, es so bald wie möglich zu gewähren; in einer Zeit aber, in der große Ereignisse in vollem Fluß und noch größere zu erwarten seien, müsse ich mich noch etwas gedulden. Beim Legionärskommando der Technikstudenten gab es einen Wechsel; der bisherige Gruppenleiter Săveanu beendete sein Studium und ging als Flieger zum Militärdienst. An seine Stelle wurde Mircea Motoc berufen, mit dem ich zusammen im November 1937 während der Wahlpropaganda im Bezirk Olt marschiert war. Motoc war ein ruhiger und ausgeglichener Mensch, ein braver Student (mit allen Prüfungen à jour) und ein ausgezeichneter, treuer Kamerad. Nur wenige Monate später, im Juni 1938, wurde er verhaftet, im Lager interniert und dort ein Jahr später erschossen.

Ich hatte noch immer die Verantwortung für die Organisation der Straßenverkäufer und Marktarbeiter, wo es ziemlich turbulent zuging. In einer allgemeinen Euphorie kamen Hunderte und Tausende neuer Leute, die Mitglieder der Legion werden wollten. Darunter waren sicherlich nur wenige, die aus eigener Überzeugung die Mitgliedschaft verlangten. Viele kamen, weil sie von einer augenblicklichen Begeisterung erfaßt waren, und viele wollten auch nur »so mit dem Wind gehen«. Nicht wenige waren auf eigene zukünftige Vorteile bedacht, also echte politische Spekulanten. Wegen dieser Leute, die eine Gefahr für Struktur und Gesundheit der Legion darstellten, verfügte Codreanu eine begrenzte Aufnahmesperre: »Möglichst viele Freunde, aber nur wenige Mitglieder.« Wir hatten nicht ausreichend ausgebildete Legionäre, um so viele neue Nester auf einmal zu bilden.

Trotz alledem wuchs die Organisation unaufhörlich. Jeder neu Aufgenommene brachte nach kurzer Zeit seine Freunde mit, und später kamen wieder andere dazu.

Da die Liberale Partei bei den Parlamentswahlen vom Dezember 1937 die notwendige Mehrheit nicht erreicht hatte, versuchte sie, eine Koalition mit der Bauernpartei (zweitstärkste politische Kraft) zu bilden. Wegen zu vieler Wünsche hinsichtlich der Ressortbesetzungen kam eine gemeinsame Regierung nicht zustande. Bereits am 28. Dezember 1937 beauftragte König Carol II. den

Vorsitzenden der National-Christlichen Partei, Octavian Goga, mit der Regierungsbildung. Professor A. C. Cuza, der älteste Antisemit Rumäniens, wurde Vizepremier. Auf Wunsch des Königs wurde Armand Călinescu als Innenminister berufen. Er hatte davor der Bauernpartei angehört und unter der Regierung von Iuliu Maniu und Vaida-Voevod in den Jahren 1931 bis 1933 gewirkt. Er war als größter Gegner der Eisernen Garde bekannt.

Auch der berühmte Jurist Istrate Micescu[21] und General Ion Antonescu gehörten als Justiz- bzw. Verteidigungsminister dieser Regierung an; letzterer war wenige Jahre davor Chef des Generalstabs gewesen und erfreute sich in den Offizierskreisen großer Sympathien. In einem Gespräch mit Stelian Stănicel[22], der als Sekretär Codreanus immer gut informiert war, erfuhr ich, daß diese Regierung kurzlebig sein sollte und die Aufgabe hatte, den Weg zu einer Diktatur des Königs zu ebnen. In dieser Regierung waren

- Octavian Goga, ein Befürworter der Annäherung an Deutschland;
- A. C. Cuza; er sollte als alter Judenfeind die antisemitischen Strömungen beruhigen und ablenken;
- General Ion Antonescu; eine Garantie für die Treue der Armee;
- Armand Călinescu; er sollte freie Hand zur Vernichtung der Legion bekommen.

[21] Micescu Istrate, geb. 1881 in Ploeşti, studierte Rechtswissenschaften in Bukarest und Paris. Er wurde Journalist und Rechtsanwalt in der rumänischen Hauptstadt. Mit der Unterstützung Gh. Brătianus und der Legion wurde er 1936 Präsident der Bukarester Anwaltskammer. Als Mitglied der Neoliberalen Partei von Gh. Brăteanu kam er bereits 1933 ins Parlament. Später distanzierte er sich von seinem Chef und wurde als Vertrauensmann des Königs zum Außenminister in die Regierung Goga berufen; Außenminister blieb er auch unter der Regierung Miron Cristea. Im Zusammenhang mit der Eisernen Garde war sein Versuch, einen »Killer« zur Ermordung Codreanus ausfindig zu machen, allgemein bekannt.

[22] Stănicel Stelian, Jurist, Mitglied der Eisernen Garde seit 1932. In den Jahren 1937 und 1938 gehörte er zu Codreanus Stab. Nach dem Beginn der Verfolgung unter Armand Călinescu blieb er in Bukarest im Untergrund, später flüchtete er nach Deutschland. Im Herbst 1940 wurde er in den Polizeidienst von Bukarest aufgenommen und flüchtete nach dem Zusammenbruch der Regierung Antonescu/Horia Sima im März 1941 wieder nach Deutschland. Ich traf ihn während meines Aufenthaltes in Rostock und später im KZ Buchenwald. Nach dem Krieg ging er in die Vereinigten Staaten, wo er ein kleines Reisebüro leitete. 1988 veröffentlichte er in Madrid ein »Memorial«-Buch (200 Seiten) über Codreanu, 50 Jahre nach dessen Ermordung. In diesem Buch findet man auch die Namen aller Legionäre, die bis 1940 ermordet wurden. Zur Zeit soll Stănicel in Portugal oder in der Schweiz leben.



Dieser Plan schien uns eindeutig und teuflisch geschmiedet zu sein. Trotz der noch vorhandenen Euphorie spürte man, wie eine Verunsicherung sich überall breitmachte. Die Tätigkeit der neuen Regierung war voller Widersprüche. Noch vor dem Jahresende verbot die Regierung das weitere Erscheinen der drei großen linksdemokratischen Zeitungen, »Dimineaţa« (Morgen), »Adevărul« (Die Wahrheit) und »Lupta« (Der Kampf), die teilweise in der Hand jüdischer Verleger waren. Gleichzeitig war die damalige Tageszeitung »Porunca Vremii« (Das Zeitgebot) das offizielle Sprachrohr für eine antisemitische Haltung der Regierung. Andererseits veröffentlichte man hier täglich Artikel gegen den »Utopismus« und den »Terrorismus« der Legion, ähnlich wie in allen anderen bürgerlichen Zeitungen. Die Jugendorganisation der Regierungspartei (Cuzisten und Lăncieri) wurde schnell paramilitärisch organisiert, und man konnte ihre Mitglieder in ihren blauen Hemden, besonders in den Moldaustädten, marschieren sehen. Die Leute, die wahllos aufgenommen wurden, waren äußerst undiszipliniert, verwüsteten oft jüdische Geschäfte und entglitten bald völlig der Kontrolle ihrer eigenen Partei. Man konnte sie mit den gutausgebildeten und an strenge Disziplin gewöhnten Legionären nicht vergleichen. Es kam auch manchmal zu bedauerlichen Auseinandersetzungen zwischen Cuzisten und Legionären. Codreanu gab am 13. Januar 1938 ein Rundschreiben heraus, in welchem er unter anderem mitteilte:

- »Wir müssen korrekt handeln, auch dann, wenn andere sich unkorrekt verhalten.«
- »Wir dürfen der neuen Regierung keinerlei Schwierigkeiten machen!«
- »Sollte man neue Wahlen ausschreiben, so werden sich die Legionäre die Verdoppelung ihrer Stimmen zum Ziel setzen.«
- »Diejenigen, die in ihrer Gedankenlosigkeit den König zu einer Diktatur zu drängen versuchen, sollen wissen, daß eine solche Politik ein Unglück für ganz Rumänien bedeuten würde.«

Es waren versöhnliche und zugleich warnende Erklärungen, die Codreanu hauptsächlich an die regierenden Politiker richtete. Am 18. Januar 1938 wurde das bis dahin nicht zusammengetretene Parlament vom König aufgelöst, und neue Wahlen wurden ausgeschrieben. In einer Rede von I. V. Vojen vor den versammelten Gruppenleitern des Arbeiterkorps in Bukarest konnte man nur optimistische Worte hören. Die Wirklichkeit war aber

anders. Es kam bald zu schweren Zwischenfällen während des Wahlkampfes. Bereits schriftlich von den Behörden bewilligte Versammlungen der Legion wurden nur wenige Minuten vor Beginn von den Ordnungskräften auf Sonderbefehl der neu eingesetzten Präfekten verboten und deren Veranstalter grundlos verhaftet. In Bukarest und in den großen Städten kamen solche Fälle nur vereinzelt vor, aber auf dem Land wurde jede Propagandatätigkeit der Legion von der Gendarmerie mit Gewalt verhindert. Die Anweisungen kamen direkt vom Innenminister ohne Wissen und Zustimmung des Regierungschefs. Da ein Parlament nicht vorhanden war, durfte die Regierung Gesetze und Verordnungen einfach durch Königsdekrete – nur von einem Minister gegengezeichnet – erlassen. Dieser Vorgang war verfassungswidrig, und alle Oppositionsparteien protestierten dagegen, aber ohne Ergebnis. Codreanu mahnte ständig zu Ruhe, Geduld und Besonnenheit und verbot den Legionären auf Provokationen seitens der Presse oder der Exekutive zu antworten. Er wünschte, daß wir in die Kirche gingen und dort beteten. In den Nestführersitzungen hatte ich ständig Schwierigkeiten, den Leuten zu erklären, warum sie jetzt Geduld haben und Ruhe bewahren müßten. Besonders die neu eingetretenen Mitglieder konnten und wollten nicht verstehen, warum wir uns alles gefallen ließen und warum der König, der den Schwur auf die Verfassung geleistet hatte, jetzt alle Gesetze brach.

Ende Januar 1938 reiste ich auftragsgemäß nach Urziceni, einem kleinen Städtchen 50 Kilometer östlich von Bukarest, um der dortigen Organisation etwa 30 Kilogramm gedrucktes Propagandamaterial zu übergeben. Einer meiner Kameraden, Novițchi Lucian, begleitete mich. Wir fuhren Sonntag früh mit der Eisenbahn über Ploeşti, aber wir kamen nicht ans Ziel. Noch vor Drăgăneşti (einer Zwischenstation) wurden wir von Gendarmen aufgegriffen, die das teuer bezahlte Druckmaterial beschlagnahmten und uns in der nächsten Station trotz unserer höflichen Proteste und trotz gültiger Fahrkarten zum Aussteigen zwangen. Wir hatten die Anweisung, uns unter keinen Umständen auf Handgreiflichkeiten einzulassen. Die Gendarmen wußten das und zeigten sich besonders stark und gehässig. Als ich eine Quittung für das beschlagnahmte Material verlangte, brüllten sie uns an, beschimpften uns als Terroristen, Landesverräter und Banditen und drohten, uns mit den Gewehrkolben zu erschlagen. Sie wollten uns auch ihre Namen oder Erkennungsnummern nicht sagen. Die Mitreisenden waren teilweise empört,



und meiner Meinung nach hätten sie uns sicherlich geholfen, die drei Gendarmen zu entwaffnen. Aber ich durfte nicht gegen meine Befehle verstoßen. Wer weiß, welche Komplikationen daraus entstanden wären! Eine radikale Änderung im Verhalten und Benehmen der Gendarmeriebeamten im Vergleich zum Herbst 1937 war ersichtlich. In Drăgăneşti, einem kleinen verschlafenen Dorf, mußten wir bei einer Temperatur von minus zehn Grad Celsius bis in die Nacht hinein warten und frieren, um dann wieder mit der Bahn zurück nach Bukarest zu fahren.

Als ich Montag abend in der Legionszentrale über den Vorfall schriftlich berichten wollte, wurde ich vom diensthabenden Enescu angeschnauzt: »Du brauchst keinen schriftlichen Bericht abzugeben. Ich nehme zur Kenntnis, daß du nicht imstande warst, deinen Auftrag zu erfüllen, und das genügt. Ich werde es weitermelden!«

Ich war von seiner Haltung enttäuscht; aber ich erfuhr, daß täglich unzählige solcher Fälle vorkamen und man sie nicht mehr genau registrieren konnte.

In den nächsten Tagen hörte ich, daß eine Legionärsgruppe des Arbeiterkorps, die in den Ortschaften um Bukarest mit einem kleinen Lastwagen unterwegs war, von Gendarmen unter Beschuß genommen worden war; es gab zwei Verletzte und einen Toten, der in der Kirche neben unserem Parteizentrum aufgebahrt wurde. Er war 40 Jahre alt, in der Eisenbahnwerkstätte »Grivița« von Bukarest beschäftigt und erst seit wenigen Monaten Mitglied der Legion gewesen.

Es war kein Spaß mehr! Die Situation wurde mit jedem Tag kritischer und schien zu einem Orkan anzuwachsen, der alles wegfegte.

Die ausländische Presse, besonders die französischen und die englischen Zeitungen, brandmarkten die Innenpolitik Rumäniens, welche die »antisemitischen Ausschreitungen« duldete, wobei die von der Goga-Regierung organisierten »Blauhemden« (Cuzisten) mit den Legionären bewußt oder unbewußt verwechselt wurden. Die Legionäre wurden ständig als »Lakaien Hitlers« bezeichnet, gegen welche die rumänische Regierung viel zuwenig tat. Andererseits warnten diese Zeitungen, die Demokratie in Rumänien nicht zu zerstören. Schließlich wurde der Botschafter Frankreichs in Bukarest beim König vorstellig und drückte die Besorgnis der Pariser Regierung aus, ob die demokratische Gesinnung Rumäniens bestehen bliebe und die geltenden Verträge noch eingehalten würden.

Anfang Februar 1938 hatte Codreanu eine Unterredung mit dem uns gutgesinnten General Ion Antonescu, damals Verteidi-

gungsminister. Dieser soll unseren Kapitän vor bevorstehenden Gefahren gewarnt und ihm erklärt haben, daß die Armee dem König und den Gesetzen treu bleibe. Kurz danach lehnte Codreanu den Vorschlag von Neagoe Flondor ab, um eine Audienz beim König zu ersuchen, obwohl dieser es gewünscht habe. Codreanu wollte, daß er offiziell eingeladen werde, was wieder der König ablehnte. Diese Information bekam ich in unserer Parteizentrale von Ing. Virgil Ionescu[23] in Anwesenheit von I. V. Vojen, Gh. Stoia[24] und Țălnaru Laurian[25], die sich über diese Nachricht erstaunt zeigten. Vojen sagte: »Unser Kapitän hatte sicherlich seine Gründe, es abzulehnen!« Infolge ständiger Schikanen und der äußerst angespannten politischen Lage entschloß sich Codreanu nach der Beratung mit dem Legionssenat, auf jede weitere Wahlpropaganda zu verzichten (8. Februar 1938). Dadurch hörte jede Tätigkeit der Legion für die Neuwahlen auf. Wir erhielten den Befehl, alle bereits angekündigten Versammlungen, Vorträge und öffentlichen Sitzungen sofort abzusagen. Alle Operationspläne für weitere Propagandaeinsätze in den von uns wenig erschlossenen Gebieten kamen nicht mehr zur Durchführung und bereits abgereiste Gruppen wurden zurückgerufen.

Am 9. Februar 1938 fand ein langes Gespräch zwischen Codreanu und dem noch amtierenden Ministerpräsidenten Octavian Goga statt. Dieses Gespräch kam auf Gogas Wunsch zustande und wurde von Ing. Virgil Ionescu und Dr. Alexander Ghica[26] vermittelt. Goga wünschte ein Kartell mit der Eisernen Garde unter seiner Führung, um der Königsdiktatur vorzubeugen. Codreanu wollte unter diesen Umständen nicht annehmen. In derselben Nacht wurde Goga als Ministerpräsident mit seiner ganzen Regierung vom König abgesetzt. Am 10. Februar 1938 berief der König das Oberhaupt der rumänisch-orthodoxen Kirche, den Patriarchen Miron Cristea, zum Premier einer Sonderregierung. Der Patriarch war damals 70 Jahre alt und aus Gründen, die sich nicht erklären lassen, gegen die Legionärsbewegung, besonders wegen ihrer deutschfreundlichen Politik, eingestellt; er war ziemlich krank und starb ein Jahr später in einem Sanatorium in Cannes. Die ganze Macht in der Regierung besaß Armand Călinescu, der nicht nur Vizepremier, sondern auch Innen- und Verteidigungsminister war. General Ion Antonescu wurde nicht mehr in die neue Regierung berufen. Während der Patriarch nur eine Repräsentationsfigur darstellte, war Armand Călinescu das Vollzugsorgan des Königs und seiner Kamarilla. Am 16. Februar 1938 wurde die seit 1923 geltende demokratische Verfassung durch einen Königserlaß aufgehoben und einen Tag später jede politische Tätigkeit aller Parteien gesetzlich untersagt. Am 20. Februar 1938 wurde die neue Verfassung veröffentlicht, die dem König besondere Rechte einräumte und die Gründung einer einheitlichen Staatspartei in Aussicht stellte. Die neue Verfassung wurde einige Tage später durch Volksbefragung, die öffentlich und obligatorisch war, mit 97 Prozent der abgegebenen Stimmen vom »rumänischen Volk« angenommen. Einzelne wagten es, abzulehnen, oder enthielten sich der Stimme und wurden mit schweren Verwaltungsstrafen belegt, da »sie gegen den König waren«. Auch alte, pragmatisierte Staatsbeamte wurden unter Verlust aller ihrer Pensionsrechte fristlos entlassen. Das königliche Dekret Nr. 870 vom 17. Februar 1938 verbot für ganz Rumänien ab dem Monatsende jede politische Tätigkeit. Auch alle anderen Organisationen wie sportliche Vereine und studen-

---

[23] Ionescu Virgil, erfolgreicher Bauingenieur und Unternehmer, Mitglied der Eisernen Garde seit 1930. Leiter der Legionsorganisation von Dobrudscha (Gebiet zwischen Donaubogen und Schwarzem Meer) mit dem Hauptsitz in Konstanza. Als bewährter Legionärskommandant war er einer der Wirtschaftsberater Codreanus. Durch familiäre Bindungen verfügte er über gute Beziehungen zum Königshof und besonders zu dessen Verwalter Ernest Urdăreanu. Dieser Verbindung verdankte es Virgil Ionescu, daß er während der Verfolgung in den Jahren 1938 und 1939 wohl in Haft war, aber am Leben blieb. Noch während des Krieges flüchtete er nach Deutschland und 1946 nach Südamerika, wo er vor einigen Jahren in Argentinien starb.

[24] Stoia Gheorghe, Medizinstudent in Bukarest und Legionär seit 1933. Stark engagiert in der Organisation der Kreuzbruderschaften, erhielt er 1937 den Dienstgrad eines Hilfskommandanten. Ich lernte ihn im Arbeitslager von Carmen Sylva im Sommer 1936 kennen. Später traf ich ihn während des Krieges in Deutschland (Rostock und Buchenwald), wo wir uns gut anfreundeten. Er starb am 28. Mai 1971 während eines Urlaubsaufenthaltes in Córdoba, Spanien, und ist in München auf dem Waldfriedhof begraben.

[25] Țălnaru Laurian, bereits vor 1933 in der Legion. Mit dem Dienstgrad eines Hilfskommandanten spielte er eine gewisse Rolle im Legionärszentrum der Hochschülerschaft in Bukarest und im Legionsstab, wo ich ihn kennenlernte. Später traf ich ihn während meiner Verbannung in Deutschland (Rostock und Buchenwald). Nach dem Krieg wanderte er nach Kanada aus, wo er auch zur Zeit lebt.

[26] Ghica Alexander, Verwaltungsjurist. Ursprünglich Mitglied der National-Christlichen Partei von Professor A. C. Cuza, in der er bemüht war, eine Versöhnung mit der Eisernen Garde herbeizuführen. Später wechselte er in die Legion und gehörte zu Codreanus Stab. Im Herbst 1940 wurde er für einige Monate Generaldirektor des rumänischen Sicherheitsdienstes (Siguranța).

tische Verbindungen mußten ihre Tätigkeit einstellen. Danach erklärte Codreanu am 21. Februar 1938 die Legionärspartei »Alles für das Vaterland« für aufgelöst und stellte jede politische Tätigkeit sowie die Betriebe des Legionär-Handelsbataillons ein.

Die meisten Legionäre waren vom »Zurückziehen« Codreanus überrascht und enttäuscht, aber sie verhielten sich diszipliniert und ruhig, da, wie B. Livezeanu sagte, »unser Kapitän weiß, was er tut«. Noch größer war aber die Überraschung bei gewissen Regierungsstellen, deren Vernichtungspläne auf einer heftigen Abwehrreaktion der Legionäre und auf einem offenen Konflikt mit der Exekutive und der Armee aufgebaut waren. Codreanu mahnte nochmals zu Ruhe und Geduld und teilte mit, daß er bald nach Rom fahren werde, um sich um die Übersetzung seines Buches »Für meine Legionäre« ins Italienische zu kümmern. Aber nur wenige Tage später, am 28. Februar 1938, kündigte er an, daß er nicht ins Ausland fahren werde, sondern im Lande bleiben wolle. Die meisten von uns waren über seinen Entschluß, in Rumänien zu bleiben, besorgt, zumal ständig Gerüchte über ein mögliches Attentat gegen ihn in Umlauf waren.

Noch im Dezember versuchte der berühmte Bukarester Rechtsanwalt Istrate Micescu einen »Killer für Codreanu« zu finden. Er lud den für seine Aversion gegen die Eiserne Garde bekannten Journalisten Dr. J. Emilian[27] zu sich ein und versuchte, diesem zu erklären, daß das politische Klima in Rumänien sich nur dann beruhigen könne, wenn Codreanu auf »irgendeine Weise« verschwinde. Dies würde »in hohem Staatsinteresse« geschehen, um

[27] Emilian V. J., Jurist und Journalist. Als altes Mitglied der National-Christlichen Partei von Professor A. Cuza wurde er unter der Regierung Goga/Cuza im Dezember 1937 zum Präfekten (Bezirkshauptmann) in den Bezirk Bacău (Moldau) berufen. Obwohl als Gegner der Eisernen Garde bekannt, erwies er sich als Charaktermensch. Als der damalige Außenminister Istrate Micescu ihm im Januar 1938 vorschlug, ein Attentat auf Codreanu zu organisieren, lehnte er mit Empörung ab und denunzierte den Plan. Als Reserveoffizier der rumänischen Armee hatte er am Krieg gegen die Sowjetunion teilgenommen und eine Kavallerieeinheit bis zum Kaukasus geführt. Über diese siegreichen und zugleich tragisch verlorenen Kämpfe schrieb er nach dem Krieg ein interessantes Buch, »Der phantastische Ritt« (Verlag Scgutz-Oldendorf, München 1977). Nach dem Krieg ließ er sich in München nieder, wo er die rumänische Exilzeitung »Stindardul« herausgab. Sowohl früher in Rumänien als auch später in der Verbannung war sein Verhältnis zu den anderen Rumänen korrekt und freundlich. Er war ein Bewunderer Codreanus, konnte sich aber mit der starren Disziplin der Legion nicht anfreunden. Er starb 1987 in München.



so später dem Lande viel Unheil und Schaden zu ersparen! Er würde zu diesem Zweck eine hohe Summe Geldes zur Verfügung stellen. Zwei Jahre davor war Istrate Micescu, aber nur mit der kräftigen Unterstützung der Legionäre, Präsident der Bukarester Anwaltskammer geworden. Jetzt stand er in der Gunst des Königs und der Hofkamarilla und sollte in der nächsten Regierung Außenminister werden. Dr. J. Emilian, der damals Mitglied der Christlichen Nationalpartei von A. C. Cuza war, lehnte dieses Anliegen empört ab, ging gleich zu Codreanu und berichtete ihm alles. Er erwies sich nicht nur als hochanständig, sondern er war auch ein Mensch mit Charakter. Man weiß nicht, inwieweit Codreanu diese Angelegenheit ernst nahm, er zog jedoch daraus keinerlei Konsequenzen. Er konnte auch keine Anzeige bei Gericht erstatten, da Dr. J. Emilian keine Zeugen hatte und einen Strafprozeß wegen Verleumdung des »Bukarester Staranwaltes« riskiert hätte. Diese Information erhielt ich damals von I. V. Vojen.

Noch vor Ende Februar hielt ich meine letzte Sitzung mit den Nestführern ab und erklärte gemäß Codreanus Befehl unsere weitere Tätigkeit für stillgelegt. Ich gab meinen Kameraden Ratschläge, wie sie sich weiter verhalten sollten; sie müßten Konflikte mit den Gesetzen und den Ordnungskräften möglichst vermeiden. Da wir keinerlei Legionärszeitungen bekamen und auch keine Sitzungen abhalten durften, blieb als einzige Informationsquelle der persönliche Kontakt, der auch nur im Notfall beansprucht werden sollte. Ich persönlich wollte an der Technik mit Motoc und Tr. Ştefanescu zum Arbeiterkorps mit Tănase und zum Zentralstab mit N. Smărăndescu Verbindung halten. Man erwartete den baldigen Ausbruch schwerer Verfolgungen, und deswegen sollten alle Verbindungen doppelt abgesichert werden. Zu Hause sollten wir alle Listen mit Namen, Adressen, Spenden usw. verbrennen und nur die wichtigen Daten außerhalb der Wohnung gut verstecken. Leider wurden diese Anweisungen nicht überall befolgt. Die Legionäre waren nicht gewöhnt, die Regeln der Geheimhaltung und des konspirativen Kampfes einzuhalten. Die Legionärsbewegung hatte sich in den vorangegangenen drei Jahren zur Massenbewegung entwickelt. Die vom Sicherheitsdienst eingeschleusten und gut bezahlten Agenten drangen in alle Stellen ein, zeigten sich als »treue und verläßliche Mitglieder« und konnten somit leicht ihre schmutzige Tätigkeit erfüllen. Wir wußten, daß sich in unseren Reihen auch solche Elemente befanden, aber weil wir bis dahin nichts zu verbergen hatten, fühlten wir uns dadurch nicht

besonders gestört. Unsere Tätigkeit strebte nach einer moralischen Erneuerung, die eigentlich mit einem konspirativen Geheimkampf nicht vereinbar war. Die Kommunisten waren uns diesbezüglich weit überlegen und gewöhnt, Kämpfe im Verborgenen zu führen. Die Legionäre waren für solche Zwecke nicht geschult und meist auch von Natur aus ungeeignet.

Nach Beginn der Verhaftungswelle entstand bei den Legionären die Psychose »Verräter unter uns«, wobei jeder jedem mißtraute und dadurch viele gemeinsame Aktionen gelähmt wurden. Meiner Meinung nach gab es bestimmt nicht so viele »Verräter«, wie man annahm. Die meisten Legionäre waren aber nicht gewöhnt, Geheimnisse zu bewahren, redeten zuviel, waren unvorsichtig und gefährdeten ständig die weiteren Kämpfe im Verborgenen.

Am 12. März 1938 marschierten deutsche Truppen auf Hitlers Befehl in Österreich ein. Die Zusammenhänge, welche zu dieser Situation geführt hatten, waren in Rumänien kaum bekannt. Als in den Bukarester Kinos deutsche Wochenschauen vorgeführt wurden, sahen die Rumänen die Begeisterung der österreichischen Bevölkerung beim Empfang Hitlers in Salzburg, Linz und Wien. Sie konnten keine Vorstellungen über die politischen Folgen des Anschlusses haben. Die Interpretation der meisten Rumänen war sehr einfach: »Warum sollen die Österreicher als Deutsche sich nicht freuen, wenn sie heim ins Deutsche Reich kommen, zumal sie dies bereits 1919 gewünscht haben?« Die Rumänen verglichen damals diese Situation mit dem seit Hunderten von Jahren bestehenden Bestreben ihrer Landsleute in Siebenbürgen, in der Bukowina und in Bessarabien, einen gemeinsamen Staat mit der Moldau und der Walachei zu bilden: ein Traum, welcher sich erst 1918 erfüllt hatte. Mit diesem Standpunkt begrüßten die Rumänen allgemein den Einmarsch der Deutschen in Österreich, zumal sie wußten, daß die österreichische Bevölkerung stark unter der Arbeitslosigkeit und der Wirtschaftskrise gelitten hatte. Über Hintergründe und Folgen dieses Anschlusses zerbrachen sich die Rumänen nicht den Kopf, und übrigens hatten auch die Österreicher keine Lust, viel darüber nachzudenken.

Die rumänische Regierung nahm den Anschluß kommentarlos zur Kenntnis. Außenminister N. Petrescu-Comnen ließ sich aus »administrativen Gründen« für die Anerkennung der Zuständigkeit des österreichischen Botschafters in Bukarest zwei Wochen Zeit. Um die Sache zu beschleunigen, mußte der deut-



sche Botschafter Franz Fabrizius[28] beim König vorstellig werden. Die großen rumänischen Zeitungen, wie »Universul«, übernahmen die deutschen Nachrichten kommentarlos und waren sehr zurückhaltend. Nur Pamfil Şeicaru zeigte in einem Artikel in seiner Zeitung »Curentul« mehr Mut und bemerkte, daß die Österreicher den Anschluß der trägen und unentschlossenen Politik der Regierungen in Paris und London sowie der Kehrtwendung Mussolinis zu verdanken hätten. Zum erstenmal machte Pamfil Şeicaru die Politiker Rumäniens auf die revisionistischen Bemühungen Ungarns via Berlin und Rom aufmerksam.

Am Tag des deutschen Einmarsches in Österreich (12. März 1938) schickte Codreanu ein Glückwunschtelegramm an Hitler. Dieser nahm sich nicht einmal die Zeit, sich wenigstens aus Höflichkeit zu bedanken, und keine deutsche Zeitung erwähnte Codreanus Telegramm. Der deutsche Botschafter in Bukarest schickte seinen politischen Vertrauensmann Arthur Konrady[29] zu Codreanu, um mitzuteilen, daß das von ihm geschickte Telegramm in die Hände des Führers gelangt sei.

In vielen Bukarester Kinos kam es während der Vorführung

---

[28] Fabrizius Franz, deutscher Diplomat und Botschafter in Bukarest. Er war ein guter Kenner der politischen Verhältnisse in Rumänien und ein echter Freund des rumänischen Volkes, er verhielt sich stets korrekt und loyal. Den Mitgliedern der Eisernen Garde gegenüber war er ziemlich zurückhaltend, aber immer freundlich. Da er nicht Mitglied der NSDAP war, wurde er im Herbst 1940 zurückberufen und durch Manfred von Killinger (ehemaliger Korvettenkapitän) ersetzt. Dieser wußte über die rumänischen Verhältnisse überhaupt nicht Bescheid.

[29] Konrady Arthur, Botschaftsrat an der deutschen Botschaft in Bukarest und Vertrauensmann der NSDAP in Rumänien. Er hatte bereits viele Jahre versucht, die politische Organisation der Siebenbürger Sachsen und der Banater Schwaben unter den Einfluß Berlins zu bringen, konnte aber nur bescheidene Erfolge erzielen. Die verantwortlichen Leiter der deutschen Volksminderheit in Rumänien waren konservativ und wenigstens am Anfang sehr zurückhaltend. Er warb unter den deutschen Jugendlichen um Freiwillige für die Waffen-SS und geriet oft in Konflikt mit den rumänischen Behörden. Im Sommer 1939 verlangte die rumänische Regierung seine Abberufung aus Rumänien, und das Ministerium für Auswärtige Angelegenheiten in Berlin kam dem rumänischen Wunsch nach. Nach der Abdankung König Carols (September 1940) kam er wieder nach Rumänien und konnte im Schutz einiger befreundeter Legionäre seine Tätigkeit fortsetzen. Im Sommer 1941 verlangte Marschall Antonescu erneut seine Abberufung aus Rumänien, und Konrady mußte Rumänien für immer verlassen. Er war kein Freund Rumäniens, sondern nur Vertrauensmann der NSDAP, der die Hilfsbereitschaft der Legionäre ausnutzen wollte. Durch seine Werbung für die Waffen-SS trug er viel zum Unglück der Volksdeutschen in Rumänien bei.

der deutschen Wochenschau zu spontanem Beifall, als Bilder von Hitler auf der Leinwand erschienen. Es genügte, daß zwei bis drei Leute zu applaudieren begannen, und alle taten plötzlich mit. Nach zwei bis drei Tagen mußten alle Kinos vor der Vorführung einen Vorspann mit einer Anordnung des Innenministeriums zeigen, daß jeder Applaus als politische Demonstration geahndet werde.

In einer Zeit, in welcher die rumänische Regierung eine strikte Neutralität einhalten wollte, wurde das Codreanu-Telegramm von vielen Politikern in Rumänien als »Fauxpas« betrachtet, zumal es von Hitler nicht beantwortet wurde. Um so mehr wurde es von den Zeitungen in Paris und London überbewertet, die darin den Beweis sehen wollten, daß die Eiserne Garde doch ein Werkzeug Hitlers sei. Das Telegramm löste aber keineswegs die Verfolgung der Legion aus, die wenige Tage später beginnen sollte; der Plan zu deren Vernichtung war bereits seit Monaten programmiert und bis ins Detail vorbereitet.

Persönlich machte ich mir nur wenige Gedanken über den Anschluß Österreichs an Deutschland. Ich erinnerte mich an die Diskussion mit meinem Freund Paul Groß zwei Monate davor. Warum wollte Hitler eine Volksbefragung vor dem Anschluß nicht gestatten? Welchen Wert hätte eine Volksbefragung, die in der Öffentlichkeit und in der Anwesenheit deutscher Militärs stattfinden würde?

Einer meiner Kollegen, T. Răşcanu, der Forstwirtschaft an der Technik studierte, erhielt ein Stipendium des französischen Staates. Er sollte nach Grenoble fahren, um dort sein Studium an der »École supérieure forrestière« fortzusetzen und zu promovieren. Er galt als Freund der Legion und zeigte immer Sympathie für Codreanu. Er war immer gut informiert, da sein Vater früher rumänischer Botschafter in Wien und nun hoher Beamter im Außenministerium war. Als er sich von mir verabschiedete, zeigte er sich sehr pessimistisch. Seiner Meinung nach würden wir nach zwei bis drei Jahren einen neuen Weltkrieg erleben, und Rumänien würde von den Sowjets besetzt werden, die bis Konstantinopel vordringen wollten. Mit diesem Alptraum warnte er mich, daß ich vorsichtig sein solle, da bald sehr schlechte Zeiten für die Legion kommen würden.

Die Legion hatte nicht nur politisch motivierte Gegner, sondern auch entschiedene Feinde, die durch die Erneuerungsbewegung der Eisernen Garde ihre Existenz und ihre Interessen gefährdet sahen. Es waren sehr viele dunkle Geschäftemacher, die auf ihre Privilegien, ihren Einfluß und ihre Korruptionsmethoden nicht verzichten wollten und konnten. Die Pläne zur Vernichtung der Legion waren schon längst geschmiedet, und die Wahlergebnisse vom Dezember 1937 hatten genügend Anlaß zur dringenden Durchführung gegeben. Um die Person König Carols II. bildete sich mit der Zeit eine Gruppe von Intriganten und Spekulanten, die untereinander einig waren, daß die Eiserne Garde vernichtet werden müsse. Die Bildung einer Hofkamarilla war nicht spezifisch rumänisch, da diese Erscheinung bei allen Völkern der Welt und zu allen Zeiten vorkommt.

Wer waren diese Personen? Man wußte es nicht genau. Mit Sicherheit gehörten dazu: Armand Călinescu, General Marinescu, Victor Jamadi, Grigore Gafencu, Mihail Ghelmegeanu, General Bengliu, Oberst M. Moruzov, Oberstleutnant Gherovici, Nichi Ştefanescu und viele andere. Die Rolle der Generäle Paul Teodorescu und Argeşeanu, ebenfalls Günstlinge des Königs, blieb undurchsichtig. Hofmarschall Urdăreanu war nur ein »treuer Hund« des Königs: Er spielte bei der Planung und Durchführung der Repressionsmaßnahmen gegen die Legionäre eine kaum nennenswerte Rolle; inwieweit gewisse Großindustrielle Rumäniens wie Max Auschnitt, Mociorniţă, Rizescu, S. Fildermann und N. Malaxa einen Einfluß auf die Vernichtungsaktion gegen die Eiserne Garde ausübten, ist ganz unklar. N. Malaxa hatte einige Male seine Sympathie gegenüber der Legion ganz öffentlich gezeigt und soll auch für die Wahlen 1937 anonym gespendet haben. Andererseits war N. Malaxa ein Vertrauter des Königs und stets bemüht, dessen Korruptionsaffären zu vertuschen. Die anderen Industriellen waren immer vorsichtig und verhielten sich neutral, wenigstens nach außen hin.

Die jüdischen Kreise standen selbstverständlich von Beginn an in feindlicher Position gegenüber der Legion, zumal Codreanu als Antisemit bekannt war. Offiziell nahm die »Union der Juden in Rumänien« unter der Leitung von Dr. W. Fildermann eine dem König treue Position ein, ansonsten blieb sie politisch neutral. Es ist sicher, daß manche direkt oder mittels Freunden Kontakte zu der Hofkamarilla pflegten, aber im Grunde war die Politik der »Union der Juden« streng nach den Interessen der im Lande wohnenden Juden ausgerichtet. Viele Juden waren nach

dem Handelsvertrag mit Nazi-Deutschland bei Import- und Exportgeschäften eingeschaltet und spielten damals beim Warenaustausch eine beachtliche Rolle.

Die Rolle, welche die Palastkurtisane (Duduia) Elena Lupescu (geborene Wolf) bei den Plänen der Hofkamarilla spielte, ist ziemlich umstritten. Sie war die Geliebte Carols II. aus den 20er Jahren, lebte aber im Exil in Paris. Als er 1931 zurückkehrte und König wurde, versprach er, die Bindung mit Elena Lupescu abzubrechen und seine Ehefrau, die Königin und Mutter seines Sohnes Mihai, die im Ausland lebte, wieder nach Bukarest zurückzuholen. Der König hielt sein Wort nicht und kam dadurch in Konflikt mit den Politikern, die seine Rückkehr veranlaßt hatten, insbesondere mit Iuliu Maniu. Elena Lupescu war Jüdin und Tochter eines reichen Pelzhändlers. Um ihre Anwesenheit im Königspalast zu rechtfertigen, heiratete sie den Hofmarschall Urdăreanu, blieb aber weiter die Mätresse Carols II. Sie war die ganze Zeit Objekt des Spottes und des Angriffs verschiedener politischer Kreise, besonders der Bauernpartei von Maniu und der Eisernen Garde. Auch in der ausländischen Presse, besonders in den USA, machte man sich über diese Affäre lustig. Beim Studentenkongreß von Târgu-Mureş am 5. April 1936 wurde eine Legionärsgruppe (Revolutionstribunal) mit der Aufgabe gebildet, Elena Lupescu »wegen des dem rumänischen Volk zugefügten moralischen Schadens« zu bestrafen. Die von der Staatsanwaltschaft erhobene Anklage gegen diese Gruppe führte nicht zum Prozeß, da Elena Lupescu sich nicht bedroht fühlte und somit von einer Anzeige Abstand nahm. Trug Elena Lupescu durch ihren Einfluß zum Terror und zur Vernichtungsaktion gegen die Legion bei? Die meisten Legionäre waren davon überzeugt, da sie eine Jüdin und eine unmoralische Person war: Der Legionärskommandant Ing. Virgil Ionescu, der gute Beziehungen zu einigen Personen aus der Umgebung des Königs pflegte, war anderer Meinung: »Es ist eine naive Auffassung, daß Elena Lupescu in dieser Angelegenheit irgendeine Rolle gespielt hat.« Ihr Vater hatte bereits 1936 in einem Interview für eine Londoner Zeitung behauptet, daß seine Tochter absolut keinen Einfluß auf das politische Geschehen in Rumänien ausübe. Die Wahrheit wird man nie erfahren und scheint mir auch nicht so wichtig zu sein.

Es bleibt die Frage, ob König Carol II. selbst der Urheber der Vernichtung der Eisernen Garde war oder ob er nur als Werk-



zeug diente. Er hatte immer bonapartistische Ambitionen, wollte ursprünglich die Legion an sich ziehen und auf ihrem Potential seine Diktatur aufbauen. Er war einigermaßen von den Erfolgen Mussolinis geblendet und wollte etwas ähnliches in Rumänien aufbauen. Ihm imponierte die Disziplin der Legionäre und deren feste Verankerung in allen sozialen Schichten Rumäniens. Bald mußte er feststellen, daß die Legionäre, obwohl sie in ihrer Auffassung monarchistisch eingestellt waren, nur den Befehl ihres Kapitäns befolgten. Der König kam zur Überzeugung, daß Codreanu für ihn zuwenig elastisch und zu unabhängig war. Er empfand Bewunderung für Codreanu, aber ebenso Angst und sicherlich auch Haß. Warum konnte Codreanu die Jugend aller sozialen Schichten begeistern und er nicht? Er hatte schon einige Male Gelegenheit gehabt, führende Persönlichkeiten der Legion bei sich in kurzer Audienz zu empfangen: Tr. Cotiga, Gh. Furdei, Ing. Virgil Ionescu, sowie der Legion nahestehende Intellektuelle wie Professor Tr. Brăileanu, Professor M. Manoilescu oder General Moruzzi. Er dürfte ausreichend über die Eiserne Garde informiert gewesen sein. Aber auch Intriganten und Spekulanten waren am Werk und flößten dem König täglich Angst vor der Legion ein. Er versuchte, durch die von ihm ins Leben gerufene Organisation »Heimatwacht« (Straja ţării)[30] die Jugend zwischen zwölf und 18 Jahren paramilitärisch zu organisieren und setzte dazu die ganze Staatsmacht und erhebliche Geldmittel ein, aber er erntete nur Mißerfolge. Trotz schöner Uniformen und bezahlter Musikkapellen gelang es ihm nicht, Begeisterung oder Treue zu entfachen. Bei seiner Intelligenz, die unbestritten war, hätte er verstehen müssen, daß eine solche Organisation nicht von oben durch einen königlichen Erlaß entstehen konnte, sondern nur von unten nach oben organisch wachsen mußte. In seiner Umgebung waren nur Menschen, die ihn täglich vor Codreanu warnten und ihm als Beispiel den Marionettenkönig Viktor Emanuel von Italien vorführten, wobei der tatsächliche Herrscher des Landes

[30] Straja ţării (Heimatwacht), eine von König Carol II. gegründete paramilitärische Organisation mit dem Zweck, die Jugend von der Legion abzulenken. Trotz großer Aufwendungen aus Budgetmitteln für Unterkünfte, Uniformen und Musikveranstaltungen gelang es nicht, die rumänische Jugend damit zu begeistern. Am 27. Februar 1938 erließ König Carol II. ein Dekret, mit dem die ganze rumänische Jugend zwischen zwölf und 18 Jahren verpflichtet wurde, bei der Straja ţării teilzunehmen. Zwei Jahre später mußte diese Organisation, die ein totaler Mißerfolg war, aufgelöst werden.

Mussolini war. Deswegen mußte man sich doch fragen: War König Carol II. der Feind Nummer eins der Eisernen Garde? Das von Horia Sima in Madrid im Jahr 1977 in rumänischer Sprache veröffentlichte Buch »Ende einer blutigen Herrschaft« beantwortet diese Frage nicht. Das Buch schildert die politischen Ereignisse in Rumänien vom 10. Dezember 1939 bis 6. September 1940, wobei hauptsächlich Simas eigene Tätigkeit und die der unter seinem Kommando stehenden Legionäre im Vordergrund stehen. Über das unmittelbare Wirken Carols II. und über die Tätigkeit seiner Hofkamarilla fand ich nur wenige eindeutige Aufschlüsse. In dieser Hinsicht hat dieses Buch keinen historisch-wissenschaftlichen Wert. Ich persönlich neige zu dem Glauben, daß Carol II. nur ein Werkzeug seiner eigenen Kamarilla war, die mit seiner Eitelkeit, seinen Ängsten und seinen zerrütteten Familienverhältnissen spekulierte. Aber auch die Hofkamarilla war teilweise nur ein Werkzeug. Dahinter standen korrupte und nach Macht und Geld gierige Politiker der bürgerlichen Parteien. Sie waren Experten für dunkle und schmutzige Geschäfte, charakterlose Wirtschaftsspekulanten, sie blieben im verborgenen und zogen nur die Fäden. Es kann sein, daß unter ihnen auch Juden, Deutsche und andere Fremde mitspielten; aber mit Sicherheit waren die meisten echte Rumänen aus dem bürgerlichen Milieu, die in ihrem unmoralischen, kriminellen Treiben nicht gestört werden wollten. Sie waren die gefährlichsten Feinde der Legion und trieben den König zur Diktatur. Einige dieser Menschen wurden im Dezember 1940 von den Legionären in Gefängnissen ermordet, die meisten aber wurden nach 1945 während der kommunistischen Herrschaft in Rumänien umgebracht. Nur wenige unter ihnen konnten sich durch Flucht ins Ausland retten.

Abgesehen von der Affäre mit seiner Kurtisane Elena Lupescu erwies sich Carol II. auch sonst als rücksichtslos und brutal gegenüber seiner Familie. Er erlaubte seinem Sohn Mihai nicht, seine im Ausland lebende Mutter zu besuchen. Ferner nahm er eine unmenschliche Haltung gegenüber seiner kranken Mutter, Königin Maria[31], ein und ließ seinen Bruder Fürst

[31] Maria, Königin Rumäniens von 1915 bis 1927. Als Gemahlin von König Ferdinand I. war sie im kulturellen Bereich und in verschiedenen Wohlfahrtsorganisationen tätig. Zu ihrem Sohn Carol hatte sie stets ein gestörtes Verhältnis, hauptsächlich wegen seiner Hofkurtisane Elena Lupescu-Wolf. Sie war sehr krank und starb am 18. Juli 1938 im Alter von 61 Jahren. Königin Maria war eine Enkelin der Königin Victoria von Großbritannien.



Nicolae[32] ins Ausland verbannen. Nun wurde die Königsdiktatur endgültig errichtet. Alle Minister durften nur vom König berufen werden und waren nur ihm gegenüber verantwortlich. Er konnte sie auch jederzeit absetzen. Da das Parlament nicht mehr existierte, erfolgte die Gesetzgebung durch königliche Erlässe (Decret regal). Zur Verfolgung der Eisernen Garde wurden neben Staatspolizei und Gendarmerie auch der Sicherheitsdienst und der Abwehrdienst der Armee eingeschaltet. Der Krisenstab in diesem Kampf wurde direkt von Armand Călinescu und General Gabriel Marinescu (Gavrilă) geführt.

Ab März 1938 verzichtete der König auf die Mitarbeit von General Antonescu als Verteidigungsminister. Dieser mußte endgültig zurücktreten und erhielt das Kommando über ein Armeekorps. Zur Beratung setzte Carol II. einen Kronrat aus den Kreisen ehemaliger Minister, Universitätsprofessoren und hohen Militärs ein, die als solche nur vom König ernannt wurden. Die Polizeibehörde und die Gendarmerie bekamen das Recht zuerkannt, die politischen Delikte selbständig zu ahnden und Verhaftungen auf unbestimmte Zeit vorzunehmen.

Die Pressezensur wurde als permanente Institution etabliert und besonders verschärft. Alle von den politischen Parteien herausgegebenen Zeitungen und Zeitschriften wurden verboten. In der Provinzstadt Buzău beschlagnahmte die Polizei alle Bücher mit roten oder grünen Umschlägen in den Buchhandlungen als Propaganda der Kommunisten oder Legionäre. Das zeigt, wie sehr die Dummheit regierte. Für alle politischen Vergehen und Delikte waren überall nur die Militärgerichte zuständig, die mehr oder weniger weisungsgebunden waren. Carols Diktatur war vom Schreibtisch organisiert, in der Praxis konnte sie aber nicht funktionieren. Es fehlte die politische Infrastruktur. Aus diesem Grund konnte man diese Diktatur mit Mussolinis oder Hitlers Herrschaft nicht vergleichen, höchstens mit den

[32] Nicolae, Fürst von Hohenzollern, Bruder König Carols II. Er war nach dem Tod von König Ferdinand I. bis 1930 (Thronbesteigung Carols II.) als Regent eingesetzt. Nicolae (Nicky) konnte sich mit seinem Bruder nicht vertragen. Er war für einige Zeit als Generalinspektor der rumänischen Marine und Luftwaffe berufen, eine Funktion, die er nie ernst nahm. Nach seiner Heirat mit einer nicht aus einer Fürstenfamilie stammenden Frau (morganatische Ehe) ohne Erlaubnis des Königs und der Regierung mußte er auf alle Rechte verzichten. Man erzählte, daß er für die Eiserne Garde gewisse Sympathien offen zeigte und aus diesem Grund oft in Konflikt mit seinem Bruder kam. Er starb vor einigen Jahren in der Schweiz.

Zuständen in einigen südamerikanischen Staaten. Die Offiziere der rumänischen Armee waren diszipliniert und monarchistisch eingestellt. Sie konnten ähnlich wie die Exekutive als Unterdrückungswerkzeug eingesetzt werden, aber sie waren völlig ungeeignet, eine moralische Erneuerung oder die Begeisterung im Volk herbeizuführen. Die Diktatur Carols begründete ihre Macht nur auf die Gewalt des Staatsapparates, verstärkt durch die natürliche Angst und Feigheit des Menschen. In dieser Zeit war das politische Gefüge völlig instabil. Zwischen 10. Februar 1938 und 3. Juli 1940 mußte die Bukarester Regierung achtmal umgebildet werden, da der König immer wieder eine bessere Lösung finden wollte. Nach Miron Cristea kamen in kurzen Intervallen als Ministerpräsidenten Armand Călinescu, General Argeşanu, Constantin Argentoianu[33], Gh. Tătărascu und schließlich Ion Gigurtu.[34] Im Mai 1938 interviewte ein amerikanischer Journalist den König über seine Politik und befragte ihn, inwieweit er diese mit den demokratischen Prinzipien vereinbaren könne. Carol II. erklärte, daß das rumänische Volk weder reif genug noch fähig sei, die demokratischen Prinzipien zu verstehen. Die Gefahren von Osten und Westen gestatteten es nicht, die bis dahin freie und liberale Politik in Rumänien fortzusetzen. Sein autoritäres Regime sei unbedingt erforderlich, um den Gefahren von außen und von innen zu begegnen. Die Kommentare zu diesen Erklärungen in den amerikanischen Zeitungen waren sehr schädlich für den internationalen Ruf Rumäniens: »Die Rumänen sind dumm, unfähig und zuwenig patriotisch! Sie können nur mit der Peitsche geführt werden!« Viele französische und italienische Zeitungen schrieben sogar, daß der rumänische König sein eigenes Volk beleidigt habe. Carol war sehr verärgert und setzte den rumänischen Botschafter in Washington ab, da sein »Dementi« wirkungslos blieb. Man wollte alles auf Mißverständnisse und Übersetzungsfehler zurückführen. Alle ausländischen Zeitungen, welche etwas darüber berichteten, wurden von der rumänischen Polizei beschlagnahmt. Mein Kamerad Ion Mărcoi (Tabaktrafikant und Zeitungsverkäufer) versteckte ein Exemplar der »Washington Post«, das aber bei einer Hausdurchsuchung von der Polizei gefunden wurde. Er wurde verhaftet, wegen antimonarchistischer Propaganda zu einem Monat Gefängnis verurteilt und verlor auch seine Konzession. Später erhielt er sie durch Intervention und Schmiergelder wieder.

[33] Argentoianu Constantin, geboren am 15.3.1871 in Craiova. Er studierte Medizin, Jus und Soziologie in Paris. Ab 1898 begann er als Botschafter zuerst eine diplomatische Karriere und wurde während der Regierung Averescus Justizminister (1920), später Innen- und Finanzminister in verschiedenen bürgerlichen Regierungen. 1936 gründete er die Rumänische Agrarpartei, konnte aber nur in Koalition mit anderen bürgerlichen Parteien Parlamentssitze erringen. Am 28. September 1939 wurde Argentoianu vom König berufen, eine neue Regierung zu bilden und eine Entspannung der politischen Lage zu erzielen. Argentoianu blieb aber nur bis 23. November 1939 Regierungschef, er trat zurück. Im Herbst 1940 wurde Argentoianu von Legionären inhaftiert, aber nach wenigen Wochen wieder entlassen.

[34] Gigurtu Ion, (1886–1959), geboren in Turnu-Severin. Er studierte an der Technischen Hochschule in Berlin; war Industrieller und Wirtschaftsfachmann, politisch liberal orientiert; mehrmals Minister und von Juli bis September 1940 Regierungschef unter König Carol II. Er mußte das Wiener Diktat, durch welches ein Drittel Siebenbürgens an Ungarn verlorenging, unterschreiben.

# DRITTES KAPITEL

# *Turbulente Zeiten*

## *Der Orkan bricht los*

Im März 1938 nahmen die von der Regierung gelenkten Presseangriffe gegen Codreanu und die Eiserne Garde zu und glichen der Artillerievorbereitung einer Offensive. Nicht nur krasse Verleumdungen und zum Himmel schreiende Lügen, sondern auch unverschämte und ordinäre Beleidigungen kamen täglich in den Zeitungen vor. Die Legionärszeitungen waren bereits alle verboten: Die Versuche, sich bei den Gerichten zu beschweren, führten zu keinem Ergebnis. Die Zivilgerichte erklärten sich für nicht zuständig, und die Militärgerichte nahmen die Beschwerden der Legionäre überhaupt nicht zur Kenntnis.

Eine der prominenten Persönlichkeiten war damals Professor N. Iorga, ein Historiker von Weltruf, aber ein umstrittener Politiker, mehrmaliger Minister und einmal sogar erfolgloser Regierungschef. Jetzt wurde er von Carol II. in den Kronrat berufen. Aus seiner Feder erschienen täglich beleidigende und herausfordernde Artikel, die die Legionäre besonders aufreizten. Codreanu, der Iorga immer respektiert und hochgeschätzt hatte, schrieb ihm als Entgegnung einen persönlichen Brief. Dieser war motiviert, korrekt und sehr höflich, wurde aber von Iorga nicht beantwortet. Am 20. März 1938 schrieb Codreanu einen zweiten Brief, der ziemlich leidenschaftlich verfaßt war und mit folgenden Sätzen endete:

> »... Am Rande meiner menschlichen Kräfte rufe ich Ihnen zu, ich, der Sie immer respektiert hatte:
> Sie sind unkorrekt; Sie sind seelisch unehrlich!
> Ich kann mich nicht mit Ihnen schlagen. Ich habe weder Ihr Genie noch Ihr Alter, noch Ihre Feder, noch Ihre Stellung, noch Ihre Würde als Kronrat. Sie haben alles! Ich habe nichts ... Von nun an bis ich die Augen schließe und auch nachher werde ich Sie betrachten, wie Sie es verdient haben.«

Vier Tage später brachte Professor Iorga als Kronrat die Anklage gegen Codreanu wegen Beleidigung ein. Am 16. April wurden Codreanu und etwa 150 weitere führende Persönlichkeiten

der Legion verhaftet. Nur drei Tage später verurteilte das Militärtribunal von Bukarest Codreanu zu sechs Monaten Gefängnis. Der Prozeß wurde im Schnellverfahren abgewickelt, wobei den Anwälten keine Zeit gewährt wurde, die Anklageakten zu studieren. Zur Verbüßung der Strafe wurde Codreanu in das Militärgefängnis der berüchtigten Festung Jilava[1] gebracht. Die anderen festgenommenen 150 führenden Legionäre wurden in den Klöstern Dragomirna, Tismana und an anderen isolierten Stellen interniert und wegen verbotener politischer Betätigung vor das Militärgericht gestellt. Aufgrund gefälschter Beweise oder unter Folter erpreßter Geständnisse wurden sie zu Strafen zwischen zwei Monaten und drei Jahren Gefängnis verurteilt. Zur Verbüßung der Strafe verteilte man sie in verschiedene Haftanstalten in ganz Rumänien. Ein Teil der vom Gericht Freigesprochenen wurde in den zwei isolierten Lagern Miercurea-Ciucului und Vaslui bis auf weiteres interniert.

Die wenigen leitenden Legionäre, die sich rechtzeitig verstecken konnten, lebten im Untergrund und versuchten, untereinander in Verbindung zu bleiben.

Was diese Zeit gekennzeichnet hat, war die unmenschliche und barbarische Brutalität, mit welcher die Polizei und die Gendarmerie gegen die Legionäre und ihre Familien vorgingen. Die schrecklichsten Folterungen, die ansonsten bei der rumänischen Polizei kaum bekannt waren, kamen jetzt gegen die Eiserne Garde zur Anwendung. Zugleich zeigte sich die Feigheit und die Indolenz der bürgerlich eingestellten Politiker, die nun schadenfroh waren. Endlich war damit die gefährliche Konkurrenz der Eisernen Garde ausgeschaltet. Diese Politiker glaubten an eine kurze Unterbrechung der Demokratie, nur um die Legion aus dem politischen Leben Rumäniens zu eliminieren. Aber sie haben sich bitter getäuscht. 1937 war das letzte demokratische Jahr in Rumänien. Heute (1994) ist Rumänien weiter denn je von einer Demokratie entfernt, und die Menschen wissen bereits seit zwei Generationen nicht mehr, was Freiheit ist.

Der König, Armand Călinescu und die Kamarilla gaben sich mit den bisherigen Ergebnissen nicht zufrieden. Die Legion war vorläufig nicht mehr aktionsfähig, aber ihr Potential blieb erhalten und konnte jederzeit neu aktiviert werden. Aufgrund von ge-

[1] Jilava, Militärfestung und berüchtigtes Militärgefängnis südwestlich von Bukarest (etwa 15 Kilometer), wo hauptsächlich Mitglieder der Eisernen Garde während der Untersuchungszeit eingesperrt waren.



fälschten Unterlagen und falschen Zeugenaussagen kam Codreanu das zweite Mal vor das Militärtribunal. Es war ein Schauprozeß, da im Grunde genommen das Urteil von Anbeginn feststand: Das Strafmaß wegen Verrats und Vergehens gegen die soziale Ordnung und Verbrechens des Aufruhrs lautete auf zehn Jahre Zwangsarbeit und sechs Jahre Verlust der bürgerlichen Rechte. Der Prozeß fand von 23. bis 27. Mai 1938 – zeitweise unter Ausschluß der Öffentlichkeit – in Bukarest statt. Weitere Hunderte Verhaftungen wurden in allen Teilen Rumäniens vorgenommen, und Hunderte Prozesse mußten schnell abgewickelt werden. Nicht einmal während der Weltkriege hatte die Militärjustiz Rumäniens so viel zu tun wie in den Jahren 1938 und 1939. Aber die Ausschaltung der Legion aus dem politischen Leben Rumäniens war der Kamarilla zuwenig: Sie wollte die Legion physisch und moralisch total vernichten. Es wurden damals verschiedene Pläne geschmiedet, darunter auch die Internierung in einem Vernichtungslager auf der Schlangeninsel im Schwarzen Meer. Das war eine unbewohnte Insel – etwa 150 Kilometer von der Küste entfernt – die ein feuchtes und ungesundes Klima hatte. Dorthin sollten heimlich 400 bis 500 Legionäre gebracht werden, ohne daß die Presse, ihre Familien oder das Ausland etwas erfahren sollten. Durch schlechte Ernährung, schlechte Behandlung und Mangel an medizinischer Versorgung sollten die Legionäre ihre Lieder bis ans Lebensende singen, aber niemand würde sie hören. Dieser Vorschlag kam von Viktor Jamandi, Unterstaatssekretär im Innenministerium. Der damalige Polizeipräsident von Bukarest, General Gabriel Marinescu, schlug vor, ein Dutzend notorischer Mörder und Krimineller zu beauftragen, gegen Versprechen der Freiheit und Flucht ins Ausland die Legionäre in den Gefängniszellen und Lagern mit Messern oder durch Erwürgen umzubringen. Seiner Meinung nach würde es genügen, etwa 500 der führenden Legionäre zu töten, damit sich die enthauptete Eiserne Garde nie mehr erholen könnte.

Es gab auch andere Pläne, und einer davon sollte teilweise bald verwirklicht werden.

### *Meine Verhaftung*

In meinem Mansardenzimmer in der Straße Dr. Felix Nr. 31 sah ich alle schriftlichen Unterlagen und Notizen durch, und soweit sie mit meiner Legionärstätigkeit in Verbindung standen, ver-

brannte ich sie im Ofen. Die politischen Broschüren und Bücher brachte ich zu meiner Tante Lucia, die sie auf dem Dachboden versteckte. Alle gesammelten Zeitungsausschnitte, Bilder, Briefe, Kopien und Berichte verbrannte ich ebenfalls. Auch von meinen beiden schönen Grünhemden mußte ich mich trennen. Mein Zimmerkollege wurde am 1. Februar zum Militär einberufen und hatte bereits alle seine Sachen mitgenommen. Er war jetzt in der Artillerieschule Craiova und dadurch weit weg vom Schuß. Das letzte Mal, als ich den Chef des Arbeiterkorps I. V. Vojen traf, war er komplett verändert: Mit Bart, Brille und gefärbten Haaren war er nicht zu erkennen. Er gab mir die letzten Instruktionen: Ich solle absolut nichts unternehmen und nur mit einem gewissen Maricaru[2] Kontakt halten und auf weitere Befehle warten, da diese Situation nicht lange dauern könne (!).

Anfang April machte die Polizei eine Hausdurchsuchung im Studentenheim der Technik, und einige Legionäre, darunter Motoc, Răcman, Greavu, Babuţia, Tr. Ştefanescu u. a., wurden verhaftet. Motoc und Răcman wurden danach interniert und im Herbst 1939 erschossen. In meinem Zimmer allein, überlegte ich, ob ich mich verstecken oder meine Tätigkeit an der Hochschule und als Buchhalter in der Studentenmensa fortsetzen solle, so »als ob nichts geschehen wäre«. Wo sollte ich mich verstecken, und wovon sollte ich leben? Mit einem gewissen Optimismus beschloß ich, zu bleiben und nicht unterzutauchen. Um meine Eltern nicht zu gefährden, verzichtete ich auf meine regelmäßigen Fahrten nach Targowischt und auch auf Besuche der mir gutgesinnten Familien Narly und Jonak sowie bei meiner Tante Lucia. Ich ging nur zur Hochschule und zur Studentenmensa und zurück nach Hause. Ich vermied es, mit meinen Kollegen in der Hochschule zu diskutieren, und konzentrierte mich hauptsächlich auf das Lernen. Meine Kollegen von der Hochschule, auch solche, die politisch anders dachten, zeigten viel Taktgefühl und versuchten nie, mich durch Äußerungen herauszufordern. Aber es gab auch solche Studienkollegen,

---

[2] Maricaru Nicolae, Pionieroffizier (Oberleutnant). Während seines Studiums an der Technischen Hochschule in Bukarest nahm er Kontakt zu Legionären auf. In der Verfolgungszeit übernahm er 1938 Kurierdienste für die Legion und beteiligte sich an der Entwicklung eines neuen Flammenwerfers. Er wurde vom Sicherheitsdienst ausgeforscht, verhaftet und während der Verhöre mehrere Wochen hindurch gefoltert. Später kam er ins Internierungslager von Vaslui, wo er in der Nacht vom 21. auf den 22. September 1939 erschossen wurde.



sonst »gute Freunde«, die mich wie einen von der Pest Befallenen mieden und sich sogar scheuten, meinen Gruß zu erwidern. Die mir nahestehenden Kameraden wie Jean Popa, Dumitrescu, Lazea Lazăr waren zum Militär eingerückt, und andere, wie Mărcoi, Puiu Ionescu, Petrescu Liviu, Tănăse und Crişan, waren bereits eingesperrt. Auch unser »Onkel« Vrânceanu (»Batschi«) wurde bald verhaftet. Ich geriet immer mehr und mehr in die Isolation, und die meisten von uns warteten so wie ich täglich darauf, daß sie eingesperrt würden. Nur meine Mutter besuchte mich oft und brachte Obst und Mehlspeisen. Einige Male merkte ich, daß ich auf der Straße von jemandem verfolgt wurde. Vielleicht war es nur Einbildung, vielleicht war es auch Wirklichkeit. Aber ich verhielt mich unauffällig und vermied alle unnötigen Wege.

Nur ein einziger Mensch wollte die Bindung mit mir nicht abbrechen, trotz der ständigen Gefahren und meines dauernden Zeitmangels. Es war Tina, die nun als meine Verlobte galt. Sie verstand nichts von Politik, sie glaubte nicht an die Ideale der Legion, sie wollte von der Eisernen Garde gar nichts wissen. Sie liebte mich als »Mensch«, ohne persönliche Vorteile zu suchen. Sie zeigte keine Angst, und sie machte für sich keine Zukunftspläne. Sie versuchte nie, mich von meinen Ideen abzubringen oder mich zu beeinflussen. Sie stammte aus einer bäuerlichen Familie aus Pleniţa, einem großen Markt in der Kleinen Walachei (Oltenia), nicht weit von der Donau entfernt. Gerade in der schweren Zeit, die auf mich zukam, blieb sie mir gegenüber immer hilfsbereit und versuchte, mir Hoffnung zu geben, und blieb für mich ein Beispiel, daß Liebe nicht unbedingt egoistisch und bürgerlich konventionell sein muß.

Am 24. April 1938 – es war Sonntag – klopfte in der Nacht die Polizei an meine Tür. Es waren zwei Mann in Zivil und zwei in Uniform. Die gründliche Zimmerdurchsuchung dauerte drei Stunden. Sie fanden nichts, bis auf zwei vergessene Broschüren, eine von Amzar und die zweite von Mircea Eliade. Beide Autoren waren für ihre positive Einstellung der Legion gegenüber bekannt, aber sie waren keine aktiven Mitglieder. Die Amzar-Broschüre beinhaltete nur langweilige Gedichte und Novellen, und das Büchlein von Mircea Eliade hatte einen religiös-philosophischen Charakter. Aus Zeitmangel hatte ich weder das eine noch das andere gelesen. Ich weiß nicht, warum ich vergessen hatte, diese Broschüren aus meinem Zimmer zu entfernen. Man nahm beide als »Corpus delicti« in Beschlag, dann meinen No-

tizblock und einen Taschenkalender, obwohl diese Dinge nichts Politisches enthielten. Man nahm auch die Bilder und die Briefe meiner Eltern und meiner Geschwister und ein Foto von Tina mit. Ich durfte Zahnbürste, Seife, Rasierapparat, ein Handtuch und Wäsche zum Wechseln in einen kleinen Koffer einpacken und mitnehmen. Den Kollegen Svoronos, der das Zimmer nebenan bewohnte, durfte ich noch von meiner »Reise ins Unbekannte« informieren. Dann wurde ich zum Polizeikommissariat des Bezirks gebracht und in der Frühe in einem geschlossenen vergitterten Kleinbus (wie dem »Grünen Heinrich« in Wien) zum Polizeipräsidium gebracht. Dort wurde mir dann alles abgenommen: Geld, Ausweispapiere, Uhr, Gürtel, Krawatte, Schuhbänder, der Koffer. Man begleitete mich ins zweite Kellergeschoß und sperrte mich in eine fensterlose, etwa vier mal drei Meter große Zelle. Drei übereinander montierte Metallpritschen dienten als Schlafstellen für höchstens vier schlanke Häftlinge. In einer Ecke war ein türkisches Klosett (einfaches Loch im Betonboden) und an einer Seite ein Hahn für Trink- und Spülwasser. Zwei hölzerne Bänke ohne Lehnen waren die einzigen Möbel in diesem Raum. Die Tür aus Metall war von außen verriegelt und mit einem Fenster (zehn mal zehn Zentimeter) versehen. Das Licht kam von außen durch ein größeres Loch in der Innenwand, das auch zur Entlüftung diente. Heizung gab es keine. Im Zimmer waren bereits fünf Leute, stickige Luft, und es war fast dunkel. Alle waren Legionäre, aber von ihnen kannte ich nur zwei: Brezuleanu, damals Angestellter der Agrargenossenschaft, und Mihăiţă[3], einen Jusstudenten aus Bukarest. Sie sagten mir, daß wir es uns nachts so einteilen müßten, daß zwei auf Bänken und einer auf dem Betonboden schläft. Auf der Pritsche, die nur für einen Häftling gebaut war, konnten nicht mehr als drei schlafen. Jeder von uns hatte eine Decke bekommen. Da wir keine Uhr hatten, schätzten wir die Zeit nach der regelmäßig durchgeführten Kontrolle und nach dem Verabreichen des Essens. Zum Frühstück, zu Mittag und am Abend bekamen wir eine Eintopfsuppe undefinierbaren Inhalts und eine Scheibe Brot. Wir durften keine Pakete mit Verpflegung und keine Briefe oder Zeitungen erhalten. Nur aus der Polizei-

[3] Mihăiţă Ion, geb. 1913 in einem Dorf in der Nähe von Bukarest. Jurist und Rechtsanwalt. Wir trafen uns wieder 1941 in Rostock und später im KZ Buchenwald. Er stand bereits 1943 auf einem gegen Horia Sima gerichteten Standpunkt. Er soll jetzt in England leben.



kantine durften wir einiges kaufen, soweit wir Geld deponiert hatten.

Mihăiţă war bereits eine Woche dort, aber noch nicht zum Verhör geholt worden. Brezuleanu war zweimal beim Verhör gewesen und war dort blutig geschlagen worden. Im Gesicht hatte er blaue Flecken, einen Nasenbeinbruch und an den Fußsohlen blutende Wunden, die nur mit Jodtinktur versorgt waren. Er warnte mich, ich solle nie versuchen, etwas zu verbergen, da die Polizei über alles bestens informiert sei: »Es gibt so viele Verräter unter uns!« Nun war ich auf alles gefaßt!

Die Stimmung war entsprechend gedrückt, aber nicht hoffnungslos. Mihăiţă glaubte, daß Polizeispitzel auch in der Zelle unter uns anwesend seien. Brezuleanu hoffte, daß die Situation sich bald ändern und der König zur Vernunft kommen würde. Schließlich glaubte er, daß uns die Deutschen und die Italiener helfen würden, da wir »ihre einzigen ehrlichen Freunde in Rumänien sind«. Er wollte, daß wir dort alle Tage unsere »Legionärslieder« singen, um unserem Glauben und unserer Hoffnung Ausdruck zu verleihen; vor allem sollten wir den Polizisten dadurch zeigen, daß wir Legionäre blieben und keine Angst hätten. Mihăiţă und ich waren dagegen, da dies keinen Sinn hatte; kraft unseres höheren Dienstgrades verboten wir das Singen. Nur vor dem Mittag- und Abendessen sagten wir unser christliches Mahlzeitgebet.

### *Vor dem Kriegsgericht*

Nach vier Tagen holte man mich zum Verhör. Ich mußte mich erst an das Tageslicht gewöhnen. Im Zimmer war ein junger Polizist, und am Schreibtisch saß der Polizeioffizier Gheorghiu, den ich im Sommer 1936 in Sinaia kennengelernt hatte. Als der junge Polizist für kurze Zeit aus dem Zimmer ging, fragte mich Gheorghiu, ob wir uns einmal begegnet seien. Ich bestätigte dies und wies auf unser Treffen in Sinaia im Juli 1936 hin. Das Verhör bestand aus zwei Teilen: zuerst eine Beschreibung meiner politischen Laufbahn, wobei ich absolut nichts verheimlichte und alles erzählte, aber selbstverständlich kein Wort über die Kontakte der letzten sechs bis acht Wochen sagte. Der zweite Teil war eine Erklärung über die bei mir vorgenommene Zimmerdurchsuchung, und ich bestätigte, daß die beiden bei mir gefundenen Broschüren von mir übersehen worden waren, aber keinerlei Absicht bestanden hätte, damit »verbotene Propaganda« zu machen. Hinsichtlich der jetzigen Aktivität erklärte ich, daß ich be-

reits im März Anweisungen erhalten hatte, mich ruhig zu verhalten und nichts zu unternehmen. Diese Anweisungen gab ich auch an meine Organisation weiter. Auf die Frage, warum ich nicht versucht hätte, mich zu verstecken, erklärte ich, daß ich für eine politische Aktivität »im Untergrund« nicht geeignet und zur Zeit bemüht sei, für die im Rückstand gebliebenen Prüfungen intensiv zu lernen, um sie baldigst abzulegen. Meine Aussagen wurden einer Stenotypistin diktiert, und eine Stunde später konnte ich beide Erklärungen unterschreiben. Danach begleitete mich Gheorghiu bis zu meiner Zelle im Keller, bot mir ein Paket Zigaretten besserer Sorte an – ich war aber Nichtraucher – und flüsterte mir vor der Verabschiedung ins Ohr: »Ich werde sehen, was ich für Sie tun kann! Vielleicht werde ich Sie zum Militärgericht schicken müssen. Es tut mir leid, aber bitte sprechen Sie mit niemandem darüber.« Ich benützte die Gelegenheit, ihm zu sagen, daß mein Kamerad Brezuleanu beim Verhör geschlagen worden sei. Darauf erwiderte er: »Ich weiß nicht! Seinen Fall bearbeite ich nicht. Vielleicht war er ungestüm und frech; es kommt manchmal vor! Ich habe noch keinen geschlagen!«

In meine Zelle kamen zwei neue Kameraden, und zwei von den anderen wurden abtransportiert. Niemand wußte wohin. Am nächsten Tag brachte man uns im selben Kellergeschoß zum Duschen, wo auch ein Polizeiarzt anwesend war. Er fragte uns, ob wir irgendeine infektiöse Krankheit, Durchfall oder Fieber hätten. Brezuleanu blieb längere Zeit dort, um seine Wunden behandeln zu lassen. Der Arzt sagte zu ihm spottend: »Wie ich höre, sind Sie über die Treppe gestürzt, aber es ist nicht so schlimm!« Nur wenige Tage später wurde ich in die Kanzlei gerufen. Ich bekam alle meine Sachen zurück und wurde mit dem »Grünen Heinrich« ins Gefangenenhaus des Militärgerichts in der Straße Plevnei transportiert. Dort gab es wieder die gleiche Prozedur: Die persönlichen Sachen mußte ich abgeben, und ich kam in einen bunkerartigen Betonraum, wo bereits 25 Legionäre auf Holzpritschen schliefen. Hier war wenigstens mehr Luft und besseres Licht; aber die Mauern waren feucht und alle Räume vollständig verwanzt. Wir waren alle im Gesicht und am Körper von den Wanzen zerbissen. Unangenehm war auch der Umstand, daß die Toilette (türkisches Klosett ohne Wasserspülung) draußen auf dem Gang war und wir jedesmal die Wache bitten mußten, uns hinauszuführen. Statt einer Tür gab es eine große Gitterwand, hinter der wir wie die Affen im Zoo lebten. Das Essen war schlechter als im Polizeigefängnis, aber wir



durften Lebensmittelpakete von außen bekommen, die wir mit allen anderen teilten. Meine Mutter und Tina kamen oft, um mich zu besuchen, und brachten immer etwas Gutes zum Essen mit. Während meine Mutter ernst war und weinte, versuchte Tina, die immer lustig war, mich aufzuheitern und mir Hoffnung zu geben.

Bald wurde ich zum Untersuchungsrichter – einem Hauptmann – geführt, vor dem ich nur wiederholte, was ich bei der Polizei bereits unterschrieben hatte. Er war arrogant und von sich eingenommen, aber korrekt. Dann besuchte mich Dr. Radu Ghenea, ein Bukarester Rechtsanwalt, der meine Verteidigung bei der Gerichtsverhandlung kostenlos übernommen hatte. Er gehörte zum Freundeskreis der Legion, war aber noch nicht verhaftet. Mit ihm besprach ich mein Verhalten im Prozeß, der für 18. Mai festgesetzt worden war.

Bis zum Prozeß waren nur wenige Tage, die aber langsam vergingen. Tina besuchte mich fast täglich.

Einmal beim Spaziergang im Hof – täglich eine Stunde vor dem Mittagessen – stieß ich mit einem älteren Herrn, der bereits zu mehreren Jahren Gefängnis verurteilt worden war, zusammen. Dieser sollte jetzt als Zeuge in einem Prozeß gegen einen seiner »Genossen« aussagen. Es war Chivu Stoica, ein bekannter Kommunistenführer, und ich konnte mit ihm einige Male sprechen; es war nicht verboten. Er zeigte sich sehr freundlich und tolerant gegenüber Andersdenkenden und konnte nicht verstehen, wie intelligente junge Menschen wie die Legionäre von Faschisten verführt werden konnten. »Hitler und Mussolini sind nur ein Produkt des großen Weltkapitalismus!« Einige dort eingesperrte Legionäre zeigten sich verärgert, daß ich mich in eine Diskussion mit einem Verräter und Kommunisten einließ. Ich hielt Stoica nicht nur für intelligent und belesen, sondern auch für ehrlich und anständig. Von Beruf war er ein einfacher Schlosser und in der Zentralwerkstätte der rumänischen Eisenbahnen in Bukarest beschäftigt gewesen. Über die Legionärsbewegung war er sicherlich falsch informiert. Aber vielleicht waren auch wir Legionäre über die Kommunisten nicht ausreichend informiert. Am Mittwoch, dem 18. Mai 1938 wurde mein Prozeß in weniger als einer Stunde abgewickelt. Der Staatsanwalt, ein Major der Militärjustiz, war in seiner Anklage sehr kurz und verlangte die Anwendung des geltenden Verbotsgesetzes wegen unerlaubten Besitzes von politischem Propagandamaterial. Die beantragte Strafe war auf drei Monate Gefängnis bemessen. Die

Verteidigungsrede meines Anwaltes Dr. Ghenea war schlicht und verhältnismäßig kurz. Er brachte den Beweis, daß das diskriminierte Büchlein von Amzar sogar Meinungen gegen die Eiserne Garde beinhaltete. Seine Rede schloß pathetisch: »Lassen Sie diesen Jungen frei, damit er sein Studium beenden und somit seiner Heimat von Nutzen sein kann! Er hat sicherlich genug von der Politik!«

Als der Vorsitzende, Oberst Dumitru, nochmals persönliche Daten fragte, wie Namen, Vornamen, Adresse, Geburtstag, und ich sagte »18. Mai 1916«, begannen im Saal alle zu lachen; die Herren des hohen Gerichtes versuchten ihr Lächeln zu verbergen. Der 18. Mai, mein Geburtstag, war gerade mein Prozeßtag. Ich wurde freigesprochen und nach einer Stunde auf freien Fuß gesetzt. Mein erster Weg war in den Schlafbunker, um mich von den dortigen Kameraden zu verabschieden. Inzwischen war Mihăiţă auch dort eingetroffen. Als ich in die Kanzlei ging, um meine Entlassungspapiere und meine Sachen zu holen, mußte ich in den Sitzungsraum gehen, wo mich jemand sprechen wollte. Es war Major X, Beisitzender beim Gericht, das den Freispruch über mich gefällt hatte. Unter vier Augen warnte er mich, daß ich »draußen« ständig beobachtet würde, und ich solle mit absolut niemandem mehr Verbindung aufnehmen. Beim kleinsten Verdacht würde mich die Polizei wieder verhaften, um mich direkt in das Internierungslager zu schicken; diesmal hätte ich noch Glück gehabt. Beim Abschied sagte er mir, daß er ein Kriegskamerad meines Stiefvaters sei; und ich solle ihm viele Grüße bestellen! Jetzt begann ich zu verstehen, weshalb und warum?! Mein lieber Stiefvater hatte sicherlich hier geholfen! Im allgemeinen waren sehr wenige, die vor dem Militärgericht standen, freigesprochen worden.

Vor dem Tor der Haftanstalt wartete meine Mutter auf mich. Ihre Augen waren voller Tränen. Wir gingen nach Hause, und ich war überglücklich, daß alles vorbei war.

### *Das Leben geht weiter*

Nach meiner Entlassung begann ich die versäumten Übungen, Laborarbeiten und Seminare an der Hochschule nachzuholen. Es waren aber sehr viele. Mir wurde bald klar, daß die Bedingungen zur Inskription für das siebte Semester im Herbst bei bestem Willen und höchstem Fleiß nicht zu erfüllen waren. Ich hatte viel zu viele Rückstände zu bewältigen, und somit würde ich ein Jahr verlieren. Für den Sommer meldete ich mich für drei Monate Praxis



in den Bergwerken und den Salinen an. Von einem weiteren Praktikum im Ölfeld mußte ich leider Abstand nehmen, da ich dort wegen meiner politischen Tätigkeit allzugut bekannt war.

Auf Anraten meines Stiefvaters sollte ich mich sofort zum Militärdienst melden. Die meisten Technikstudenten leisteten acht Monate Waffendienst am Ende des Studiums im Rahmen der Hochschule. Normalerweise betrug damals der Militärdienst für Jungen mit Matura ein ganzes Jahr und wurde meist an einer Schule für Reserveoffiziere abgeleistet. Ich mußte in Kauf nehmen, daß ich vier Monate länger dienen mußte. Praktisch machte mir das nichts, da ich auf alle Fälle ein Jahr verlieren würde. Mein Stiefvater glaubte, daß ich in der Armee vor der Polizeiverfolgung geschützt sei, solange ich mich ruhig verhielt.

Nun hatte ich zwei Jahre davor bei der Ausmusterung um die Verschiebung des Militärdienstes bis Ende des Studiums angesucht und dies auch bewilligt bekommen. Deswegen fuhr ich nach Targowischt, wo das Ergänzungskommando des Bezirkes war, gab meinen Verzicht auf Aufschub bekannt und ersuchte um baldige Einberufung. Als Waffengattung wählte ich die Kriegsmarine, aber als ich hörte, daß dort zweieinhalb Jahre Dienst zu versehen seien, verzichtete ich. Ein älterer Hauptmann fragte mich, warum ich zur Marine gehen wolle. Ich antwortete ihm, daß ich als zukünftiger Ingenieur eine Vorliebe für Maschinen hätte; aber in Anbetracht der viel zu langen Ausbildungszeit müsse ich verzichten. Der gutmütige Hauptmann lachte und gab mir die Möglichkeit, zwischen der Panzerwaffe und den Pionieren zu wählen. Ich entschied mich für die Panzerwaffe und unterschrieb sofort das Ansuchen für die Einberufung zum 1. November 1938. Den Stellungsbefehl würde ich noch rechtzeitig per Post zugestellt bekommen.

Die vereinbarte Verbindung mit Maricaru kam nur schwer zustande. Er teilte mir mit, daß er auf »hohen Befehl« sich für andere wichtige Aufgaben bereit halten müsse und mit niemandem Kontakte haben dürfe. Als weiterer Verbindungsmann wurde mir Filipov[4] namhaft gemacht, den ich vom Legionärszentrum

[4] Filipov Vasile, geb. 1914 in der Bukowina, studierte an der Bukarester Universität und kam bereits 1934 in Kontakt mit der Legion. Während der Verfolgungszeit 1938 stellte er die Verbindungen zwischen einzelnen Legionärsgruppen in Bukarest und dem im verborgenen tätigen Ersatzkommando her. Kam ins Internierungslager von Miercurea Ciuculiu, wo er in der Nacht vom 21. auf den 22. September 1939 erschossen wurde.

der Bukarester Studenten kannte. Von ihm erfuhr ich, daß auch einige im Untergrund tätige Legionäre wie Victor Dragomirescu, Bartolemeu Livezeanu, Gh. Istrate und viele andere vom Sicherheitsdienst ausgeforscht und verhaftet worden seien. Er wunderte sich, daß ich vom Militärgericht freigesprochen worden war, und ich sollte jetzt besonders aufpassen, da ich mit Sicherheit rund um die Uhr beobachtet würde. Seine Warnung nahm ich nicht ganz ernst, da ich in der Legion keine große Rolle spielte und auch nicht zu den sogenannten Fanatikern gehörte. Aber ich merkte oft, daß ich auf der Straße beobachtet und verfolgt wurde. Ich lernte bald, wie man diese Verfolger abschütteln konnte; aber es war trotzdem kein Vergnügen. Mein Leben verlief ab diesem Moment wie eine Gratwanderung.

### *Der Prozeß Codreanu*

Von 23. bis 27. Mai 1938 verhandelte das Militärgericht des II. Armeekorps in Bukarest eine neue Anklage gegen Codreanu. Die Verhandlungen, die meist unter Ausschluß der Öffentlichkeit stattfanden, entsprachen einem Schauprozeß nach »Stalin-Muster« und wurden von den meisten Zeitungen in Paris, Rom und London auch so genannt. Nur die deutschen Zeitungen schrieben darüber fast nichts. Alle vom Staatsanwalt erbrachten Beweise waren erfunden und die Verteidigung hatte keine ausreichende Zeit und keine Möglichkeit, Gegenbeweise zu erbringen. Ein Teil der Rechtsanwälte aus der Provinz, welche sich zur Verteidigung gemeldet hatten, wurde vom Sicherheitsdienst daran gehindert, nach Bukarest zu fahren. Das Gericht lehnte auch etwa 90 Prozent der von der Verteidigung beantragten Zeugen ab. Viele der Zeugen zogen es aus Angst vor möglichen Konsequenzen vor, nicht zu erscheinen. Auch General Antonescu wurde als Zeuge geladen, seine Aussage war aber sehr flau: Er kenne Codreanu seit mehreren Jahren, er könne aber über ihn und die Eiserne Garde weder etwas Schlechtes noch etwas Gutes sagen. Sein Dienstgrad in der Armee gestatte es ihm nicht, das politische Geschehen in Rumänien zu beurteilen. Mut zeigte der frühere Leiter der Bauernpartei, Iuliu Maniu, und Vaida-Voevod; aber beide wurden vom Gerichtsvorsitzenden Oberst Dumitru kurzgehalten und brüskiert. Die Rechtfertigungsrede Codreanus dauerte zweieinhalb Stunden und wurde in der Zeitung »Universul« nur soweit es die Zensur erlaubte wiedergegeben. Am 27. Mai wurde das Gerichtsurteil



verkündet: zehn Jahre Zwangsarbeit und sechs Jahre Verlust der bürgerlichen Rechte wegen Hochverrats, Vergehens gegen die soziale Ordnung und Verbrechens des Aufruhrs.

Wir alle waren schwer betroffen. Ich spürte viele Tage danach noch einen Knoten im Hals, zumal ich mit fast niemandem darüber sprechen konnte. Die Hofkamarilla erreichte damit ihr zweites Ziel, und man wußte nicht, was weiter auf uns zukommen würde. Wie viele andere fragte ich mich wieder: »Warum ist der Kapitän nicht ins Ausland gefahren, wie er es ursprünglich wollte? Jetzt sitzt er im Gefängnisbunker fest und ist den Häschern ausgeliefert. Wer weiß, was sie mit ihm noch vorhaben.«

In einem kurzen und letzten Zusammentreffen mit Filipov erfuhr ich, daß Codreanu vor dem Abtransport nach Râmnicu-Sărat im Gefängnis noch einen letzten Befehl geben konnte, in welchem er abermals Ruhe und Besonnenheit verlangte. Eine Ausnahmeklausel gab es doch: Sollten die Legionäre erfahren, daß sein Leben bedroht sei, seien sie von jedem Befehl entbunden!

Die ganze Hoffnung baute man auf eine Änderung der Außenpolitik Rumäniens. Filipov teilte mir weiter mit, daß einige noch nicht verhaftete führende Persönlichkeiten der Legion ein Sonderkommando unter der Leitung von Radu Mironovici im Untergrund gebildet hätten und daß anderen leitenden Legionären die Flucht ins Ausland gelungen sei. Ich solle mich absolut ruhig verhalten, und er werde zu gegebener Zeit wieder mit mir Kontakt aufnehmen. Ich solle alle meine Leute beruhigen und sie überzeugen, daß sie jetzt viel Geduld haben müßten. Das war mein letztes Treffen mit Filipov. Er wurde im Sommer verhaftet, und an seine Stelle kam Vârfureanu. Dieser war ein ehemaliger Gymnasialkollege aus Targowischt, den ich gut kannte. Ein Treffen mit ihm fand nie statt, da ich den Sommer über beim Praktikum war und im Herbst zum Militärdienst kam. Wollte Vârfureanu ein Treffen mit mir vermeiden, oder war ich für ihn nicht interessant? Somit hatte ich jeden weiteren Kontakt verloren und blieb wahrscheinlich in Reserve. Als ich während der Legionärsregierung im Herbst 1940 Vârfureanu treffen wollte, erfuhr ich, daß er von den Legionären als Verräter verhaftet und später im November 1940 ohne Prozeß erschossen worden war. Ab 1938 soll er als Agent des rumänischen Sicherheitsdienstes viele seiner Kameraden verraten haben. Warum er einen Kontakt mit mir vermied, bleibt mir ein Rätsel.

Meine Geschwister in Targowischt und Czernowitz wurden mit den Jahren größer und reifer. Mein Bruder war mit 16 Jah-

ren bereits einige Zentimeter größer als ich. Er besuchte das Militärkadettengymnasium von Mănăstirea Dealului in der Nähe von Targowischt und sollte in zwei Jahren zur Maturaprüfung antreten. Ich versuchte nie, mit ihm über Politik zu sprechen; ich wollte ihn nicht damit belasten. Wohl wußte er, daß ich Legionär war, er hielt sich aber streng an die Militärgesetze und blieb politisch neutral. Manchmal bedauerte er mich ironisch, weil ich »die Welt verbessern will«. Meine jüngeren Schwestern in Targowischt und Czernowitz verstanden »Gott sei Dank« nichts von Politik.

Einige Tage nach meiner Entlassung aus dem Militärgefängnis kam mein Vater von Czernowitz nach Bukarest, um mit mir »ein ernstes Wort zu sprechen«. Er war verärgert, daß ich ein Jahr an der Hochschule verlor und dadurch mein Diplom weiter in die Ferne rücken mußte. Etliche Stunden war er bei mir im Zimmer, und ich mußte nur Vorwürfe hören: »Statt zu lernen, verlierst du die Zeit mit einer verbrecherischen Politik, und damit bringst du nicht nur dich, sondern auch mich und meine Familie und meine Existenz in Gefahr. Ich werde dich nicht mehr als meinen Sohn betrachten.« Um das Thema zu wechseln, erzählte ich ihm, daß ich mich verlobt hätte. Für einen Augenblick beruhigt, wollte er mehr über Tina wissen. Zu meiner Überraschung wurde er wieder zornig, weil ich ihm bis jetzt nicht darüber geschrieben hatte, und lehnte es kategorisch ab, sie kennenzulernen. Ohne eine materielle Grundlage zu besitzen und ohne Einwilligung der Eltern mich im geheimen zu verloben oder vielleicht auch zu heiraten? »Du hast nur die Politik und Weiber im Kopf; aber das ist mir erklärlich, da du mütterlicherseits aus einer schlechten und degenerierten Adelsfamilie stammst!«

Noch nie hatte mein Vater mit mir so geschimpft, und ich mußte alles über mich ergehen lassen. Meine Versuche, ihn mit Argumenten zu beruhigen: »Das Jahr ist nicht ganz verloren, da ich den Militärdienst leisten werde, und eine Verlobung bedeutet nicht unbedingt Heirat«, blieben fruchtlos. Zornig nahm er seine Tasche und seinen Hut und ging ohne Abschied weg. Wenige Minuten später kam er zurück und fragte mich: »Hat man dich bei der Polizei geschlagen?« Wahrheitsgemäß verneinte ich. Dann machte er mir auf die Stirn ein Kreuz und sagte mit bewegter Stimme: »Behüt dich Gott« und ging fort. Ich blieb in meinem Zimmer, traurig und mit Tränen in den Augen, zurück. Ich konnte ihn verstehen, und ich wußte, daß er recht hatte. Vielleicht spürte ich damals, daß ich ihn lange Zeit nicht mehr sehen



würde. Tatsächlich, es sollten 27 Jahre vergehen, bis es ein Wiedersehen mit meinem Vater bei seinem Besuch in Wien an Weihnachten 1965 gab.

Da ich damals vermied, nach Targowischt zu fahren, kam meine Mutter oft nach Bukarest, um mich zu besuchen, und übernachtete bei Tante Lucia. Tina war im Hause meiner Tante schon bekannt, wo ich sie längere Zeit davor eingeführt hatte. Meine Tante hatte sie gern und arrangierte anläßlich eines Besuches meiner Mutter in ihrem Haus ein Treffen. Sie stellte sie als eine Freundin ihrer jüngeren Tochter vor. Tina, von Natur aus sehr offen, erzählte, daß sie vom Lande sei, keine Hochschule besuche und jetzt als Stenotypistin im Justizministerium beschäftigt sei. Meine Mutter fand für sie nur lobende Worte: »Sie ist hübsch, lebhaft und ehrlich.« Aber als ich ihr sagte, daß ich mich mit ihr verloben würde, war sie außer sich: »Sie ist nichts für dich! Eine Bauerntochter ohne akademische Ausbildung, ohne Hausbesitz, ohne nichts! Was werden die Leute in Targowischt sagen? Als Ingenieur wirst du sicherlich Chancen haben, eine reiche Partie zu machen. Du könntest später zum Beispiel die Tochter des Rechtsanwaltes X aus Targowischt (sie war damals acht bis neun Jahre alt) oder die Tochter des Facharztes Y (damals zehn bis elf Jahre alt) heiraten. Sie sind Alleinerbinnen, haben Häuser, Geld usw. Und was hat Tina? ... Nichts! Sie hat dich mit ihren Künsten eingewickelt, und du, mein Sohn, bist tatsächlich dumm! Man sieht, daß du nach deinem Vater von Bauern abstammst. Ich bin absolut dagegen, und solange ich lebe, darf diese ›ordinäre Frau‹ nie mein Haus betreten.« Die Versuche der Tante, sie zu beruhigen und sie umzustimmen, blieben erfolglos. Meine Mutter wollte Tina auf keinen Fall akzeptieren. Dabei war meine Mutter nur von dem Wunsch erfüllt, daß wir, ihre Kinder, glücklich würden und in ihrer Nähe blieben. Aber ich blieb wie immer unfolgsam: bei der Auswahl des Studiums, bei der Zielsetzung für den Beruf, mit meiner politischen Tätigkeit, mit der Absicht, beruflich ins Ausland zu gehen, und jetzt mit der Bindung an eine ihrer Meinung nach für mich ganz unpassende Frau. Das war für sie zuviel. Ich hätte ihr im Leben nur Enttäuschungen bereitet, und sie begann zu weinen und zu fluchen. Es gab hier den üblichen Generationskonflikt, wie er überall auf der Welt und zu allen Zeiten auftritt. Ich konnte meiner Mutter nie Mangel an Liebe vorwerfen; aber sie war zu wenig elastisch, zu ungeduldig und zuwenig tolerant. Während meine anderen Geschwister sich fügsam und brav verhielten, war ich trotzig,

eigensinnig und wollte unbedingt meine eigenen Wege gehen. Mein Stiefvater in Targowischt war der einzige Mensch, der mich verstehen konnte, aber auf Wunsch meiner Mutter durfte er sich nicht einmischen. Oft mußte er von meiner Mutter hören: »Misch dich nicht ein, es ist nicht dein Kind!« Es tat mir immer leid, daß ich meiner Mutter so viele Kränkungen zugefügt hatte, aber ich wollte auf keinen Fall auf meine Lebensziele verzichten.

### *Arbeiten im Sommer 1938*

Für Juli 1938 wurde ich von der Hochschule zur Praxis in die Bergwerke von Zlatna im Bezirk Alba (Siebenbürgen) eingeteilt. Der Betrieb gehörte einer Aktiengesellschaft (»Mica AG«), die aus mehreren kleinen Gruben Gold, Silber, Kupfer und Zink gewann. Ich fuhr mit der Bahn nach Zlatna, wo ich mich im Stadtbüro der Gesellschaft meldete. Der Direktor, Ing. Scribanovici, schickte mich zu Bergwerken, die sich zwölf Kilometer außerhalb der Stadt im Trascăugebirge nahe dem Dorf Breaza auf 800 Meter Seehöhe befanden. Dort bekam ich ein einfaches, aber sauberes Zimmer bei einem Bauern, nur etwa 100 Meter vom Betrieb entfernt. Es waren dort insgesamt weniger als 100 Leute beschäftigt, davon die Hälfte über Tage. Der Betriebsleiter war ein jüngerer Ingenieur namens Ianculescu, und für die Grube war der Obersteiger Morariu zuständig.[5] Das Gold befand sich entweder als gediegenes Gold (selten) oder fein verteilt als Seifengold in gangartigen Gesteinen wie Andesit, Pegmatit und Quarzit. Nur selten war auch Freigold in Form sichtbarer Körner oder Schuppen anzutreffen. Auch andere Mineralien wie Bleiglanz, Kupferkies und Antimonerz waren in kleineren Mengen vorhanden. Im Durchschnitt war der Goldgehalt sehr gering – nur zwei bis fünf Gramm je Tonne Gestein –, konnte aber über Tage in einer Aufbereitungsanlage bis auf 200 Gramm je Tonne angereichert werden. Das unterirdische Bergwerk bestand aus drei wenig steigenden Stollen mit zahlreichen ausgebauten Querverbindungen und vielen Blindschächten. Eine elektrische Beleuchtung gab es nur in den Hauptstrecken; ansonsten gebrauchte man einfach Karbidlampen mit offener Flamme.

[5] Mein Tagebuch über das Praktikum in Zlatna fand meine Mutter zu Hause in Targowischt und brachte es mir anläßlich ihres Besuches im Jahre 1967 nach Wien; darin fand ich alle hier vorgebrachten Details.



Die ersten zwei Wochen arbeitete ich in der Grube an den Abbaustellen und beim Stollenausbau. Dabei mußte ich sicherlich viel Gesteinsstaub schlucken. Weitere zwei Wochen verbrachte ich in den Übertageanlagen (Steinbrecher, Pochwerke, Zerkleinerung, Sortierung) und schließlich in der Flotation. Aus dem Konzentrat erfolgte die Goldgewinnung durch die Bindung an Quecksilber (Amalgamierung) und das Auspressen durch Lederfilter. Die Gesamtproduktion von etwa 150 bis 250 Kilogramm Feingold im Jahr stellte danach nur knapp drei Prozent der Goldproduktion Rumäniens dar, die sechs bis sieben Jahrestonnen betrug; die Weltproduktion wurde damals mit 600 bis 700 Tonnen im Jahr beziffert (ohne Sowjetunion). Außer Gold wurden in Zlatna auch kleine Mengen an Silber, Blei, Kupfer und Antimon gewonnen.

Die Arbeit war für mich nicht so aufregend wie die im Ölfeld. Es war keine Streßsituation zu spüren, kein Gefahrenmoment und auch keine Hektik; alles lief ruhig und ohne Aufregung. Nur einmal hatte ich ein nicht alltägliches Erlebnis. Ich ging allein durch einen Querstollen, und als ich eine kleine Pause machen wollte, hängte ich die Karbidlampe mit ihrem Haken an einen Felsvorsprung. Sie fiel aber hinunter, und die Flamme erlosch. Entgegen den Sicherheitsvorschriften hatte ich weder Zündhölzer noch ein Feuerzeug bei mir. Ich blieb im Dunkeln und konnte weder vor- noch rückwärts gehen, da dies ohne Licht kaum möglich war. Ich versuchte durch kräftiges Schreien jemanden zu alarmieren, es war aber hoffnungslos. Alle waren sehr weit weg, und wegen des Betriebes der Preßluftmaschinen und Wasserpumpen in den anderen Teilen der Grube konnte mich niemand hören. Nie erschien mir die Finsternis so schwarz und hoffnungslos wie damals. Für einen Augenblick war ich ganz verzweifelt, zumal ich wußte, daß diese Querstollen nur selten begangen wurden. Aber die Verzweiflung nützte nichts! Ich verlor nicht nur die Raumorientierung, sondern auch den Zeitbegriff. Bald erinnerte ich mich an den Unterricht über »Grubenrettungswesen« an der Hochschule. Ich suchte am Boden einen Stein und tastete mich nach oben an der Preßluftleitung entlang. Dann begann ich, durch starkes Klopfen an der Leitung mit Unterbrechungen SOS-Signale zu geben. Nach öfterem Klopfen hörte ich das morsemäßige Zurückklopfen »A. R. (All Right)«. Ich wiederholte noch einige Male das Klopfsignal, damit meine Position bestimmt werden konnte. Etwa eine halbe Stunde später kam der Obersteiger in Begleitung von zwei Arbeitern und

führte mich bis zum Hauptstollen, der elektrisch beleuchtet war. Der alte Obersteiger Morariu war deswegen nicht verärgert und fragte mich lachend, ob ich die Hosen voll gehabt hätte.

Alle Arbeiter und Angestellten der Gruben waren stets freundlich und hilfsbereit zu mir. Bezahlt wurden mir die Reisespesen von Bukarest und zurück und 2.000 Lei monatlich sowie das Essen aus der Werksküche, das nicht berühmt, aber ausreichend war. Auch die Entlohnung der Bergarbeiter war relativ gering; nicht einmal die Hälfte des Arbeitslohnes, der in den Erdölgebieten gezahlt wurde.

Mit den dortigen Legionären, die es sicherlich gab, nahm ich nach den Anweisungen aus Bukarest keine Verbindung auf. Als ich einmal in die Werkstätte trat, hörte ich einen jungen Arbeiter die Melodie eines Legionärsliedes pfeifen. Als er mich sah, hörte er sofort auf, und ich tat so, als ob ich nichts gehört hätte.

Die Monate August und September verbrachte ich in den Salinenbergwerken von Slănic, einem Städtchen im Prahovatal, nur 40 Kilometer nördlich von Ploeşti. Die Salinen gehörten damals dem Staat Rumänien, der das ausschließliche Recht zu deren Ausbeutung (Salzmonopol) besaß. Slănic, das damals nur etwa 1000 Einwohner hatte, war auch als Kur- und Badeort bekannt. Am Stadtrand befand sich ein kleiner Salzsee (Lacul Miresei) der durch Einbruch eines alten Bergwerkes im vorigen Jahrhundert entstanden war. Um den 40 bis 50 Meter tiefen See gab es keine Vegetation, und das Wasser war mit Natriumchlorid gesättigt. Dadurch blieb man auch ohne Schwimmbewegungen an der Oberfläche. Die Bergwerke waren bereits in der Römerzeit bekannt.

Am 1. August 1938 kam ich direkt von Zlatna in Slănic an und ging gleich in die Salinendirektion, um mich vorzustellen. In Abwesenheit des Direktors wurde ich von seinem Vertreter empfangen, der mir distanziert und arrogant vorkam. Da ich von einer langen Bahnreise kam, war ich unrasiert und ohne Krawatte; deswegen fragte er mich, ob ich die Absicht hätte, mir einen Vollbart wachsen zu lassen. Das Praxisprogramm für mich wurde schnell zusammengestellt: die ersten vier Wochen in der Grube und die weiteren vier Wochen in den Übertageanlagen. Unterkunft könne man mir keine zur Verfügung stellen; eine Werksküche gab es auch nicht. Die Entlohnung betrug pro Monat 3000 Lei, aber davon wurden mir Lohnsteuer und Sozialversicherung abgezogen. Alles wenig erfreulich; echter Staatsbetrieb!



Durch das Gemeindeamt erhielt ich ein Mietzimmer bei einer alten Frau am Stadtrand. Es war sauber, billig, ohne fließendes Wasser und ohne Wanzen, aber es war weit weg vom Werk. Die Frau war bereit, mir gegen Bezahlung ein Frühstück zu geben. Die Mahlzeiten mußte ich in einem billigen Wirtshaus in der Ortschaft einnehmen. Das Essen war ausreichend, aber zu fett und stets von Fliegen begleitet. In die Grube fuhr man durch einen Schacht, wo Aufzugskörbe in einer Doppelreihe und eine Notstiege vorhanden waren. In den ersten Tagen machte ich mir Skizzen über alle vorhandenen Werkzeuge und Maschinen, die ich auch zu bedienen versuchte. Aber eine Woche später bekam ich eine starke Augenentzündung und eine Reizung der Nasenschleimhäute mit totalem Stockschnupfen. Ich mußte zum Werksarzt gehen. Der stellte bei mir eine Überempfindlichkeit der Schleimhäute fest, und ich durfte nicht mehr in die Grube fahren. Es bestand die Gefahr, daß ich Lungenasthma und eine chronische Bindehautentzündung der Augen bekommen würde. Mit dem Befund des Arztes ging ich zum Betriebsleiter, und dieser schickte mich zum Werksdirektor. Ich war in Sorge, daß ich mein Praktikum nun unterbrechen müsse und wieder in finanzielle Not kommen würde. In Zlatna hatte ich den Gesteinsstaub wohl vertragen. Der Direktor, Ing. Poenaru (oder Podaru?), war ein alter, ruhiger und höflicher Mensch, er bot mir eine Zigarre an und ließ mir Kaffee servieren. Danach fragte er mich, warum ich überhaupt Bergwesen studierte, da überall bei Kohle, bei Salz, bei Erz die Gewinnung mit Staub verbunden sei. »Ich habe die Absicht, in der Erdölgewinnung tätig zu sein.« – »Warum kommen Sie dann zum Praktikum in Salzbergwerke und nicht in die Ölfelder? – »Ich habe bereits vor einem Jahr im Ölfeld Boldeşti praktiziert, aber zur Zeit ist dort keine Praktikantenstelle frei. Außerdem schadet es mir nicht, wenn ich auch die Arbeit in den Salinen kennenlerne.« – »Was soll ich mit Ihnen machen? Wollen Sie die Praxis unterbrechen oder nur über Tage beschäftigt sein?«

Dann willigte er ein, daß ich nur fallweise in die Grube fahren solle, sonst wurden mir nur Übertagearbeiten zugeteilt, wie Reinigung, Sortierung, Paketierung, Werkstätte und Geologie. Mir fiel ein Stein vom Herzen; ich durfte bis Ende September bleiben. Der gutmütige Direktor war einverstanden.

Als ich einmal in die Grube einfuhr, kam ein junger Steiger zu mir und fragte mich, was es in der Legion Neues gebe. Er sei Legionär und hätte mich in Bukarest beim Stab einmal gesehen

und mich hier wiedererkannt. Ich war für einen Augenblick überrascht, aber antwortete ihm ruhig, daß es nichts Neues gebe, denn die letzte Anordnung Codreanus war, keine Aktivitäten mehr zu setzen, Ruhe zu bewahren und abzuwarten. Seit damals gab es nichts Neues und ich hatte und suchte keinerlei Kontakte. Ferner bedauerte er, alle Kontakte verloren zu haben, und wollte wissen, warum niemand etwas unternehme, um »unseren Kapitän« aus dem Gefängnis zu befreien, und wie lange diese tatenlose Zeit noch dauern solle. Ich antwortete ihm, daß ich keine Ahnung hätte und mich aufs Lernen konzentriere, da ich nicht gewillt sei, ewiger Student zu bleiben. Zwei Tage danach wurde ich zur Gendarmerie vorgeladen und befragt, ob ich mit jemandem hier in Slănic politische Kontakte hätte und ob mich jemand in der Saline über die Legion angesprochen habe. Ich verstand sofort, woher der Wind wehte, und erzählte über das Gespräch mit dem jungen Steiger in der Saline. Danach mußte ich eine schriftliche Erklärung abgeben und konnte wieder gehen. Reifliche Überlegung führte mich zu zwei Schlüssen: Ich wurde ständig beobachtet, egal wo ich mich befand.

Die Polizeispitzel, denen man überall begegnete, begnügten sich nicht mit Beobachtung. Wahrscheinlich hing die Höhe ihrer Bezahlung vom Ausmaß der Fündigkeit ab. Aus diesem Grunde stellten sie herausfordernde und gezielte Fragen, um von dem Betreffenden aufschlußreiche Antworten zu erhalten. So konnten sie ihr schmutziges Geschäft lukrativer gestalten.

An einem Sonntag ging ich in die Kirche zum Gottesdienst. Die Kirche war nicht voll; einige alte Frauen und wenige Männer. Nachmittags lag ich in der Sonne am Seeufer. Es machte mir Spaß, mit dem Rücken auf dem Wasser zu liegen, ohne mich zu bewegen. So stellte ich mir das Tote Meer vor. Ein älterer Herr erzählte mir, daß ein Jahr davor zwei Kinder hier ertrunken seien. »Wie konnte dies geschehen?« fragte ich. »Das ist einfach zu erklären«, bekam ich als Antwort. »Der Schwerpunkt des menschlichen Körpers liegt im unteren Bauch. Wenn man sich ungleichmäßig bewegt, verliert man das Gleichgewicht, und der Körper wird umgedreht, der Kopf unter die Wasseroberfläche und das Gesäß nach oben. In der Panik schluckt man das scheußliche Salzwasser und ertrinkt.« Meine Zimmervermieterin erzählte mir, daß auch ihren Mann in der Jugend beinahe dieses Schicksal ereilt hätte, aber die anderen Badegäste konnten ihn retten.

In der letzten Woche besuchte mich Tina, die einige Tage Ur-



laub hatte. Sie brachte mir einen wichtigen Brief von Bukarest mit. Es war die Bewilligung des Ergänzungskommandos, daß der Aufschub meines Militärdienstes bis zum Ende des Studiums nunmehr auf meinen Wunsch storniert wurde und ich mich zur Einberufung Ende Oktober bei diesem Kommando melden müsse. Dies tat ich auf Anraten meines Stiefvaters. Es war das einzige Mittel, mich gegen ständige Beobachtungen und Verfolgungen zu schützen, zumal das Studienjahr auf alle Fälle verloren war.

Die Woche, welche Tina bei mir in Slănic war, gestaltete sich sehr schön, und wir stellten fest, daß wir einander gut verstanden und ergänzten. Mit ihrer offenherzigen Art gewann sie auch die Sympathie meiner Zimmervermieterin, und sie lernte von ihr auch gute Mehlspeisen zu backen. Die alte Frau glaubte, daß wir vor kurzem geheiratet hätten. Es war ein Mißverständnis, das aus unerklärlichen Gründen entstanden war, und ich war aus »Feigheit« nicht bereit, es richtigzustellen.

Ende September 1938, als das schlechte Wetter einsetzte, schloß ich mein Salinenpraktikum ab und fuhr nach Bukarest, wo ich einen Prüfungstermin an der Technik hatte.

In der letzten Oktoberwoche wurde ich während der Nacht durch starkes Klopfen an meiner Tür geweckt. Es waren zwei bullige Beamte des Sicherheitsdienstes, die energisch Eintritt begehrten. Nachdem sie das Zimmer und die ganze Einrichtung eine Stunde lang gründlich durchsucht hatten, ohne etwas zu finden, mußte ich mich anziehen, meinen Koffer packen und mitgehen, »um einige wichtige Fragen in Ruhe zu beantworten«. Also schon wieder verhaftet! Diesmal wurde ich nicht zum Polizeipräsidium, sondern zum Sicherheitsdienst (Siguranţa) gebracht und in einer Kellerzelle eingesperrt.

Das Verhör fand schon am nächsten Vormittag statt. »Was haben Sie seit Ihrer Entlassung vom Militärtribunal bis heute gemacht?« Ich erzählte über meine Prüfungen, meine Laborübungen, meine Arbeit als Buchhalter in der Studentenmensa, über meine Verlobung mit Tina, über mein Praktikum in den Bergwerken von Zlatna und Slănic. »Zuletzt bin ich nach Targowischt gefahren und habe mich gemeldet beim Ergänzungskommando für den Militärdienst, der für mich am 1. November dieses Jahres beginnt.« – »Warum schieben Sie den Militärdienst nicht auf, bis Sie mit dem Studium fertig sind?« – »Ich darf nicht weiterstudieren, da mir viele Prüfungen und einige Übungen fehlen.« – »Wann haben Sie das letzte Mal mit Filipov Kontakt gehabt?«

– »Mit Filipov?« fragte ich überrascht. »Ja, mit Vasile Filipov. Wir haben ihn verhaftet, und in seinem Notizbuch haben wir Ihren Namen und Ihre Adresse gefunden.« – »Ich kenne Vasile Filipov, aber ich könnte nicht sagen, wann ich ihn das letzte Mal gesehen habe. Es war sicherlich noch in der Zeit, bevor uns das Gesetz jede politische Tätigkeit untersagt hat, also Ende des Vorjahres oder zu Beginn dieses Jahres ...« – »Aber Sie kennen ihn!« – »Sicherlich, und zwar seit 1936; er ist Bukowiner.« – »Ja, aber kein Rumäne, er ist ein Lipowaner.«[6] – »Es kann sein, aber so gut kenne ich ihn wieder nicht!«

Ein Beamter zeigte mir mehrere Fotos und fragte mich, welcher darauf Filipov sei. Ich schaute mir die Bilder aufmerksam an, aber Filipov konnte ich nicht erkennen. Dann zeigte er mir ein anderes Foto, und ich erkannte Filipov; aber er war ziemlich verändert, trug einen Bart und war abgemagert. Anschließend wurde ich in meine Zelle geführt. Die Umgebung erkannte ich wieder aus der Zeit von 1936, als ich mich hier aus anderen Gründen aufhalten mußte. Aber die Menschen waren anders geworden: barsch, unhöflich, brutal und hektisch. Waren es nicht die gleichen Menschen? Die Zelle war klein, fast dunkel und feucht. Das Essen war miserabel, aber Tina brachte mir alle Tage ein Paket mit Lebensmitteln, das von einem Wachebeamten genau kontrolliert wurde. Ich durfte keine Zeitungen, keine Briefe und keine Bücher bekommen. Auch das Gebetbuch war verboten. Zwei Tage später wurde ich wieder zum Verhör geführt: »Wissen Sie, ob Filipov seit März 1938 noch für die Legion tätig war oder ob er Kontakt mit anderen Legionären gehabt hat?« – »Ich weiß es nicht, und ich kann es auch gar nicht wissen!« – »Was heißt, Sie können es nicht wissen! War er wieder aktiv, ja oder nein?« – »Ich kann es nicht wissen, da ich selber in der Verbotszeit nicht aktiv war und weder mit Filipov noch mit anderen Kontakt hatte.« – »Also gut, lassen wir dies für heute gelten; jetzt werden Sie in die Zelle geführt und haben bis morgen Zeit, sich zu erinnern. Morgen werden wir Sie mit anderen Methoden zum Sprechen bringen. Viele andere haben bei uns anfangs von nichts gewußt, und durch unsere Behandlung haben sie sich plötzlich erinnern können und alles gestanden!«

---

[6] Lipovanen, russische Emigranten in der Bukowina und im Donaudelta. Sie gehörten einer von der orthodoxen Kirche in Rußland verfolgten Sekte an und flüchteten noch im 19. Jahrhundert nach Österreich (Galizien und Bukowina) und Rumänien.



Es war eine direkte Drohung: Statt wenige Tage später beim Militär zu sein, würde ich möglicherweise hierbleiben müssen und gefoltert werden, um von mir eine Aussage gegen Filipov zu erpressen.

Ich konnte die ganze Nacht nicht schlafen: Hatte Filipov etwas gestanden? Warum brauchten sie noch von mir eine Erklärung? Am nächsten Tag nach dem Unterschreiben des Verhörprotokolls vom Vortag wurde ich überraschenderweise entlassen und konnte nach Hause gehen. Tina war überglücklich und konnte es kaum glauben, daß ich frei war.

Bis zum Termin des Stellungsbefehles (1. November 1938) blieben mir nur wenige Tage, und ich hatte in Bukarest noch viel zu erledigen. Ich besuchte Frau Popa, die Hauseigentümerin, von der ich das Zimmer gemietet hatte, und teilte ihr mit, daß ich jetzt für ein Jahr das Zimmer in der Dr.-Felix-Straße Nr. 31 wegen der Einberufung zum Militärdienst nicht mehr benötigte. Sie wünschte mir alles Gute und lehnte es ab, die von mir angebotene Zahlung für die Kündigungszeit (eine Monatsmiete) zu nehmen. Ich verabschiedete mich von meinen Freunden, Kameraden und Studienkollegen und besuchte auch meine Tante Lucia, die Familien Narly und Jonak. Meine Bücher und meine persönlichen Sachen packte ich in Kisten und Reisekoffer, um sie nach Targowischt zu meiner Mutter zu bringen. Tina half mir dabei, aber sie war traurig, weil wir uns einige Zeit nicht mehr sehen würden. Am Sonntag früh verließ ich Bukarest und fuhr nach Targowischt. Obwohl ich mein Studium noch nicht beendet hatte, war für mich das Studentenleben in der bisherigen Form vorüber. Ein anderes Leben sollte jetzt beginnen.

### *Soldat in der Armee*

Am 1. November 1938 rückte ich mit etwa 600 anderen Rekruten in die Kaserne des Panzerregiments Nr. 1 in Targowischt zum Militärdienst ein. Wir wurden von einem Feldwebel ziemlich barsch zum Bekleidungslager getrieben, wo wir Wäsche, Kleider, Schuhe usw., mehr oder weniger nach Körpergröße, bekamen. Es mußte alles schnell gehen; und man ließ uns keine Zeit, zu probieren und zu wählen. Anschließend ging es in Gruppen zu je 50 Mann ins Bad. Nach dem Bad kamen Friseure, die uns Kopfhaare, Bärte und alle anderen behaarten Stellen kahlschoren. Ein Rekrut, der ebenfalls für die Offiziersschule vorgesehen war, protestierte, weil sie uns als einfache Soldaten behandelten, aber es nützte nichts. Der alte Feldwebel bewies uns,

daß auch er brüllen konnte, und dazu packte er sein ordinäres Schimpfvokabular aus. Danach folgte eine ärztliche Untersuchung, wobei der Stabsarzt fragte, ob wir jemals eine Geschlechtskrankheit gehabt hätten. Kahlgeschoren und im ungewöhnlichen Gewand nach penetrantem Naphtalin riechend, kamen wir alle in den großen Speisesaal der Kaserne. Dort hielt der Herr Major eine mit patriotischen Floskeln gespickte Rede und empfahl uns, uns in »kürzester Zeit« an das Soldatenleben mit Zucht und Ordnung zu gewöhnen.

Es folgte die Einteilung in die zehn vorhandenen Kompanien. Ich und weitere 24 wurden nirgendwo eingeteilt. Zu uns kam ein Oberleutnant mit einer Hiobsbotschaft: Da die Militärschule für die Panzerwaffe noch nicht fertig eingerichtet war, mußten wir für die ersten zwei bis drei Monate – in Wirklichkeit wurden sechs Monate daraus – zur Infanterieschule nach Ploeşti. Das war für mich eine Enttäuschung, da, wie mir bekannt war, die Infanterieausbildung »sehr anstrengend« war. Wir erhielten eine gemeinsame Fahrkarte für die Eisenbahn und den Befehl, am nächsten Tag mit dem ersten Zug nach Ploeşti zu fahren. Bis dahin erhielten wir Ausgang.

Die Panzerkaserne von Targowischt war eine umgebaute ehemalige Kavalleriekaserne, die sehr sanierungsbedürftig war. Im Hof sah ich einige alte »Renault«-Panzer, die noch aus dem Ersten Weltkrieg stammten und jetzt nur für Übungen Verwendung fanden. Weiter sah ich viele Lastwagen, Zugmaschinen mit dreiachsigen Anhängern und Kettenfahrzeuge.

Nach dem Mittagessen ging ich nach Hause zu meinen Eltern. Ich hatte ein komisches Gefühl, als ich beim Tor meinen Ausgangsschein vorweisen mußte. Meine Mutter lachte, als sie mich kahlgeschoren und in der neuen Montur sah. Mein Stiefvater, der ebenfalls lachte, sagte, daß es nicht üblich sei, die Anwärter für die Offiziersschule kahlzuscheren. Er erklärte mir, daß es bei vielen anderen Rekruten aus hygienischen Gründen angebracht sei. Er war damals Major im Ausbildungszentrum der motorisierten Truppen in Targowischt. Zu meinem Aufenthalt in der Infanterieschule meinte er, daß mir der nicht schaden würde und die Strapazen auszuhalten seien, wenn man gesund und jung sei.

### *In der Militärschule Ploeşti*

Die Militärschule lag am Stadtrand und bestand aus einem Komplex veralteter Gebäude. In der Mitte befand sich ein



großer Exerzierplatz. Die Schule war von einer hohen Mauer umgeben, die oben noch Stacheldrahtverspannungen hatte. Im Hauptgebäude waren die Kanzleiräume, die Verwaltung, die Unterrichtssäle und ein kleines Lazarett untergebracht. Daneben lagen die Wirtschaftsgebäude mit dem Materiallager, die Küche und ein überdimensionaler Speisesaal. Auf der anderen Seite des Platzes standen vier lange Hallen, die als Schlafräume dienten. Für jede Kompanie gab es eine gemauerte Halle, eingerichtet mit eisernen Feldbetten, schmalen Blechspinden und einem Holzhocker vor jedem Bett. In der Mitte der Halle befanden sich die Gewehrständer und die Kleiderablagen. In unseren Spinden hatten wir Wäsche, Zivilkleidung und persönliche Sachen aufbewahrt. Die Blechspinde waren nicht absperrbar, und das Anbringen von Vorhängeschlössern war verboten. »In den Militärschulen darf nicht gestohlen werden!« Bei Diebstahl wurde die ganze Kompanie schwer bestraft. Neben dem Eingang befanden sich die Waschräume mit länglichen blechernen Waschbecken, aber nur mit kaltem Wasser. An allen Wänden hingen Spiegel, die teilweise blind oder beschädigt waren. Vorne war der Büroraum für den Kompaniechef (Hauptmann) und seine Offiziere. Für Wärme sorgten schwere, gußeiserne Öfen, die mit Holz oder Kohle zu befeuern waren. Das Ausbildungsprogramm war intensiv und ließ uns nur sehr wenig freie Zeit. Aufstehen um halb sechs Uhr: Rasieren, Waschen, Anziehen, Bettenmachen. Alles in einer halben Stunde; dann zum Appell antreten; wehe dem, der später kam. Um sieben Uhr Frühstück (sehr reichlich) und nach 30 Minuten Antreten zum Exerzieren, zu Feldübungen bis zum Mittag. Nachmittags Unterricht in den Schulräumen bis etwa 17 Uhr; um 18 Uhr Abendessen. Danach Vorträge, Diskussionen oder Chorübungen; anschließend Kleider reinigen, Schuhe putzen, Gewehr reinigen, sich waschen und um 21 Uhr Zapfenstreich. Die pünktliche Erfüllung des genauen Tagesprogrammes war für die meisten von uns nicht einfach, zumal wir nicht gewohnt waren, alles im Lauftempo zu erledigen.

Samstag vormittags hatten wir nur drei Stunden Unterricht und anschließend »Bad«. Die Schule verfügte über ein modernes »Dampfbad«, auf das unser Oberst sehr stolz war. Danach war eigentlich frei, das heißt, es gab kein Programm. Die ersten vier Wochen hatten wir überhaupt keinen Ausgang zum Wochenende. Danach durften wir nur alle 14 Tage von Samstag nachmittags bis Sonntag um Mitternacht ausgehen.

Um mich in der Frühe in Ruhe rasieren und waschen zu können, stand ich eine halbe Stunde früher auf, und ich konnte mir dadurch das Gedränge im Waschraum ersparen. Das durfte ich aber nur zweimal machen, danach wurde ich energisch belehrt, daß ich bis halb sechs Uhr im Bett zu bleiben hätte und erst nach dem Pfiff des diensthabenden Unteroffiziers aus dem Bett springen und zum Waschraum laufen müsse.

In der Kaserne war auch eine Verwaltungskompanie untergebracht, deren Landser nur für innere Dienstleistungen herangezogen wurden: Küche, Servieren im Speisesaal, Waschen und Reinigen unserer Schlafräume, damit wir, die zukünftigen Reserveoffiziere, mehr Zeit für die Ausbildung hätten. Nur die Betten mußten wir selber machen. Das Leintuch mußte so glatt gespannt sein, »daß eine fallende Münze hochspringen kann«. Aber auch das lernte ich schnell.

Das Essen war ausreichend und sehr nahrhaft, aber manche von uns nörgelten ständig und fanden es eintönig und phantasielos. In der Kasernenkantine konnten wir billig Eßwaren sowie alkoholfreie Getränke und Zigaretten kaufen. Es gab aber weder Wein noch Bier. Der Oberst war der Meinung, daß Alkohol entweder schläfrig oder rabiat mache und für junge Leute nicht gut sei. Von außen kam aber jede Menge Bier, Wein und Slibowitz, die heimlich zu erhöhten Preisen gehandelt wurden. Wie und auf welchem Weg diese verbotenen Getränke in die Schule kamen, blieb ein Geheimnis.

Die Offiziere waren, bis auf wenige Ausnahmen, korrekt, höflich und anständig, aber vorschriftsmäßig streng und pedantisch. Viele versuchten, mit Humor unseren Fehlern und Schwierigkeiten zu begegnen. Der Schulkommandant, Oberst Mazilu[7], war wie ein Vater zu uns; oft bezeichnete er uns in seinen Reden als »seine lieben Kinder«. Denjenigen, die Wochenendausgang hatten, sagte er oft: »Macht mir keine Schande, und paßt auf, daß ihr keine Geschlechtskrankheiten erwischt!«

Sechs Wochen nach unserer Aufnahme in die Militärschule legten wir im Rahmen eines Festaktes mit Gottesdienst und in Anwesenheit eines Generals und des Bezirkspräfekten unseren Eid ab.

Übers Wochenende blieben immer mehr als die Hälfte von uns in der Kaserne und langweilten sich; einige spielten Schach, Karten oder schrieben Briefe. Ein Teil las Bücher, und andere zeigten ein großes Schlafbedürfnis. Ich benützte die Zeit und lernte für meine bevorstehenden Prüfungen. Auf Sport hatten wir keine Lust, da uns die körperlichen Anstrengungen der Wochentage vollkommen genügten.

[7] Name geändert.



Als Diensthabender in der Kaserne blieb übers Wochenende ein Oberleutnant, der auch die ganze Verantwortung hatte. An einem Sonntag gegen Ende März 1939 hatte ich keinen Ausgang, und der diensthabende Oberleutnant war ein Offizier aus einer anderen Kompanie, bekannt für seine Sturheit und seine Humorlosigkeit. Als das Trompetensignal für das Mittagessen gegeben wurde, gingen wir in kleinen Gruppen in Richtung Speisesaal. Das Wetter war regnerisch und kühl. Beim Speisesaal wartete Oberleutnant Neaga und ließ uns nicht hinein. Er befahl uns, draußen auf dem Platz Marschkolonnen zu je 50 Mann zu bilden und im Parademarsch an ihm vorbeizuziehen. Es wurde auch Marschmusik durch den Lautsprecher übertragen. Wir waren ohne Mäntel und meist auch ohne Kopfbedeckung. Da ich im ersten Zug marschierte, gelangte ich früher in den Speisesaal und nahm meinen gewohnten Platz ein. Wir waren noch nicht alle drinnen, als die Musik unterbrochen wurde und Neaga uns über den Lautsprecher befahl, daß wir uns wieder auf den Platz zu begeben hätten, um den Parademarsch zu wiederholen. Was war passiert? Einer der letzten Marschierer hatte den Schritt nicht eingehalten. Diesen Spaß mußten wir viermal wiederholen, da jedesmal irgendein Trottel die Kadenz des preußischen Schrittes nicht einhielt. Wir waren alle verärgert und naß vom Regen. Wir warteten, bis uns Neaga »guten Appetit« wünschte, und erst dann durften wir zu essen beginnen. Ich weiß nicht, was mir einfiel, aber aus Trotz rührte ich das Essen nicht an, obwohl ich hungrig war. Nach der Suppe kam der Schweinebraten – immer am Sonntag –, den ich ebenfalls verweigerte. Neaga spazierte mit schweren Schritten zwischen den Tischen umher, blieb bei mir stehen und fragte, ob ich keinen Hunger hätte und warum nicht. »Mir ist der Appetit vergangen!« antwortete ich. »Überlegen Sie gut, was Sie sagen … Sie müssen wieder Appetit bekommen!« sagte er und ging weiter spazieren, kam nach einer Weile zurück und forderte mich noch einmal auf, mit dem Essen zu beginnen. Ich weigerte mich. »Ich befehle Ihnen, zu essen«, brüllte er mich wie ein Löwe an. »Ich kann nicht, ich habe keinen Appetit«, gab ich zurück. Dann ging er wieder weg, und, als die Essenszeit beendet war rief er

mich zu sich, ging mit mir zum Exerzierplatz und schnauzte mich an: »Hier sind Sie nicht im Zivilleben, sondern in der Armee, und nach den Gesetzen dürfen Sie nicht in den Hungerstreik treten. Aber ich werde Ihnen den Appetit schon bald beibringen!« Er ließ mich bis zur Mauer und zurück – etwa 180 Meter – laufen, und zwar mehrere Male. Unter schwerer Atemnot sagte ich jedesmal: »Keinen Appetit.« Die Prozedur wiederholte sich einige Male, bis ich zu Boden fiel und nicht mehr aufstehen konnte. Dann rief er zwei Soldaten, die mich ins Hauptgebäude brachten und dort in einem bunkerartigen Kerker einsperrten. Die Wache wurde angewiesen, mich dort eingesperrt zu halten, bis ich zu erklären bereit sei: »Ich habe Hunger, ich möchte essen!« Die Wachmannschaft bestand ebenfalls aus Militärschülern wie wir, aber aus einer anderen Kompanie. Sie brachten mir ein trockenes Sakko, zwei Wolldecken und ein Polster. In dem engen Kerker war kein Bett, sondern nur ein Sessel ohne Lehne; man konnte nur sitzen oder stehen. Unter den Wachleuten hatte ich zufällig einen guten Bekannten aus Bukarest, der mir Zigaretten anbot – ich war aber kein Raucher – und sagte: »Logigan, du bist ein Dummkopf! Wie kannst du so trotzig sein? Neaga ist ein sturer Hund, mit dem man nicht spielen darf. Diesen Sonntag ist er hier allein und kann so seine Bosheiten austoben!« Ich antwortete zuerst nicht, doch dann mußte ich einsehen, daß ich ungeschickt gehandelt hatte. Es war aber zu spät, und ich wollte konsequent bleiben. Nachmittags, nach zwei bis drei Stunden, kam mein Bekannter mit noch einem Kameraden von der Wache und brachte mir Essen und Getränke. Ich blieb aber weiter trotzig: »Ich bedanke mich, aber ich will weder essen noch trinken!« Mein Bekannter wurde zornig: »Aber, aber! Wenn du nicht sofort zu essen beginnst, kriegst du ein paar Watschen von uns! Wir setzen uns der Gefahr aus und bringen dir zu Essen und zu Trinken, und du willst mit uns ›Hungerstreik‹ spielen! Nimm sofort und friß!« Ich gab nach und begann zu essen und zu trinken. Danach hüllte ich mich in Decken und schlief sitzend ein. Abends kam Neaga und fragte mich zynisch, ob ich jetzt Hunger hätte. Ich verneinte, aber diesmal sagte ich die Wahrheit. Er befahl, daß ich die ganze Nacht eingesperrt bleiben solle. Kaum war er weg, da kamen einige Kameraden aus meiner Kompanie und brachten mir wieder zu essen; dazu Mehlspeisen und zwei Flaschen Bier. Ich aß und trank an diesem Tag mehr als sonst.

Am nächsten Tag in der Frühe kam ein Unteroffizier unse-



rer Kompanie und führte mich zu unserem Hauptmann. Dieser war ein ruhiger, gutmütiger und humorvoller Mensch, aber diesmal schien er ernstlich verärgert zu sein und sagte: »Logigan, ich bin sehr enttäuscht! Ich hielt dich für intelligent, vernünftig und ausgeglichen. Ist dir nicht bewußt, daß der ›Diensthabende‹ am Wochenende hier allein den Herrgott spielen kann? Neaga ist für seine Sturheit, Humorlosigkeit und Bosheit allgemein bekannt. Er hat mir jetzt einen zwei Seiten langen Bericht über dich geschickt und unterstellt dir ›kommunistische Anschauungen‹. Ausgerechnet dir, einem Legionär; das ist mehr als lächerlich. Ich schicke ihm den Bericht zurück, aber du mußt dich bei ihm entschuldigen. Ansonsten müßte ich den Bericht zu deinen Personaldaten legen, und er wird dir immer nachteilig anhängen. Jetzt gehe dich rasieren und waschen, und schlafe dich aus. Am Vormittag brauchst du nicht zu den Übungen zu gehen. Hunger hast du sicherlich keinen, da die Kameraden von der Wache dich gut versorgt haben. Das Gefühl der Kameradschaft müßte sich auch diesmal bewährt haben!« Ich grüßte vorschriftsmäßig und meldete mich ab. Unser Hauptmann war ein guter und korrekter Offizier und bei uns allen sehr beliebt.

Einen Tag später war ich bei Oberleutnant Neaga vorstellig und entschuldigte mich. Ihm gelang es sogar zu lächeln. Dann belehrte er mich, daß beim Militär Disziplin und Gehorsam die Hauptfundamente seien. Beim Abmelden fragte er mich, ob ich Legionär sei, was ich bejahte. Dann erzählte er, daß einer seiner Brüder – ein Lehrer auf dem Land – ebenfalls Legionär sei. Neaga war kein schlechter Mensch, aber er hatte Minderwertigkeitskomplexe und daher ein starkes Geltungsbedürfnis. Der Vorfall mit mir war sicherlich nicht seine einzige Exzeßhandlung. Über ihn hatte ich schon verschiedene Gerüchte gehört, besonders über seinen Umgang mit den gewöhnlichen Landsern. Einigermaßen verstand ich seine Haltung mir gegenüber. Aber meine Sturheit konnte ich mir nicht erklären, zumal sie zu meiner Wesensart nicht paßte. Aus dieser Geschichte lernte ich viel; man darf nicht trotzig sein!

Ich war erst eine Woche in der Militärschule, als ich den Befehl erhielt, mich sofort beim Hauptmann X zu melden. Er war der Abwehroffizier und einer unserer Lehrer. Er ließ mich in seinem Büro antreten und bot mir einen Sessel an: »Wir sind informiert, daß Sie und einige Ihrer Kameraden aktive Mitglieder der Eisernen Garde sind oder waren. Aber Sie sind in einem

Prozeß vor dem Militärtribunal in Bukarest freigesprochen worden. Sie werden sicherlich wissen, daß draußen eine große Verfolgung gegen die Legionäre tobt und viele Schuldige und Unschuldige verhaftet und interniert werden. Sie alle haben bis jetzt Glück gehabt! Hier in der Kaserne sind Sie alle geschützt, vorausgesetzt, daß Sie sich hier jetzt nichts zuschulden kommen lassen. Auf Befehl des Herrn Oberst dürfen Sie und alle Ihre Kameraden, die Legionäre sind, die Kaserne bis auf weiteres nicht verlassen und keinerlei Besuche empfangen!« Ich fragte danach, ob ich Anfang Dezember für einen Tag nach Bukarest fahren dürfe, da ich an der Technik einen Prüfungstermin hätte; ferner, ob meine Mutter und meine Braut mich ab und zu am Wochenende besuchen dürften. Der Hauptmann lehnte alles ab: »Verstehen Sie, die Polizei draußen lauert auf Sie, und alle besuchenden Personen werden möglicherweise Verfolgungen und Verhören ausgesetzt. Gedulden Sie sich, und schreiben Sie in Ihren Briefen nur absolut persönliche Dinge.« So eine strenge Quarantäne hatte ich nicht erwartet. Als ich mich zum Schluß ordnungsgemäß militärisch abmeldete, fügte er hinzu: »Nehmen Sie sich in acht, mit wem Sie reden und was Sie reden. Unter Ihnen gibt es auch solche Schweine, die gegen Bezahlung regelmäßig über Sie der Polizei berichten. Wir haben hier keine Möglichkeit, diesen Unfug zu unterbinden. Sagen Sie Ihren Freunden, sie sollen auch sehr vorsichtig sein.«

Ich verließ sein Zimmer und dachte lange Zeit nach. Am Abend schrieb ich meiner Mutter und Tina, daß ich demnächst weder nach Targowischt noch nach Bukarest kommen könne, und sie sollten auch nicht zu mir kommen, da ich absolut keine Zeit hätte; sonst sei ich gesund, und mir ginge es in der Militärschule ausgezeichnet. Später erfuhr ich, daß Tina alles gut verstanden hatte, aber meine Mutter wollte diese Maßnahme nicht akzeptieren. »Niemand darf mich hindern, mein Kind zu besuchen«, und sie war unglücklich.

In der Militärschule gab es nur wenige mir bekannte Legionäre; insgesamt dürften es 40 bis 50 sein. Die meisten zufällig in der 4. Kompanie. Wir trafen einander unauffällig zu zweit oder zu dritt für zwei bis drei Minuten und tauschten die von außen kommenden spärlichen Nachrichten aus. Von irgendeiner Aktion war keine Rede; der Zweck war, uns gegenseitig zu informieren und die unter uns vorhandenen Polizeiagenten zu identifizieren. Wie viele Polizeiagenten unter uns lebten, konnten wir nie wissen, aber sicherlich waren es nicht so viele, wie uns



in der Phantasie vorschwebte. Es gab damals eine richtige Psychose, und jeder verdächtigte jeden.

Trotz strenger Isolation kamen ab und zu Nachrichten von außen, die teilweise durch die uns gutgesinnten jüngeren Offiziere und Unteroffiziere verbreitet wurden. Die Verhaftungswelle dauerte an, und in den Lagern von Vaslui und Miercurea Ciucului waren Hunderte Legionäre interniert worden.

Codreanu und weitere 30 führende Persönlichkeiten befanden sich im Gefängnis von Râmnicu-Sărat. Andere, ebenfalls leitende Legionäre schmachteten eingekerkert in Jilava, Braşov, Klausenburg, Jassy und Konstanza. Wir erfuhren, daß draußen ein Untergrundkommando mit Radu Mironovici, C. Papanace und Iordache Nicoara den weiteren Kampf der Legion führte. Letzterer wurde aber bald ausgeforscht und verhaftet, und an seine Stelle kam Horia Sima, der früher Organisationsleiter im Banat war. Ich kannte ihn nicht persönlich. Die Befehle waren, Ruhe zu bewahren und abzuwarten.

Mitte November 1938 wurde durch die Zeitungen bekannt, daß in Siebenbürgen (Kronstadt, Klausenburg und Temeschwar) von den Legionären Anschläge auf Eisenbahnanlagen, Brücken und Kraftstofflager verübt wurden. Der Sicherheitsdienst konnte sie aber rechtzeitig entdecken, so daß nur unwesentliche Sachschäden entstanden. Deswegen folgten weitere Verhaftungen, Folterungen und Internierungen. Wir in der Militärschule wollten es nicht glauben; hatte doch Codreanu absolute Ruhe befohlen! Solche Terrorakte, bei welchen womöglich unschuldige Menschen sterben konnten, gehörten gar nicht zur Kampfweise der Legionärsbewegung. Zum Schluß erkannten wir zwei Möglichkeiten:

- Entweder wurden diese Terrorakte von Kommunisten organisiert, um die Legion zu kompromittieren,
- oder sie wurden vom Sicherheitsdienst inszeniert, um weitere Maßnahmen gegen die Legionäre zu begründen.

Die zweite Möglichkeit schien mir wahrscheinlicher. In keinem Fall konnten wir annehmen, daß das »Untergrundkommando« entgegen Codreanus Befehl solche Aktionen, die auch gegen die bisherige Verhaltenslinie der Legion verstießen, durchführte.

Zwei Jahre später mußte ich erfahren, daß diese Aktionen wenigstens teilweise von Horia Sima selbst veranlaßt wurden. Weder Radu Mironovici noch C. Papanace wußten etwas darüber; sie hätten unter keinen Umständen so etwas akzeptiert.

Es war Mittwoch nachmittag, der 30. November 1938, trübes und nebeliges Wetter wie immer um diese Zeit. Wir hatten gerade die Unterrichtsstunde in Waffenkunde beendet und hatten eine kleine Pause. Ein Offizier unserer Kompanie rief mich zu sich in die Kanzlei und flüsterte mir unter vier Augen zu: »Heute nacht wurden Codreanu und weitere 13 Legionäre erschossen. Wissen Sie es nicht? Angeblich weil sie versucht hatten zu fliehen. Bitte verhalten Sie sich ruhig und unauffällig! Sie können gehen.«

Ich ging wie betäubt wieder zum Unterricht. Ich spürte ein Würgegefühl im Hals und konnte kaum mehr richtig atmen. Die nächste Unterrichtsstunde über »Taktik und Strategie« hielt ein Major Y, aber ich war außerstande, mich zu konzentrieren. Mein Kopf brummte, und meine Ohren sausten. Unser Kapitän Codreanu tot? Das war das Ende der Legionärsbewegung, da niemand ihn ersetzen konnte!

Zum Abendessen konnte ich trotz Hunger kaum etwas essen. In der Nacht konnte ich nicht schlafen. Bis zu dieser Stunde hatte ich nicht gewußt, daß ich so stark mit ihm verbunden war. Ein Gefühl der Leere, der Verzweiflung und ein Weltuntergangsgefühl überkamen mich, und mein Verstand war wie gelähmt.

Mein Freund Cosma Ionescu, ein alter Legionär aus Targowischt und ehemaliger Gymnasiumskollege, hatte in der Nacht Aufsichtsdienst. Nach Mitternacht kam er zu mir, und wir gingen gemeinsam in den Waschraum, um dort ungestört sprechen zu können. Er brachte zwei Tageszeitungen mit und zeigte mir das Kommuniqué des Innenministeriums:

»In der Nacht vom 29. auf den 30. November sollten aus organisatorischen Gründen 14 Häftlinge vom Gefängnis Râmnicu-Sărat nach Bukarest-Jilava transportiert werden. Im Wald bei Kilometerstein 30 zwischen Ploeşti und Bukarest wurde die Autokolonne von Unbekannten mit Feuerwaffen angegriffen. Während die begleitenden Wachegendarmen das Feuer erwiderten und die Angreifer zu stellen suchten, versuchten die Häftlinge zu fliehen. Die Gendarmen machten von ihren Waffen Gebrauch und erschossen die Fliehenden, die trotz der Warnschüsse nicht stehenblieben. Es starben an ihren Schußwunden: Corneliu Zelea Codreanu, die drei Duca-Attentäter N. Constantinescu, D. Belimace und J. Caranica sowie die zehn Stelescu-Attentäter Caratănase, Bozantan, Curca, Pele, State, Atanasiu, Bogdan, Vlad, Georgescu und Trandafir. Der Tod wurde vom



diensthabenden Militärarzt des II. Armeekorps Bukarest bestätigt, der auch die sofortigen Begräbnisse an einem unbekannten Ort veranlaßte.«

Soweit die offizielle Meldung; darüber hinaus brachten die rumänischen Zeitungen keine weiteren Kommentare. Alle Zeitungen durften damals nur zensiert erscheinen. Mitte Dezember wurde das Gerücht verbreitet, daß Codreanu nicht tot sei; ihm sei die Flucht ins Ausland gelungen, und er werde bald über den Donausender Wien dem rumänischen Volk eine wichtige Mitteilung machen. Weiterhin werde Codreanu am 10. Dezember 1938 um 20 Uhr im Sender Leipzig sprechen. Im Büroraum unseres Hauptmannes stand ein Radioempfänger, und wir konnten manchmal abends ausländische Sender hören. Unser Oberleutnant Udrescu erfuhr von einem befreundeten Offizier, der in der Festung Jilava Dienst tat, daß die Leiche Codreanus und weitere 13 Legionärsleichen in einem gemeinsamen Grab im Hinterhof der Festung bestattet worden war. Es gab keinen Zweifel: Codreanu war tot, und alle Gerüchte waren absichtlich in Umlauf gesetzt worden, um Verunsicherung zu stiften und die noch in Freiheit befindlichen Legionäre daran zu hindern, Racheaktionen zu starten.

Erst nach zwei Jahren (November 1940) sollte die Öffentlichkeit in Rumänien erfahren, wie Codreanu und die anderen 13 Legionäre umgebracht wurden. Im Oktober 1940 legten die verhafteten Offiziere, Oberstleutnant Gherovici, Major Dinulescu und Major Macovescu, die den Mord organisiert hatten und zum Teil dabei waren, volle Geständnisse ab. Besonders die Aussagen des Majors Dinulescu und des Gendarmerieunteroffiziers Sârbu waren aufschlußreich. Demzufolge wurden die Häftlinge in Lastwagen mit festen Sitzbänken, ohne Gepäck, Mäntel und Kopfbedeckung verladen. Man fesselte nur ihre Füße an die vorderen Bänke und die Hände an die Lehnen der hinteren Sitzbänke. Hinter jedem Häftling stand ein Gendarm, der vorher instruiert worden war und ein dünnes Seil bei sich trug. Es waren zwei Lastwagen, in denen sich auch je ein Offizier befand. Als man den Wald von Ţancăbeşti (zwischen Ploeşti und Bukarest) erreicht hatte, stoppten beide Wagen, die Gendarmen legten die Seile um den Hals der Häftlinge und zogen so lange fest, bis diese starben. Dann fuhren sie weiter und kamen um sieben Uhr früh in die Festung Jilava. Dort warteten Oberstleutnant Gherovici und Oberst Zeciu mit einem Militärarzt und dem Staatsanwalt der Militärjustiz. Die Toten wurden aus den Wagen

gezogen und mit dem Gesicht nach unten auf die Erde in einem bereits ausgehobenen Grab gelegt. Major Dinulescu schoß jedem mit seiner Pistole in den Rücken. Auf diese Weise wollte man die Erschießung von hinten während des Ausbruchsversuches vortäuschen. Danach wurden die Leichen mit Schwefelsäure und Kalkmilch übergossen, und das Massengrab schüttete man zu. Gherovici hielt dann eine kurze Rede und sagte unter anderem: »Es war für unsere Heimat Rumänien notwendig. Ihr habt eure Pflicht getan; ihr seid keine Mörder; ihr braucht keine Gewissensbisse zu haben.«

Anschließend unterschrieb jeder Gendarm und Offizier eine Erklärung, daß die Häftlinge einen Ausbruchsversuch unternommen und nach einigen Warnschüssen gezielt beschossen worden wären. Jeder Gendarm erhielt drei Wochen Urlaub und 20.000 Lei Belohnung. Der begleitende Major Dinulescu erhielt 100.000 Lei.

So verlosch das Leben Codreanus, des Gründers der Legion, der vergeblich versucht hatte, dem politischen Leben in Rumänien ein höheres Niveau zu geben und Korruption, Habsucht, Dummheit und Unfähigkeit auszuschalten. Abgesehen von den menschlichen und politischen Fehlern, die nicht geleugnet werden können, aber erklärbar und entschuldbar sind, bleibt Codreanu die faszinierendste politische Persönlichkeit Rumäniens des 20. Jahrhunderts. Er wurde von seinen Legionären fanatisch und vertrauensvoll geliebt und von seinen Feinden gehaßt und gefürchtet. Von vielen Millionen Rumänen wurde er bewundert und als Träger ihrer Hoffnungen angesehen. Sein tragisches Ende im Alter von knapp 40 Jahren brachte für die Legion schwere, verheerende Folgen.

Am 29. September 1938 wurde im Münchner Abkommen zwischen Frankreich, Großbritannien, Italien und Deutschland das Sudetenland dem Dritten Reich zugesprochen. Dadurch konnte sich Deutschland umfassende Gebiete der Tschechoslowakei einverleiben, und die von Paris und London früher abgegebenen Grenzgarantien waren nutzlos.

Von 15. bis 21 November 1938 besuchte König Carol II. Paris und London und führte dort verschiedene politische Gespräche. Der Zweck war, bindende Garantien für die rumänischen Grenzen und Verständnis für die Intensivierung der deutsch-rumänischen Handelsbeziehungen zu erreichen.

Bei der Rückreise stattete der König »nur informative und inoffizielle Besuche« in München und Berlin ab. Er kam dort mit



Ribbentrop, Göring und später auch mit Hitler zusammen. Zur Debatte standen die zu erneuernden Handelsverträge, das Problem mit Ungarn wegen Siebenbürgen, die Frage der deutschen Minderheit in Rumänien sowie die »Schwierigkeiten mit der Eisernen Garde«. Bezüglich der Legion schien Hitler völlig desinteressiert zu sein, obwohl viele führenden Persönlichkeiten wie Ribbentrop, Himmler, Göring und Rosenberg bestens informiert waren. Nach den Veröffentlichungen von Nolte, Heinen, Weber und Fischer-Galaţi versuchte Carol II. Hitler plausibel zu machen, »daß die Eiserne Garde eine fanatische, irrationale Organisation sei, die stark unter dem Einfluß des slawischen Terrorismus stehe. Das Leitbild der Legionäre sei sehr verworren und vom bolschewistischen Geist durchsetzt.« Hitler soll dem rumänischen König eindeutig gesagt haben, daß er kein Interesse an der Legionärsbewegung habe und er auch nicht beabsichtige, sich in die inneren Angelegenheiten Rumäniens einzumischen. Inwieweit diese Behauptungen der Wirklichkeit entsprechen, läßt sich nicht mit absoluter Sicherheit beweisen. Sicher ist, daß nur einen Tag nach der Rückkehr des Königs nach Bukarest der Plan zur Ermordung Codreanus verwirklicht wurde.

Die Ermordung Codreanus war für die Legionärsbewegung mehr als tragisch. Dem abscheulichen Mord widmete auch das »Giornale d'Italia« mehrere Artikel. Die französischen Zeitungen »Liberté«, »Action Française«, »Aurore« und »Victoire« schrieben unverblümt, daß es sich um einen von oben befohlenen Mord handle. Die Wache habe auf die politischen Gefangenen geschossen, und wie durch einen Zufall seien alle 14 getötet worden. Kein einziger sei übriggeblieben, um von dem Mord berichten zu können. Keiner der vermeintlichen Angreifer oder der Gendarmen wurde verletzt oder getötet. Die Pariser Zeitung »Victoire« schrieb am 6. Dezember, daß die von Codreanu gegründete Eiserne Garde unbestreitbar eine patriotische Organisation sei, leidenschaftlich beseelt von Christentum und menschlicher Würde, und schloß mit der Frage: »Wird die Legionärsbewegung mit ihrem Kapitän sterben? Die Zukunft wird es zeigen.«

Auch viele ungarische Zeitungen, wie »Pester Lloyd«, »Magyarság« und »Uj Remzebek« sowie polnische Zeitungen wie »Dziennik Naroddovy« aus Warschau drückten ihr Bedauern über den Tod Codreanus aus und beschuldigten die Königskamarilla des Mordes. Das liberale »Nationale Dagblad« aus

Rotterdam stellte fest, daß »Codreanu und seine Kameraden von ihren politischen Gegnern, die in ihrer Ohnmacht keinen anderen Ausweg mehr wußten, ermordet wurden«. »Lüge und Mord«, fügte das Blatt hinzu, »sind die Kampfmittel der dunklen Kräfte, die hinter denen des internationalen Judentums und des Marxismus stehen.«

Auch die englische liberale Zeitung »News Chronicle« zeigte sich bestürzt über den barbarischen Mord und warf der rumänischen Regierung totalen Mangel an moralischer und demokratischer Gesinnung vor. In einer jüdischen Zeitung, die in Kairo erschien, schrieb Alexander Herenger am 5. Januar 1939, daß »die Ermordung Codreanus« ein Akt der jüdischen Rache (?) sei, mit welchem nicht alle Juden einverstanden seien.

Am wenigsten schrieben darüber die deutschen Zeitungen. Nur wenige Blätter wie das »Neue Münchner Tagblatt« brachten auszugsweise die Kommentare aus den italienischen und ungarischen Zeitungen in Übersetzungen. Alle anderen deutschen Zeitungen beschränkten sich ohne Stellungnahme auf die amtlichen Mitteilungen des Innenministeriums aus Bukarest. Erst später und wahrscheinlich infolge eines Vortrages Rosenbergs bei Hitler kam die deutsche Politik zu dem Schluß, daß der Mord an Codreanu nicht allein »eine innere Angelegenheit Rumäniens« sei. Hitler soll veranlaßt haben, daß die von König Carol II. anläßlich seines Besuches in Deutschland freigebig ausgeteilten Orden zu gesammelt und nach Bukarest zurückgeschickt wurden. Die unerwarteten diplomatischen Spannungen beunruhigten die rumänische Regierung Armand Călinescus und den König. Er war nun zu wesentlichen Zugeständnissen in den Handelsbeziehungen mit Deutschland bereit, wenn Hitler das Königsregime anerkenne und der Legion jegliche Unterstützung verweigere.

Aber die Legion hatte diese Unterstützung nie gehabt, weder moralisch noch materiell. Die Arroganz der nationalsozialistischen Politik Hitlers hatte von Haus aus in der Legionärsbewegung nie einen Vorteil für sich sehen wollen. Diesen Kapitalfehler begingen die Deutschen damals überall in Europa. Ich persönlich glaube, daß das Zurücksenden der verliehenen königlichen Orden gar nicht als Folge der Umstimmung Hitlers zu sehen ist. Es war nur ein diplomatisches Manöver, um die instabile rumänische Regierung zu verunsichern und dadurch größere Zugeständnisse beim Handelsvertrag zu erpressen.





Zu Weihnachten 1938 bekamen wir eine Woche Urlaub und durften nach Hause fahren. Ich mußte aber in der Kaserne bleiben, so wie die meisten erkannten Legionäre. Ich war traurig, zumal mich niemand besuchen durfte. Aber am 26. Dezember erlebte ich eine fröhliche Überraschung, als mein Stiefvater voll bepackt mit Mehlspeisen und Getränken bei mir auftauchte. Er kam in seiner Majorsuniform, und niemand konnte ihn verdächtigen, zumal er Nicolescu hieß und nicht Logigan. Leider konnte er nur kurze Zeit bleiben – zwischen zwei Zügen –, aber ich war sehr glücklich, ihn zu sehen. Er riet mir, ruhig zu bleiben, da ich in der Militärschule bestens geschützt sei. Seiner Meinung nach mußte die Situation sich bald entspannen, und dann würde ich Ausgang bekommen.

Unsere Ausbildung ging weiter, und wir hatten viele Schießübungen mit Pistolen, Sturmgewehren, Maschinengewehren und leichten Infanteriegeschützen. Dabei verwendeten wir fast immer scharfe Munition. Beim Handgranatenwerfen erlebten wir auch einen Unfall, wobei einer unserer Kameraden schwer verwundet wurde. Es wurden strengere Vorsichtsmaßnahmen getroffen, aber die Übungen wurden fortgesetzt. Die Untersuchung ergab wie immer, daß der »Verunglückte« selbst daran schuld war. Einige Wochen danach überprüfte ein vom Verteidigungsministerium eingesetzter Fachausschuß den Munitionsbestand mit dem Ergebnis, daß bei 25 Prozent der Handgranaten der Sicherheitsmechanismus defekt war. Der Skandal wurde aber schnell vertuscht, und man schickte alle Handgranaten zum Umtausch zurück in die Fabrik.

In der Militärschule wurde die Munition in einem Betonbunker abseits der Unterkünfte und der Verwaltungsgebäude isoliert aufbewahrt und rund um die Uhr doppelt bewacht. Nach Ablegen des Eides wurden wir nach einem bestimmten Plan zu Wacheleistungen verpflichtet. Es fiel mir auf, daß weder ich noch die anderen mir bekannten Legionäre zur Wache beim Munitionsbunker eingeteilt wurden. Ich ging zu meinem Zugführer, Oberleutnant Udrescu, und fragte, warum ich für diesen Dienst nicht in Frage käme, ein Umstand, den ich als Mißtrauen empfand. Udrescu schickte mich zum Kompaniechef, der mir unter vier Augen sagte: »Es ist ein Befehl des Verteidigungsministeriums, alle uns bekannten Legionäre vorläufig nicht zu solchen Wacheleistungen heranzuziehen. Man soll dadurch vermei-

den, daß ein fanatisierter Narr Munition stiehlt und ein Unglück anrichtet. Hast du mich verstanden?« – »Jawohl, Herr Hauptmann, aber ich bin trotzdem traurig, weil ich nicht vertrauenswürdig bin.«

Der Hauptmann lachte und erklärte mir, daß es sich hier um eine vorübergehende Maßnahme handle, solange diese »Krisensituation« andauere. Er war immer gesprächig und erzählte mir verschiedene Neuigkeiten aus Rundfunk oder Zeitungen, z. B. wie zum erstenmal in der Kriegsgeschichte eine Großstadt wie Prag durch Fallschirmtruppen in einer Blitzaktion von wenigen Stunden besetzt worden sei. Er bewundere die militärische Leistung Deutschlands, aber er hoffe, daß dessen Elitetruppen niemals gegen uns Rumänen eingesetzt würden.

Ende Februar teilte mir der Hauptmann mit, daß der Sicherheitsdienst von Ploeşti zweimal in der Militärschule vorstellig geworden war; man wollte mich zwecks Verhör zur Polizei holen. Der Schulkommandant, Oberst Mazilu, lehnte es ab, mich freizugeben. »Wenn die Bullen etwas von ihm wissen wollen, sollen sie hierher kommen und ihn in Anwesenheit meines Abwehroffiziers verhören.«

Einmal kamen die Beamten vom Sicherheitsdienst mit dem Vorschlag, daß ich in Begleitung eines Offiziers zur Polizei kommen solle. Der Oberst lehnte abermals ab: »Ich weiß nicht, was man von diesem Jungen will; er ist doch vom Militärtribunal freigesprochen worden, und seit damals ist er hier in Quarantäne und hat nichts verbrochen. Ich lasse ihn nicht hingehen, und basta!«

Den Tageszeitungen konnten wir entnehmen, daß das politische Spektrum in Europa immer trüber wurde. Die Tschechoslowakische Republik als unabhängiger Staat existierte seit 15. März 1939 nicht mehr; sie kam als »Protektorat Böhmen und Mähren« unter deutsche Verwaltung. Die Slowakei wurde ein eigener Staat als Satellit Deutschlands mit einer neuen Regierung unter Prälat J. Tiso. Interessant war auch die Tatsache, daß kleine Gebiete im Norden und Süden des Landes von Polen und Ungarn mit Einverständnis der Deutschen besetzt und annektiert wurden. Die ČSR-Streitkräfte, die kleiner, aber besser ausgerüstet waren als die rumänische Armee, wurde kampflos von den Deutschen entwaffnet, und die meisten ihrer höheren Offiziere wurden interniert. Paris und London ließen die Tschechoslowakei im Stich, und deren Staatspräsident E. Hacha fand kei-



nen Mut zum Widerstand. Im Kino sah man, wie die deutschen Truppen in Prag und anderen Städten stolz einmarschierten und wie die deutschstämmige Bevölkerung sie mit Begeisterung empfing. Aber darunter sah man viele Tschechen mit ernsten Gesichtern und manche wahrscheinlich mit Tränen in den Augen. Sie waren die Besiegten, die sich nicht einmal wehren durften. Viele rumänische Zeitungen brachten auch alarmierende Nachrichten über das unmenschliche Verhalten der Deutschen in den besetzten Gebieten. Hunderte tschechischer Politiker, Wissenschaftler und Künstler wurden von der Gestapo verhaftet und in die Konzentrationslager geschickt. Die Deutschen übernahmen Werke, Fabriken, Banken, requirierten Wohnungen, und die Tschechen konnten dagegen nichts tun. Sie waren besiegt, und ihr ganzes Wirtschaftspotential stand jetzt dem Deutschen Reich zur Verfügung.

Am 7. April 1939 besetzten die italienischen Streitkräfte ohne Kriegserklärung Albanien. König Zogu und seine Regierung flüchteten über Griechenland nach Paris und erwirkten dort einen Protest in Rom, welchem sich England und Griechenland anschlossen. Aber Mussolini kümmerte sich nicht um diese diplomatischen Proteste. Es herrschte damals wie auch sonst in der Politik die Ansicht: »Macht geht vor Recht.« Alle diese Ereignisse riefen Sorgen und Unruhe in Rumänien hervor; man wußte, daß Ungarn seine Ansprüche an Siebenbürgen hochspielen und diesbezüglich von Italien besondere Unterstützung bekommen würde. Es war bekannt, daß auch Bulgarien Ansprüche auf die südliche Dobrudscha (Bezirke Durostor und Caliacra) stellen würde, aber die Hauptsorge war der Anspruch der Sowjetunion auf Bessarabien. Die Deutschen hielten sich in allen diesen Fragen zurück. – Aber wie lange noch? Die rumänische Regierung strebte jetzt nach besserer Ausrüstung und Ausbildung der Streitkräfte. Aber abgesehen vom chronischen Geldmangel, entstanden auch Schwierigkeiten, eine moderne Ausrüstung zu beschaffen. Die Skoda-Werke in der ehemaligen ČSR waren von den Deutschen besetzt, die die alten Lieferverträge nicht einhalten wollten. Aus England und Frankreich konnte man wegen der Kriegsvorbereitungen nichts bekommen, und die Schweizer Oerlikon-Werke lieferten hauptsächlich für die Deutschen und die Italiener, die mit Gold bezahlten. Nur die Bofors-Werke in Schweden konnten unter bestimmten Umständen Panzerabwehrkanonen liefern. Darüber hinaus waren König Carol II. und die rumänische Regierung zu sehr mit den

internen Problemen des Landes beschäftigt, da die Regierung Rumäniens immer instabiler wurde.

Mein Abschied von Ploeşti kam nur wenige Tage später. Trotz strenger Zucht und für mich ungewöhnlicher Lebensweise denke ich immer gerne an die dort verbrachte Zeit zurück. Besonders diese Zeit werde ich immer mit Dankbarkeit in meiner Erinnerung behalten; die guten anständigen Menschen in Offiziersuniform, die mich vor Verfolgung, Internierung und vielleicht vor dem Tod geschützt haben. Ich wollte später einen Besuch dort abstatten und meine Dankbarkeit aussprechen, aber ich kam nicht mehr dazu.

Das Leben in der neuen Militärschule in Targowischt war entschieden bequemer und die Ausbildung viel interessanter als in Ploeşti. Wir mußten viel über Motoren und Technologie der Kettenfahrzeuge lernen, und ich erwarb die Fahrerlaubnis für Kraftfahrzeuge aller Klassen. Zwei Panzertypen standen uns für die Einschulung zur Verfügung: Renault und Skoda. Der erste war ein leichter, französischer Kampfwagen (acht bis zehn Tonnen), innen sehr eng gebaut, der aber auf guten Straßen bis zu 40 Stundenkilometer fahren konnte. Er war mit einem »Hotkiss-MG« und einer 37-mm-Kanone (Schneider-Creuzot) bestückt. Der Skoda-Kampfwagen wog 20 Tonnen, hatte zwei ZB-Maschinengewehre und eine 47-mm-Kanone als Bewaffnung. Der »Skoda-Panzer« war auf alle Fälle besser, und für die damalige Zeit konnte man ihn als »modern« bezeichnen. Die Ausbildung in der Schulklasse dauerte nur zwei bis drei Stunden pro Tag; den Rest der Zeit waren wir draußen in den Werkstätten oder im Gelände, wo auch oftmals Schießübungen stattfanden. Insgesamt waren wir etwa 50 Schüler, und die Ausbildung war im Vergleich zu Ploeşti eine richtige Erholung, zumal das Wetter immer schön war. Das Unangenehme war die Reinigung und die Pflege der Panzer und der anderen Fahrzeuge. Dies mußten wir immer am Abend erledigen. Benzin, Dieselöl und Schmieröl standen in jeder Menge zur Verfügung. Rumänien hatte damals einen Überschuß an Erdölprodukten und konnte es sich leisten, wenigstens bei den Streitkräften damit großzügig zu sein.

Im Juni erhielt ich zwei Tage Urlaub, um in Bukarest an der Technik eine Prüfung abzulegen und eine Laborarbeit in Elektrotechnik zu beenden. Tina war im Spital wegen einer Blinddarmoperation. Als ich zurückkam, erwartete mich eine unan-



genehme Überraschung: Durch ein Schreiben des Militärtribunals von Bukarest wurde ich als »Zeuge der Anklage« zum Prozeß gegen Vasile Filipov Anfang Juli vorgeladen. Ich war sehr erstaunt, zumal ich mir nicht vorstellen konnte, daß der Staatsanwalt aus meiner Erklärung, die ich im Oktober des Vorjahres beim Sicherheitsdienst (Siguranţa) in Bukarest abgegeben hatte, Beweise für eine Anklage gegen Filipov hatte finden können. Ich war verunsichert und in Sorge. Für einen Augenblick überlegte ich, ob ich dieses Schreiben ignorieren oder verschwinden lassen sollte; es ging aber nicht, da die Postzustellung von einem meiner Kameraden bestätigt worden war. Ich hatte einige Monate Ruhe gehabt und jetzt kam auf einmal so etwas! Der Schulkommandant Major P. Gheorghiu entschied, daß ich hinfahren müsse, aber in Uniform. Außerdem sollte ich unauffällig von einem Unteroffizier begleitet werden.

Am Prozeßtag war ich zwei Stunden vor dem Verhandlungstermin im Gerichtsgebäude und mußte warten, bis ich aufgerufen wurde. Inzwischen kam ein Herr zu mir und stellte sich als Rechtsanwalt Dr. Frollo vor. Er machte mir Vorwürfe, daß ich mich nicht vorher mit ihm getroffen hätte, damit ich wüßte, was ich aussagen sollte. Er hatte mir deswegen einen Brief an die Adresse meiner Braut Tina geschickt; diesen Brief hatte ich nicht bekommen, da Tina im Spital war. Außerdem kannte ich Rechtsanwalt Frollo, der die Verteidigung von Filipov übernommen hatte, nicht. Dem Namen nach kannte ich Professor Frollo, den Vater des Rechtsanwaltes, der auf unserer Liste im Bezirk Roman für die Wahlen vom Dezember 1937 kandidiert hatte. Da ich äußerst vorsichtig sein mußte, sagte ich ihm, daß ich keine Belehrung seinerseits benötige und nichts anderes aussagen könne als das, was ich bereits im Oktober des Vorjahres dem Sicherheitsdienst zu Protokoll gegeben hatte. Während des Prozesses mußte ich draußen warten, bis ich in den Saal gerufen wurde. Filipov schien sehr blaß, abgemagert und geschwächt. Der Staatsanwalt, ein Hauptmann der Militärjustiz, fragte mich, was ich über die Tätigkeit Filipovs in der Verbotszeit wüßte. Filipov sah mich mit erstaunten Augen an, und sein Blick verriet eine tiefe Verachtung. Ich erklärte, daß ich darüber überhaupt nichts wisse: »Ich traf ihn in der Verbotszeit nicht, da ich selber nicht mehr aktiv war.« Ich verwies auf meine schriftliche Erklärung vom Oktober des vergangenen Jahres, die sich in der Akte befinden müßte. Der Vorsitzende blätterte die Mappe durch, fand meine Erklärung, las sie und übergab sie dem Staats-

anwalt. Danach erfolgte eine Schweigeminute. Der Staatsanwalt warf mir einen boshaften Blick zu und sagte: »Ich verzichte auf den Zeugen!« Filipov versuchte zu lächeln, und sein Gesichtsausdruck zeigte Erleichterung. Das Gericht verurteilte ihn zu sechs Monaten Gefängnis, die er bereits in Untersuchungshaft abgesessen hatte. Leider wurde er danach nicht auf freien Fuß gesetzt, sondern im Lager von Miercurea Ciucului interniert; dort wurde er am 22. September 1939 zusammen mit anderen 44 Legionären erschossen.

Nach dem Prozeß wollte ich gleich gehen, aber mein Begleiter, der Unteroffizier, sagte mir, daß ich in die Gerichtskanzlei gehen müsse, um dort die Spesen zu beheben. Es war nicht viel Geld, aber damit leisteten wir uns ein üppiges Mittagessen. Am Nachmittag besuchte ich Tina im Krankenhaus Filantropia; sie war schon auf dem Weg der Besserung und sollte Ende der Woche entlassen werden. Vom »Frollo-Brief« wußte sie nichts, da sie seit 14 Tagen nicht mehr zu Hause gewesen war. Am Abend fuhr ich mit meinem Begleiter nach Targowischt zurück und war froh, daß die Angelegenheit vorbei war.

Um den Kampf der Panzerwaffe besser zu erläutern, wurden uns auch Lehrfilme vorgeführt. Diese Filme wurden von den Panzerwerken hergestellt und sollten den Panzerfahrern die lauernden Gefahren und deren Abwendung aufzeigen. Als später die Kriegshandlungen begannen und richtige Panzerkämpfe stattfanden, mußten wir feststellen, daß die Simulation in diesen Filmen sehr realistisch war. Ich hörte, wie manche meiner Kameraden sagten: »Es ist mir lieber, von Kugeln durchsiebt zu sterben oder von Granaten zerfetzt, als in einer Stahlkiste verbrannt zu werden.« Anfang August legten wir die Offiziersprüfung vor einem Sonderausschuß ab. Danach erhielten wir im Rahmen einer Feier den Dienstgrad eines »Fähnrichs«. Das Offizierspatent für den »Leutnant der Reserve« sollten wir erst nach einem Jahr bekommen. Zunächst wurden wir weiter zu den jeweiligen Truppenteilen geschickt, wo wir bis Anfang November Dienst tat und an den Herbstmanövern teilnehmen sollten.

Die Verabschiedung der 50 Fähnriche geschah im Rahmen einer feuchten Feier, bei welcher auch unsere Lehrer, die 14 aktiven Offiziere und Major Gheorghiu teilnahmen. Es ging drunter und drüber, und manche wurden sehr übermütig. Als zu Mitternacht der Major die Veranstaltung mit »Gute Nacht« abschloß, wollten die meisten Fähnriche nicht schlafen gehen. Einige –



darunter auch ich – zogen Zivilkleidung an, gingen in ein Nachtlokal in die Stadt und feierten weiter bis zum Morgen. Ergebnis: Der halbe Monatssold, den wir erst in vier Wochen bekommen sollten, wurde schon in dieser Nacht für nichts und wieder nichts ausgegeben. Am nächsten Tag hatten wir alle Kopfschmerzen. Ich weiß nicht, warum ich mich damals verleiten ließ.

Ich wurde dem Panzerregiment von Targowischt zugeteilt, und zwar der 8. Ersatzkompanie. Unsere Einheit war durchwegs mit neuen Skoda-Panzern ausgerüstet, und meine Aufgabe bestand zunächst darin, die Rekruten auszubilden. Der Zugkommandant, Oberleutnant X, war ein aktiver Offizier, der von Anfang an unfreundlich und arrogant zu mir war. Er benutzte jede Gelegenheit, mich als »Grünschnabel« zu bezeichnen und sogar vor der Mannschaft zu blamieren. In den ersten Tagen erduldete ich diesen Zustand, dann bat ich beim Kompaniechef (Hauptmann) um Versetzung. Der Hauptmann, ein ruhiger, älterer Mann, sagte mir, daß der Oberleutnant eine Woche später aus anderen Gründen vor einen Disziplinarausschuß kommen würde und in eine andere Garnison versetzt werden sollte. Später erfuhr ich, daß er Benzin aus Militärfahrzeugen hatte abzapfen lassen und es verkauft hatte. Man erzählte im Kasino, daß nichts passiert wäre, wenn er nur Benzin für sein eigenes Fahrzeug – er besaß ein Motorrad – genommen hätte, zumal schließlich »fast jeder Offizier in der rumänischen Armee dies so machte«; aber ... an Fremde zu verkaufen, die ihn später erpressen oder anzeigen konnten, bewies einen weitgehenden Intelligenzmangel.

Unregelmäßigkeiten beim Militär waren nicht selten. So erfuhr ich, daß in einem Infanterieregiment von Targowischt zwei ältere Feldwebel vorzeitig pensioniert wurden, nachdem sie wegen ähnlicher Anzeigen vom Disziplinarausschuß wegen Mangels an Beweisen freigesprochen worden waren. Beide sollen viele Jahre hindurch unverschämte Betrügereien begangen haben, um Geld für Hausbau, Luxusmöbel, teure Teppiche und Autos zu beschaffen. Eine ihrer Methoden war sehr einfach: Durch ausgesuchte und bestochene Landser ließen sie die Gewehrkolben der während der Nacht schlafenden Soldaten stehlen. Nach den geltenden Militärgesetzen wurden der Verlust des Gewehres oder eines Teiles davon sehr streng bestraft und der Präsenzdienst um das Ausmaß der Strafe verlängert. Ein Gerücht ging um: »In solchen Situationen kann nur der Feldwebel helfen, aber er braucht Zeit und ›viel Geld‹, um einen ande-

ren Gewehrkolben zu beschaffen.« Der Rekrut schrieb verzweifelt seinen Eltern und erbat dringend das notwendige Geld. Natürlich suchte man für solche Gaunereien nur einfache, unbeholfene und ängstliche Landser aus – meist Juden oder Analphabeten vom Lande –, die es nicht wagten, sich zu beschweren. Manchmal mußte ein armer Bauer zu Hause das letzte Stück Vieh verkaufen, um den Sohn vor dem Gefängnis zu retten. Die meisten schmutzigen Geschäfte machte man mit Lieferanten von Lebensmitteln und Baumaterialien, die vor den gewünschten Bestellungen ihre Großzügigkeit zeigen mußten. Korruption und Betrügereien waren von unten bis oben verbreitet. Ein namhafter und hochdekorierter General besaß ein großes landwirtschaftliches Gut in der Nähe von Buzău. Er ließ jeden Sommer Hunderte von Soldaten ohne Bezahlung bei sich die notwendigen Arbeiten verrichten, wobei die Verpflegung von der Garnisonskaserne geliefert wurde. Nach der Ernte ließ er die Feldfrüchte und seine erlesenen Weine mit Militärfahrzeugen bis Ploeşti und Bukarest bringen, um sie dort zu verkaufen. Als nach Jahren diese Mißstände durch die Zeitungen bekanntwurden, mußte er aufgeben und ging mit vollen Bezügen in Frühpension. In Rumänien kamen solche Fälle öfter vor; früher und auch später war es nicht anders. Bekannt im Inland und Ausland waren die Korruptionsaffären im Zusammenhang mit Waffenlieferungen aus Schweden (Bofors-Werke), aus der Schweiz (Oerlikon) und besonders von den Skoda-Werken, wo auch einige Minister und sogar König Carol II. ins Gerede kamen. Warum sollte die Armee eine Ausnahme bilden? Sie gehörte einem Land, dessen Gesellschaft mit »Bakschisch« (ein türkisches Wort) fest verbunden war.

Ein Zurückdrängen der Korruption in der Armee war nur durch eine radikale Sittenänderung der ganzen Gesellschaft möglich. Dies war das Hauptanliegen der Legion, welches Codreanu als »moralische Menschenerneuerung« bezeichnet hatte. Es wäre aber unrichtig, zu behaupten, daß alle Offiziere und Unteroffiziere der rumänischen Armee auf Betrug, Korruption und Gaunerei eingestellt waren. Es gab darüber keine Statistik, aber ich bin überzeugt, daß die meisten ehrlich, anständig und nicht korrupt waren. Manche aus Angst vor Konsequenzen, andere aus Scham vor anderen Kameraden und schließlich die meisten aus Bequemlichkeit. Aber fast alle resignierten und wollten nicht das Risiko einer Auseinandersetzung mit den »Mächtigen« auf sich nehmen, lieber schwiegen sie.



Kurz nach Beginn meines Einsatzes bei der Truppe traf ich im Kasino einen mir gut bekannten Legionär namens Niţescu, der jetzt als Reserveoffizier zu Waffenübungen bei der Truppe eingerückt war. Er war Maschinenbauingenieur und als Lehrer in einer Gewerbeschule in Bukarest verpflichtet. Er erzählte mir einige spärliche Neuigkeiten: Horia Sima, C. Papanace und Corneliu Georgescu seien in Berlin und hätten ein provisorisches Exilkommando gebildet. In Klausenburg befänden sich noch immer über 100 Legionäre in Haft, einige davon aktive Offiziere. Oberleutnant Borzea und sein Bruder sowie der Arzt Dr. Nadoleanu seien infolge erlittener Folterungen gestorben. Jetzt gab es niemanden von den ehemaligen Verantwortlichen, der in Rumänien den Kampf im Untergrund hätte weiterführen können. Man wartete geduldig auf Wunder.

Zwischen Polen und Deutschland war wegen Danzig und der deutschen Minderheit in Schlesien eine zunehmende Spannung entstanden. Die Polen begannen mit der Mobilmachung ihrer Streitkräfte. In London wurden Luftschutzübungen abgehalten, und die englische Flugzeugindustrie wurde jetzt stark angekurbelt. In Frankreich mußten zehn Jahrgänge von Reservisten zu Waffenübungen einrücken. In Rumänien schrieben die Zeitungen nichts, aber nach den Meldungen ausländischer Rundfunksender sollten etwa 150 000 Reservisten zu Waffenübungen herangezogen werden. In Bukarest und in Warschau verbreiteten sich alarmierende Nachrichten über Bewegungen sowjetischer Truppen im rumänischen und polnischen Grenzbereich der Sowjetunion. Die bereits vorhandene Verunsicherung vergrößerte sich und erzeugte Nervosität.

### *Ausbruch des Zweiten Weltkrieges*

Am 24. August 1939 meldete der Bukarester Rundfunksender das Zustandekommen des Nichtangriffspaktes zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion. Alle rumänischen Zeitungen brachten die sensationelle Nachricht in besonderer Aufmachung. Das Tageblatt »Curentul« (Der Strom) schrieb zweideutig und alarmierend zugleich: »Wird dadurch der Friede in Europa gerettet?« Pamfil Şeicaru, einer der intelligentesten und bestinformierten Journalisten Rumäniens, fragte sich in einem am 26. oder 27. August veröffentlichten Kommentar zur politischen Lage: »Ob bei diesem Abkommen Rumänien und Polen

zur Erhaltung des Friedens in Europa geopfert werden?« Die Zeitung wurde von der Zensur beschlagnahmt, aber einige hundert Exemplare konnten vorher noch zugestellt werden. Die größte rumänische Zeitung, »Universul«, appellierte an das Gewissen der Westmächte, sie sollten energisch etwas dagegen tun und sich nicht wie im Falle der Tschechoslowakei verhalten. Es gab Gerüchte, daß das Moskauer Abkommen zusätzliche Geheimvereinbarungen beinhalte, die Polen, Rumänien, Finnland und die baltischen Staaten beträfen. Bald sollte sich herausstellen, daß diese Gerüchte der Wahrheit entsprachen.

Hitler hielt Zehntausende Kommunisten in KZ-Lagern interniert, und Stalin machte mit Deutschland gemeinsame Sache gegen den demokratischen Westen. In seinem Buch »Mein Kampf« rief Hitler die Jugend Europas zum Kampf gegen den Bolschewismus auf, und jetzt bescherte er uns die Zusammenarbeit und die Freundschaft mit der Sowjetunion. Politisch gesehen, war dies als Meisterstück der deutschen Diplomatie zu werten. Aber auf den Idealismus aller Mitglieder der Eisernen Garde und alle national eingestellten Menschen in Rumänien, gleich ob Rumänen, Deutsche, Ungarn oder Ukrainer, wirkte sich das verheerend aus. Besonders die Legionäre waren schwer frustriert. Was hätte Codreanu dazu gesagt, wenn er noch gelebt hätte?

Am Freitag, dem 1. September 1939 blieb ich zu Hause. Wegen des Dienstes am Sonntag davor hatte ich einen Tag frei. Um zehn Uhr vormittags, als ich eben im Garten ein Buch las, kam ein Unteroffizier mit dem Motorrad angefahren, um mich zu verständigen, daß ich auf Befehl des Obersten sofort in die Kaserne kommen muß. Da ich am Morgen im Rundfunk keine Nachrichten gehört hatte, wußte ich nicht, was los war. Eine Stunde später waren alle Offiziere, Fähnriche und Unteroffiziere in der Kaserne versammelt, und der Oberst teilte uns mit, daß der Krieg ausgebrochen sei und die Deutschen in Polen einmarschierten. Es sei zu erwarten, daß auch England und Frankreich bald in den Krieg eintreten würden. Demzufolge wurde Ausgangssperre für die ganze Truppe verhängt, und man ordnete Luftschutzmaßnahmen an. Weitere Reservisten würden sofort einberufen. Bei allen drei Panzereinheiten sollten demnächst die bereits ausgearbeiteten Pläne zur Verlegung ins Gebirge überprüft und verwirklicht werden.

Mir wurde klar, daß für mich die nächsten Prüfungstermine



an der Hochschule ins Wasser fielen und daß ich Tina für einige Zeit nicht sehen würde. Mein Stiefvater kam abends betrübt nach Hause und sagte: »Der Krieg ist da! Die Deutschen hätten ihn nicht begonnen, wenn sie nicht die Rückendeckung durch die Russen gehabt hätten!«

Bereits am nächsten Abend meldete das Radio, daß die Polen nicht imstande seien, die deutsche Offensive zu stoppen, und sich ständig zurückziehen müßten. In Rumänien wurde die Teilmobilmachung angeordnet, und der König berief den Kronrat ein; Rumänien hatte damals ein Abkommen mit Polen, das die gegenseitige Hilfe im Falle eines Angriffes von außen vorsah. Dieses Abkommen war gegen Angriffe seitens der Sowjetunion gedacht, aber formell sollte es auch gegen jeden anderen Aggressor gelten. Der von König Carol einberufene Kronrat mußte wegen Abwesenheit vieler Mitglieder um 14 Tage verschoben werden. Mittlerweile war der deutsche Einmarsch weit fortgeschritten und Warschau eingeschlossen (16. September 1939). Am 17. September begannen die Sowjets ihren Angriff auf Polen und nahmen Lemberg ein. Der polnische Präsident Moscicki, seine Regierung und ein Teil der Offiziere und Mannschaften traten auf rumänisches Gebiet über und wurden interniert. Der Kronrat in Bukarest wurde neuerlich einberufen und stellte fest, daß der polnische Staat »de facto« nicht mehr existierte und dadurch die vertragliche Hilfeleistung nicht mehr gelten könne. Durch diese diplomatische Interpretation hielt sich Rumänien aus diesem Konflikt heraus und erklärte sich für neutral. Im September 1939 war die Aufmerksamkeit der Öffentlichkeit in Rumänien auf das Geschehen in Polen gerichtet. Über die deutsche Botschaft stellte Berlin einen Antrag auf Auslieferung aller polnischen Regierungsbeamten und Offiziere, was die rumänische Regierung aber strikt ablehnte. Es kamen bedauerliche Fälle vor, in denen polnische Familien von Mietzinswucherern und anderen Spekulanten um Geld, Schmuck und andere Wertsachen in unverschämter Weise erleichtert wurden. Diese Menschen mußten in ihrer Not alles geben, um eine vorübergehende Unterkunft zu bekommen. Später wurden diese leidgeprüften Flüchtlinge mit Schiffen über Konstanza in den Nahen Osten, nach Ägypten, England und Kanada gebracht, wo sie hofften, eine neue Heimat zu finden. Die polnischen Politiker kamen nach London, wo sich eine Exilregierung bildete. Nachdem England und Frankreich von Hitler ergebnislos verlangt hatten, die in Polen einmarschierten Trup-

pen zurückzuziehen, erklärten sie Deutschland den Krieg. Ihre Aktionen beschränkten sich auf kleine Luftangriffe auf Nordseehäfen und Kämpfe auf hoher See. Die Deutschen waren den anderen militärisch weit überlegen, und ihre Politik war sich ihrer Stärke bewußt.

Während der Polenkrise ereignete sich in Rumänien eine interne Erschütterung mit schweren Folgen für die Legion und für die politische Struktur des Landes. Armand Călinescu, Ministerpräsident Rumäniens, der größte Feind der Eisernen Garde und der Hauptverantwortliche für Codreanus Tod, wurde am 21. September 1939 im Dienstwagen bei der Heimfahrt von seinem Amtssitz von einer Legionärsgruppe erschossen. Sie wurde von Miti Dumitrescu, einem jüngeren Juristen, geführt und bestand aus Studenten und Arbeitern. Zur Gruppe gehörte auch Gh. Paraschivescu, ein junger Student der Bukarester Technik, den ich gut kannte, aber nicht für fähig gehalten hatte, eine solche Tat zu vollbringen. Nach vollzogener Tat gingen alle zum Radiosender und erzwangen dort die Bekanntgabe einer eigenen Erklärung: »Wir haben eine schmerzliche Pflicht erfüllt und den Mörder unseres ›Kapitäns‹ bestraft.« Dann fuhren sie alle zum Polizeipräsidium, wo sie sich verhaften ließen.

Gleich nach dem Attentat berief der König General Gh. Argeşeanu zum Ministerpräsidenten mit der Anweisung, sofort radikale Abschreckungsmaßnahmen zu treffen. Miti Dumitrescu und seine Kameraden wurden am selben Tag erschossen und ihre Leichen auf einem offenen Platz in der Stadtmitte von Bukarest zur Schau gestellt. Dort wurde ein Schild angebracht: »So bestraft man die Mörder und Verräter Rumäniens.«

In der Nacht vom 21. auf den 22. September 1939 folgten weitere Erschießungen von Legionären in ganz Rumänien. Im Gefängnis von Râmnicu-Sărat wurden 13 führende Persönlichkeiten der Legion exekutiert; darunter: Dipl.-Ing. Gh. Clime, Vorsitzender der Partei »Alles für das Vaterland«, Alex. Cantacuzino (Historiker und Soziologe), N. Totu (Jurist), Gh. Apostolescu (Apotheker), Mihail Polihroniade (Jurist und Historiker), Gh. Furdui (Theologe), Banică Dobre, Sima Simulescu, Gh. Istrate, Dipl.-Ing. Aurel Serafin, Alex Tell (alle Professoren). Der berühmte Arzt und Jurist Dr. Ion Banea, der als Nachfolger Codreanus vorgesehen war, wurde ebenfalls dort erschossen.

Im Gefängnis von Kronstadt wurden zeitgleich weitere sieben



führende Legionäre exekutiert; darunter Tr. Cotiga, Eugen Ionică, Ion Herghelegiu.

In derselben Nacht erschoß man weitere 76 Legionäre in den Internierungslagern Miercurea Ciucului und Vaslui. Darüber hinaus wurden auf Befehl des Innenministers in fast allen Bezirkshauptstädten je drei bis vier Legionäre hingerichtet und ihre Leichen auf Hauptplätzen drei Tage zur Schau gestellt. Auf diese Weise starben weitere 152 Legionäre. Es gab nur wenige Bezirke, wo die Präfekten und Polizeibehörden es ablehnten, Legionäre erschießen zu lassen, wie z. B. Rădăuţi und Vlaşca. Durch den Mord an Armand Călinescu wurde die Tötung Codreanus gerächt. Aber um welchen Preis? 258 führende Legionäre, die besten Köpfe der Eisernen Garde mußten ihr Leben lassen!

Hatten die Attentäter um Miti Dumitrescu nicht daran gedacht, was ihre Tat nach sich ziehen könnte? Er und einige seiner Kameraden kamen aus Deutschland, wo sie enge Kontakte mit Horia Sima hatten. War Horia Sima darüber informiert? Wenn ja, warum hatte er nicht versucht, diese Katastrophe zu verhindern?

Es war logisch, daß die Kamarilla, die hinter dem König stand, jede Gelegenheit benützen würde, um die Legion endgültig zu liquidieren. Für diese Kamarilla hatte Armand Călinescu keine Bedeutung mehr; er hatte nur den Auftrag, Codreanu zu beseitigen. Jetzt wünschte man ihm, daß er selbst einem Attentat zum Opfer fiele, damit danach die ganze Führung der Legion liquidiert werden konnte. Die Durchführung dieses Planes war durch die unüberlegte Tat Miti Dumitrescus gelungen.

Die Regierung des Generals Argeşeanu blieb nicht lange im Amt. Durch das Gemetzel von 21./22. September geriet er in den Mittelpunkt der Kritik, und seine Lage wurde besonders im Ausland unmöglich. Nur eine Woche später trat er zurück. Der König berief den alten Politiker C. Argentoianu zum Regierungschef. Er blieb aber auch nur bis 24. November 1939 und mußte infolge großer Differenzen mit dem König gehen. Gh. Tătărescu wurde wieder Regierungschef. Er hatte nun die Aufgabe, die Situation im Inland zu entspannen und die schwierigen außenpolitischen Probleme im Geiste einer ausgeglichenen Neutralität zu meistern. In die Regierung kamen auch wieder einige alte Politiker, darunter auch Gr. Gafencu als Außenminister.

Gegen Ende Oktober 1939 begann die rumänische Armee die zwei Monate davor in großer Eile einberufenen Reservisten zu entlassen – und schickte sie ins Zivilleben zurück. Das Problem

Polen war erledigt, und der Krieg im Westen spielte sich nur in der Luft und auf hoher See ab. Die westlichen Alliierten hatten das Bestreben, die deutsche Schiffahrt durch eine totale Blockade lahmzulegen. Die Deutschen antworteten mit dem U-Boot-Krieg und mit rücksichtslosen Luftangriffen auf englische Häfen. Um die Spannung im Osten zu verringern, drängte die deutsche Diplomatie Rumänien, Ungarn und Bulgarien zu einer friedlichen Lösung aller Territorialprobleme und wünschte eine weitgehende Reduzierung der unter Waffen stehenden Truppen.

Im Zuge dieser Entspannung wurde auch ich Anfang November 1939 aus dem Militärdienst entlassen. Ich fuhr nach Bukarest, und da ich keine Unterkunft hatte, nahm ich Quartier bei Tina, die inzwischen ein großes Zimmer mit Badbenützung in einem schönen Haus in der Stadtmitte gemietet hatte. Als meine Mutter dies erfuhr, war sie ganz außer sich und lehnte es ab, mich zu besuchen. »Du lebst im Konkubinat, und das ist gegen die Kirche, gegen die Moral und gegen alle Sitten!« Auf meine Bemerkung, daß ich vielleicht bald heiraten würde, wurde sie zornig und ging, ohne auf Wiedersehen zu sagen, weg. Meine Beziehung zu Tina wurde immer fester, obwohl ich ihr während des Militärdienstes in Targowischt nicht treu geblieben war.

Tina war noch immer im Justizpalast beschäftigt, wurde aber trotz der geleisteten Jahre noch nicht verbeamtet. Auf der Suche nach einer Lösung gab ich ihr den Rat, zu Virgil Potârcă zu gehen, um ihn zu bitten, seinen Einfluß geltend zu machen. Potarca stammte aus demselben Dorf (Plenița) wie Tina, und ihr Vater war mit ihm politisch befreundet. Beide gehörten der Bauernpartei an. Potârcă war einmal Justizminister gewesen, und als berühmter Rechtsanwalt verfügte er über gute Beziehungen in der Justizverwaltung. Nach langer Überlegung entschloß Tina sich, ihn in seiner Anwaltskanzlei in Bukarest aufzusuchen. Nach der Vorsprache kam sie empört und weinend nach Hause: »Stell dir vor! Er würde für mich etwas tun, wenn ich mit ihm ins Bett gehe! ... So ein Schwein! ... und dabei ist er etliche Jahre älter als mein Vater!« Ich war ebenso empört, aber ich konnte mir die Angelegenheit einigermaßen erklären: Tina war eine lustige, lebhafte und hübsche Frau, die, ohne es zu beabsichtigen, unter Umständen bei Männern Hoffnungen erweckte.

Obwohl der Termin überschritten war, wurde mir an der Technik die Aufnahme in das siebte und achte Semester gewährt. Mit den Prüfungen war ich jetzt fast »à jour«, aber die Fertigstellung



zahlreicher Programme bereitete mir gewisse Schwierigkeiten. Diese Übungsprogramme waren eigentlich komplette Projektierungsarbeiten, die den Kern der ganzen Ingenieurausbildung beinhalteten. Oft waren diese Aufgaben mit der Ermittlung des wirtschaftlichen Optimums verbunden, und deswegen mußte man mehrere Varianten ausarbeiten. Heute löst man solche Probleme sehr leicht mit dem Computer und einfacher linearer Programmierung. Damals schätzte ich den Wert solcher Fleißaufgaben nicht, und man glaubte, daß dies Schikanen der Professoren seien. Später im Beruf war ich dankbar, daß ich Gelegenheit gehabt hatte, daran zu arbeiten und die Methode gründlich zu lernen. Ich war fleißig und hoffte, bis zum Herbst 1940 mit allen Prüfungen und Übungen fertig zu sein, um anschließend zur Diplomprüfung antreten zu können. Für den nächsten Sommer plante ich, wieder als Praktikant bei der »Astra Română« (Shell) zu arbeiten, um mich später dort um eine Stellung zu bewerben.

Die Tätigkeit der Legion war in Rumänien damals völlig lahmgelegt. In Gefängnissen und Konzentrationslagern waren noch viele Hunderte Legionäre eingesperrt, aber unter der neuen Regierung Gh. Tătărescu schien doch eine langsame Entspannung einzutreten. Manche der Internierten gaben eine Loyalitätserklärung ab und wurden nach Weihnachten entlassen. Vom Exilkommando in Berlin hörte man, daß nicht immer Einigkeit herrschte und Horia Sima nicht von allen als Chef anerkannt würde. In Bukarest hatte ich keinerlei Kontakte, und ich war auch nicht bemüht, diese herzustellen. Einige meiner früheren Mitarbeiter aus der Organisation der Marktarbeiter und der Straßenverkäufer traf ich gelegentlich, aber die politische Tätigkeit war wie überall stillgelegt.

Über die politische Lage hatte ich damals auch an der Hochschule Diskussionen mit einigen Kameraden wie A. Petrușcu, M. Lupan, L. Novțki, D. Popa, Babuția, Popica, P. Svoronos und anderen, die 1938 und 1939 ungeschoren geblieben waren. Ich sagte ohne Umschweife, daß durch die Ermordung Codreanus und vieler Hunderter der führenden Persönlichkeiten die Legion total außer Gefecht gesetzt worden sei, obwohl ihr Idealismus in unseren Herzen noch lebendig war. Besonders die Einstellung zur Außenpolitik an der Seite Deutschlands, das mit Stalin »gepackelt« hatte, war ein Unglück. Meine Kameraden wollten gar nicht glauben, daß ich meine ehrliche Meinung sagte. Fast alle

dachten, daß ich aufgrund eines höheren Befehles so sprechen müßte, um die Leute ruhig und versöhnlich zu halten, aber ich war ehrlich, und auf das Exilkommando von Berlin setzte ich keinerlei Hoffnungen. Zum Zeichen der Aussöhnung empfing Mitte März 1940 der neue Regierungschef Gh. Tătărescu einige der am Leben gebliebenen Legionäre, darunter auch den Kommandanten Radu Mironovici. Anfang April reiste Radu Mironovici mit der Aufgabe nach Berlin, die dortigen Legionäre mit Horia Sima zu einer Mitarbeit für die Politik des Königs zu bewegen. Die Gefahren von außen waren sehr groß, so daß die Einigung aller Rumänen geboten war.

Tătărescu wollte vermeiden, daß die Legionärsgruppen von Berlin aus als Objekte für eine Erpressungspolitik Deutschlands ausgespielt würden, wie dies in den Jahren 1941 bis 1944 tatsächlich geschah.

Bis Ende April 1940 wurden fast alle Legionäre aus den Gefängnissen oder Internierungslagern entlassen, und die Verfolgung nahm vorläufig ihr Ende. Aber die meisten waren mutlos und hatten keine Hoffnung mehr.

Anfang 1940 begann die ungarische Presse, sehr aktiv zu sein, und verlangte eine Revision des 1920 in Trianon erzwungenen Friedensvertrages mit Rumänien sowie die Rückgabe Siebenbürgens. Fast zur gleichen Zeit verlangten auch die Bulgaren die Rückgabe der sogenannten Quadrilaters (Bezirke Durostor und Caliacra im Süden der Dobrudscha) von Rumänien. Die Stimmung in Bukarest war von einem tiefen Pessimismus gekennzeichnet, zumal fast alle italienischen und deutschen Zeitungen die Ansprüche Ungarns und Bulgariens als begründet darstellten. Der rumänische Außenminister Gr. Gafencu unternahm damals Sondierungsreisen nach Paris, London, Rom und Berlin, aber er konnte nichts erreichen. Die Regierungen dieser Staaten hatten ihre eigenen Probleme. In Rom drückte sich der damalige Außenminister Italiens, Graf Ciano, eindeutig aus: »Bukarest muß sich mit Budapest und Sofia aussöhnen und Kompromißlösungen akzeptieren.«

Unterdessen wurde die Situation in Europa für die westlichen Alliierten durch die neuen Kriegsereignisse immer ungünstiger. Am 9. April 1940 erfolgte der deutsche Angriff auf Dänemark und Norwegen und deren blitzartige Besetzung. Am 10. Mai 1940 überfielen die deutschen Panzer Belgien und Holland und marschierten mit einem Minimum an Verlusten in Frankreich



ein. Das zu Hilfe eilende britische Expeditionskorps wurde von den Deutschen eingekesselt und zum Verlassen des Landes gezwungen. Am 14. Juni 1940 wurde Paris von den Deutschen kampflos besetzt. Eine Woche später kapitulierte Frankreich und schloß unter Marschall Pétain einen Waffenstillstand mit den Okkupanten. Für die Rumänen und auch für die Legionäre wirkte die Niederlage Frankreichs wie ein Stoß ins Herz. Rumänien war durch seine Geschichte und Kultur traditionsgemäß immer mit Frankreich eng verbunden.

Gegen Ende Mai 1940 kam Horia Sima aus Berlin zurück. Er wurde beim Grenzübergang von der Polizei aufgegriffen und nach einer Absprache mit Moruzow, Bengliu und Ghelmegeanu freigelassen. König Carol empfing Horia Sima drei Wochen später in Audienz. Diese Tatsache platzte in der Öffentlichkeit wie eine Bombe. Besonders die Legionäre waren überrascht und fühlten sich völlig desorientiert.

Wenige Tage später löste ein königliches Dekret die ein Jahr davor mit großem Aufwand gebildete Einheitspartei des Königs »Front der Nationalen Wiedergeburt« (Frontul Renaşterii Naţionale) auf, und an deren Stelle wurde die »Partei der Nation« gegründet. Horia Sima forderte alle Legionäre auf, sich in die neue Organisation einzuschreiben. Die meisten taten es nicht und so auch ich nicht. Ich hatte kein Vertrauen zu dieser neuen Situation. Mein Bestreben war, fleißig zu lernen, um das verlorene Jahr nachzuholen.

Die Rumänen betrachteten das zaristische Rußland und die Sowjetunion immer als den gefährlichsten Feind, obwohl das Schicksal einige Male zu einem gemeinsamen Waffengang führte, wie z. B. 1877 gegen die Türken und 1916 gegen Österreich. Noch vor Ende September 1939 griffen die sowjetischen Truppen das von Deutschland zerschlagene Polen an und besetzten fast die Hälfte seines Territoriums. Gleich danach nötigten die Sowjets die baltischen Staaten Estland, Lettland und Litauen und verleibten sie ihrem kommunistischen Imperium ein. Dies geschah alles im Einvernehmen mit der deutschen Regierung, wobei seitens der westlichen Alliierten nicht einmal ein diplomatischer Protest erfolgte. Im Oktober 1939 verlangte die Sowjetunion von Finnland territoriale Zugeständnisse in Karelien mit der Stadt Wiborg sowie die Überlassung der Marinestützpunkte im Westen. Da Finnland ablehnte, marschierten die Sowjets mit zwei Armeen am 30. November 1939 ein. Über-

raschenderweise schlugen die Finnen die Sowjets zurück, die unter großen Verlusten abziehen mußten.

Die Weltpresse beschuldigte die Sowjets der Aggression und fand nur Lobesworte für die tapferen Finnen. Am 14. Dezember 1939 verurteilte der Völkerbund in Genf die Sowjetunion als Aggressor, worauf sie aus dieser internationalen Organisation austrat. In Stockholm, Oslo und Kopenhagen sowie in Paris und London meldeten sich die ersten Freiwilligen zum Kampf gegen die Sowjetunion in Finnland. Auch die italienische Presse brachte ihren Abscheu gegen die Sowjets und die Bewunderung für Finnland zum Ausdruck. Die deutschen Zeitungen schwiegen und veröffentlichten nur die offiziellen Berichte beider Seiten ohne Kommentar. Es war offensichtlich, daß die Deutschen ihre Zustimmung zu dieser Aggression im voraus gegeben hatten, und diese Erkenntnis war für die Rumänen erschütternd. Im Februar 1940 begannen die Sowjets eine neue Offensive in Finnland mit erheblich stärkeren Kräften. Sie durchbrachen die schwach besetzte Verteidigungslinie von Karelien, besetzten Wiborg, führten mehrere Luftangriffe auf Helsinki durch und blockierten die Küsten mit ihren Kriegsschiffen. Trotz der Tapferkeit seiner Soldaten mußte Finnland nachgeben und schloß am 12. März 1940 mit den Sowjets Frieden. Finnland verlor umfangreiche Gebiete in Karelien, die Stadt Petsamo am Eismeer und Wiborg an der Ostgrenze und mußte den Sowjets eine Militärbasis an der Westküste des Landes überlassen. Es war für jedermann klar, daß die Sowjetunion ihre Grenzen von vor 1914 erreichen wollte.

Nach all dem fragte man sich in Rumänien, wann und wie die Sowjets auch Bessarabien einnehmen würden, zumal sie mehr als zehn Jahre hindurch vergeblich Verhandlungen darüber mit Rumänien geführt hatten. Am 29. März 1940 hielt der sowjetische Außenminister Molotow eine wichtige Rede vor dem Obersten Sowjet in Moskau, bei der auch ausländische Journalisten zugelassen wurden. Darin fiel auch folgender Satz: »Bezüglich der Beziehung zu Bukarest ist noch die Frage der von Rumänien 1918 ungerecht besetzten Provinz Bessarabien ungelöst; all zulange Zeit wird sich die Sowjetregierung das nicht gefallen lassen!« Diese Erklärungen Molotows durfte die rumänische Presse erst eine Woche später veröffentlichen. Man wollte vermeiden, daß Panik ausbrach. Hatten die Deutschen Interesse daran, Angst in Rumänien zu schüren, und warum? War es ein Zufall? Die Medien im Dritten Reich, ob Zeitungen



oder Rundfunk, veröffentlichten nur wohlüberlegte und politisch gezielte Nachrichten.

Radio Tiraspol (Ukraine) sendete täglich Berichte über die von Rumänien unterjochten Moldauer in Bessarabien und tröstete sie, daß es nicht mehr lange dauern würde. Interessant waren die ständigen Schimpfkanonaden gegen die Legionäre, die als »Nazi-Lakaien« bezeichnet wurden. Jedes Mitglied der Eisernen Garde konnte sich leicht vorstellen, was ihm blühte, falls es in die Hände der Sowjets fallen würde. Es war allgemein bekannt, daß die Sowjetunion in Rumänien ein ausgezeichnetes Spionagenetz besaß. Deshalb wollte ich nicht glauben, daß die Sowjets nicht wußten, daß die Legionärsbewegung völlig unabhängig von den Deutschen war. Meiner Meinung nach wollten sie die Entspannungspolitik der rumänischen Regierung unter Tătărescu torpedieren, um die politische Situation in Rumänien instabil zu halten und damit leichtes Spiel für ihre Pläne zu haben.

In dieser spannenden Situation erhielt ich plötzlich den Befehl, sofort zu meiner Einheit in Targowischt einzurücken. Ich war gerade mitten in meinen Prüfungsterminen, aber es nützte nichts: Ich mußte sofort weg. Es war Sonntag, der 23. Juni 1940, als ich meine Uniform aus dem Schrank holte und mit dem ersten Zug nach Targowischt fuhr. Dort erhielt ich vorzeitig das Beförderungspatent zum »Leutnant der Reserve« und mußte sofort nach Târgu-Mureş zum Panzerregiment Nr. 2 zur Waffenübung weiterfahren. Ich durfte nur für eine Stunde meine Mutter besuchen. Es roch nach Krieg. Beim Abschied weinte meine Mutter und machte mir ein Kreuz auf die Stirn. Mein Stiefvater war verreist. In Târgu-Mureş wurde ich dem Marschbataillon zugeteilt, das nun neu ausgerüstet werden mußte. Da Rumänien keine Ersatzteile für die Renault-Kampfwagen bekommen konnte, mußten die neuen Einheiten mit Skoda-Panzern ausgestattet werden. Mit den unter deutscher Verwaltung befindlichen Skoda-Werken mußten jetzt neue Lieferverträge abgeschlossen werden.

In der Nacht vom 26. zum 27. Juni 1940 mußten alle Offiziere, Unteroffiziere und Mannschaften in der Kaserne bleiben. Verdunkelung in der ganzen Stadt wurde angeordnet, und in der Umgebung wurden Flakgeschütze aufgestellt. Ich dachte, es wäre eine Übung wie üblich, aber es war ernst. Erst um Mitternacht erfuhren wir aus dem Rundfunk die Wahrheit. Am 26. Juni 1940

erhielt Rumänien die ultimative Forderung der Sowjetunion, Bessarabien und die Nordbukowina mit Czernowitz bis zum Sereth binnen 72 Stunden zu räumen, da diese Gebiete von den russischen Truppen besetzt würden. Bereits in der Nacht berief der König den Kronrat ein: Dort waren von den 27 Anwesenden nur fünf (Professor N. Iorga, V. Jamandi und weitere drei) der Meinung, daß sich Rumänien dem sowjetischen Ultimatum nicht beugen sollte. In derselben Nacht empfing der König den deutschen Botschafter in Bukarest in Audienz, der zum Nachgeben riet. Ein Ersuchen der rumänischen Regierung, die Evakuierung um vier weitere Tage zu verschieben, um die Übergabedetails festzulegen, wurde von Moskau schroff abgelehnt: »Es gibt nichts zu diskutieren; Rumänien muß alle Bedingungen sofort akzeptieren.« Gleichzeitig mit dem sowjetischen Ultimatum forderten auch die Bulgaren und die Ungarn die sofortige Revision der Friedensverträge mit Rumänien von 1918 und erhöhten ihre Gebietsansprüche auf ein Maximum. Sofia wollte die ganze Dobrudscha einschließlich dem Donaudelta, und Budapest forderte ganz Siebenbürgen und das Banat. Manche deutsche und italienische Radiosender verbreiteten unsichere, aber politisch gezielte Nachrichten von angeblichen Truppenbewegungen in Bulgarien südlich der Donau und in Ungarn entlang der rumänischen Westgrenze. In dieser Situation ordnete Bukarest die Mobilmachung aller rumänischen Streitkräfte an, die sofort zur Besetzung der wichtigsten strategischen Punkte marschierten. Es sollen damals über eine Million rumänische Soldaten unter Waffen gestanden haben. Rumänien war aber allein und isoliert und mußte für seine unrichtige und unglückliche Außenpolitik büßen. Die Deutschen waren überall im Westen siegreich und riefen bei den Rumänen Bewunderung, aber keine Liebe hervor. Von Italien waren die Rumänen enttäuscht; trotz Gemeinsamkeit der Kultur, der Abstammung und Ähnlichkeit der Sprache sowie der Waffenbruderschaft im Ersten Weltkrieg unterstützte Italien die Ansprüche Ungarns und Bulgariens. Italien trat nur wenige Tage vor der Kapitulation Frankreichs in den Krieg ein. Mussolini wollte bei der Aufteilung der Beute dabeisein, und seine Ansprüche an Frankreich waren bis zum Absurdum übertrieben. Er wollte z. B. alle Gemälde italienischer Maler vom Louvre in Paris für italienische Museen sowie Kriegsentschädigung von mehreren hundert Millionen Dollar in Devisen oder Gold haben. Selbst Hitler soll gelacht haben, als er darüber informiert wurde.



Ich dachte an die Zeiten von 1935 bis 1936 zurück, als wir als Studenten in Bukarest den faschistischen Marsch »Giovinezza«, »Primavera di belleza« mit Begeisterung sangen und die Legion das »Mussolini-Modell« verherrlichte. Es bewahrheitete sich der Spruch meines Vaters: »Italien war immer auf der Seite der Sieger; es hat fast immer die Kämpfe auf den Schlachtfeldern verloren, aber die Kriege stets gewonnen!«

Inzwischen kamen Nachrichten vom Einmarsch der Sowjets in Bessarabien und in die Nordbukowina, und sie waren alarmierend. Es kamen etliche tausend Flüchtlinge herüber, sogar Russen und Ukrainer, die nicht unter den Sowjets leben wollten. Das Ergebnis war Wohnungsnot, Krankheiten, Erhöhung der Lebensmittelpreise, Spekulationen aller Art und Flüchtlingselend. Unser Regiment erhielt den Befehl, alle, die in den von den Sowjets besetzten Gebieten geboren wurden und freiwillig in ihre Heimat zurückgehen wollten, zu entlohnen und zu entlassen. Aus unserem Bataillon meldeten sich zwölf Landser, ein Unteroffizier und ein Fähnrich. Alle hatten zu Hause Frau und Kinder.

Ich machte mir Gedanken über meine Eltern und meine Geschwister. Mein Bruder hatte die Maturaprüfung bestanden und sollte die Militärakademie besuchen, aber darüber hatte ich keine Nachricht. Meine Schwester Elena verbrachte ihre Ferien in Targowischt, aber meine Mutter wollte sie im Herbst nicht mehr nach Jassy ins Internat schicken, da es von dort nur wenige Kilometer bis an die neue sowjetische Grenze (Pruth) waren.

Mit großer Sorge mußte ich an meinen Vater und meine Geschwister in Czernowitz denken. Ich war überzeugt, daß Vater unter keinen Umständen unter sowjetischer Herrschaft bleiben würde. Auf meine wiederholte Anfrage konnte mir der Suchdienst des Roten Kreuzes immer nur berichten, daß er und seine Familie nicht in den Listen der Flüchtlinge und Umsiedler in Rumänien eingetragen waren. Ich war sehr beunruhigt, da ich von keiner Seite irgendeine Nachricht erhalten konnte. Man hörte, daß viele rumänische Familien von den Russen nach Zentralasien oder Sibirien verschickt wurden. Sollte dies auch das Schicksal meines Vaters sein, weil er einen Sohn in der Eisernen Garde hatte? So gut sollten die Russen informiert sein, und von wem? Vielleicht von einem Juden in Czernowitz, der mich für einen großen Antisemiten hielt, oder von einem Kommunisten, der mich gekannt hatte?

Am 28. Juni wurde die rumänische Regierung umgebildet, aber Gh. Tătărescu blieb Regierungschef. Zur Überraschung aller Legionäre kam in diese Regierung auch Horia Sima als Kulturminister. Am 4. Juli 1940 wurde diese Regierung abermals umgebildet: Ein Industrieller mit guten Beziehungen zu Berlin, Ion Gigurtu, wurde Ministerpräsident, und Professor M. Manoilescu – mit guten Beziehungen zu Italien – bekam das Außenministerium. Horia Sima, der Kulturminister blieb, verlangte vom König eine Umbildung der Regierung, wobei mehr als die Hälfte der Minister Legionäre sein sollten. Da der König dies ablehnte, trat H. Sima am 7. Juli 1940 zurück und wurde durch Radu Budişteanu (ebenfalls ein Legionär) ersetzt. Ein weiterer Legionär, Dr. V. Noveanu, Rechtsanwalt aus Arad, blieb entgegen dem Befehl Horia Simas Minister des Staatsvermögens in der Regierung.

Am 9. Juli 1940 wurde General Antonescu als Kommandeur des II. Armeekorps wegen Beleidigung des Königs abgesetzt und verhaftet. Er erhielt das Kloster Bistriţa in der Kleinen Walachei (Oltenia) als aufgezwungenen Aufenthaltsort angewiesen, wo er zwar besonders bewacht war, aber das Recht hatte, Besuche zu empfangen.

Inzwischen befürwortete die am 4. Juli ernannte Regierung Gigurtu die von Rumänien erstrebte Eingliederung in die Achse Berlin – Rom. In diesem Zusammenhang erklärte die rumänische Regierung am 11. Juli 1940 den Austritt aus dem Völkerbund. Außenminister Manoilescu sandte am 15. Juli 1940 ein Telegramm an Ribbentrop, in dem er das Bestreben Rumäniens unterstrich, die Beziehung zu Deutschland auf allen Gebieten enger zu gestalten. Am gleichen Tag erklärte Hitler, daß er nicht in der Lage sei, die Grenzen Rumäniens zu garantieren, solange die Grenzprobleme gegenüber Ungarn und Bulgarien noch nicht gelöst seien. Zur Lösung dieser Fragen regte er direkte Verhandlungen Rumäniens mit Ungarn und Bulgarien an.

### *Sowjeteinmarsch in Bessarabien und in die Bukowina*

Nachdem die rumänische Regierung sich dem sowjetischen Ultimatum vom 26. Juni 1940 gebeugt hatte, begannen alle in Bessarabien und in der Nordbukowina stationierten Truppen planmäßig und in Kontakt mit den einmarschierenden Russen, sich bis zu den neuen Grenzen Pruth und Sereth zurückzuziehen. Zugleich zogen auch Staatsbeamte mit ihren Familien, Geschäftsleute und viele andere Menschen mit, die nicht unter den Sowjets leben wollten. Die Straßen nach Rumänien in Richtung Suczawa, Galatz und Jassy waren voll mit Menschen, die nicht wußten, wohin sie sollten und ob sie demnächst ein Dach über dem Kopf haben würden. Die Eisenbahn und die meisten Fahrzeuge waren von der Armee beschlagnahmt, so daß viele Leute mit Fahrrädern, Handwagen und zu Fuß unterwegs waren und das Durcheinander chaotische Ausmaße erreichte. Eine geregelte Organisation der Transporte konnte man nicht erwarten, zumal eine Vorplanung nur hinsichtlich der militärischen Transporte existierte. Nur in wenigen Gebieten wie in Ismail gelang es, den Rückzug geordnet durchzuführen.

Am rechten Pruth-Ufer und am Sereth nahm die II. Rumänische Armee, zu der auch unser Regiment gehörte, Stellung und bereitete eine neue Verteidigungslinie vor. Ich hörte, daß am 1. Juli unser Panzerregiment nach Bacău in der Moldau übersiedeln würde. Einige unserer Offiziere waren bereits eine Woche dort, um Unterkünfte für uns vorzubereiten. Stellenweise hielten die Sowjets den vereinbarten Zeitplan nicht ein, überholten mit ihren motorisierten Einheiten die sich zurückziehenden rumänischen Truppen und versuchten sie zu entwaffnen. Die Rumänen hatten den strikten Befehl, sich nicht provozieren zu lassen, damit es zu keinen Auseinandersetzungen käme. Es kam aber trotzdem zu Zwischenfällen, von denen wir später durch Berichte von Augenzeugen erfuhren. Hier zwei interessante Beispiele, von denen ich aus authentischen Quellen hörte:

Ein Kavalleriereregiment unter Oberst X – zufällig aus Targowischt – wurde auf der Straße nach Reni (Südbessarabien) von einer sowjetischen Panzereinheit, ohne einen Schuß abzufeuern, entwaffnet. Danach rissen die Sowjets den Offizieren die Schulterstücke mit den Rangabzeichen ab, beschlagnahmten ihr persönliches Gepäck, zogen ihnen sogar die Stiefel aus und ließen sie barfuß unter Spott und Beschimpfungen weiter nach dem Westen zur Pruth-Grenze ziehen. Nur Oberst X behielt man zurück: Er wurde wie ein Sträfling verhört und geschlagen. Erst im Herbst erlaubte man ihm, nach Rumänien zurückzukehren. Dort erwartete ihn ein Prozeß wegen Feigheit vor dem Feind. Er wurde aber freigesprochen und sofort in den Ruhestand versetzt.

Der Vorfall von Soroca ereignete sich zur selben Zeit am 27. Juni 1940, aber er verlief anders. Ein Feldjägerbataillon unter dem Kommando von Major Y befand sich auf dem Rückzug in

Richtung Pruth (neue rumänische Grenze). In der Mitte der Kolonne fuhren Hunderte von Pferdefahrzeugen mit Zivilbevölkerung, die ihr Hab und Gut vor den Sowjets retten wollte. Eine russische Panzereinheit sperrte auf einmal den Weg und verlangte von den Rumänen, daß sie die Waffen niederlegen und alle Fahrzeuge und Pferde übergeben sollten. Major Y befahl die sofortige Gefechtsbereitschaft und gab den Russen eine halbe Stunde Zeit, den Weg freizumachen. Er ließ auch die einzigen zwei Pak-Geschütze in Stellung bringen. Danach meldete er den Vorfall dem Divisionskommando und sagte, daß er unter keinen Umständen eine kampflose Entwaffnung durch die Sowjets akzeptieren und sich in wenigen Minuten freischießen würde. Die Sowjets, die wahrscheinlich seinen Funkspruch abgehört hatten, zeigten sich vorläufig nicht interessiert an einer Konfrontation mit Rumänien, gaben nach und machten die Straße frei. Die Rumänen konnten dann ungehindert die Pruth-Grenze erreichen. Major Y wurde von allen als Held gefeiert, aber nach kurzer Zeit wurde er von einem Disziplinarausschuß zur Verantwortung gezogen: »Er hat den Divisionsbefehl nicht befolgt, das Leben der ihm anvertrauten Soldaten aufs Spiel gesetzt und die Gefahr eines Krieges mit der Sowjetunion heraufbeschworen.« Er wurde aber freigesprochen, befördert und mit der Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet. Zwei Jahre später fiel Major Y als Oberst im Winter 1942 an der Ostfront.

Interessant war die Haltung der jüdischen Bevölkerung in Czernowitz und Bessarabien. Dort lebten damals mehr als 200 000 Juden. Die Wohlhabenden, die Intellektuellen und ihre Familien versuchten möglichst schnell nach Rumänien zu flüchten. Sie betrachteten sich als Rumänen anderen Religionsbekenntnisses und wollten nicht unter der Sowjetherrschaft bleiben. Ebenso verhielten sich viele Ukrainer und Russen. In der von den Sowjets besetzten Nordbukowina und in Bessarabien lebten etwa 50 000 bis 60 000 Deutsche, meist Landwirte und Handwerker. Die deutsche Regierung hatte mit den Sowjets einen Aussiedlungsplan »Heim ins Reich« vereinbart; innerhalb eines halben Jahres wurde ihnen gestattet, ins Reich zu übersiedeln. Für die Rumänen, die dort zu Millionen lebten, gab es keine Vereinbarung; sie wurden ihrem Schicksal überlassen. Es gab auch viele Juden, meist arme Leute, die mit einer Verbesserung ihrer materiellen und sozialen Lage unter den Sowjets rechneten. Es kamen auch persönliche Haßgefühle gegen die rumänische Verwaltung zutage, die sich



viele Jahre hindurch aufgestaut hatten. In vielen Ortschaften beschimpften die Juden die sich zurückziehenden rumänischen Soldaten und Beamten und bewarfen sie mit Steinen. Wohnungen von Rumänen wurden geplündert und dann angezündet; dabei waren nicht nur Juden und Kommunisten die Anstifter, sondern einfach »der Straßenmob«, der immer und überall in solchen Situationen auflebt. Die Sowjets filmten alles, um zu zeigen, wie verhaßt die Rumänen in diesen Gebieten waren. Diese Filme wurden auch in der Schweiz und in Italien, Ungarn, Bulgarien und Schweden gezeigt, um die Stimmung gegen Rumänien aufzuheizen. Innerhalb weniger Tage plünderten die russischen Soldaten, die Kommissare und die Sowjetbeamten Czernowitz, Kischinew und alle anderen Städte. Die Sowjetmenschen konnten sich nicht vorstellen, daß es in Rumänien so elegante Geschäfte und so viele Waren bester Qualität gab. Ich weiß nicht, ob manche wilden Ausschreitungen von den Juden angestiftet wurden oder ob sie von den Sowjets und den Kommunisten organisiert wurden.

Die rumänischen Soldaten, die sich auf Befehl kampflos zurückziehen mußten, konnten diese Erniedrigung weder verzeihen noch vergessen. Ein rumänischer Major, dessen Pferd in der Stadtmitte von Kischinew mit brennendem Schwefel beworfen wurde, brüllte in den Lautsprecher: »Wir werden bald zurückkommen, und dann werdet ihr etwas erleben!« So entsteht im Menschen Haß, Intoleranz und Antisemitismus. Wenige Tage später wurden in Galatz von rumänischen Matrosen viele Juden aus ihren Wohnungen hinausgetrieben und nur mit kleinem Handgepäck über die Pruth-Grenze zu den Sowjets geschickt. Sicherlich beteiligten sich auch Ortslegionäre an dieser Aktion. Die meisten Juden in Galatz waren brave Bürger, die schon zwei bis drei Generationen dort lebten und im Ersten Weltkrieg tapfer als rumänische Soldaten gekämpft hatten. Es bedurfte des energischen Eingreifens der dort stationierten rumänischen Truppen, um die aufgebrachten Matrosen zu besänftigen und die Ruhe in der Stadt wiederherzustellen, zumal der Mob im Stadtzentrum die Geschäfte bereits zu plündern begann. Der Vorsitzende der jüdischen Organisation in Rumänien, Dr. W. Fildermann, erklärte vor den Pressevertretern in Bukarest, daß diejenigen Juden, welche die rumänischen Soldaten beleidigten oder mit Steinen bewarfen, entweder durch ihre kommunistische Anschauung verblendet seien oder im Dienste der Sowjets stünden. Im Namen aller Juden in Rumänien sprach Dr. Fildermann sein Bedauern über solche Vorfälle aus.

Mitte Juli 1940 hatte ich noch immer keinerlei Nachricht von meinem Vater. Erst später erfuhr ich durch Professor Liteanu, daß Vater und seine Familie in Czernowitz geblieben seien. Ein Pferdefuhrwerk, das mein Vater zur Übersiedlung gegen viel Geld besorgt hatte, wurde von den rumänischen Truppen im letzten Augenblick trotz eines von einem General unterschriebenen Befreiungsscheines beschlagnahmt. Er wurde an die rückwärtigen Truppen verwiesen, die ihn und seine Familie mitnehmen sollten. Statt dessen kamen aber die Russen und sperrten alle Straßen nach Süden zu den neuen rumänischen Grenzen ab. Das schöne Haus, in dem ich viele Jahre meiner Kindheit verbracht hatte, wurde von den Sowjets samt Mobiliar beschlagnahmt. Das rumänische Gymnasium »Aron Pumnul« wurde geschlossen. In Czernowitz durften nur solche Kinder die Schule besuchen, die russisch oder ukrainisch sprachen. Die deutsche Bevölkerung wartete auf ihre Umsiedlung ins Reich gemäß der vorherigen Vereinbarungen zwischen Berlin und Moskau. Meinem Vater wurde nahegelegt, in die Moldauische Sowjetrepublik zu ziehen, aber eine Wohnung für seine Familie werde er dort nicht finden. So wartete er wie viele andere auf sein weiteres Schicksal.

Ab Ende Juli gab es im Osten Rumäniens eine vorübergehende Entwarnung. Man begann bereits vorher, die Reservisten teilweise nach Hause zu entlassen, und die Kriegsgefahr im Osten schien für Rumänien vorbei zu sein. Ich erwartete alle Tage meine Entlassung. Dazu kam es aber nicht.

Eines Tages wurde ich endlich zum Oberst gerufen. Ziemlich zynisch teilte er mir mit, daß ich mit 1. August 1940 zur Pioniereinheit 5. Sektor nach Seini nahe Satu Mare an der ungarischen Grenze versetzt sei. Dort wurden bunkerartige Befestigungen gebaut, und ich sollte dort dem Panzerfachmann Dipl.-Ing. Hauptmann Ghiulai unterstellt werden, den ich bereits seit 1935 aus Bukarest kannte, als er noch studiert hatte. Unsere Aufgabe war es, den Bauleuten zu helfen, die Bunker gegen einen Panzerangriff von Ungarn verteidigungswirksam und sachgemäß zu bauen. Da ich meine Entlassung erwartet hatte, war ich unangenehm überrascht und bat vor meinem Einsatz bei den Pionieren um 14 Tage Urlaub. Der Oberst wurde ungemütlich und schrie mich an: »Leutnant Logigan, sind Sie sich nicht bewußt, in welcher Zeit wir leben? Warum wollen Sie Urlaub haben?« – »Ich möchte heiraten, Herr Oberst!« Der Oberst lachte zynisch: »Gerade jetzt wollen Sie heiraten? Sie wissen ja, daß wir kurz vor dem Krieg mit Ungarn stehen. Die bisherigen Verhandlungen brachten keinen Erfolg. Wir rechnen damit, daß die Deutschen die Ungarn besänftigen werden. Unter keinen Umständen werden wir Siebenbürgen an Ungarn zurückgeben. Wissen Sie es nicht? Lesen Sie keine Zeitungen? Hören Sie kein Radio? Ich an Ihrer Stelle würde mit dem Heiraten bis nach dem Krieg warten. Oder müssen Sie heiraten?« – »Sie haben es erraten, Herr Oberst!« sagte ich. Der alte Oberst schaute mich an, und nach einer kurzen Pause setzte er fort: »Ich gebe Ihnen drei Tage Urlaub, aber gleich danach müssen Sie beim Pioniersektor in Seini sein.« Dann murmelte er mehr für sich: »Diese Jugend! Rücksichtslos und verantwortungslos.« Ich bedankte mich, grüßte und verließ seine Kanzlei. Es war mir klar, daß es eine Notlüge war. Am nächsten Tag fuhr ich nach Bukarest. Die Züge waren überbesetzt, und die meisten Reisenden waren Soldaten.

Tina war froh, mich wiederzusehen, aber auch traurig, weil ich nach zwei Tagen wieder wegfahren mußte. Wir gingen zum Standesamt, wo wir das Aufgebot bestellten. Aber erst zwei bis drei Wochen später könnten wir uns trauen lassen. Bei einem kurzen Besuch an der Technik erfuhr ich, daß für alle Studenten, die einrücken mußten, die Prüfungstermine verschoben werden konnten. Für diejenigen, die beim Bau der Grenzbefestigungen eingesetzt wurden, sollte die Einsatzzeit als anerkannte technische Praxis gelten. Ein kurzer Aufenthalt in Targowischt – nur zwischen zwei Zügen – gab mir die Gelegenheit, meine Mutter, meinen Stiefvater und meine Geschwister wiederzusehen. Meine Schwester Helene war ein großes Fräulein geworden – mit 14 Jahren fast erwachsen –, aber sie verstand nichts von dem, was in der Welt geschah. Mein Bruder, der gerade maturiert hatte, war nicht zu Hause. Er war bereits in die Offiziersschule einberufen worden. Mein Stiefvater war überzeugt, daß der Krieg uns nicht erspart bleiben würde. Er sah die Lage pessimistisch: »Wenn die Deutschen nicht bald ihren Krieg im Westen beenden und gegen die Sowjets marschieren, dann werden sie den Krieg verlieren. Wir werden von den Sowjets besetzt, die möglicherweise bis zum Atlantik kommen werden. Gott gebe, daß ich mich täusche!«

Von Bukarest fuhr ich mit dem Expreßzug über Kronstadt und Klausenburg (Cluj) und von dort mit einem Regionalzug über Satu-Mare bis Seini, nicht weit von der ungarischen Gren-

ze entfernt. Dort ging ich zum Kommando des Pionierbataillons, wo ich zuerst einen unrasierten und unsympathischen Menschen als diensthabenden Offizier zu Gesicht bekam. Es war Hauptmann Z., der mich ungut anschnauzte, warum ich nicht schon um sieben Uhr früh erschienen sei. Daß ich keine frühere Zugverbindung hatte, ließ er nicht gelten. »Hier herrscht Militärzucht, und es wird keine Schlamperei geduldet! Nehmen Sie das zur Kenntnis, Herr Leutnant!«

Ein Feldwebel führte mich zu meinem Quartier; ich erhielt ein sauberes Zimmer beim evangelischen Dorfpfarrer. Er war Ungar, Witwer und spielte leidenschaftlich gern Schach und Klavier. Ich mußte das Zimmer, das nicht billig, aber gemütlich war, von meinem Sold bezahlen, und zwar einen Monat im voraus. Ich stellte bald fest, daß der Pfarrer nicht nur ungarisch und rumänisch, sondern auch gut deutsch sprach. Das Frühstück und die Mahlzeiten wurden gemeinsam im Offizierskasino eingenommen, das im Schulgebäude untergebracht war. Der Besuch in den öffentlichen Gaststätten oder die Teilnahme an Festen der Zivilbevölkerung waren uns und der Mannschaft verboten. Rund um die Uhr waren überall Militärstreifen im Einsatz. Der Zutritt zu den Baustellen war nur den dort Beschäftigten erlaubt. Verdunkelung war angeordnet, und alle Gasthäuser mußten um 20 Uhr schließen.

Am nächsten Tag kam ich zu Hauptmann Dipl.-Ing. Ghiulai, den ich seit mehreren Jahren von der Technik in Bukarest kannte, wo er Bauwesen studiert hatte. Er wußte, daß ich Legionär war, machte aber darüber keine Andeutungen. Auch noch einige Bekannte von der Technik, wie Ing. Stancu Mircea, waren dort im Einsatz. Hauptmann Ghiulai zeigte mir die Baupläne der Befestigungen, die vorgesehene Bestückung mit Waffen und deren Stellungen im Gelände. Es waren zu drei Viertel in die Erde eingegrabene Betonbunker mit Ausstattung für je zwölf bis 20 Mann und mit einer Staffelung im leicht steigenden Gelände. Als Waffen waren schwere MG, Granatwerfer und »Bofors«-Geschütze vorgesehen. Mittlerweile hatte sich herausgestellt, daß diese schwedischen Geschütze nicht lieferbar waren und die Anlagen für andere Kanonen umgebaut werden mußten. Trotz großen Einsatzes in der Bautätigkeit war es unmöglich, die geplante Befestigung vor einem halben Jahr fertigzustellen. Unsere Aufgabe bestand darin, Überlegungen über die Abwehr der vom Westen kommenden feindlichen Panzer einzuplanen. Es durfte kein toter Winkel entstehen. Die Pläne waren bereits im



Verteidigungsministerium bewilligt, und die Baufirmen wollten möglichst wenig ändern. Sie hatten Interesse daran, die Arbeiten schnell zu beenden, um zu ihrem Geld zu kommen. Mir schien diese Situation bedenklich, aber Hauptmann Ghiulai zeigte sich desinteressiert und sagte mir flüsternd: »Es ist nutzlos zu versuchen, dagegen etwas zu tun. Unser Oberst will sich nicht exponieren und freut sich auf seine Pensionierung mit Ende des Jahres.«

Wenige Tage danach ließ mich der Oberst zu sich rufen. Er teilte mir mit, daß ich ab sofort eine andere Aufgabe bekäme, und zwar sollte ich für das ganze Bataillon als Verpflegungsoffizier eingesetzt werden, da der zuständige Zahlmeister wegen einer Nierenoperation auf unbestimmte Zeit ausgefallen sei. Ich erlaubte mir, meine Einwände dagegen zum Ausdruck zu bringen: »Ich bin Techniker, und ein Einsatz für mich an den Baustellen wäre meiner Meinung nach nützlicher!« Aber der Oberst wurde auf einmal ungemütlich: »Ihre Meinung interessiert mich nicht! Es bleibt so, wie ich beschlossen habe! Auf Wiedersehen!«

Ich ging aber nicht weg und bat um einige Tage Urlaub, um nach Bukarest fahren zu können und dort zu heiraten. Ich zeigte die Kopie des bestellten Aufgebotes. Der Oberst war überrascht, daß jemand gerade in solch unruhigen Zeiten heiraten wollte. Er schmunzelte und fragte, ob ich aus irgendeinem wichtigen Grund ausgerechnet jetzt heiraten müsse, was ich bejate. Dann sagte er, daß er mir drei Tage Urlaub geben würde, wenn es soweit sei; aber nicht mehr. Am nächsten Tag fragte mich Hauptmann Ghiulai, ob meine Braut ein Kind von mir erwarte. Es sprach sich herum.

Die Arbeit als Verpflegungsoffizier war für mich zeitraubend und kompliziert. Ich wurde mit Problemen konfrontiert, von welchen ich nur wenig Ahnung hatte. Aber ich schaffte es.

Am 17. August 1940 erhielt ich drei Tage Urlaub und fuhr nach Bukarest, um zu heiraten. Tina war überglücklich, ich aber war etwas nachdenklich. Die Worte des Obersten blieben mir in den Ohren: »Gerade in diesen unruhigen Zeiten heiraten?«

Bei der Trauung am Standesamt waren nur Tinas Schwester, deren Mann und zwei meiner Freunde von der Hochschule anwesend. Meine Eltern aus Targowischt waren nicht zugegen; sie wollten nicht dabeisein. Mit meinem Vater aus Czernowitz konnte ich noch immer keine Verbindung bekommen, und ich wußte gar nichts über sein Schicksal. Das Rote Kreuz in Bukarest hatte ihn noch nicht in den Listen der erfaßten Umsiedler

und Flüchtlinge gefunden. Unter diesen Umständen schien mir jetzt meine Trauung, die in aller Stille stattfand, ungewöhnlich. Für eine kirchliche Hochzeit hatte ich keine Zeit mehr; vielleicht später! Wann? Wenn die Zeiten es erlaubten!

Am nächsten Tag fuhr ich wieder nach Seini an die Westgrenze. Ich war jetzt ein verheirateter Mann, und mir schien dieser Zustand ungewöhnlich und komisch.

Bereits vor einem Monat hatte Hitler Rumänien zu bilateralen Gesprächen mit Ungarn und Bulgarien aufgefordert und zu erkennen gegeben, daß er ein Entgegenkommen Rumäniens bei den Gebietsabtretungen für unerläßlich halte.

Die Gespräche mit Bulgarien fanden im August 1940 in Craiova statt und konnten erst am 7. September beendet werden. Rumänien gab nach und erklärte sich mit der Abtretung der 1913 annektierten Bezirke Durostor und Caliacra in der Süddobrudscha einverstanden. Die Bulgaren verpflichteten sich, die Aussiedlung der rumänischen Bevölkerung zu gestatten und deren Vermögenswerte in Devisen oder Waren abzugelten.

Die mit Ungarn geführten Verhandlungen kamen zu keinem Ergebnis. Rumänien wollte nur einen Bevölkerungsaustausch und war auf keinen Fall zu Gebietsabtretungen bereit. Die Ungarn beanspruchten fast ganz Siebenbürgen und das Banat sowie eine enorme Entschädigung für die Zeit der rumänischen Besetzung seit 22 Jahren. Beiderseits der rumänisch-ungarischen Grenze standen Truppen in Stärke von 25 bis 30 Divisionen bereit.

Mittlerweile war in der Zeit von 22. bis 26. August 1940 eine kritische Lage an der rumänischen Grenze zur Sowjetunion entstanden. Russische Flugzeuge überflogen mehrmals rumänisches Territorium der Moldau. Sie wurden teilweise von der rumänischen Flakartillerie abgeschossen, an einigen Stellen der Pruth-Grenze war es zum Schußwechsel zwischen Sowjets und Rumänen gekommen. Vor Konstanza am Schwarzen Meer drangen einige sowjetische Kriegsschiffe in die Hoheitsgewässer Rumäniens ein, wobei ein rumänisches Fischereiboot gerammt wurde. Der sowjetische Außenminister Molotow drohte Rumänien mit scharfen Maßnahmen wegen »unentschuldbarer Provokationen« an der gemeinsamen Grenze. In Wirklichkeit hatte Rumänien nie provoziert, aber die einzelnen Grenzschutzkommandanten wollten sich auch nicht alles gefallen lassen und reagierten entsprechend. Wollten die Sowjets durch diese provozierten Spannungen den Ungarn helfen? Oder wollten sie die Deutschen, welche auf das rumänische Erdöl angewiesen waren, verunsichern? Hitler befürchtete ein Eingreifen der Sowjetunion, welche durch die Schiedsrichterfunktion ihren Einfluß auf dem Balkan auszubauen und zu erweitern versuchte. Er befahl eine Verstärkung der deutschen Panzerverbände in den besetzten südöstlichen Teilen Polens und verlangte eine sofortige Entscheidung in der »Frage Siebenbürgen«. Im völligen Einvernehmen mit Italien kam es zum Schiedsspruch von Wien (29./30. August 1940), welcher eigentlich ein Diktat war. Etwa ein Drittel von Siebenbürgen mit den Städten Klausenburg, Bistrița, Sighet, Satu-Mare und Târgu-Mureş einschließlich des Szekler-Gebietes sollte sich Ungarn einverleiben. Das Banat blieb bei Rumänien. Damit wurden 1,3 Millionen Rumänen (50 Prozent der Bevölkerung), eine Million Ungarn und Szekler sowie 300 000 Deutsche, Juden, Zigeuner usw. von Ungarn übernommen. Über Weisung König Carols II. mußte die rumänische Delegation (Ministerpräsident J. Gigurtu und sein Außenminister M. Manoilescu) das Abkommen akzeptieren und unter Protest unterschreiben.

Die Nachricht über den Verlust von einem Drittel Siebenbürgens schlug in Rumänien wie eine Bombe ein. Die Rumänen fühlten sich frustriert und enttäuscht, verbittert und gedemütigt. Empört richtete sich ihr Zorn gegen den König und seine Minister, und sie bezeichneten sie als unfähige Politiker, korrupte Feiglinge und Verräter: »Warum haben wir eine Armee, wenn unsere Soldaten nicht kämpfen dürfen? Warum müssen wir überall nachgeben; den Sowjets, den Bulgaren und jetzt den Ungarn gegenüber? Wo sind die Grenzgarantien von Paris und London?«

Paris war von den Deutschen besetzt, und London hatte jetzt andere Sorgen. Gab es etwas, was das rumänische Volk nicht wußte? Die Bukarester Regierung hatte am 1. Juli 1940 auf die englischen und französischen Grenzgarantien auf Anraten des deutschen Botschafters Fabrizius in Rumänien und mit der Zustimmung des Königs verzichtet. Bald kam es in Bukarest und anderen rumänischen Städten zu großen Demonstrationen, wobei die Bauernpartei von I. Maniu aktiv war, aber auch die Legionäre mitmachten.

Am 20. August 1940 wußte in Seini noch niemand, daß dieses Gebiet zehn Tage später den Ungarn überlassen werden würde.

Man baute noch immer fleißig an den Befestigungen, die teilweise, soweit sie fertig wurden, von den rumänischen Armee-Einheiten besetzt wurden. Im Hinterland waren bereits andere Truppen stationiert. Am 26. oder 27. August bekamen wir den Befehl, alle Arbeiten an den Befestigungen einzustellen und das ganze Inventar samt den schweren Baumaschinen auf die Eisenbahn zu verladen. Wir mußten das Gebiet binnen 24 Stunden in Richtung Craiova in Südrumänien verlassen, wo das Pionierbataillon zu Hause war. Ich wurde wieder zu meiner Einheit (Panzerregiment Nr. 2) zurückbeordert, die jetzt nicht mehr in Târgu-Mureş, sondern in Bacău (Moldau) stationiert war. Am Bahnhof traf ich Hauptmann Ghiulai, der nach Targowischt abkommandiert war. Beim Abschied flüsterte er mir ins Ohr: »Habe ich Ihnen nicht gesagt, daß alles sinnlos ist? Die Trottel hätten sich alles ersparen können!«

Die Zivilbevölkerung, besonders die rumänische, war sehr verunsichert und wußte nicht, ob sie nach Süden, nach Altrumänien ziehen oder noch bleiben sollte. In den Dörfern blieben die rumänischen Bauern ruhig auf ihren Höfen, wo sie seit fast 2000 Jahren ansässig waren.

Ich kam mit dem Nachtzug in Bacău unrasiert, ungewaschen und todmüde an. Ich mußte fast die ganze Zeit stehen, da die Waggons überfüllt waren. Alle waren in Sorge und in Spannung: »Wird es Krieg geben? Im Osten gegen die Sowjets oder im Westen gegen die Ungarn?« Erst am 31. August 1940 um Mitternacht erfuhren wir über den Rundfunk, daß die rumänische Regierung nachgegeben und das Wiener Diktat akzeptiert hatte. Diesem zufolge würden sich die Ungarn ein Drittel Siebenbürgens einverleiben. Am nächsten Vormittag hielt der Regimentskommandant Oberst Săndulescu im Kasino vor den versammelten Offizieren eine Rede und ließ dabei seiner Emotion freie Bahn: »Durch diese unfähigen und verräterischen Politiker verloren wir fast ein Drittel unseres Staatsgebietes, und über fünf Millionen Rumänen gerieten unter fremde Herrschaft ... aber wir werden sie bald wieder zurückholen ... das schulden wir unserer halben Million rumänischer Soldaten, die im Ersten Weltkrieg gefallen sind. Dann werden wir die Feiglinge, Verräter und Schurken an die Wand stellen!«

Genau wie alle jüngeren Offiziere empfand auch ich Freude und Genugtuung über die Rede des Obersten; ich war über seinen Mut und seine Ehrlichkeit erstaunt.

Bei den Landsern, besonders bei den Reservisten, entstanden



Probleme hinsichtlich der Repatriierung in ihren Heimatort, wenn dieser sich nun in den Ungarn und der Sowjetunion überlassenen Gebieten befand. Das auf Regierungsebene beschlossene Optionsrecht war aber mit vielen Schwierigkeiten verbunden, besonders dann, wenn Betroffene dort ihre Familienangehörigen hatten. Für Bessarabien und die Bukowina war die Sache einfacher, da es nur wenige gab, die unter den Sowjets leben wollten.

Ich blieb nur zwei Tage in Bacău und mußte dann mit einer kleinen Gruppe unter der Führung eines Majors nach Huşi fahren, einer kleinen Stadt an der Pruth-Grenze zur Sowjetunion. Unsere Aufgabe war es, zu prüfen, inwieweit die dortigen Straßen und Brücken für einen Aufmarsch unserer Panzer und anderer schwerer Fahrzeuge geeignet waren. In Huşi schlief ich zwei Nächte in einem drittklassigen Hotel, wo die Zimmer nicht nur ziemlich primitiv, sondern auch verwanzt waren. In der Nacht vom 2. zum 3. September 1940 wurde ich gleich nach Mitternacht von Maschinengewehrfeuer geweckt. Es kam aus den Stellungen unserer Grenzschützer und dauerte etwa zehn Minuten. Da in unserer Linie Alarm gegeben wurde, rannte ich in voller Ausrüstung zur Ortskommandantur, konnte dort aber nichts erfahren. Die Stadt war verdunkelt, und unsere Truppen wurden überall alarmiert. Am nächsten Tag wurde kurz mitgeteilt, daß ein sowjetisches Boot mit Soldaten und Zivilpersonen versucht hatte, in aller Stille Agenten an unserem Ufer abzusetzen. Der Grenzschutz schaltete einen Scheinwerfer ein und gab mehrere Warnschüsse ab. Die Sowjets versuchten sodann durch gezielte Schüsse, den Scheinwerfer zu treffen. Unsere Soldaten schossen zurück und zwangen sie, umzukehren. Zur Mittagszeit erfuhr ich über den Rundfunk, daß der sowjetische Botschafter in Bukarest gegen diesen Feuerüberfall rumänischer Grenzposten an der Pruth-Grenze bei Huşi protestierte: »Es wurden friedliche sowjetische Staatsbürger ohne Warnung durch gezielte Schüsse verletzt.« Man verlangte von Rumänien eine Entschädigung sowie die Bestrafung der Schuldigen. Der Wunsch des von Bukarest eingesetzten Untersuchungsausschusses, mit den Bootsinsassen an Ort und Stelle zu sprechen, um die Einzelheiten zu prüfen, wurde von den Sowjets als Beleidigung abgelehnt. Bevor ich Huşi verließ, ging ich zum »Codreanu-Haus«, das ziemlich im Zentrum stand, und machte eine Fotoaufnahme, die ich noch heute besitze. Dort hatte Codreanu seine Kindheit verbracht. Es war ein Landhaus im alten rumänischen Baustil,

umgeben von einem großen Obstgarten. Ich wollte es besichtigen, doch es war niemand anwesend.

Nachdem wir mit unserer Arbeit fertig waren, fuhren wir nach Bacău zurück und schrieben den Bericht für den Oberst. Als Brückenkopf für einen Aufmarsch der Panzer käme Huşi nicht in Frage, da diese Stadt ungünstig an der Grenze liege. Die Straßen waren für unsere schweren Kettenfahrzeuge nur bedingt befahrbar, und fast alle Brücken hätten erheblich verstärkt werden müssen. Das Gelände und die spärliche Bewaldung bot keinen nennenswerten Schutz gegen eventuelle Luftangriffe. Zum erstenmal durfte ich einen solchen Bericht unter dem Zeichen »Streng geheim« mitunterschreiben, und ich war wegen dieser mir zugeteil gewordenen Ehre stolz.

Ansonsten war mein Dienst in Bacău ziemlich eintönig. Die Übungen mit den Reservisten waren immer gleich, und eine gewisse Ungeduld und auch Langeweile machte sich unter uns breit. Genau wie die anderen wartete auch ich darauf, bald aus der Armee entlassen zu werden. Vorläufig wurde mir nicht einmal erlaubt, für zwei bis drei Tage zu den Prüfungsterminen nach Bukarest zu fahren. Wir mußten alle in Bereitschaft bleiben und spielten im Sandkasten oder auf dem Papier Krieg. Ich fühlte mich abgestumpft, und die Politik interessierte mich immer weniger. Viele Sorgen bereitete mir die Tatsache, daß ich von meinem Vater noch keinerlei Nachrichten erhalten hatte. Hauptmann Ghiulai besuchte dienstlich unsere Panzereinheit in Târgu-Mureş und erzählte uns, daß man in Bukarest über den Rücktritt der Regierung Gigurtu und die Einsetzung einer Militärregierung spreche.



## VIERTES KAPITEL

# *Die Regierung Antonescu/Horia Sima*

### *Eine neue Zeit beginnt*

Das Datum habe ich nicht mehr in Erinnerung. Es dürfte etwa um den 10. September 1940 gewesen sein, als ich zum erstenmal Legionärslieder aus dem rumänischen Rundfunk hörte. Ich war nicht nur überrascht und bestürzt, sondern ich wollte auch meinen Ohren nicht trauen. Die streng verbotenen Lieder, für deren Singen so viele Menschen in Gefängnissen und Lagern gelandet waren, waren jetzt im rumänischen Rundfunk zu hören. Auch das Pausenzeichen war geändert worden; anstelle der vielstrapazierten Königshymne war nun die Anfangsmelodie des alten rumänischen Patriotenliedes zu hören: »Erwache, Rumäne, aus deinem Totenschlaf!« von Andrei Mureşanu.

Bis zu diesem Tag hatte ich keine Rundfunksendung mehr hören oder Tageszeitungen lesen wollen, da die Nachrichten immer hoffnungsloser geworden waren. Ich hatte auch nicht an den Plaudereien im Kasino teilgenommen, sondern mich nach dem Essen zurückgezogen. Ich hatte in meiner kargen Freizeit in den mitgebrachten Skripten gelernt und gehofft, bald abzurüsten, um in Bukarest zu den Prüfungen antreten zu können. So kam es, daß ich über die politischen Ereignisse der letzten Tage nicht Bescheid wußte.

Dann wurde ich auf einmal hellhörig. Meine Kameraden erzählten mir die versäumten sensationellen Neuigkeiten. Infolge der beachtlichen Gebietsverluste und der nachgiebigen Politik des Königs waren Unruhen und Demonstrationen in allen größeren Städten Rumäniens entstanden. Am 3. September 1940 wurde Bukarest durch eine große Demonstration unter Mitwirkung vieler Legionäre erschüttert. Der Militärkommandant General Coroama weigerte sich, auf die Demonstranten schießen zu lassen. Am selben Tag versuchte eine Gruppe von Legionären auf Befehl von Horia Sima, den königlichen Palast zu stürmen, um den König gefangenzunehmen, allerdings ohne Erfolg. Die Regierung Gigurtu, welche die Situation nicht mehr beherrschen konnte, trat zurück. In die Enge getrieben, berief

der König den widerspenstigen General Ion Antonescu zum Regierungschef. Nur wenige Monate vorher hatte der König den General verhaften und einsperren lassen, da dieser sich erlaubt hatte, offen seine Meinung zu sagen. Antonescu nahm den Auftrag an, verlangte aber eine absolute Vollmacht und das Recht, die Minister nach eigenem Ermessen zu ernennen. Der König war damit einverstanden. Am 5. September 1940 versuchte König Carol mit Hilfe einiger Getreuer, alles rückgängig zu machen und Antonescu wieder verhaften zu lassen; aber nach einigen Stunden mußte er aufgeben, da das Spiel für ihn endgültig verloren war. Auf Drängen Antonescus mußte er sofort zugunsten seines Sohnes Michael (19 Jahre alt) auf den Thron verzichten. In der Nacht des folgenden Tages verließ König Carol mit seiner Geliebten, Frau Lupescu-Wolf, und dem Hofmarschall Urdăreanu Rumänien und fuhr mit einem Sonderzug über Jugoslawien nach Portugal, wo ihm Asyl gewährt wurde. In Schande endete die Herrschaft Carols II. von Hohenzollern, der nur Unheil, Zerstörung und Unglück über Rumänien gebracht hatte. Er und seine Kamarilla hatten einen blutigen Vernichtungskampf gegen die Eiserne Garde geführt und die innere Stabilität der rumänischen Politik erschüttert. Carol II. war von Anfang an unmoralisch, korrupt, zugänglich für jede Intrige, brutal und feige. Er kann überhaupt nicht mit seinen pflichtbewußten Vorgängern Carol I. und Ferdinand I. verglichen werden. Gleich nach der Abdankung Carols II. legte der 19jährige König Michael I. den Treueeid auf die rumänische Nation ab und bestätigte die Vollmacht für Antonescu, der nun die Bezeichnung »Staatsführer« (Conducător) erhielt und bald darauf zum Marschall befördert wurde. Antonescu versuchte zunächst, mit einigen ehemaligen Politikern wie Gh. Brătianu Verbindung aufzunehmen und sie zur Mitarbeit in der Regierung zu bewegen. Brătianu aber lehnte ab. So wie die anderen demokratischen Politiker. Alle waren gegen eine stärkere Annäherung an die Achsenmächte. Antonescu aber war überzeugt, daß eine Abwehr der »sowjetischen Gefahr« nur durch eine engere Bindung an Deutschland möglich war. Es blieb Antonescu nichts anderes übrig, als mit Horia Sima zusammenzuarbeiten. Deswegen nahm er mit Horia Sima Verbindung auf und erzielte kurz danach eine Einigung. Die neue Regierung, bestehend aus Fachleuten, Generälen und Legionären, kam zustande, und Horia Sima wurde Vizepräsident. Die Legionäre bekamen die Ministerien Äußeres, Inneres, Unterricht, Kultur, Arbeit und Propaganda. Aber auch in die ande-



ren Ministerien wurden Legionäre als Unterstaatssekretäre, Direktoren und Sektionschefs berufen. Am 14. September 1940 unterzeichnete der junge König ein Dekret, durch das Rumänien zu einem »nationalen Legionärsstaat« proklamiert wurde und das neben Antonescu als Staatsführer Horia Sima zum obersten Kommandanten der Legionärsbewegung bestimmte.

Dies war eine radikale Wendung in der neuen Geschichte Rumäniens. Weniger als zwei Jahre nach der Ermordung Codreanus und der Vollziehung einer systematischen und radikalen Vernichtungsaktion gegen die Eiserne Garde, durch die so viele Legionäre sterben mußten, kam es zur »königlichen Dekretierung« des Legionärsstaates in Rumänien. Würde es aber auch ein Legionärsstaat im Sinne Codreanus sein?

Im Januar 1938 hatte Codreanu erklärt, daß die Legion für eine Übernahme der Regierungsverantwortung noch nicht reif sei: »Wir haben zu wenig geschulte Mitglieder, zu wenig erfahrene Fachleute ... Wir brauchen noch Zeit, um eine richtige Verankerung in der Arbeiterschaft und in der bäuerlichen Welt zu erreichen.« Jetzt, da Codreanu und Hunderte der besten Legionäre nicht mehr am Leben waren und die vor zwei Jahren geplanten Schulungsprogramme nicht hatten verwirklicht werden können, sollte die Legion imstande sein, die Verantwortung zu übernehmen und die vorhandenen großen Schwierigkeiten zu meistern? War dies nicht eine Anmaßung? Viele ältere Legionäre waren skeptisch.

In unserem Regiment kam es sowohl bei den Offizieren und Unteroffizieren als auch bei den Landsern zu einer Welle der Sympathie und Begeisterung für die Legion. Die Soldaten hielten sich nicht mehr zurück und sangen täglich die bis jetzt verbotenen Legionärslieder. Ich persönlich war reservierter, da ich in Offiziersuniform nicht den »Legionär« spielen wollte. Es schien mir gegenüber meinen Vorgesetzten unpassend zu sein, obwohl fast alle wußten, daß ich Legionär war. In Zivilkleidung ging ich in die Stadt (Bacău) und nahm mit der lokalen Organisation Verbindung auf. Dort erfuhr ich, daß Antonescu auf Wunsch von Horia Sima die Entlassung aller Legionäre aus der Armee angeordnet habe, um sie für die Arbeit in der Legion einzusetzen.

In Wirklichkeit geschah die Demobilisierung auf Wunsch der deutschen Regierung, die nach der Beendigung der Territorialstreitigkeiten mit Ungarn und Bulgarien die volle Garantie für die rumänische Grenze übernahm. General von Tippelskirch, der auf Befehl Hitlers nach Bukarest kam, drückte sich diesbe-

züglich deutlich aus: »Rumänien braucht aufgrund der deutschen Garantie keine Sorge vor einem sowjetischen Angriff zu haben. Deutschland ist mehr an einer gutfunktionierenden Wirtschaft als an unbeschäftigten Soldaten interessiert.«

Damit hoffte auch ich, bald abzurüsten und nach Hause zu fahren. Das geschah am Freitag, dem 28. September 1940, als ich meinen Entlassungsschein bekam und mich beim Regimentskommandeur Oberstleutnant Gheorghiu zur Verabschiedung meldete. Er war sehr freundlich zu mir und sagte: »Hoffe, daß wir uns unter besseren Umständen wiedersehen und ich Sie dann als ›Herr Ingenieur‹ ansprechen kann, das wäre mir lieber als ›Herr Leutnant‹!«

Nach der Verabschiedung von meinen Kameraden und meinen Soldaten packte ich meine Militärkleidung in den Koffer, fuhr zum Bahnhof und von dort zurück ins Zivilleben. Die Zuggarnitur war die gleiche, die bis 24. Juni 1940 zwischen Czernowitz und Bukarest verkehrt hatte. Jetzt lag Czernowitz hinter der Grenze in der Sowjetunion.

Fast zwei Jahre war ich – mit Unterbrechung – Soldat gewesen. Die Armee hat mich vor Verfolgung, Internierung und Tod geschützt. Ich mußte dafür dankbar sein.

### *Wieder in Bukarest*

Ich kam mit einem Nachtzug nach Bukarest und fuhr mit dem Taxi direkt nach Hause. Meine Frau Tina hatte mein Telegramm nicht erhalten. Sie war überrascht und außer sich vor Freude. Es gab viel zu erzählen, aber die Nacht war zu kurz, und wir nahmen uns nur für uns beide Zeit. Am Morgen beim Frühstück gab es folgendes Gespräch: »Was sagst du? Ihr habt gesiegt! Die Legion ist jetzt an der Macht«, sagte Tina mit Genugtuung.

»Haben wir tatsächlich gesiegt? Ist die Legion jetzt in Wirklichkeit an der Macht?« fragte ich. »Das ist ein Pseudosieg, der durch ein königliches Dekret zustande gekommen ist. Codreanu hat einmal gesagt, daß der Sieg nicht von oben, sondern von unten kommen muß. Was ist das für ein Sieg, wo die Legion als einzige politische Partei im Lande anerkannt ist? Das Volk soll unter mehreren Parteien wählen können.« – »Du hast immer Bedenken! In Italien und Deutschland gibt es auch nur ein Einparteiensystem.« – »Aber im Jahre 1934 haben die Deutschen in einer freien Wahl Hitler und seinen Nationalsozialismus mehreren Parteien vorgezogen. So ist er an die Macht gekommen.«



»Mag sein, aber alle Leute freuen sich über den Sieg der Legion, und du freust dich nicht. Du warst immer ein Skeptiker, ein Pessimist.« – »Ich freue mich schon, aber es ist meiner Meinung nach kein richtiger Sieg. Die besten Leute von der Legion sind tot, und nur solche wie ich sind übriggeblieben.« Durch unseren Morgendialog wurde auch Tina nachdenklich.

Am ersten Tag – es war ein Sonntag – ging ich in unser Legionärszentrum in die Imprimeriestraße. Das alte Patrizierhaus des verstorbenen Generals Cantacuzino und das im Jahre 1937 neuerrichtete Parteigebäude waren kurz vorher noch von der Polizei besetzt gewesen. Jetzt konnten sie wieder von der Legion in Besitz genommen werden. Dort waren viele Leute, aber nur wenige von ihnen kannte ich. Ich hörte, daß Professor N. Pătraşcu aus Făgăraş, den ich nicht kannte, von Horia Sima zum Generalsekretär der Legionärsbewegung ernannt worden war. Horia Sima hatte auch einen gewissen Smultea berufen als obersten Chef der Kreuzbruderschaften, die nun legal in allen Schulen Rumäniens organisiert werden sollten. Ein mir unbekannter Legionärsinstruktor aus Siebenbürgen, Dumitru Grozea, übernahm das Kommando des Arbeiterkorps, wo auch ich in den Jahren 1936 bis 1937 mitgewirkt hatte. Der ehemalige Chef des Arbeiterkorps, Ion Victor Vojen, wurde Botschafter in Rom. Dr. Radu Ghenea, der mich im Mai 1938 im Prozeß vor dem Militärtribunal verteidigt hatte, wurde Botschafter in Madrid. Im Hof traf ich den alten Bekannten namens Bartolomeu Livezeanu, der 1937 Chef der Legionärsstudenten in Bukarest gewesen war. Er hatte über ein Jahr lang im Gefängnis gesessen. Erst danach konnte er sein Studium beenden und zum Dr. juris promovieren. Anschließend war er einige Monate eingerückt und an der Ostgrenze eingesetzt. Nun wurde er zum Stabsoffizier der Organisation der »Legionärsgarden« bestellt. Sie sollten eine bewaffnete Truppe der Legion sein, die jetzt noch in Ausbildung stand und teilweise in einigen größeren Städten wie Bukarest, Jassy, Kronstadt und Konstanza kaserniert war. Als Modelle dienten die »Schutz-Staffel« (SS) der deutschen NSDAP und die faschistische Miliz Italiens. Livezeanu sagte, daß die Legion diese Bereitschaftstruppe unbedingt brauchte, da auf die jetzige Polizei und Gendarmerie zur Erhaltung der inneren politischen Ordnung kein vollständiger Verlaß sei. Als er mich fragte, ob ich bei dieser Truppe als Ausbilder dienen möchte, antwortete ich dankend mit einem überzeugten und unwiderruflichen »Nein«.

Danach traf ich auch Nicu Grigorescu, einen Anwalt aus Tar-

gowischt und alten Legionär aus den 30er Jahren. Grigorescu erzählte mir, daß er nur durch rechtzeitiges Einrücken zum Militär vor Gefängnis und Internierungslager verschont geblieben sei. Jetzt war er von Horia Sima zum Bürgermeister von Targowischt ernannt worden. Dann flüsterte er mir ins Ohr:

»Geh hinaus zum Generalsekretär, und laß dich dort registrieren. Vielleicht bekommst du auch eine gute Stelle. Pătraşcu ist aus Făgăraş und bestrebt, alle wichtigen Stellen mit Legionären aus Siebenbürgen zu besetzen. Das ist ein Regionalismus, den wir uns nicht gefallen lassen sollten.«

Ich antwortete ziemlich zerstreut: »Ich suche keine Stelle; ich möchte zuerst mein Diplom haben und dann in meinem Fachgebiet, der Erdölgewinnung, arbeiten. Dafür habe ich an der Technik studiert. Ich ...« Grigorescu unterbrach mich: »Als Legionär kannst du nicht machen, was du willst! Der Kommandant wird bestimmen, wo und wie du eingesetzt wirst! Vorläufig mußt du dich beim Generalsekretär melden; geh jetzt gleich hin.«

Ich ging ins Sekretariat, um mich zu melden. Aber das war nicht mehr so einfach wie früher. Ich mußte zuerst ein Formular ausfüllen; dann wurde ich von einem jungen Mann (etwa 17 bis 18 Jahre alt, Schüler oder Student) einem regelrechten Verhör unterzogen: »Wer kann über Sie Referenzen geben? Wer kennt Sie und seit wann? Was für eine politische Einstellung haben Ihre Eltern, Großeltern und Geschwister? Wo arbeitet Ihre Ehefrau?« Ich verstand, daß alle Archive verbrannt waren und man jetzt wieder beginnen mußte, Personaldaten neu zu sammeln. Der Junge, zwar höflich, aber arrogant wie ein eingebildeter Ministerialbeamter, nahm das ausgefüllte Formular, ging aus dem Zimmer und kam erst eine Stunde später zurück. »Der Kamerad Generalsekretär ist in einer Sitzung und hat jetzt keine Zeit.« Als Termin für eine Vorsprache bei ihm wurde mir ein Tag der kommenden Woche genannt. Die ganze Atmosphäre in dem alten Legionärszentrum war nicht mehr wie früher. Es war alles anders.

Am nächsten Tag las ich in der Zeitung einen neuen Erlaß des Innenministeriums, durch welchen alle bisherigen Bezirksleiter (Präfekten) durch Legionäre ersetzt wurden. Darunter waren auch einige mir bekannte Namen. Innenminister wurde damals General Petrovicescu, der seit 1934 als ein echter Freund der Eisernen Garde galt und deswegen von Exkönig Carol vorzeitig in den Ruhestand versetzt worden war.

Meine Prüfungssituation an der Technischen Hochschule war keineswegs rosig. Die nächste Diplomprüfung (zweite Staatsprüfung) war für Ende Januar 1941 angesetzt. Bis dahin hatte ich noch elf Einzelprüfungen zu bestehen und vier oder fünf Projektübungen zu beenden, abgesehen von meiner Diplomarbeit, die noch zu schreiben war. Die Prüfungstermine hatte ich wegen des Militärdienstes verabsäumt, aber ich bekam als Wehrpflichtiger andere Termine nach freier Vereinbarung. Somit hoffte ich, bis Weihnachten alle Anforderungen zu bewältigen. Ich begann fleißig zu lernen, meist in den Morgenstunden und am Abend. Tagsüber ging ich zur Hochschule, um an den Übungen zu arbeiten. Leider war meine Lerntätigkeit, wie ich später anführen werde, durch die politischen Verpflichtungen, die mich in zunehmendem Maße beanspruchten, erheblich behindert. Ich fand nicht die Kraft und die Energie, mich davon zu befreien. An der Hochschule erfuhr ich die Namen unserer ermordeten Legionäre, die während der Verfolgung Studenten an der Technik waren: Motoc Mircea, Racman Gogu, Paraschivescu Gheorghe, Leutnant Maricaru Nicolae, Teohari Mircea, Ursu Ion, Nicolicescu Gh. (bereits Absolvent), Victor Dragomirescu (bereits Absolvent) und viele andere.

Ich, der ich das Glück gehabt hatte, am Leben zu bleiben, hatte nun die moralische Pflicht, der Legion weiter zu dienen und zu dem Werk, für welches so viele Menschen Opfer gebracht hatten, mit meinem Arbeitseinsatz beizutragen. Nein, ich durfte jetzt nicht aufgeben! Ich wäre mir wie ein Deserteur vorgekommen.

Tina, die immer volles Verständnis für meine Situation zeigte, wurde mit der Zeit nervöser, und ihre Fröhlichkeit begann sichtlich nachzulassen. Ich hatte nicht einmal Zeit, mit ihr einen kurzen Besuch bei ihrer Schwester zu machen. Auch zum Begräbnis ihres Vaters, der Anfang November schwerkrank in Pleniţa-Dolj (Kleine Walachei) starb, konnte ich nicht fahren; dies stimmte sie besonders traurig. Auch zu meiner Mutter nach Targowischt konnte ich nur selten fahren und mich dort nur ein bis zwei Stunden – zwischen zwei Zügen – aufhalten.

Bis Weihnachten gelang es mir, drei schwierige Projektübungen zu beenden und fünf Prüfungen zu bestehen. Aber bei den Prüfungen im Dezember in den Hauptfächern (Bergmaschinen, Aufbereitungskunde, Lagerstättenlehre und Eisenhüttenkunde) fiel ich durch. Die Professoren waren entgegenkommend, aber ich beherrschte die Materie nicht ausreichend. Ich war sehr betroffen und beinahe verzweifelt. Somit konnte ich zur Diplomprüfung im Januar nicht antreten; ich mußte bis Juni 1941 war-

ten. Tina versuchte mich zu trösten und mir Mut zu machen, aber ich begann an meiner Lernfähigkeit zu zweifeln. Mein Einsatz für die Legion nahm, wie ich weiter beschreiben werde, erheblich zu. Ich fühlte mich überfordert und spürte, daß meine Kräfte nachließen. Die Rumänen haben ein weises Sprichwort, das damals gut auf mich paßte: Wer zu vieles beginnt, wird nichts zu Ende bringen.

Eines Tages besuchte ich den Chemieprofessor E. Chirnoagă in seinem Institut an der Technik; bei ihm hatte ich 1937 meine Prüfung bestanden. Professor E. Chirnoagă war einer der Gründer der 1936 von Codreanu ins Leben gerufenen Organisation der Legionärsfreunde. Ihm war es gelungen, viele Persönlichkeiten, vor allem Akademiker und Industrielle, für die Ideen der Eisernen Garde zu gewinnen. Er wurde in den oberen Kreisen der Legion sehr geschätzt. Mit der damaligen Situation in der Legion war er nicht ganz zufrieden. Er erzählte mir unter anderem, daß fast alle Legionäre der ersten Stunde, die sogenannten Kommandanten der guten Verkündung (»Comandanţii de Bună Vestire«), wie Corneliu Georgescu, Ilie Gârneaţă, Mile Lefter, Vasile Iaşinschi, Radu Mironovici usw.), die noch am Leben waren – viele waren 1939 ermordet worden –, ein Zusammentreffen des Legionärssenats (Rat der Ältesten) verlangt hatten. Dieser sollte Horia Sima als Obersten Kommandanten der Legion bestätigen, neue Regeln für das Verhalten in der Öffentlichkeit bestimmen und über eine Umstrukturierung der Organisation diskutieren. Horia Sima lehnte diesen Vorschlag als nicht zeitgemäß ab. Professor Ion Codreanu, der Vater des Legionsgründers und unseres Kapitäns ging dann in die Legionszentrale mit dem gleichen Anliegen und wollte Horia Sima persönlich sprechen. Dieser konnte oder wollte ihn aus Zeitmangel nicht empfangen. Der alte Mann wollte sich dies nicht gefallen lassen und versuchte erbost, sich mit Gewalt Eintritt zu verschaffen. Er wurde aber von der Legionärswache daran gehindert, brüskiert und ziemlich unsanft abgeführt.

Aus verschiedenen Gründen wollte ich Chirnoagă meine beginnende Enttäuschung nicht eingestehen. Ich war vorsichtig und wollte die Risse nicht erweitern. Ich erzählte aber, daß ich in seiner Heimat Bacău zum Militär eingerückt war und erst kurz zuvor hatte abrüsten können. Ich hätte noch einige Prüfungen zu bestehen und hoffte, Ende Januar zur Diplomprüfung antreten zu können. Ich wollte eben meinen Besuch bei ihm beenden, als er mir einen merkwürdigen Vorfall erzählte:



Zwei Legionäre, Studenten im fünften Semester, waren vor kurzem zu ihm gekommen und hatten verlangt, daß er ihnen die aufgrund der langen im Gefängnis verbrachten Zeit verabsäumte Laborarbeit und die Prüfung »schenken« möge. Sie hätten sich für das Land und die Legion geopfert und hätten jetzt ein Recht auf Verständnis. Der alte Professor Chirnoagă (er war damals über 60 Jahre alt) bewilligte neue Prüfungstermine, lehnte aber das von beiden begehrte »Schenken« mit Entschiedenheit ab. Er meldete den Vorfall dem neuen Chef der Legionärsgruppe der Technik, welcher versprach, die Betreffenden zur Ordnung zu rufen. Beim Abschied sagte er noch: »Wir müssen sehr aufpassen, damit der frühere Ruf der Korrektheit, Ehrlichkeit und Objektivität der Legionärsbewegung jetzt im Rausch des Sieges nicht verlorengeht. Das wäre nicht im Sinne unseres Kapitäns Codreanu, und die Gefahr für die Legion ist jetzt viel größer als in der Zeit der Verfolgung.«

Viele meiner Kollegen waren mit ihrem Studium fertig und standen bereits im Beruf wie M. Lupan, A. Petruşcu, M. Stancu, C. Sterian, Filimon. Hans Reichardt, der auch viel Zeit beim Militärdienst verloren hatte, sollte im Januar zu seiner Diplomprüfung antreten.

Bis Ende Januar 1941 (Zeitpunkt meiner neuerlichen Verhaftung) hatte ich weitere Prüfungen bestanden und von den Projektübungen alle bis auf zwei beendet und abgegeben. Es blieben noch fünf Prüfungen übrig, bei denen ich entweder durchgefallen oder zu denen ich gar nicht angetreten war. Dies waren leider Hauptfächer, für die ein intensives Studium erforderlich war. Ich sollte zu diesen Prüfungen erst sechs Jahre später an der Montanistischen Hochschule in Leoben antreten und sie bestehen, und dort erhielt ich auch 1947 mein Diplom.

### *Letzte Tätigkeit im Arbeiterkorps der Legion*

Die von mir ins Leben gerufene Organisation der Marktarbeiter und Straßenverkäufer begann jetzt von selbst in Schwung zu kommen. Es kamen stets neue Leute, welche die Mitgliedschaft begehrten. Da keine ausreichende Zeit war, sie zu prüfen und zu beurteilen, bestand die Gefahr, daß unverläßliche und nur auf ihre Interessen bedachte Elemente überhandnahmen und die Organisation kompromittierten. Von den meisten der älteren Mitglieder als »Chef« anerkannt, oblag mir die Entscheidung, ob die neuen Bewerber sofort aufgenommen oder auf einen späte

ren Zeitpunkt vertröstet werden sollten. Von oben aber kam die Anweisung, daß man so viele neue Mitglieder wie möglich aufnehmen sollte. Da die alte Struktur im Arbeiterkorps praktisch nicht mehr existierte, mußte ich eine neue Legitimierung meiner Funktion und neue Richtlinien bekommen. Aus diesem Grund ging ich in die Strada Romană, wo nun das Kommando des Arbeiterkorps und dessen Stab untergebracht waren, um Kontakt aufzunehmen. Das Gebäude gehörte bis zu dem Zeitpunkt der von König Carol II. für die Jugend gegründeten Organisation »Straja Ţării« (Heimatwacht), die zwei bis drei Monate zuvor aufgelöst worden war. Der neue oberste Chef des Arbeiterkorps war ein junger Mann (etwa zwei bis drei Jahre älter als ich) namens Dumitru Grozea, von Beruf technischer Zeichner. Er stammte aus Siebenbürgen, war während der Verfolgung lange Zeit im Gefängnis, wo er bei Verhören viele Folterungen erdulden mußte. Er galt als einer der Vertrauensleute von Horia Sima und dessen Generalsekretär Nicolae Pătraşcu. Dienstgradmäßig war Grozea »Instructor« so wie ich, funktionsmäßig stand er einige Stufen höher. Bevor ich von ihm empfangen wurde, mußte ich einige Male »antichambrieren«. Er entschuldigte sich, daß er wenig Zeit habe, und ersuchte, daß ich mich kurz fassen möge. Er war aber höflich, ruhig und hörte meinem Vortrag aufmerksam zu. Unangenehm war der Umstand, daß er mehrmals telefonisch gerufen wurde und ich meine Darstellung unterbrechen mußte. Zweimal forderte er mich auf, das Zimmer zu verlassen, damit er »ungestört« telefonieren könne. Ich schilderte kurz gefaßt die bisherige Entwicklung und die jetzige Lage, verlangte meine Legitimierung und erbat neue Richtlinien. Grozea sagte mir, daß die von ihm geplante Struktur ganz anders aussehe als die jetzige.

Die kleinen Straßenverkäufer seien für ihn keine Arbeiter, sondern Händler, die eine armselige Tätigkeit ausübten und im Legionärsstaat verschwinden müßten. Ferner dürften künftighin nur echte Arbeiter oder Handwerker Funktionen im Arbeiterkorps ausüben, und somit werde für Studenten, Beamte, Akademiker usw. kein Platz mehr sein. Die Arbeiterschaft solle nur von Arbeitern geführt werden. Ferner fragte er mich, was ich von Gewerkschaften hielte. Ich antwortete, daß meines Wissens alle Arbeitnehmerorganisationen in Rumänien von Sozialisten und teilweise von Kommunisten unterwandert seien, aber in manche Sektoren, wie bei der Erdölindustrie, bei den Bukarester Verkehrsbetrieben (STB) und in noch einigen Betrieben



auch bereits Legionäre eingedrungen seien. Mit gewissem Geschick und guter Propaganda werde man erreichen, daß künftig die Gewerkschaften ganz in Legionärshände kämen. Dies war das Konzept von Ing. Gh. Clime, dem ersten Kommandanten des Arbeiterkorps, welches I. V. Vojen uns (Januar 1938) eingehend erläutert hatte.

Grozea winkte ab und unterbrach mich: »Diese Vorstellung ist heute nicht mehr aktuell! Wir brauchen keine Gewerkschaften, und das gutorganisierte Arbeiterkorps der Legionärsbewegung wird deren Aufgaben übernehmen.«

Ich machte Grozea darauf aufmerksam, daß die Gewerkschaft (Syndikat) in der rumänischen Verfassung seit 50 Jahren verankert sei und in allen zivilisierten Staaten als Instrument für den sozialen Frieden gelte. Auch in Deutschland mußte der Nationalsozialismus die Arbeitnehmerorganisation, allerdings unter dem Namen »Deutsche Arbeitsfront«, zulassen. Was die scharfe Trennung der Arbeiterschaft von den Intellektuellen beträfe, würde dies meiner Meinung nach zu einer unerwünschten Polarisierung und zu sozialen Spannungen führen.

Grozea unterbrach mich wieder und sagte, daß seine Pläne von Horia Sima bereits bewilligt seien, und man brauche darüber nicht mehr zu debattieren. Er habe eine Juristenkommission zur Schaffung der gesetzlichen Grundlagen eingesetzt, und seine Pläne würden bald in diesem Sinne verwirklicht werden. Auch mit unserem Sozial- und Arbeitsminister V. Iasinschi werde man sicherlich zu einem Konsens kommen. Vorläufig solle ich die Leitung der Organisation der Marktarbeiter weiterbehalten, er hoffe aber, bis Weihnachten einen passenden Mann zu finden, um mich dann von dieser Last zu befreien. Danach sollte ich zu meinem »intellektuellen Kreis« zurückkehren.

Beim Verabschieden war er wieder freundlich, aber ich war enttäuscht. Anscheinend war ich rückständig und verstand die neuen politischen Ziele der Legion nicht mehr. Dumitru Grozea war zweifelsohne ein intelligenter Mann, der genau wußte, was er wollte. Aber hatte er verstanden, warum unser Codreanu in den Arbeitslagern der Legion den Universitätsprofessor mit einem Handwerker, Arbeiter oder Bauernsohn gemeinsam im selben Zelt schlafen ließ? Oder hatte ich alles falsch verstanden?!

Als ich Grozeas Arbeitszimmer verließ, teilte mir sein Sekretär mit, daß ich wegen einer wichtigen Angelegenheit in die juristische Abteilung zu Dr. Frollo im selben Gebäude kommen solle. Die Unterredung mit Dr. Frollo war kurz und unfreund-

lich. Er wies darauf hin, daß ich es ein Jahr davor als Zeuge im
Filipov-Prozeß vor dem Militärtribunal abgelehnt hätte, mit ihm
meine Aussage abzustimmen. Filipov wurde damals verurteilt
und später ins Internierungslager von Miercurea Ciucului gebracht, wo er am 22. September 1939 mit anderen 43 Legionären
erschossen wurde. Wäre ich damals bereit gewesen, meine Aussage anders zu formulieren, hätte er seiner Meinung nach für Filipov einen Freispruch erreicht, und dieser »könnte« noch am
Leben sein. Ich hätte damals ganz unkameradschaftlich gehandelt, und er werde mich deswegen vor das Ehrengericht der
Legion bringen.

Seine Anschuldigung hörte ich mir geduldig an und erwiderte dann ziemlich aufgeregt, aber beherrscht: »Damals konnte ich
ihr Schreiben nicht rechtzeitig erhalten, da meine Verlobte im
Spital und ich selbst beim Militär war. Beim Prozeß, bei dem Sie
als Verteidiger anwesend waren, konnte ich nichts anderes aussagen, als ich schon früher während der Untersuchung durch
den Sicherheitsdienst erklärt hatte. Das Prozeßprotokoll wird
noch im Tribunalarchiv vorhanden sein, und man kann sicherlich
Einsicht nehmen. Ich kann mich genau erinnern, was ich erklärt
habe: ›Ich weiß nicht, ob Filipov in der Verbotszeit politisch tätig
war, da ich selbst nicht tätig war und auch nicht mit ihm in Verbindung stand.‹ Und wie Sie wissen, hat der Staatsanwalt auf
meine Zeugenaussage verzichtet. Nun ersuche ich Sie sogar,
mich beim Ehrengericht der Legion anzuzeigen. Sollten Sie es
nicht bald tun, dann werde ich Sie wegen boshafter Verleumdung anzeigen!«

Wie ich später erfuhr, wurde die »Frollo-Aktion« von Grozea
gestoppt, da er sie als nicht relevant betrachtete. Wenige Wochen
später, als ich bei Grozea wegen einer Berichterstattung vorstellig war, erwähnte ich diesen Disput mit Dr. Frollo und bat um
eine Klärung vor dem Ehrengericht. Grozea zeigte sich verärgert und erklärte: »Ich habe Frollo gesagt und ich sage es auch
Ihnen: Hört mit diesem Blödsinn auf! Wir haben jetzt viel wichtigere Dinge zu tun und keine Zeit für Streitereien, die nichts
bringen. Es wird kein Ehrengericht eingesetzt, und, ich bitte Sie,
kein Wort mehr darüber!«

Diese Lösung war mir nicht recht. In einigen tratschsüchtigen
Kreisen der Legion erzählte man sich immer wieder, daß Logigan an Filipovs Tod schuld sei und nur die »Freundschaft« zu seinem Chef Grozea ihn vor der Degradierung rettete. Dieses
Gerücht hat mich sogar bis ins Internierungslager Buchenwald



verfolgt, wie mir ein alter Bekannter, Dipl.-Ing. Velescu, erzählte.

Bis zu Weihnachten 1940 nahm die Anzahl der neu gegründeten Nester ständig zu, und meine im Jahre 1937 ins Leben gerufene Organisation umfaßte nun fast 500 Mitglieder. Das schwierige Problem war die Durchleuchtung der Menschen: »Wie sollte man prüfen, ob Überzeugung vorlag oder nur persönliches Interesse?« Abgesehen davon war unser Kaderpersonal zahlenmäßig zu klein, um eine Schulung nach alter Legionärstradition bewerkstelligen zu können. Die wenigen guten Leute waren weit überfordert und wußten nicht, was sie zuerst machen sollten. Jean Popa und Dumitrescu waren noch Studenten, und nach dem »Grozea-Plan« sollten sie keine Funktionen im Arbeiterkorps ausüben. Crişan verließ mich endgültig und ging zur neuen Arbeitergruppe der Bierbrauindustrie. Auch Tănase sollte sich zurückziehen, da er ein freier Gewerbetreibender (Fleischhauer) war. Allzu große Lust zu den Funktionen im Arbeiterkorps verspürte ich nicht mehr, da ich wußte, daß ich bald abgesetzt werden würde. Bis Mitte Januar 1941 blieb ich der Chef, da noch kein Ersatz für mich gefunden war. Zwischen 21. und 23. Januar 1941 kamen die Legionäre dieser Organisation einige Male zu einem Großeinsatz und verhielten sich ausgezeichnet, diszipliniert, korrekt und tapfer.

### *Zusammenarbeit mit Vasile Mailat und Einsatz im Rathaus*

Etwa zwei Wochen nach meinem ersten Besuch im Legionärszentrum, wo ich das ominöse Formular mit persönlichen Daten
ausfüllen mußte, wurde ich zum Generalsekretär der Legion,
Professor N. Pătraşcu gerufen. Er empfing mich freundlich, befragte mich über verschiedene mehr oder weniger wichtige persönliche Daten aus meinem Leben, hörte sich in Ruhe die Schilderung über meine bisherige Tätigkeit in der Legion an und gab
mir die Weisung, mich bei Vasile Mailat, dem neuernannten Vizebürgermeister von Bukarest, zu melden, der für mich eine
Sonderaufgabe habe.

Vasile Mailat war ein junger Rechtsanwalt (etwa 35 Jahre alt),
voll Energie, sympathisch und hatte große Pläne. Er war seit
1935 in der Legion und hatte früher der Juristengruppe (Contenciosul legionar) der Legion angehört. Als Vizebürgermeister
von Bukarest hatte er seinen Amtssitz im neuen Rathaus des
dritten (blauen) Bezirks. Ihm unterstanden die Baupolizei, das

Wohnungsamt, die Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln und Energie und die Preiskontrolle. Abgesehen davon hatte Mailat auch die Verantwortung über die Kommunalpolizei, die für die Bewachung der Museen, der öffentlichen Gebäude, Märkte und Stadthallen zuständig war. In seiner Amtszeit wurden in der Kommunalverwaltung mehrere Legionäre eingesetzt, darunter auch Diplomkaufmann M. Petrovicescu, ein alter Bekannter von mir, der für die Versorgung der Hauptstadt mit Lebensmitteln, Wasser und Energie zuständig war. Seine Tätigkeit war mehr die einer Koordinierung, da die Versorgung durch Wasser-, Gas- und Elektrizitätswerke sowie durch die privaten Handels- und Transportbetriebe bereits seit vielen Jahren gut funktionierte.

Meine neue Aufgabe war es, mit Hilfe der Kommunalpolizei eine Sonderabteilung zu gründen, die gegen Spekulanten, Preistreiber und Wucherer einschreiten und diese nach einem noch zu schaffenden Gesetz bei Gericht anzeigen sollte. Mailat wollte eine Art von Wirtschaftspolizei schaffen, die im legalen Rahmen der Kommunalbehörde ihre Tätigkeit ausüben würde. Aus diesem Grund sollte ich sachkundige Legionäre aus der Organisation für Märkte und Straßenverkäufer aussuchen und sie als Agenten mit Vollmacht zur Kontrolle einsetzen. Der bisherige Chef der Preiskontrolle im Rathaus, Caluţchi, der nur mit der Sammlung statistischen Materials beschäftigt war, wurde in den Ruhestand versetzt. Die Idee von Mailat war nicht schlecht, aber mangels geschulten Personals nicht realisierbar, deshalb drückte ich sofort meine Bedenken aus. Ferner machte ich ihn darauf aufmerksam, daß ich für eine solche Aufgabe keineswegs geeignet sei, da ich eine ganz andere Ausbildung hätte und für mich zur Zeit die Beendigung meines Studiums das Hauptproblem sei. Mailat sagte mir, daß er sowie der Generalsekretär Professor Pătraşcu der Meinung seien, daß ich durch meine bisherige politische Tätigkeit über Kontakte mit den kleinen Händlern und Marktleuten verfügte, die über Spekulanten, Preistreiber und Wucherer stets am besten Bescheid wüßten. Ferner meinte er, daß es sich hier nur um eine vorübergehende Tätigkeit von wenigen Monaten handle, bis eine regelrechte Wirtschaftspolizei auf gesetzlicher Grundlage organisiert werden könne. Ich zögerte und wollte einige Tage Bedenkzeit haben, aber Mailat bestand darauf, daß ich sofort beginne: »Der Krieg in Europa ist in Ausdehnung begriffen, die Rohstoffe müssen rationiert werden, und die Mangelerscheinungen begünstigen Spekulanten



und Preistreiber. Es ist der Wunsch Horia Simas, daß die Legionäre auf diesem Gebiet eingesetzt werden, um Ordnung zu schaffen, zumal die bürgerlichen Politiker schadenfroh wären, falls wir versagen sollten.« Ich gab nach und übernahm mit Widerwillen diese Aufgabe. Später sollte ich meinen Leichtsinn schwer bereuen.

Mailat fixierte meinen Aufgabenbereich in großen Umrissen, und am selben Tag wurde ich dem Oberbürgermeister im Zentralrathaus vorgestellt. Dieser überließ mir die Entscheidung über Details wie Personal, Ausbildung, Arbeitsmethoden usw. und fixierte einen Rahmen von höchstens 60 Beschäftigten, die neu nach einem Sonderstatus einzustellen waren.

Die Kommunalpolizei wurde von drei alten Offizieren geführt, die im allgemeinen willig und anständig waren. Insgesamt waren 220 Wachleute im Dienst, darunter nur wenige, die durch Korruption und Unregelmäßigkeiten bekannt geworden waren; etliche Disziplinarverfahren waren noch anhängig. Aber als Organe für die Preiskontrolle waren diese Leute bis auf wenige Ausnahmen nicht geeignet. Geeignetes Personal zu finden war schwierig. Es kamen Legionäre mit Empfehlungen verschiedener Seiten, von Beruf Friseure, Tischler, Bademeister, Maler usw.; sie waren willig, aber mußten zuerst umgeschult werden. Eine große Schwierigkeit bestand darin, daß ich die Leute zur Zeit weder in ein Beamten- noch in ein Vertragsverhältnis aufnehmen durfte. Sie galten als nur vorübergehend beschäftigt und wurden wöchentlich bezahlt. Anders gesagt, sie waren nur Tagelöhner in einem »provisorischen Zustand«, dies gab allen ein Unsicherheitsgefühl. Aber sie sollten später den Kader der Wirtschaftspolizei bilden. – Nur wann? Es war nicht vorauszusehen. Auch ich wurde nur als »Tagelöhner« betrachtet, und meine Bezahlung betrug rund 7.000 Lei monatlich, was dem Gehalt eines Leutnants in der Armee entsprach.

Als Mitarbeiter erhielt ich auch einige Legionäre, die mir teilweise von früher bekannt waren, darunter Bucă, Drăgulin, Mărcoi, Jean Popa, Lupăştean, Noviţchi, Tănase. Von großer Hilfe für mich war der Agraringenieur Bălănescu. Obwohl Legionär der letzten Stunde, zeigte er eine außerordentliche Einsatzbereitschaft und Geschicklichkeit. Er war nebenbei Miteigentümer eines kleinen Bauunternehmens, bei dem er einen Vertreter einsetzen mußte, um sich ganz der neuen Aufgabe zu widmen. Von der Technik konnte ich vorübergehend noch einige meiner Kameraden beschäftigen. Um das Personal einzuschulen, wur-

den im Rathaus auf meinen Vorschlag täglich zwei bis drei Stunden Seminar veranstaltet; es gelang mir, einen Juristen, einen Wirtschaftsfachmann und zwei ältere, erfahrene Polizeioffiziere als Vortragende zu gewinnen. Ich hoffte damit, den Einsatz meiner Leute fachlich, gesetzestreu und zweckmäßig zu gestalten. Ich selber versuchte, den Leuten ein besseres Benehmen sowie ein korrektes und höfliches Verhalten bei ihrer Kontrolltätigkeit beizubringen.

Bis Weihnachten erreichte unsere Gruppe für Preiskontrolle einen Personalstand von etwa 40 Leuten, aber nur zehn bis zwölf davon konnten selbständig im Außendienst eingesetzt werden. Oft aber genügte auf dem Markt die Anwesenheit eines Kontrollorganes, um die ungesetzliche Preistreiberei zu verhindern. Die von uns wahrgenommenen Unregelmäßigkeiten und die die Wirtschaft schädigenden Handlungen mußten wir protokollmäßig aufnehmen und sie über die Polizeibehörde gerichtlich verfolgen. Mangels eines einschlägigen Gesetzes waren wir ebenso wie die Kommunalpolizei nicht berechtigt, die Tatbestände aktenmäßig zu erfassen und direkt an die Gerichte zu schicken. Mailat war ständig bemüht, die Gesetzesvorlage, die uns legitimieren sollte, durchzusetzen. Im Justizministerium aber ging alles nur sehr langsam voran. Viele Legionäre glaubten, daß dahinter eine Gruppe steckte, die Interesse hatte, die Angelegenheit zu verhindern. Auch ich persönlich war nicht abgeneigt zu glauben, daß es sich hier nicht nur um eine einfache Schlamperei des Amtsschimmels handelte.

Meine Leute waren fleißig und machten täglich neue Entdeckungen. Aber die Akten blieben in den Polizeirevieren wegen Personalmangels unbearbeitet liegen. Man war überfordert, zumal viele Polizeibeamte nun wegen ihrer feindlichen Haltung zur Legionärsbewegung in der Vergangenheit suspendiert oder entlassen waren.

So wurde eindeutig entdeckt, daß zwei Großhändler (keine Juden) etwa 100 Waggons inländischer Zwiebeln verbrennen ließen, um den Marktpreis in Bukarest in die Höhe zu treiben und für sie gewinnbringende Importe aus Bulgarien zu rechtfertigen. Die von uns vorgebrachten Beweise ließ der Staatsanwalt in den Papierkorb werfen, da wir als wahrnehmende Kontrollorgane gesetzlich nicht kompetent waren. Ich kann mich an Dutzende solcher Fälle erinnern. Zum Beispiel:

- Falsche Deklaration inländischen Schuhledermaterials als Importware, um eine Devisenspekulation zu ermöglichen;



- Vermischen von Butter mit Margarine, um sie als Butter I. Qualität zu verkaufen;
- Verfälschen der neuen Weinernte, um Qualitätsweine älterer Jahrgänge vorzutäuschen.

Von meinen Mitarbeitern möchte ich auch einen älteren und erfahrenen ehemaligen Bankbeamten nicht unerwähnt lassen. Er war Legionär der letzten Stunde, wurde uns aber von »höchster Stelle« empfohlen. Er sprach gut deutsch, französisch und englisch, fuhr einen eigenen Pkw, war redegewandt und kannte sich in unserem Bereich gut aus. Wie sich nachher herausstellte, hatte er wegen Scheckfälschung viele Jahre davor im Gefängnis gesessen, war aber später amnestiert worden. Seine Rolle bei uns war für mich undurchsichtig. War er von jemandem eingeschleust worden, um uns zu beobachten?

Mit meinem Chef, dem Vizebürgermeister V. Mailat, verstand ich mich verhältnismäßig gut, aber ich kam nur selten mit ihm zusammen. Er war hauptsächlich mit dem Wohnungsamt beschäftigt. Damals herrschte in Bukarest eine akute Wohnungsnot. Durch ein Erdbeben war viel Wohnraum verlorengegangen. Darüber hinaus gab es damals in der Hauptstadt eine regelrechte Invasion von Flüchtlingen aus Bessarabien, der Bukowina und Nordsiebenbürgen, die ständig Wohnungen suchten. Meinungsverschiedenheiten gab es mit dem neu eingesetzten Direktor der Versorgung, Mircea Petrovicescu. Ich kannte ihn seit 1938, als wir gemeinsam eingesperrt waren. Als alter Legionär hatte er schon 1936 bis 1937 zusammen mit Petre Ţocu, Ifrim, Marin Ioachim im von Codreanu gegründeten Handelsbataillon gewirkt; er hatte eine akademische Ausbildung und beschäftigte sich als Steuerberater und Wirtschaftsprüfer. Er war nicht mein Vorgesetzter, aber ich mußte mit ihm die Kontrolltätigkeit koordinieren. Er war ein revolutionärer Typ von impulsiver Natur und ständig beherrscht von einem krankhaften Judenhaß. Da die gerichtliche Verfolgung gegen Preistreiber aus Gründen, die ich bereits erwähnt habe, meist im Sande verlief, schlug Petrovicescu eine revolutionäre Methode vor, welche auch die Zustimmung von Mailat fand. Die mit den geltenden Gesetzen in Konflikt geratenen Spekulanten sollten nicht mehr wie bis dahin über die Polizeibehörde vor das Gericht gestellt, sondern mit einer »angemessenen« Geldbuße belegt werden. Diese sollte in Form einer Spende der neu gegründeten »Hilfe der Legion« (Ajutorul legionar) zufließen. Es war eine Wohlfahrtsorganisation ähnlich der »Deutschen Winterhilfe«, die sich mit der Be-

treuung von Armen, Kranken, Waisenkindern oder Flüchtlingen befaßte und gesetzlich anerkannt war. Die Organisation stand unter der Leitung von Ilie Gârneaţă, einem der Begründer der Legion im Jahre 1927, und Codreanus Witwe als Ehrenpräsidentin. Da diese Organisation vom Staat keinerlei Zuwendungen erhielt, bildeten Spenden, Straßensammlungen und Schenkungen ihre finanzielle Basis. Ich war anfangs gegen diese Methode, da sie mir nicht gesetzeskonform erschien. Sicherlich war sie nicht unmoralisch, aber auch nicht legal. Sie sollte aber nur vorübergehend Anwendung finden, bis das neue Gesetz für unsere Legitimierung erlassen werden würde.

Kurz danach stellte sich heraus, daß nicht alle Betroffenen bereit waren, solche Spenden zu leisten, um ordentliche Gerichtsverfahren zu sparen. Manche kamen mit ihren Rechtsanwälten, und wir mußten doch den alten Weg über die Polizeibehörden gehen. Nur die Juden waren willig und großzügig, da sie Angst vor Prügeln hatten. Leider machten einige meiner Leute ohne mein Wissen von Prügeln Gebrauch, um von den jüdischen Spekulanten höhere »Spenden« zu erzielen. Aus diesem Grund mußte ich oft Verwarnungen erteilen und zwei Mitarbeiter sogar fristlos entlassen. Aber der Initiator der »Prügelstrafe« bei fast allen Vorfällen war mein alter Bekannter M. Petrovicescu. Nach einem heftigen Streit mit ihm beschwerte ich mich bei Mailat, der ihn ebenfalls verwarnte.

Ich kontrollierte fast täglich die Geldbewegungen bei diesen Spenden, die aktenkundig registriert wurden. Sie wurden von einem Rathauskassier übernommen und alle zwei bis drei Tage an das CEC-Konto der Organisation »Hilfe der Legion« überwiesen. Der Kassier, ein alter Gemeindebeamter, wollte, daß ich die Kontrolle immer in seinem Kassabuch bestätigte. Aber welche Legitimierung hatte ich, um diese Kontrolle vornehmen zu können? Innerhalb eines Zeitraumes von zwei Monaten gingen – meines Wissens nach – etwa zwei Millionen Lei als Geldspenden ein und wurden weiter überwiesen. Der Vorgang war sicherlich illegal und wenig wirksam. Ich glaube nicht, daß einer meiner Leute, die in diese Aktion involviert waren, Geld für sich nahm oder sich in irgendeiner Weise materielle Vorteile verschaffte. Ich verbot meinen Leuten auch, die üblichen Weihnachtsgeschenke von Händlern entgegenzunehmen.

Anfang November 1940 war St. Zăvoianu, ein pensionierter Oberst und Altlegionär, noch Polizeipräsident (Polizeipräfekt) von Bukarest, damals eine sehr beschäftigte Persönlichkeit, die



nicht für jedermann zugänglich war. Da ich mit ihm persönlich bekannt war, bat ich ihn, mir eine ungestörte Unterredung zu gewähren. Der alte Oberst nahm sich Zeit und lud mich und meinen Mitarbeiter Bălănescu zum Mittagessen in ein Restaurant ein, um Zeit zu sparen. Ich schilderte ihm die Situation und bat ihn, uns zu helfen, damit wir unsere Aufgabe im Rahmen der Legalität durchführen könnten. Ich schlug ihm die Bildung eines Referats für Wirtschaftsdelikte und Preiskontrolle innerhalb der Bukarester Polizeibehörde vor. Der Oberst, der 1934 Codreanu nach dem Attentat auf Duca vier Monate lang in seinem Haus versteckt gehalten hatte, war sehr freundlich, aber er bedauerte, nicht helfen zu können. Erstens habe er zuwenig Personal, und zweitens wäre Mailat, der eine große Nummer bei Horia Sima sei, nie einverstanden, die Preiskontrolle aus der Hand zu geben. Er fand unsere Methode »Spenden für Hilfe der Legion« gut; dies sei zwar ungesetzlich, aber praktischer und zweckmäßiger. Nur müsse man auf Sauberkeit und Korrektheit beim Umgang mit Geld achten, um die Legionäre nicht in Verruf zu bringen. Als ich das unsanfte Vorgehen gegen die Juden erwähnte, lachte mich der Oberst aus: »Macht euch keine Sorgen wegen der Juden! Sie sollen aus Rumänien verschwinden, bevor wir sie den Deutschen übergeben! Warum sind Sie so zimperlich? Die Juden sind schuld daran, daß wir viele Jahre hindurch verfolgt, gefoltert und viele von uns umgebracht wurden. Sollen wir mit den Juden Mitleid haben? Überhaupt ist Mitleid nur ein minderwertiges Gefühl (sentiment inferior).« Ich sagte, daß das Judenproblem nicht meine Sache sei, ich aber nur im Rahmen der Gesetze arbeiten wolle.

Der Oberst lachte abermals und meinte, daß auch er »nur« im Rahmen der Gesetze arbeiten möchte, aber als Soldat habe er auch andere Methoden gelernt. Wichtig sei, daß das Ziel erreicht werde. Wenn es nicht anders gehe, müsse man auch andere Wege beschreiten. Aber man müsse korrekt bleiben! Im Justizministerium sei seiner Meinung nach jemand, der sich absichtlich Zeit lasse, damit das gewünschte Gesetz nicht allzu schnell erlassen werde. Es gäbe einige noch nicht identifizierte Freimaurer, die sich freuten, wenn unsere Regierung versagte. »Glauben Sie mir, … ich bin darüber gut informiert«, beendete er die Diskussion.

Nach dem Treffen mit Zăvoianu war ich ziemlich deprimiert. Mußten wir tatsächlich weiter ohne Gesetz arbeiten? Warum wollten sie uns nicht die Legalität geben? War es für uns eine

Falle? Die ganze Tätigkeit gefiel mir gar nicht, und ich bedauerte ständig, daß ich eine solche Aufgabe übernommen hatte. Ich ging zu Mailat, schilderte offen meine Bedenken und bat um meine Ablösung. Ich schlug als meinen Nachfolger Ing. Bălănescu vor, obwohl dieser nicht davon begeistert war. Mailat versprach, mich so bald wie möglich freizustellen, und setzte als Termin den 1. März 1941 fest. Mit Ende des Jahres – 31. Dezember 1940 – verbot ich durch eine schriftliche Anordnung die Auferlegung der Geldbuße in Form von Spenden und führte wieder den langwierigen Weg der schriftlichen Anzeige über die Polizeibehörde durch. Das brachte mir eine heftige Debatte mit Petrovicescu, aber Mailat war damit einverstanden.

Aber meine Tätigkeit endete durch zwingende Umstände bereits am 21. Januar 1941. Mein Einsatz und meine Mühe bei dieser Arbeit blieben nicht nur fruchtlos, sondern brachten mir ungerechterweise auch einen schlechten Ruf ein. Im Mai 1941, als ich bereits ins Ausland geflüchtet war, wurde gegen mich eine Anzeige bei der Staatsanwaltschaft erstattet. Ich sollte durch Foltern von Juden Schmuck und Geld genommen haben, um mich zu bereichern. Der Prozeß fand aber nicht statt, da ich abwesend war und die Juden, die als Zeugen aussagen sollten, diese Beschuldigung bestritten. Diese Tatsache hielt einige meiner Kameraden in Rostock 1941 bis 1942 nicht davon ab, weiter darüber zu plaudern: »Vielleicht hat Logigan doch von Juden Geld genommen und in Devisen in der Schweiz deponiert! Wer weiß das so genau?«

Die übermäßige Zeitbeanspruchung im Dienste der Legion hatte jetzt ein Maximum erreicht; ich hatte weder für das Studium noch für meine Ehefrau Zeit. Wie ich schon erwähnte, war ich bei den Hauptprüfungen zum Dezembertermin durchgefallen. Tina, die immer sehr geduldig war, fragte mich oft vorwurfsvoll: »Warum haben wir eigentlich geheiratet?«

Nun versuchte ich eine nüchterne Bilanz zu ziehen: Mein Einsatz beim Arbeiterkorps der Legion machte mir keine Freude mehr; die Beschäftigung im Rathaus war nutzlos; bei den Prüfungen an der Technik war ich durchgefallen, und meine Ehe mit Tina schien bereits angeschlagen zu sein. Alles negativ, und darüber hinaus schienen auch meine Nerven durch die Überforderung zu rebellieren. Eine negative Bilanz. Aber das Leben mußte weitergehen!

Am 6. Oktober 1940 veranstaltete die Legion eine große Sympathiekundgebung in Bukarest für die Achsenmächte. Daran



nahm auch der Regierungschef Antonescu teil. Er trug das grüne Hemd unter seiner Generalsuniform als Zeichen für seine Verbundenheit mit der Legionärsbewegung. Einen Monat später, am 8. November, fand eine ähnliche Demonstration in Jassy statt.

Aber die internationale Lage begann sich zu komplizieren. Am 28. Oktober überfielen die Italiener überraschend und ohne Kriegserklärung Griechenland. Rom verlangte die Überlassung von Stützpunkten auf griechischem Territorium, die kostenlose Übergabe zahlreicher Handelsschiffe, Vorteile bei den Handelsbeziehungen. Wünsche, die die griechische Regierung durchweg ablehnte. Griechenland machte Streitkräfte mobil und suchte um die Unterstützung Großbritanniens an. Trotz des massiven Einsatzes italienischer Truppen, die von Albanien aus operierten, und der modernen italienischen Flotte konnten die wenig vorbereiteten Griechen den Angriff erfolgreich abwehren und eine Gegenoffensive starten. Der italienische Vormarsch wurde gestoppt, und die Mussolini-Truppen mußten sich unter großen Verlusten zurückziehen. Hitler war über den Mißerfolg der Italiener überrascht und beschloß, eine Entlastungsoffensive über Rumänien und Bulgarien gegen Griechenland zu starten. Diese fand im März 1941 statt. Im April besetzten die deutschen Truppen Athen und die Halbinsel Peloponnes. Am 20. Mai landeten deutsche Fallschirmjäger auf der Insel Kreta, welche von englischen Truppen besetzt war.

### *Deutsche Soldaten in Rumänien*

Gleich nach der Besetzung Bessarabiens und der Nordbukowina (Ende Juni 1940) durch die Sowjets und nach dem Verzicht Rumäniens auf englisch-französische Grenzgarantien ersuchte die rumänische Regierung um die Entsendung deutscher Truppen nach Rumänien. Solange kein Abkommen zwischen Budapest und Bukarest existierte, wollte Hitler keine Soldaten nach Rumänien schicken. Erst danach, ab 12. Oktober 1940, kamen die ersten deutschen Stabsoffiziere nach Bukarest. Sie hatten die Aufgabe, Vorbereitungen für eine erweiterte Militärmission zu treffen, über deren Ausmaß und Wirkungsweise erst verhandelt werden mußte.

Die deutsche Heeresmission wurde von General Erich Hansen geführt; als Luftwaffenexperte kam General Wilhelm Speidel, der später von General Gerstenberger abgelöst wurde. Mit

dem Einverständnis des rumänischen Abwehrdienstes (Oberst Moruzov) kam bereits im Sommer 1940 eine Spezialtruppe, als Touristen getarnt, ins Land, um eine eventuelle englische Sabotage in den Erdölgebieten rechtzeitig zu entdecken und zu vereiteln. Die deutschen Offiziere wohnten im Hotel Ambasador, und ihre Dienststelle wurde in der rumänischen Kriegsakademie (Şcoala Superioară de Război) eingerichtet. Bis Mitte November erreichte die sogenannte Deutsche Lehrtruppe den Umfang einer Division. Bei dem Besuch Antonescus in Berlin am 23. und 24. November wurden die Einzelheiten einer Zusammenarbeit auf militärischem Gebiet vereinbart, und man legte die Umrüstung der rumänischen Armee auf bessere Waffen fest. Damals trat Rumänien auch dem Dreimächtepakt (Deutschland, Italien und Japan) bei. Ob zu diesem Zeitpunkt Antonescu von Hitler über seine Pläne unterrichtet wurde, einen Präventivkrieg (Unternehmen Barbarossa) gegen die Sowjetunion zu beginnen, ist nicht bekannt. Offiziell wurde die zunehmende Anwesenheit der deutschen Streitkräfte in Rumänien mit der Notwendigkeit des Schutzes der Erdölgebiete und mit der Umschulung der rumänischen Armee erklärt. Auch über das Vorhaben der Deutschen, eine Entlastungsoffensive über Bulgarien nach Griechenland zu starten, um den Italienern zu helfen, wußte in Rumänien niemand Bescheid.

Für die Rumänen war die Anwesenheit der deutschen Truppen eine willkommene Garantie gegen Angriffsgelüste der Sowjets.

Viele Rumänen, besonders die älteren Jahrgänge, verhielten sich gegenüber den deutschen Soldaten ziemlich reserviert. Es waren nicht nur gewisse Ressentiments aus dem Ersten Weltkrieg, die zum Ausbruch kamen, sondern auch die Tatsache, daß die Rumänen über mehr als 100 Jahre von der französischen Kultur beeinflußt waren, spielte eine Rolle. Dazu kam noch die Erkenntnis, daß die Abtretung Nordsiebenbürgens an Ungarn nur durch den Druck der deutschen Politik zustande gekommen war. Es war aber jedem Rumänen klar, daß die deutschen Soldaten keine Schuld daran traf.

Wir Legionäre wurden angewiesen, gegenüber dem deutschen Militär freundlich, entgegenkommend und in allen Belangen hilfsbereit zu sein. Die Sprachbarriere war oft schwer zu überwinden, zumal nur wenige Rumänen damals deutsch sprechen konnten. Auch die deutschen Soldaten und Offiziere verhielten sich höflich und keineswegs arrogant, wie dies in ande-



ren Gebieten, die sie nach den Kampfhandlungen besetzt hatten, der Fall war. Besonders auf die Frauen und die jungen Mädchen machten sie einen guten Eindruck, da sie, wie man überall feststellen konnte, sauber, fesch und »lieb« waren. Das rief Eifersucht bei den rumänischen Burschen hervor und führte daher oft zu Streitereien, besonders wenn Alkohol im Spiel war. Die meisten deutschen Landser, besonders die aus Norddeutschland, waren nicht trinkfest. Für sie war Rumänien ein unerwartetes Paradies, wo Schokolade, Bohnenkaffee, Mehlspeisen und gute Weine in jeder Menge und ganz billig zu haben waren. Die meisten konnten nicht verstehen, daß in Rumänien so ein Überfluß an Lebensmitteln herrschte, während die Deutschen im eigenen Land mit Rationierung leben mußten.

Die Rumänen bewunderten die deutschen Soldaten, obwohl diese sich manchmal distanziert zeigten. Als am 22. Juni 1941 der Krieg gegen die Sowjetunion begann, hatten die deutschen Soldaten das volle Vertrauen der Rumänen, insbesondere der rumänischen Soldaten. Als sie aber spürten, daß der Krieg im Osten verlorenging, bezeichneten die Rumänen die Deutschen als stur, unrealistisch und unglücksbringend. Aber auch nach der Kapitulation am 23. August 1944 blieben manche rumänischen Soldaten und Offiziere gegenüber der Waffenbrüderschaft mit den Deutschen loyal und treu und kämpften weiter gegen die Sowjets.

Leider verstand es die Führung der deutschen Wehrmacht nicht immer oder dachte nicht daran, in Rumänien eine wirksame Propaganda zur Hebung ihres »Image« zu machen. Manche Wehrmachtsangehörige zeigten wenig Einfühlungsvermögen und nahmen manchmal kaum Rücksicht auf die Sensibilität und die Minderwertigkeitskomplexe der Rumänen. Über zwei an sich unbedeutende Vorfälle möchte ich hier kurz berichten:

Im Dezember 1940 fuhr ich mit der Eisenbahn dienstlich von Bukarest nach Kronstadt. Im Abteil saßen zwei jungen Damen, ein älteres Ehepaar (Ungarn aus Siebenbürgen), ein deutscher Oberleutnant der Luftwaffe in Uniform und ich. Der deutsche Offizier erzählte von seinen Bravourstücken in Frankreich während des Einmarsches der Wehrmacht in Frankreich. Er habe damals eine Jagdmaschine in geringer Höhe entlang der Straße von Paris in Richtung Süden geflogen. Die Straße sei voll von Flüchtlingen, meist Frauen, Kindern und alten Leuten, gewesen die mit Handgepäck und Kinderwagen nach Süden zogen, um dem Kampfgebiet zu entkommen. Er habe sich einen Spaß daraus gemacht, mit der Maschine im Sturzflug auf die Menschen

zu feuern, um zu sehen, wie sie in Panik auseinanderrannten und versuchten, sich in den Straßengraben zu retten. »Es war so lustig zu sehen, wie sie wie in einem Ameisenhaufen durcheinanderliefen, und natürlich blieben einige Tote und Verwundete auf der Straße liegen! Dann flog ich weiter, aber nach einer Weile, als sich die Franzosen wieder auf der Straße gesammelt hatten, kam ich im Sturzflug zurück und schoß meinen Maschinengewehrgurt leer. Die Franzosen, diese armen Schweine, liefen wieder wie die Ameisen. Es war tatsächlich lustig! Aber nun mußte ich zurückfliegen, da mich meine Benzinuhr warnte. C'est la guerre!«

Wir waren alle nachdenklich geworden und blieben zuerst stumm. Dann sagte der alte Herr in Deutsch mit einem ungarischen Akzent: »Herr Oberleutnant! Auch wir von der k. u. k. Armee haben einen vierjährigen Krieg geführt; aber wir haben nicht auf die Zivilbevölkerung geschossen; das ist unmenschlich und feige!« Der junge Oberleutnant wurde sichtlich verlegen und winkte ab: »Und deswegen habt ihr den Krieg verloren!« Der alte Mann, ein ehemaliger Offizier, wurde rot im Gesicht und antwortete nichts. Ich konnte mich nicht zurückhalten und fragte: »Und was würden Sie sagen, Herr Oberleutnant, wenn die Engländer so etwas ähnliches mit der Zivilbevölkerung in Deutschland machten?« Er aber blieb mir die Antwort nicht schuldig: »Die Engländer? Die Tommies? Die können es nicht! Sie haben keine so guten Flugzeuge wie wir, und außerdem sind sie auch schlechte Flieger! Darum kann das bei uns nie vorkommen!«

»Aber Herr Oberleutnant, der Krieg ist noch nicht aus!«

»Aber doch, wir haben überall gesiegt; für uns ist er aus!«

Der alte Mann ließ aber auch nicht locker. »Der Krieg ist noch nicht aus; sonst wären Sie nicht hier, sondern bei Ihnen zu Hause in Deutschland.«

»Wir bleiben vorläufig hier, nur um euch gegen die Sowjets zu schützen, und ihr seid undankbar«, schloß der deutsche Offizier zornig ab und steckte sich eine Zigarre in den Mund. Ich machte ihn darauf aufmerksam, daß er sich hier in einem Nichtrauchercoupé befinde. Er stand auf und ging auf den Gang, um zu rauchen. Dabei ließ er eine kaum hörbare Bemerkung fallen: »Rumänen sind deutschfeindlich! Ein Zigeunervolk!« Der alte Herr sagte zu mir in rumänischer Sprache: »Es ist unglaublich, es ist direkt kriminell. Warum erzählt er uns das? Er soll sich lieber schämen!« Dabei war er sehr aufgeregt. Ich versuchte ihn zu



beruhigen: »Ich glaube seinen Erzählungen nicht. Er ist ein ungebildeter, blöder Kerl, der bloß angeben will«. Die beiden jungen Damen hatten die in Deutsch geführte Diskussion nicht verstanden und bemerkten lächelnd: »Er ist sehr fesch; er gefällt uns!« Ich wollte den beiden Damen nicht den Inhalt dieser unangenehmen Plauderei übersetzen. Der Oberleutnant blieb bis Kronstadt auf dem Gang stehen, wo ich aus dem Zug stieg.

Ein ebenfalls unangenehmer Fall ereignete sich in Bukarest gegen Ende Dezember 1940. Es gab bereits Schnee und Frost. Die in der rumänischen Hauptstadt stationierten deutschen Truppen schickten ihre Feldküchen in zwei oder drei Randbezirke östlich der Stadt, um warme Suppe und Brot an die arme Bevölkerung zu verteilen. Diese Bezirke waren richtige »Slums« (Mahala) und deren Einwohner bestanden hauptsächlich aus Zigeunern und Sandlern. Sie hausten dort als Abschaum der Gesellschaft ohne Kanalisation, ohne Wasserleitung und meist auch ohne elektrisches Licht. Sie lebten von Gelegenheitsarbeiten und oft auch von Diebstahl, Betrügereien, Betteln und Prostitution. Etliche Bukarester Bürgermeister ließen sich Sanierungspläne mit Parzellierungen und neuen Straßentrassierungen für diese Randbezirke ausarbeiten, aber zu deren Verwirklichung fehlte das Geld. Einmal äußerte ein Bürgermeister: »Es ist zwecklos, in dieser Mahala (das türkische Wort für Slums) etwas zu sanieren, da der Mensch nicht geändert werden kann. Am besten ist es, zu warten, bis alles einmal abbrennt!« Nach der Essensverteilung durch die deutschen Soldaten brachten einige Zeitungen gleich am nächsten Tag Fotoaufnahmen unter dem Titel »Deutsche Wehrmacht verteilt warmes Essen an die Armen von Bukarest«. Einige Tage nach dieser Aktion konnte man in fast allen Kinos von Bukarest in der deutschen Wochenschau solche Bilder sehen, aber die Titel waren anders: »Verteilung von warmem Essen an die hungrige Bukarester Bevölkerung durch die großzügigen deutschen Soldaten. Genau wie in den anderen ›besetzten‹ Ländern versorgt die Wehrmacht auch die hungrigen Einwohner in Rumänien mit Lebensmitteln und warmem Essen.« Wegen dieser unverschämten Auslegung wurde ich zornig, rief meinen Chef, den Vizebürgermeister V. Mailat, an und fragte, ob wir uns das gefallen lassen müßten.

In Rumänien herrschte damals trotz Gebietsabtretung und Flüchtlingsströmen ein Überschuß an Brot, Butter, Fleisch, Gemüse und Obst, während die Bevölkerung in Deutschland auf Lebensmittelmarken versorgt werden mußte. Durch diese

Wochenschau entstand der Eindruck, daß die Deutschen Lebensmittel aus dem Reich brachten, um sie den »hungrigen« Rumänen zu schenken. V. Mailat nahm die Aufregung nicht ernst und sagte, daß der Oberbürgermeister bei der deutschen Verbindungsstelle der Wehrmacht und in der Botschaft bereits protestiert habe. Man solle diesen kleinen »Fauxpas« des Propagandastabes der deutschen Wehrmacht nur als unbedeutende Taktlosigkeit betrachten und keineswegs dramatisieren.

### *Verhältnis zu den deutschen Zivilpersonen*

Während das Verhältnis der Rumänen zu den deutschen Soldaten im allgemeinen freundlich und nach Beginn des Ostkrieges sogar kameradschaftlich verlief, waren die Beziehungen zu den deutschen Zivilpersonen, die im Auftrag des Reiches nach Rumänien kamen, etwas komplizierter. Es waren viele interessierte Geschäftsleute, die meist mit Unterstützung der NSDAP nach Rumänien reisten. Sie wollten Geschäfte und Firmen erwerben, meist dort, wo die bisherigen Eigentümer Juden waren. Dabei hofften sie, daß die Legionäre als »Gesinnungsgenossen« ihnen dabei helfen würden. Die Legionäre, die im Prinzip gegen den Einsatz von Fremdkapitel in Rumänien waren, lehnten auch das deutsche Kapital ab. Die meisten kleinen jüdischen Geschäftsleute in Rumänien und besonders in der Moldau waren bestrebt, in Anbetracht der ungünstigen politischen Lage ihre Läden schnell zu verkaufen und ins Ausland (England und USA) zu übersiedeln. Die Meistbietenden waren Deutsche, deren Kreditwünsche von den Banken wohlwollend behandelt wurden. Diese Situation hatte die lokale Handelskammer wohl erfaßt, und sie versuchte, ihr durch administrative Maßnahmen zu begegnen. Praktisch war die Übernahme der jüdischen Geschäfte durch Rumänen meist von großen finanziellen Schwierigkeiten begleitet, da die Banken sich weigerten, die Kredite ohne ausreichende Deckung zu gewähren. Das führte zu Mißständen, welche der ganzen Wirtschaftsstruktur zu schaden drohten. Es kam auch vor, daß Legionäre in kleine jüdische Geschäfte (Handels- und Gewerbebetriebe) gingen und die Eigentümer unter Drohung zwangen, ihnen ihre Geschäfte praktisch ohne Bezahlung zu überlassen. Solche Mißbräuche wurden den Polizeibehörden und der Staatsanwaltschaft immer angezeigt, aber die Akten blieben meist aus Mangel an Zeit und Personal unbearbeitet liegen. Es ist sicher, daß die Führung der Legion diese Mißstände weder befürwortete noch tolerierte, aber oft versagte die Kontrolle von oben zur Gänze. Es mag sein, daß man in den meisten Fällen den Ausverkauf an die Deutschen verhindern wollte. Ich kenne aber auch solche seltenen Fälle, in denen einige Legionäre sich selbst zu bereichern suchten, und das war für die Legionärsbewegung und für deren Ruf in der Öffentlichkeit besonders schädlich. Die meisten dieser Vorkommnisse wurden erst nach dem Sturz der Legionärsregierung oder nach dem 25. Januar 1941 entdeckt und propagandistisch gegen die Legion ausgeschlachtet.



In der rumänischen Erdölindustrie besaßen die deutschen Banken bereits im Jahre 1938 etwa 11,6 Prozent des Gesamtkapitals. Das Reichsministerium der Finanzen in Berlin betrachtete nun, 1940, die Erdölgesellschaften »Astra Română« (Shell), »Concordia« (Petrofina) und »Columbia« (Société de pétrol d'Aquitain), deren Aktionäre sich in den von Deutschland besetzten Ländern (Holland, Belgien, Frankreich) befanden, als Kriegsbeute. Die Deutschen strebten die »De jure«-Anerkennung durch die Bukarester Regierung und die Übernahme der Gesellschaften an. Die Rumänen waren aber anderer Meinung: Rumänien befand sich nicht im Kriegszustand mit den von den Deutschen besetzten Ländern und auch nicht mit England, und aufgrund dessen wurden diese Firmen nicht übergeben.

Da der Verwaltungsapparat dieser Firmen von Rotterdam, London und Paris aus seine leitende Funktion nicht mehr ausüben konnte, setzte der damalige rumänische Handelsminister Cancicov Verwaltungskommissare ein. So wurde bei der »Astra Română« R. Meta mit dem Auftrag eingesetzt, die Besitzverhältnisse der Firma und deren Struktur bis zum Kriegsende so zu belassen wie bisher. Diese Regelung wurde bei allen Erdölgesellschaften mit ausländischem Kapital getroffen, und sowohl Marschall Antonescu als auch Horia Sima waren damit einverstanden.

Wegen der Unsicherheit der politischen Lage kam es im November und Dezember 1940 zur Ausreise vieler Fachleute (Geologen, Ingenieure, Bohrmeister usw.) aus den rumänischen Erdölgebieten. Es waren Engländer, Holländer, Amerikaner, Franzosen, aber auch Deutsche und Rumänen, die mit Hilfe der internationalen Ölkonzerne in die USA, nach Kanada, dem Nahen Osten und Indonesien gingen und dort weiterarbeiten konnten. Trotz der durch den Krieg entstandenen Schwierigkeiten wurden firmentreue Leute und deren Familien ausgesiedelt

und gut behandelt. Diese Situation war für Deutschland nicht erfreulich, aber die Versorgung der Panzer, Flugzeuge und Transportfahrzeuge mit Kraftstoff war durch die Loyalität der Bukarester Regierung gesichert. Durch die Neugründung und durch erhöhte Investitionen nahm das deutsche Kapital in der rumänischen Erdölindustrie zu und erreichte 32 Prozent im Jahre 1944.

Das große rumänische Stahlwerk »Malaxa« in Bukarest sollte nach einem Plan von Hermann Göring in deutschen Besitz übergehen, um die Kriegsindustrie mehr anzukurbeln. Das Geschäft kam nicht zustande, da die Legionäre 51 Prozent des Aktienpaketes für die rumänische Nationalbank reklamierten; die anderen 49 Prozent hätten die Deutschen nur gegen Zahlung in Gold oder Waren übernehmen können. Ähnliches geschah auch mit der rumänischen Donauschiffahrtsgesellschaft (NFR), mit den Flugzeugwerken von Kronstadt und anderen Großfirmen. Überall leisteten die Legionäre Widerstand gegen einen Ausverkauf der Industrie an die Deutschen, obwohl dies für die damalige Zeit günstig erschien.

Erwähnenswert ist auch der Versuch der SS-Führung, starke Einflußnahme auf die Legion auszuüben. Ende Oktober 1940 kam ein Vertrauensmann aus dem Amt Heydrich im Auftrag Himmlers nach Bukarest mit der Aufgabe, eine Verbindungsstelle zur Legion einzurichten. Das Ziel war, die Legionärsorganisation deutschen Vorbildern anzugleichen und sie somit gefügig zu machen. Der Erfolg blieb aus, da die Legionäre die deutschen Vorschläge ablehnten. Sie wollten ihre Unabhängigkeit bewahren. Ungünstig wirkte sich auch die Tätigkeit der »Volksdeutschen Vermittlungsstelle« unter SS-Obersturmbannführer Werner Lorenz aus. Dieser versuchte mit Hilfe des neu ernannten deutschen Volksgruppenführers Andreas Schmidt und des Konsuls Wilhelm Rohde von Kronstadt ein Sonderstatut für die deutsche Minderheit in Rumänien (Siebenbürger Sachsen und Banater Schwaben) zu erreichen. Sie sollten z. B. keinen Militärdienst in der rumänischen Armee leisten, Mitglieder der NSDAP werden können, eine Doppelstaatsbürgerschaft besitzen und in der deutschen Wehrmacht oder in der Waffen-SS dienen müssen. Für die Ausbildung in der Waffen-SS sollte die rumänische Behörde den freiwilligen jungen Volksdeutschen Kasernen und Übungsplätze zur Verfügung stellen.

Gegen diese Wünsche liefen nicht nur die rumänischen Verwaltungsbehörden, sondern auch die Offizierskreise Rumäniens



Sturm. Die Legionäre waren ebenfalls dagegen, obwohl Horia Sima mit Andreas Schmidt gut befreundet war. Die rumänische Regierung lehnte dieses Ansinnen prinzipiell ab, wollte aber in einigen Punkten mit den Deutschen verhandeln. Erwähnenswert ist die Tatsache, daß viele Politiker der deutschen Minderheit in Rumänien und auch andere Amtsinhaber, wie der evangelische Pfarrer Klein aus Kronstadt, der später Bischof wurde, die oben erwähnten Wünsche des Reiches ablehnten und die rumänische Regierung vor späteren Konsequenzen warnten. In meiner Tätigkeit spürte ich nur wenig von diesen Spannungen, aber später konnte ich mir vieles erklären. Während die deutschen Soldaten und ihre Offiziere die Rumänen als gleichberechtigte Verbündete betrachteten, sahen die deutschen Industriellen, Wirtschaftsleute und Nazi-Funktionäre Rumänien nur als ein Ausbeuteland an so wie die anderen von ihnen im Krieg besetzten Staaten. Diese Spannungen, die gleich mit der Ankunft der ersten deutschen Truppen in Rumänien entstanden, bildeten auch für die Mitglieder der Legion ein Problem. Die Legionäre waren selbstverständlich in erster Linie Rumänen und erst dann Freunde der Deutschen. Es bleibt aber unbestritten, daß eine gegenseitige Sympathie zwischen vielen Legionären und Mitgliedern der NSDAP existierte.

Aber eine Angliederung der Legion an die deutsche Nazi-Partei war und blieb völlig unrealistisch.

Hagen formulierte die ideologischen Unterschiede, wie folgt:

- Die Legion war eine autoritäre Bewegung, aber nicht totalitär.
- Codreanu stellte sich mehrmals gegen jede Form der Diktatur.
- Die Legionäre waren religiös, vielleicht nicht weit von einem irrationalen Mystizismus, und die Wurzel der Religiosität war eindeutig in der christlichen Moral verankert.
- Die Legion hatte keine Expansionsgelüste; ihre kriegerische Haltung war nur auf die Verteidigung des eigenen Territoriums ausgerichtet.
- Der Kampf gegen das Judentum war nicht rassistisch, sondern religiös, sozial und teilweise wirtschaftlich motiviert. Gegen die Juden als Volk mit alter Kultur und Tradition, gegen ihr Bestreben, einen eigenen Staat Israel (Zionismus) zu gründen, hatte die Legion nie Bedenken gehabt.
- Ähnlich wie die NSDAP glaubte die Legion nicht an die Demokratie und nicht an den Klassenkampf des Proletariats.

Wer damals die Zeit von Oktober 1940 bis Februar 1941 miterlebte und das politische Geschehen verfolgte und verstand, wird nie behaupten können, daß die Legion eine Niederlassung der NSDAP in Rumänien war oder unter deren Einfluß stand.

### *Abreise meines Vaters aus Czernowitz*

Anfang Oktober 1940 traf ich in unserem Legionärszentrum Professor A. Liteanu aus Czernowitz. Er war mein ehemaliger Latein- und Griechischlehrer im Gymnasium und mit meinem Vater gut bekannt. Ich wußte nicht, daß er seit 1937 Mitglied der Eisernen Garde war. Von ihm erfuhr ich, daß mein Vater Ende Juni 1940 Czernowitz nicht rechtzeitig verlassen konnte und jetzt seine Übersiedlung nach Rumänien nur mit Hilfe der Deutschen möglich war. Er gab mir den Rat, mich an die deutsche Botschaft in Bukarest zu wenden, und nannte mir auch den Namen eines wohlwollenden Konsularbeamten, der dort für diese Frage zuständig war.

Ich konnte den genannten Beamten in der Botschaft antreffen, der mich freundlich empfing. Ich mußte ein Formular ausfüllen, aber ich zögerte und war unsicher, da ich meinen Vater und meine Stiefmutter als Volksdeutsche angeben sollte, ferner, daß er sich als Deutscher fühle und im Reich arbeiten und leben wolle. Er wolle seine beiden Töchter (meine Halbschwestern) im Sinne des Nationalsozialismus erziehen lassen. Als ich im Zimmer allein darüber nachgrübelte, kam der Beamte mir zu Hilfe und sagte, daß das Ganze nur eine Formsache sei. Ansonsten würden die Sowjets sie nicht ausreisen lassen, zumal mein Vater nie zur deutschen Volksgemeinschaft von Czernowitz gehört hatte und als Deutscher nicht anerkannt worden war. Der Beamte versicherte mir, daß ich keine Bedenken haben müsse; später, als sich mein Vater mit seiner Familie in Deutschland befand, durfte er ohne weiteres nach Rumänien zurückkehren. Die Umsiedlung aller Volksdeutschen aus Bessarabien und der Nordbukowina begann bereits im August 1940 und sollte bis Ende des Jahres gemäß der zwischen dem Deutschen Reich und der Sowjetunion getroffenen Vereinbarung fortgesetzt und abgeschlossen werden. Ich unterschrieb alles, aber meine Hand zitterte. Ich mußte lügen, um den Vater und meine Schwestern aus dem sowjetischen Paradies herauszuholen. In der Botschaft erfuhr ich, daß nicht nur Rumänen, sondern auch



Hunderte von deutschsprechenden Ukrainern, Polen, Armeniern und sogar Russen sich auf diese Weise absetzen konnten.

Bereits im Juli 1940 hatte sich mein Vater in Czernowitz als »Volksdeutscher« erklärt und um die Umsiedlung ins Reich nachgesucht. Hiervon hatte ich in Bukarest keine Ahnung. Anfangs schien sein Gesuch von den Sowjets nicht akzeptiert zu werden. Jedoch einige Wochen später wurde er mit Unterstützung einiger befreundeter Czernowitzer Deutscher auf die Umsiedlerliste gesetzt, mußte aber noch einige Wochen warten. Ungefähr zu der Zeit, als mein Antrag in der deutschen Botschaft in Bukarest lag, wurde mein Vater mit einem Umsiedlertransport aus Czernowitz über Lemberg und Krakau nach Deutschland geschickt. Alle durften nur ein kleines Handgepäckstück pro Person mitnehmen, wobei Geld, Schmuck oder wertvolle Kunstgegenstände verboten waren. Die Reise in gesperrten Viehwaggons dauerte einige Tage bis zur deutschen Demarkationslinie in Polen. An dieser Grenze wurden die Umsiedler nach einem langen Aufenthalt und nach einer strengen Gepäckkontrolle durch die Sowjets von den Deutschen übernommen. Es gab Empfangsmusik, gutes Essen und warme Milch für die Kinder. Viele weinten vor Freude, da sie endlich das kommunistische Paradies hinter sich hatten, und dachten auch nicht mehr an die zurückgelassenen Höfe, Häuser mit schönen Einrichtungen, Feldern und Gärten als Frucht ihrer Arbeit sowie an die Friedhöfe ihrer Vorfahren seit mehreren Generationen.

Die weitere Reise erfolgte auch mit der Eisenbahn, aber in bequemen Personenwagen wie in einem zivilisierten Land. Das vorläufige Reiseziel war ein Auffanglager in Oberschlesien, nicht weit von Königshütte. Dort waren für die Umsiedler bereits moderne Unterkünfte mit allem Komfort vorbereitet. Die Lebensbedingungen, die ärztliche Betreuung und die Fürsorge für die Kinder waren dort, wie mir erzählt wurde, ausgezeichnet. Darüber hinaus waren die Deutschen stets bemüht, das Beste für die Umsiedler zu tun. Alle bekamen neue Wäsche, Kleider, Schuhe, Mäntel und Taschengeld. Für Kost und Quartier mußten sie nicht zahlen, solange sie kein eigenes Geld verdienten. Darüber hinaus war das deutsche Arbeitsamt bemüht, für jeden irgendwo einen passenden Arbeitsplatz zu finden. Viele jüngere Männer meldeten sich als Freiwillige zur Wehrmacht oder zur Waffen-SS. Auf die Umsiedler, welche die Repatriierung nach Rumänien begehrten, wie mein Vater, wurde kein Druck ausgeübt, in Deutschland zu bleiben. Ob der rumänische Staat die

Reise- und Aufenthaltskosten bezahlte, konnte man nicht erfahren.

Bereits im November 1940 erhielt ich von meinem Vater einen Brief aus Oberschlesien, durch welchen ich erfuhr, daß die Stiefmutter und meine beiden Schwestern (16 und 13 Jahre alt) sich in Königshütte (Oberschlesien) aufhielten; sie hatten aber alles in Czernowitz zurücklassen müssen. Dieses Schreiben war für mich wie ein Himmelsgeschenk. In dem Brief deutete er die Repatriierung nach Rumänien an, wisse aber nicht, wann und wie sie stattfinden werde. Er könne sicherlich auch in Deutschland bleiben, wo ihm eine Lehrerstelle für Latein angeboten worden sei. Aber Deutschland befinde sich im Krieg, und er ziehe das Leben im damals friedlichen Rumänien vor. Wenn er geahnt hätte, daß vier Jahre später die Kommunisten mit Hilfe der Sowjets in Bukarest ein Terrorregime errichten würden, wäre er sicherlich in Deutschland geblieben.

Mit der Abreise meines Vaters nach Rumänien ging es nicht so schnell, wie man es sich gewünscht hatte. Erst im Frühjahr 1941 war es soweit. Er kam mit einer größeren Gruppe nach Wien und von dort mit einem rumänischen Donauschiff nach Rumänien. Alle trafen Anfang April 1941 in Bukarest ein. Zu diesem Zeitpunkt befand ich mich als politischer Flüchtling in Berkensbrück an der Spree, nicht weit von Berlin. Das Schicksal wollte nicht, daß wir einander trafen, und wir wußten auch nichts voneinander.

Nach seiner Rückreise in die Heimat erhielt mein Vater eine Lehrerstelle im Gymnasium einer Provinzstadt, nicht weit von Bukarest. Meine beiden Schwestern konnten wieder das Gymnasium besuchen, legten die Maturaprüfung ab und studierten nachher an der Bukarester Universität Welthandel bzw. Rechtswissenschaften.

Meinen Vater hatte ich seit 1938 nicht mehr gesehen, und damals (April 1941) trennten uns Tausende Kilometer. Es sollten weitere 24 Jahre vergehen, bis es ein Wiedersehen gab. Im Jahre 1965 erhielt er die Erlaubnis, nach Wien zu reisen, um mich zu besuchen. Er war ein Greis geworden, aber auch mit seinen 82 Jahren glänzten seine Augen wie immer, streng und lieb. Er freute sich, daß ich nun einen ordentlichen Beruf und Erfolg hatte.

Meine ehemalige Zugehörigkeit zur Eisernen Garde betrachtete er als »zeitbedingten Irrtum der Jugend«, worüber man nicht mehr sprechen sollte. Zwei Jahre später starb mein Vater an einem Gehirnschlag in Bukarest, aber mit sich zufrieden, da aus seinen Kindern etwas geworden war.





Ferdinand I., König von Rumänien



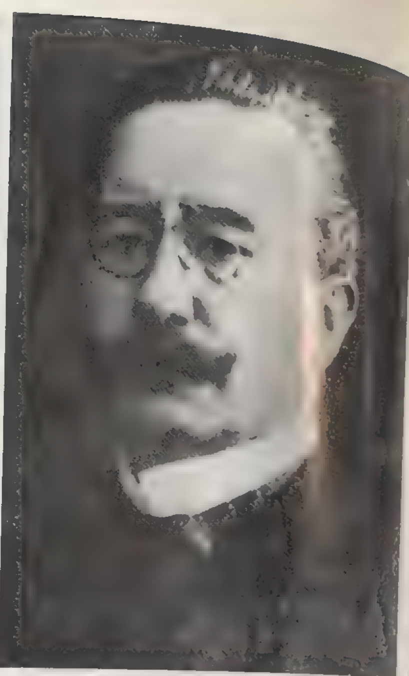
König Carol II. von Rumänien (1930-1940)



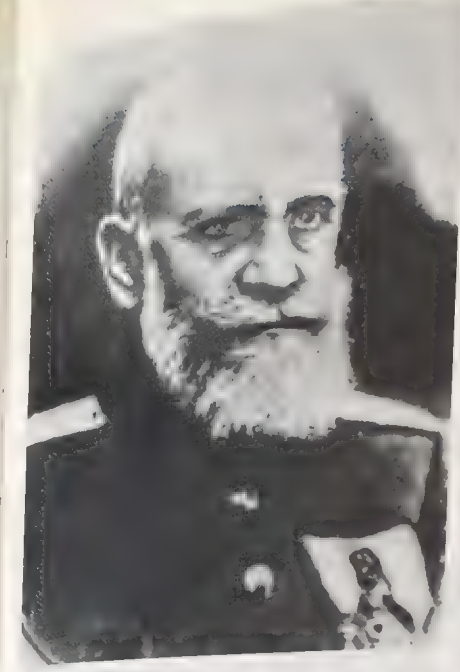
König Mihai I. (1941)



I.G. Duca, Ministerpräsident (1933)



Dr. Alex. Vaida Voevod
Ehem. Ministerpräsident



General Z. Cantacuzino



Nicolae Titulescu, Außenminister in mehreren Regierungen in Bukarest



Armand Calinescu, Innenminister 1938
Der größte Feind der Eisernen Garde.



Marschall Ion Antonescu
Führer Rumäniens in den Jahren 1940-1944



C.Z. Codreanu, der Führer (Kapitän) der Legion



Zwei Jahre nach Codreanus Ermordung kam es zu einigen tragischen Ereignissen in Rumänien.

In der Nacht vom 9. auf den 10. November wurden Teile Südrumäniens durch ein starkes Erdbeben (Grad 7 nach der Mercalli-Siebert-Scala) erschüttert. Besonders in Bukarest waren beachtliche Sachschäden und Verluste an Menschenleben zu beklagen. In der Stadtmitte stürzte der große Wohnblock »Carlton« (14 Stockwerke), in dem im Parterre ein geräumiger Kinosaal untergebracht war, wie ein Kartenhaus in sich zusammen. Der prächtige Bau war binnen weniger Minuten ein Trümmerhaufen, und viele der in den unteren Stockwerken lebenden Menschen konnten sich nicht mehr rechtzeitig retten. Das Zentrum des Erdbebens lag in der Nähe von Focşani, einer Provinzstadt etwa 200 Kilometer nordöstlich von Bukarest. Diese Naturkatastrophe, die sich gleich nach Mitternacht ereignete, erlebte ich im Auto während der Fahrt von Ploeşti nach Bukarest. Wir glaubten zuerst, daß wir eine Reifenpanne hätten, blieben stehen, untersuchten die Räder, das Fahrgestell und die Lenkung, aber wir fanden die Ursache nicht. Erst als wir in die nächste Ortschaft kamen und die vielen aufgeregten Menschen auf der Straße sahen, erfuhren wir, daß sich ein Erdbeben ereignet hatte. In Bukarest waren die Straßen voll von Menschen, und trotz Novemberkälte hatten viele nur Mäntel über die Nachthemden und Pyjamas gezogen. Einige Häuser brannten, und die Feuerwehr fuhr mit heulenden Sirenen zum Einsatz. Ich kam gegen zwei Uhr früh nach Hause und konnte feststellen, daß in unserem Wohnviertel keine großen Schäden entstanden waren. In der Wohnung waren nur einige Gläser und Blumenvasen umgefallen. Zwei Stockwerke höher war eine Wasserleitung aus der Mauer gerissen worden, und die Fenster ließen sich nicht mehr gut schließen. Tina war erschrocken, aber sie verhielt sich tapfer und versuchte einigen Wohnparteien behilflich zu sein und sie zu beruhigen.

Viele ältere Bauten, wie das Krankenhaus »Colţea«, das Cantacuzino-Palais sowie das Cotroceni-Schloß überstanden das Erdbeben ohne nennenswerte Schäden. Dagegen sahen einige moderne Bauten wie nach einem Bombenangriff aus. Traurig war die Situation für viele Familien, die jetzt zu Winterbeginn ohne Wohnung dastanden. Die vom Bürgermeister und von der Regierung getroffenen Maßnahmen waren unzulänglich. Sie

führten wegen des notorischen Organisationsmangels und wegen der Unerfahrenheit der rumänischen Verwaltung zu einem heillosen Durcheinander, und die vom Schicksal schwer getroffenen Menschen fanden nur wenig Hilfe. Erst als die Armee durch ein Sondergesetz die Einteilung und Überwachung der Arbeiten übernahm, konnten die Schäden schnell behoben werden. Die Folgen des Erdbebens wurden offiziell veröffentlicht: 61 Tote, über 400 Verletzte und mehr als 600 zerstörte und unbrauchbare Wohnungen allein in Bukarest. Durch die zahlreichen Wohnungsschäden und durch die Flüchtlinge aus den an die Sowjetunion, Ungarn und Bulgarien abgetretenen Gebieten wurde die Wohnungssituation besonders in Bukarest sehr kritisch.

In Targowischt hatte das Erdbeben nur ganz geringe Schäden verursacht. In Viforâta dagegen, nur fünf Kilometer weiter im Nordosten der Stadt, wurden einige Häuser mehr oder weniger schwer beschädigt. Auch das neu errichtete Haus meines Stiefvaters auf dem Hof meiner verstorbenen Großmutter wurde so stark beschädigt, daß es abgetragen werden mußte. Eine Entschädigung erhielten meine Eltern weder von der Versicherung noch vom Katastrophenfonds des Staates, da es sich um einen zweiten Wohnsitz handelte. Dabei war das Haus noch nicht vollständig bezahlt und mit einer Hypothek belastet. Das ebenerdige Althaus der Großeltern (etwa 150 Jahre alt), das wenige Meter davon entfernt stand, wurde aber nicht beschädigt, obwohl man es als »längst baufällig« betrachtete. Hatte man damals besser und fester gebaut?

Vom 20. bis 24. November 1940 stattete Antonescu einen offiziellen Besuch in Berlin ab und wurde von Hitler in einer längeren Audienz empfangen. Der rumänische Ministerpräsident nahm kein Blatt vor den Mund und wies auf die ungeheure Ungerechtigkeit des Wiener Schiedsspruches hin, durch welchen die Hälfte Siebenbürgens mit zwei Millionen Rumänen an Ungarn abgetreten werden mußte. Hitler soll vom Patriotismus des rumänischen Marschalls sehr beeindruckt gewesen sein; er konnte und wollte damals keinerlei Zusagen bezüglich einer eventuellen Grenzrevision geben. Sicher ist, daß er von dem Tage an Vertrauen und Bewunderung für Antonescu empfand, und diese hielten bis zu dessen Sturz am 23. August 1944 an. Ob Hitler seinen rumänischen Gast in seine Absicht einweihte, die Sowjetunion anzugreifen (Unternehmen Barbarossa), ist nicht bekannt. Bei der Unterredung waren Außenminister von Ribbentrop, Feldmarschall Keitel und Dr. Schmidt als Dolmetscher anwesend. Antonescu ließ seine beiden Begleiter, Außenminister Mihai Sturza und den rumänischen Botschafter in Berlin G. Greceanu, im Vorzimmer warten. Man weiß nicht warum. Hatte Antonescu kein Vertrauen zu den beiden Legionspolitikern, oder entsprach es Hitlers Wunsch, der auch militärische Fragen diskutieren wollte? Die Spannung durch ein stets wachsendes Mißtrauen zwischen Antonescu und der Legion war bereits damals offensichtlich. Dies war den meisten Legionären in Rumänien klar, aber alle hofften, daß die Situation sich ändern würde. Diese Spannungen waren angeblich hauptsächlich auf Mißverständnisse zwischen Horia Sima und dem Marschall zurückzuführen. An einen Bruch zwischen der Legion und Antonescu wagte damals noch kein Mensch zu denken. Es waren sicherlich viele bürgerliche Politiker, die jetzt im Schatten stehenden alten Parteien und die Freunde der ehemaligen Hofkamarilla, die ständig Mittel und Wege suchten, um die Spannungen zwischen der Legion und dem Marschall zu vergrößern. Die Legionäre gaben durch Ungeduld, Unerfahrenheit und Naivität oft Anlaß zu neuen Konflikten.

Antonescus Besuch bei Hitler in Berlin markierte den ersten Schritt der Politik Rumäniens gegen den Osten; acht Monate später marschierte die rumänische Armee mit den Deutschen zusammen gegen die Sowjetunion.

Ein sehr schwerwiegender Vorfall ereignete sich in der Nacht vom 26. auf den 27. November 1940, als einige Legionäre 64 prominente Untersuchungshäftlinge in den Gefängniszellen der Festung Jilava erschossen. Es waren insbesondere ehemalige Politiker, frühere Minister, Generäle und andere höhere Armeeoffiziere, Polizei- und Gendarmeriebeamte, die bereits wochenlang inhaftiert waren und auf ihre Prozesse warteten. Die Anklagen lauteten auf Mord und Vorbereitung zu Mord, Folterung und Verfolgung ohne gesetzliche Grundlage. Unter den Inhaftierten, die auf 19 Festungszellen aufgeteilt waren, befanden sich

- General Gh. Argeşanu, ehemaliger Ministerpräsident in der Zeit von 21. bis 27. September 1939, er hatte den Befehl zur Erschießung von 258 Legionären in den Gefängnissen und Internierungslagern gegeben.
- General Ion Bengliu, Kommandant der rumänischen Gendarmerie,
- General Gabriel Marinescu, ehemaliger Innenminister,

- Dr. Victor Iamandi, ehemaliger Chef des Abwehrdienstes,
- Dr. N. Ştefanescu (Nichi), ehemaliger Direktor des Sicherheitsdienstes,
- Oberst V. Zeciu vom Gendarmeriekommando,
- Oberstleutnant Gherovici vom Gendarmeriekommando,
- Oberpolizeirat Otto Rainer,
- Polizeiinspektor V. Panov,
- Oberstleutnant Pascu, Militärstaatsanwalt,
- Major Dinulescu und weitere sechs Gendarmen, die 1938 den Mord an Codreanu ausgeführt hatten.

In einer Zelle befand sich auch mein ehemaliger Gymnasialkollege Mihai Vârfureanu aus Targowischt. Er war beschuldigt, als Legionär seine Kameraden verraten und in den Jahren 1939 bis 1940 mit dem Sicherheitsdienst zusammengearbeitet zu haben. Da er Offizier der Legion war, mußte er zuerst vom Ehrengericht der Legion verurteilt und dann vom Staatsanwalt beim Strafgericht angeklagt werden. Er sollte aber ohne jegliche Untersuchung erschossen werden.

Die Untersuchung durch die Justizbehörde ging sehr langsam vor sich, und es war gar nicht abzusehen, wann die Gerichtsverhandlungen beginnen würden. Alle Häftlinge waren nur von bewaffneten Legionären (Legionärspolizei) bewacht. Ein Teil der Legionäre zeigte sich ungeduldig, und viele waren von Mißtrauen erfaßt. Einige Tage davor wurde im Hof der Festung Jilava das gemeinsame Grab von Codreanu und seinen 13 Legionären geöffnet, die durch Erdrosseln und Erschießen gestorben waren. Die Identifizierung der durch Schwefelsäure und Löschkalk entstellten Leichen brachte die Gemüter auf den Siedepunkt. Am 26. November traf eine Anordnung von Oberst Rioşeanu, Unterstaatssekretär im Innenministerium (ein Vertrauensmann Antonescus), ein, der zufolge alle Delinquenten zwei Tage später in ein anderes Militärgefängnis transferiert werden sollten, zu dem die Legionäre keinen Zutritt hatten. Durch diese Anordnung wurden die Legionäre sehr mißtrauisch, da sie nicht wußten, warum diese »Hauptschuldigen« der Bewachung durch die Legionäre entzogen werden sollten, zumal der Innenminister, General Petrovicescu, darüber nicht informiert war. Der empfundene Schmerz angesichts der verstümmelten Leichen, das Mißtrauen in die Justiz und jetzt die Anordnung des Obersten Rioşeanu gaben sicherlich ihren Rachegefühlen einen unbeherrschbaren Auftrieb. Einige Legionäre, darunter auch einige kurz davor als Polizeibeamte eingesetzte, entschlossen sich, sofort reinen Tisch zu machen und den »Kapitän« zu rächen. So gingen sie in die Festungszellen und erschossen alle prominenten Häftlinge, einschließlich des vermeintlichen Verräters Vârfureanu.



Die Nachricht von diesem Blutbad verbreitete sich trotz der von oben befohlenen Zurückhaltung der Presse blitzartig in ganz Rumänien und dann auch im Ausland. Wir wurden angewiesen in der Sitzung der Gruppenleiter zu sagen, daß diese Tat von den aufgebrachten Legionären gleich nach der Exhumierung des »Kapitäns« geschehen sei. Die unglückliche Handlung sollte als spontane Reaktion der Leidenschaft betrachtet werden. In Wirklichkeit hatte die Exhumierung schon eine Woche früher stattgefunden, und wie ich hörte, waren die oben erwähnten »Revolverhelden« gar nicht anwesend gewesen. Damals wußte ich nicht, daß auch Bekannte von mir darunter waren.

Einen Tag später hörte ich, daß N. Iorga und V. Madgearu von Legionären entführt und in einem Wald bei Ploeşti erschossen worden seien. Beide waren Universitätsprofessoren und ehemalige Minister. Iorga war Historiker von Weltruf mit sehr vielen Verbindungen im Ausland, und Madgearu war Wirtschaftsfachmann. Beide galten als ideologische Gegner der Legion. Professor Iorga hatte im April 1938 eine unglückliche Rolle gespielt, als er, von anderen schlecht beraten, Codreanu wegen Beleidigung in einen Prozeß verwickelte, der später zu einer Anklage wegen Hochverrats ausartete. Iorga war damals gar nicht bewußt, daß er als Instrument der Hofkamarilla eine tragische Rolle spielte. Für den Mord an Iorga und Madgearu fehlte der Legion jede moralische Begründung, zumal gegen sie keine Anzeige bei Gericht vorlag. Im Hinblick auf die Empörung in den wissenschaftlichen Kreisen im Ausland (auch in Deutschland und Italien) versprach der Generalsekretär der Legionärsbewegung in einer Pressekonferenz, eine Untersuchung des »bedauerlichen Vorfalles« einzuleiten. Es schien aber, daß Horia Sima nicht bereit war, eine Verfolgung der Täter zu ermöglichen, auch wenn er sie direkt nicht unterstützen wollte. Sowohl Horia Sima als auch sein Generalsekretär N. Pătraşcu hatten sicherlich diesen Mord weder befohlen noch angestiftet. Die Tat geschah durch die Initiative einiger rachsüchtiger Legionäre, deren Vernunft vom Fanatismus und Siegesrausch geblendet war. Zwei davon gehörten meinem Bekanntenkreis in der Legion an; aber darüber erfuhr ich erst später in Deutschland.

Bei der Sitzung der Nestführer unserer Gruppe Anfang Dezember teilte ich befehlsgemäß die »offizielle« Darstellung über diese Morde mit. Aber einige meiner Kameraden stellten mir unangenehme Fragen:
- »Warum läßt man die Justiz nicht ihre Pflicht tun?
- Soll es so weitergehen wie im ›Wilden Westen‹, wo jeder den Richter spielen darf?
- Was hat Professor Madgearu verbrochen?
- Wer sind die Täter?
- Was sagt unser Kommandant Horia Sima?
- Was sagt Marschall Antonescu?
- Was wird das Ausland über uns denken?«

Ich wußte nicht, was ich antworten sollte. Meine Legionäre merkten, daß mir jede Diskussion darüber unangenehm war und stellten keine weiteren Fragen. Bălănescu vermied es, mit mir darüber zu sprechen. Der Vizebürgermeister Mailat sagte mir am Telefon: »Das ist wirklich ein Skandal! Aber Horia Sima wird dagegen strenge Maßnahmen treffen. Wir müssen ihm helfen, über diese Schwierigkeiten hinwegzukommen, vor allem, daß so etwas nie mehr vorkommt. Aber im Grunde genommen haben diese Kanaillen ihr Schicksal verdient!«

Zu Hause war ich wortkarg und deprimiert. Tina merkte es und vermied deshalb auch jede Bemerkung.

13 Jahre lang hatten die Legionäre ständig geklagt, daß die Exekutive mißbräuchlich verhafte, foltere, einsperre und sogar auf Wunsch töte, anstatt uns vor Gericht zu stellen. Wir hatten immer wieder erklärt, daß wir die Gesetze unbedingt respektierten, aber die Regierung und die Exekutive brächen sie wieder und wieder. Nun war die Legion an der Macht: Sie hatte die Leitung von der Hälfte aller Ministerien, führte die Polizei und verfügte über Präfekten in allen Bezirken Rumäniens. Und was machten die Legionäre jetzt? Sie erschossen die Gefangenen in den Gefängniszellen, bevor die Gerichte deren Schuld nachgewiesen hatten. Die Legionäre entführten Universitätsprofessoren aus ihren Wohnungen und erschossen sie im Wald bei Nacht ohne irgendeine polizeiliche Anklage oder ein gerichtliches Verfahren! Und dabei verbargen sie sich hinter der Anonymität und bekannten sich nicht zu ihrer Tat. Die Attentäter von Duca, Stelescu und Armand Călinescu hatten damals geglaubt, daß sie für die Legion in Notwehr handelten. Sie zeigten Mut, da sie sich sofort nach dem Mord selbst der Justiz stellten. Sie versteckten sich nicht und übernahmen somit die volle Verantwortung.



Gewiß hatte Codreanu in seinem Rundschreiben Nr. 145 vom 11. Februar 1938 gewünscht, daß er im Falle eines gewaltsamen Todes gerächt werde. Ob Codreanu dies tatsächlich so gemeint hatte? Oder wollte er nur die Mordabsichten seiner Feinde durch die Androhung lahmlegen? Aber schon drei Tage später, am 14. Februar 1938, annullierte er schriftlich das eben erwähnte Rundschreiben. Codreanu bemühte sich immer, der christlichen Linie zu folgen. Deswegen glaube ich, daß sein Wunsch, gerächt zu werden, nur ein den Umständen entsprechender Schachzug war. Sollte er aber tatsächlich den Mord als Rache gewünscht haben, so hatte er sich außerhalb der christlichen Moral gestellt.

Ich akzeptierte immer die Todesstrafe, aber nur im Rahmen der gesetzlichen Ordnung als ein notwendiges Übel und nur zur Vollziehung der Gerechtigkeit, aber nie als Rache. Die Rache ist nicht nur unchristlich, sondern auch menschenunwürdig.

In den ersten Tagen wollte ich nicht viel darüber nachdenken. Man kann jedoch nicht immer seine Gedanken völlig ausschalten. Ich spürte einen gewaltigen Riß in meinem Glauben an die Legion. Die Enttäuschung war für mich viel zu groß, aber ich konnte nichts dagegen machen; ich war wie gelähmt. Ich blieb in der Legion als Mitarbeiter von V. Mailat und spürte in meinem Herzen eindeutig, daß ich nicht mehr zu »dieser Legionärsbewegung« gehörte. Im Sinne der ermordeten Kameraden während der Königsdiktatur mit den damaligen Idealen gehörte ich der Legion an.

Ich fuhr nach Targowischt, da ich das Bedürfnis verspürte, mit meinem Stiefvater über die Entwicklung der Legion zu sprechen. Dort angekommen, ließ er mich gar nicht »Guten Tag« über die Lippen bringen und sagte sehr empört und verärgert: »Was habt ihr gemacht! Habt ihr eure Leiden und die Ungerechtigkeiten vergessen, und macht ihr jetzt das gleiche? Seid ihr verrückt geworden? Alle hohen Offiziere, die euch im stillen bewundert und unterstützt haben, sind jetzt von eurem Verhalten bitter enttäuscht. Euer Kommandant, Horia Sima, kann entweder die Ordnung und Disziplin bei euch Legionären nicht halten, oder er ist selber ein Narr. Antonescu wird sich das sicherlich nicht lange gefallen lassen, und … Gnade euch Gott!«

Ich konnte gar nicht antworten und stand völlig sprachlos da. Mein Stiefvater bemerkte meine seelische Verfassung und hörte auf, mir Vorwürfe zu machen. Nach einigen Minuten des Schweigens sagte er ruhig und verständnisvoll: »Ich kann mir deinen

Zustand der Verbitterung und Enttäuschung vorstellen. Man soll sich im Leben keine Illusionen machen, und merke dir für immer: Nur wer sich Illusionen macht, kann Enttäuschungen erleben.

Ich wollte dir noch einiges über Schweinereien erzählen, die sich Legionäre hier in Targowischt vor kurzem erlaubt haben; aber ich will dir weitere Enttäuschungen ersparen. Du bist doch ein Offizier der Legion. Ich an deiner Stelle würde zu Horia Sima gehen und mit Mut, Würde und Entschlossenheit den Austritt aus der Legion erklären. Ich habe dir immer gute Ratschläge gegeben ... Aber jetzt reden wir von etwas anderem! Wie geht es dir an der Hochschule? Was machen die Prüfungen? Wie geht es Tina? ...«

Aber ich folgte dem guten Rat meines Stiefvaters nicht. Es war ein starkes Gefühl, das mich mit der Legion verband. Ich hatte keine Angst davor, Horia Sima die Wahrheit über meine Gedanken zu sagen, obwohl ich nicht wußte, wie er reagieren würde. Bedenken hatte ich nur bei dem Gedanken an die Einstellung meiner Legionäre, die seit vielen Jahren meine Mitkämpfer waren. Wie sollte ich ihnen das erklären? Nun hoffte ich, daß bald das Anliegen Grozeas verwirklicht werden und ich die Verantwortung für die Organisation der Marktarbeiter und Straßenverkäufer abgeben können würde. Was den Einsatz im Rathaus betraf, hatte mir V. Mailat versprochen, mich davon zu befreien. Daher mußte ich noch einige Wochen warten, und dann würde ich zu Horia Sima gehen und meinen Austritt aus der Legion erklären. Wie ich schon erwähnte, trat ich zu den Hauptprüfungen an der Technik (Sondertermin) an, fiel aber leider durch. Ich hatte sicherlich zuwenig gelernt, aber vielleicht hatte auch meine, durch die letzten Novemberereignisse (Blutbad von Jilava und Ermordung von Iorga und Madgearu) angeschlagene seelische Verfassung dazu beigetragen. Mein Ziel, im Januar 1941 die Diplomprüfung zu bestehen, war wieder in die Ferne gerückt.

### *Ereignisse im Dezember 1940*

Wegen der schweren Vorfälle von Jilava Ende Oktober 1940 setzte Antonescu den Polizeipräfekten von Bukarest, Oberst a. D. St. Zăvoianu und den Innenminister, General i. R. Petrovicescu ab und ersetzte sie durch den Kommandanten, Legionär d. BV. Radu Mironovici bzw. durch General I. Popescu (aktiver



Offizier). Gleichfalls wurde der bisherige Handelsminister M. Cancicov (Industrieller) durch General Potopeanu (aktiver Offizier) ersetzt. Antonescu zeigte die Tendenz, überall die Legionäre durch ihm bekannte aktive Offiziere zu ersetzen. Eine Ausnahme machte er mit der Person von Radu Mironovici, der ein alter Mitkämpfer Codreanus war und nicht der Generation von Horia Sima angehörte.

Am 13. Dezember 1940 berief der deutsche Außenminister den in Bukarest seit vielen Jahren akkreditierten Botschafter Fabricius ab und ersetzte ihn durch Manfred von Killinger (ein ehemaliger Korvettenkapitän), der aber erst am 24. Januar 1941 in Rumänien eintraf. In der Zwischenzeit wurden die Botschaftsgeschäfte vom Gesandten Karl Clodius geführt. Die Abberufung von Fabricius war ein Verlust für Rumänien, da er es seit vielen Jahren gut kannte und mit den politischen Verhältnissen der Bukarester Welt vertraut war. Manfred von Killinger war in der Diplomatie unbekannt. Er hatte nie Gelegenheit gehabt, die politischen Zusammenhänge in Rumänien kennenzulernen, und deswegen konnte er sie nie verstehen. Er war ein Vertrauensmann der NSDAP und mit dem deutschen Außenminister Joachim von Ribbentrop persönlich befreundet. Der zwischenzeitlich in Bukarest amtierende Gesandte Clodius bemühte sich erfolglos, die wachsenden Spannungen zwischen Marschall Antonescu und Horia Sima abzubauen. Clodius wie auch der frühere Botschafter Fabricius vertraten die Auffassung, daß es den deutschen Interessen nicht dienlich sei, wenn die Legion allein in Rumänien regiere. Sie habe in den letzten zwei Jahren ihre ganze Führerschicht verloren. Die Legion würde nicht fähig sein, das Land allein zu regieren und jene Ordnung aufrechtzuerhalten, die Deutschland jetzt brauche, um sich die wirtschaftlichen Hilfsquellen Rumäniens zunutze zu machen. Andererseits sei es auch nicht möglich, ohne die Legionärsbewegung Ruhe und Ordnung im Lande zu halten. Aus dieser Situation heraus ergäbe sich lediglich die Möglichkeit, eine weitere enge und dauernde Zusammenarbeit zwischen Antonescu und Horia Sima zu gewährleisten, wobei die Deutschen sich neutral verhalten sollten.

Etwa Mitte Dezember 1940 ließ mich Professor E. Chirnoagă, damals zum Rektor der Technischen Hochschule geworden, anrufen; ich solle ihn dringend besuchen. Wie ich bereits erwähnte, war er einer der wenigen Professoren an der Technischen Hochschule, die der Legion seit vielen Jahren sehr nahe standen. Im

Jahre 1937 hatte er aktiv bei der Gründung der Organisation der Legionärsfreunde mitgewirkt. Chirnoagă bemühte sich, das aus der Zeit der Königsdiktatur stammende Gesetz über die vollständige Unterstellung aller Technischen Hochschulen Rumäniens unter das Unterrichtsministerium rückgängig zu machen. Dieses Gesetz beseitigte den Einfluß der Industrie auf die Technischen Hochschulen. Dies bedeutete das Ende der strengen Auslese der Studierenden (Numerus clausus), der großzügigen Stipendien, der Unabhängigkeit der Hochschülerschaft und der guten Praxisstellen in der Industrie. Der neue Unterrichtsminister Professor Tr. Brăileanu (Legionär) wollte eine Gleichstellung aller Universitäten und Hochschulen erzielen, ein einheitliches System des Lehrbetriebes unter der bürokratischen Aufsicht der Regierung und eine Angleichung an das deutsche Hochschulwesen. Chirnoagă setzte sich auch für das Verbleiben einiger Professoren ein wie Vasilescu-Carpen, Ernest Abason und N. Petrulian, die wegen ihrer angeblichen Zugehörigkeit zur Bukarester Freimaurerloge von der Hochschule entfernt werden sollten. Chirnoagă hätte bereits 1938 für den »Nobelpreis« vorgeschlagen werden sollen, aber der damalige Unterrichtsminister hatte die amtliche Approbation wegen seiner politischen Tätigkeit abgelehnt.

Während meiner Vorsprache bei ihm bedauerte er, daß ich die letzten Prüfungen nicht bestanden hatte, und versuchte mir Mut für den nächsten Termin zu machen. Weiter erzählte Chirnoagă, daß er im Handelsministerium in einen Beirat für die Koordinierung zweckdienlicher Maßnahmen zur Rationalisierung und Sicherung der Energieversorgung bestellt worden sei. Es sei bereits eine Kommission gebildet worden, die sich hauptamtlich mit diesem Fragenkomplex befassen solle. Obwohl die Angelegenheit sehr dringend sei, hätten die Arbeiten noch nicht richtig begonnen. Für den Monat Januar 1941 seien mehrere Sitzungen mit einem umfangreichen Programm vorgesehen, und er wolle, daß ich ihn als Assistent begleite und daran mitarbeite. Als ich höflich erwähnte, daß ich noch kein Diplom besäße, winkte er ab und versuchte in einem langen Vortrag mich über dieses Thema aufzuklären und dafür zu begeistern. Einerseits würden Millionen Hektar Wald durch einen rücksichtslosen Holzeinschlag gerodet, um für die Haushalte das notwendige Brennholz zu gewinnen, und andererseits würden Milliarden von Kubikmetern wertvolles Naturgas, welches bei der Erdölförderung anfalle, nutzlos abgefackelt. Es habe viele Fachleute



gegeben, die darüber in der Fachpresse geschrieben oder bei den Fachtagungen mahnende Reden gehalten hätten. Chirnoagă gab mir eine Broschüre von Caramfil sowie ein Referat von Dr. Romaşcanu, damals Generalsekretär im Handelsministerium und Vorsitzender der Energiekommission, zum Lesen. Ich war von dieser Aufgabe fasziniert und bedauerte, daß ich noch kein fertiger Ingenieur war, um als solcher tatkräftig mitarbeiten zu können. Im Januar 1941 nahm ich als Assistent von Chirnoagă an zwei Sitzungen des Beirates teil, und meine Begeisterung wurde dabei nicht geringer.

Später, im Exil in Rostock, beschäftigte ich mich immer noch mit diesem Problem. Meine Gedanken darüber faßte ich während der Internierungszeit im April 1943 in einem Manuskript zusammen. Durch den Mangel echter und ausreichender statistischer Daten waren meine Schlußfolgerungen manchmal von den Tatsachen weit entfernt, aber nicht falsch. Heute sind alle diese Pläne längst verwirklicht, aber die bewaldeten Flächen durch die Luftverpestung von den rücksichtslos gebauten und betriebenen Industrieanlagen teilweise schwer geschädigt. Wegen teilweiser Erschöpfung der Gaslagerstätten muß Rumänien heute Erdgas aus der Sowjetunion importieren.

Ich sah Professor Chirnoagă Ende Januar 1941 zum letzten Mal. Er war sehr traurig und konnte den Bruch zwischen der Legion und der Armee nicht verstehen. Später hörte ich von ihm nichts mehr. Bei ihm lernten zwei Generationen von Chemikern ihr Handwerk, aber die rumänische Enzyklopädie der Nachkriegszeit erwähnt seinen Namen mit keinem Wort. Sein Bruder, General Platon Chirnoagă, der ebenfalls ein Freund der Legion war, lebte nach dem Krieg in Deutschland und Spanien, wo er ein Buch über den Einsatz und die Kämpfe der rumänischen Armee im Krieg gegen die Sowjetunion schrieb.

Wenige Tage vor Weihnachten bekam ich den Besuch einer mir unbekannten Frau, die sich mit dem Namen Gheorghiu vorstellte und die Schwester des im Amt befindlichen Polizeioffiziers Sava Dumitrescu war, den ich kurz davor anläßlich einer Besprechung im Polizeipräsidium von Bukarest kennengelernt hatte. Die Frau begann weinend zu erzählen, daß ihr Mann wegen eines anhängigen Disziplinarverfahrens zwangsbeurlaubt worden sei. Man beschuldigte ihn, in den Jahren 1938 und 1939 Mißbrauch und Brutalitäten gegen verhaftete Legionäre begangen zu haben. Vor kurzem hatten zwei Legionäre ihn um Mitternacht abgeholt und ihn in den Keller des Polizeipräsidiums

gebracht, wo er auch geschlagen worden sei. Niemand wußte, warum und wie lange er eingesperrt bleiben sollte. Sie erinnerte mich, daß ihr Gatte im Sommer 1936 in Sinaia mir gegenüber eine faire Haltung gezeigt und mich während meiner Verhaftung im Mai 1938 freundlich und hilfsbereit behandelt habe. Sie bat mich, ihm zu helfen, zumal er unschuldig sei. Ihr Bruder, Sava Dumitrescu, habe ihr gesagt, daß ich ihrem Mann, wenn ich wolle, sicherlich helfen könne. Ich wollte nicht ablehnen, aber gerne machte ich solche Interventionen nie, zumal ich nicht wußte, warum er eingesperrt worden war. Es war mir aber wohlbekannt, daß Legionäre, besonders die der letzten Stunde, Leute oft ohne triftige Gründe einsperrten und mit ihnen unsanft umgingen. Andererseits empfand ich es als meine moralische Pflicht, mich für den Mann einzusetzen, zumal auch er mir seinerzeit geholfen hatte. Ich versprach der Frau, etwas zu unternehmen, konnte aber nicht garantieren, daß ich Erfolg haben würde.

Am nächsten Tag ging ich ins Polizeipräsidium und suchte zuerst ihren Bruder, Sava Dumitrescu, auf. Aber auch er wußte nicht, warum sein Schwager eingesperrt worden war, und die Akte war für ihn nicht zugänglich. Er gab mir den Rat, nicht zum Polizeipräsidenten zu gehen, da dieser voll beschäftigt sei und erst nach ein bis zwei Wochen ein Audienztermin bei ihm zu bekommen sei. Am besten solle ich Dr. St. Sowa aufsuchen, der immer über alles bestens informiert sei. Er übte damals als Polizeijurist die Funktion eines Assistenten des Polizeipräsidenten aus, hatte Zugang zu allen Akten und war über alles gut informiert. Ich hatte ihn bereits 1937 kennengelernt, als er im Stab der Legion die Operationspläne ausarbeitete. Er war für seine Fairneß und Hilfsbereitschaft allgemein bekannt. Ich ging zu ihm und mußte nicht lange vor seiner Tür warten. Er war wie immer freundlich und ließ sich sofort die Akte über Gheorghiu bringen, die er aufmerksam durchblätterte. Das gegen ihn laufende Disziplinarverfahren war noch nicht abgeschlossen, aber ernste Gründe für seine Verhaftung fand er nicht. Sowa fragte mich, seit wann ich Gheorghiu kannte und was ich über ihn aussagen könne. Dann rief er jemanden an (wahrscheinlich den zuständigen Sachbearbeiter) und wechselte zur Sache einige Worte. Danach ersuchte ich ihn, eine Erklärung meinerseits über Gheorghiu zu Protokoll geben zu können und ihn möglichst bald freizulassen. Er dachte einen Augenblick nach und sagte: »Aber ja, ich mache es jetzt sofort«.



Er rief seine Sekretärin herein. Ich diktierte eine kurze Erklärung, und er schrieb darauf: »Polizeirat Gheorghiu ist sofort zu entlassen und bis zum Ergebnis des Disziplinarverfahrens mit vollen Bezügen zu beurlauben.« Danach sagte er lachend zu mir: »Bist jetzt zufrieden, Logigan?« »Voll zufrieden, und vielen Dank!«

Beim Abschied flüsterte er mir zu, daß übereifrige Legionäre ständig Blödsinn machten und unser Kommandant Horia Sima alles in der Regierung ausbaden müsse. Gegen Gheorghiu lag nichts vor außer einer anonymen Anzeige. Aber er solle nicht weitererzählen, daß er hier geschlagen worden sei. Das würde zu Komplikationen führen. Bevor ich das Polizeipräsidium verließ, ging ich zu Sava Dumitrescu, um ihn zu informieren, daß sein Schwager entlassen werden würde.

Zu Hause angekommen, war ich irgendwie zufrieden und fröhlich. Als Tina sich über meine gute Laune wunderte, sagte ich nur: »Heute habe ich eine gute Tat vollbracht«; mehr darüber wollte und durfte ich nicht erzählen.

Am nächsten Tag rief ich Frau Gheorghiu an, um ihr die freudige Nachricht mitzuteilen, daß ihr Ehegatte entlassen werden würde.

An einem nebeligen Dezemberabend ging ich meinen alten Freund und Kameraden Jean Popa besuchen, der mit einer schweren Bronchitis krank zu Bett lag. Dort, in der Straße Dr. Felix Nr. 31, hatte ich einige Jahre gewohnt. Im Parterre vorne wohnte ein Arzt mit seiner Familie und im Hinterhof eine junge Schauspielerin mit ihrem Vater. Im ersten Stock links wohnte die Hausbesitzerin, Frau Popa mit ihren zwei Söhnen und ihrer Tochter, und rechts die jüdische Familie Braunstein mit zwei Kindern. Die Mansardenzimmer auf dem Dachboden waren noch immer an Studenten der Technik vermietet. Mein Freund, Jean Popa, war gerade ins Ambulatorium zur Inhalationsbehandlung gefahren, und Frau Popa ersuchte mich, auf ihn zu warten. Inzwischen plauderte sie mit mir über ihre Sorgen. Sie fürchtete, daß Jean eine Lungeninfektion bekommen habe, und sie wollte ihn ins Sanatorium bringen. Damals war die Tuberkulose in Rumänien weit verbreitet und häufige Todesursache, besonders bei jungen Menschen. Der zweite Sohn, Octavian, begann bereits an der Technik zu studieren, aber wie sie sagte, hatte er nur die Politik im Kopf. Nur die Tochter war immer brav und verursachte keinerlei Probleme. Weiter erzählte sie mir, daß die Familie Braunstein jetzt in schwere Bedrängnis gekommen

sei. Sein Uhrmachergeschäft werde Braunstein bald verkaufen müssen und versuchen, mit seiner Familie ins Ausland zu übersiedeln. Aber zur Zeit sei es sehr schwer, da niemand Juden haben wolle, ausgenommen die reichen. Man wolle ihm die Wohnung wegnehmen, da diese für »eine jüdische Familie« viel zu groß sei. Seine Wohnung solle ein Umsiedler aus der Dobrudscha mit seiner Frau bekommen; der habe aber keine Kinder und solle daher von Amts wegen auch nur eine kleinere Miete bezahlen. Frau Popa war aufgeregt und fügte hinzu: »Nicht, weil ich künftighin einige hundert Lei weniger Miete bekommen werde, aber wo soll der arme Braunstein mit seinen zwei Kindern hingehen? Dabei waren sie zu uns immer freundlich und hilfsbereit! In der Zeit der Verfolgung (1938 und 1939) hat Braunstein doch einen Teil des Propagandamaterials der Legion von Jean bekommen und bei sich versteckt. Ist es nicht grausam, was wir mit ihm und seiner Familie machen? Sein älterer Sohn ist hier in einer Bank beschäftigt, und der andere Sohn geht noch ins Gymnasium, solange er noch darf! Warum ist man mit ihm so ungerecht? Ist das christlich?«

Ich empfand die Äußerungen von Frau Popa nicht nur als Vorwurf gegen die Politik der Legionärsregierung, sondern auch als Tadel gegen mich selbst und meinen Glauben an die Legion. Aber sie hatte recht, obwohl ich es nicht zugeben wollte. Da ich nicht mehr warten konnte, mußte ich mich verabschieden. Gleich danach ging ich zur Familie Braunstein hinüber. Der Mann und der ältere Sohn waren noch nicht zu Hause, und der jüngere Sohn lag mit Mandelentzündung im Bett. Die Frau erkannte mich sofort und begann zu weinen. »Herr Logigan, wo sollen wir jetzt im Winter hin? Wir sollen auswandern, weil wir müssen! Aber weder die Engländer noch die Türken noch die Ungarn geben uns ein Visum. Die Schweizer würden uns aufnehmen, wenn wir viel Geld in Devisen oder Gold hätten ..., aber woher? Wir sind nicht reich! Wir wohnen seit 25 Jahren hier und haben niemals gegen die Gesetze oder die guten Sitten verstoßen. Mein Mann war im Ersten Weltkrieg Soldat in der rumänischen Armee, und wegen seiner Verwundung bekam er die Invalidität dritter Klasse zuerkannt. Er wurde auch mit der Tapferkeitsmedaille ausgezeichnet.«

Ich beeilte mich wegzugehen, da ich dies alles nicht mehr hören konnte und wollte. Ich war feige und spürte jeden Tag die Ungeheuerlichkeit und die Absurdität unserer Politik. Zu Hause angekommen, war ich wenig gesprächig, und Tina war von



meiner »schlechten Laune« nicht begeistert; ich wollte sie aber mit meinen Gedanken nicht belasten. Ich entschloß mich, für die Familie Braunstein in aller Stille etwas zu tun.

Am nächsten Tag ging ich zu meinem Chef, dem Vizebürgermeister V. Mailat. In seiner Kompetenz lag auch das Wohnungsamt, eine Institution, die damals eine bedeutende Rolle spielte. Früher war es nur ein einfaches Vermittlungsbüro, das im Wettbewerb mit den ansässigen Immobilienunternehmen der Stadt stand. Wegen des Umsiedlerstroms und der Flüchtlinge war das Wohnungsamt mit besonderen Rechten ausgestattet worden, darunter war auch das Recht zur Beschlagnahme einer Wohnung ohne gerichtlichen Beschluß. Mailat hatte dieses Amt entsprechend ausgebaut, und viele Legionäre waren dort als Sachreferenten und Vollzugsorgane eingesetzt.

Mailat war von meiner »Intervention« für eine jüdische Familie ziemlich überrascht. Als ich ihm aber die ganze Geschichte erzählte, erklärte er sich einverstanden, die Beschlagnahme der Wohnung bis zur Auswanderung der Familie Braunstein ins Ausland zu verschieben. Er rief in meiner Anwesenheit den zuständigen Referenten an, und die Angelegenheit konnte sofort erledigt werden. Mailat war im Grunde genommen ein herzensguter Mensch; er machte mich aber darauf aufmerksam, mit niemandem darüber zu sprechen. Es sollte niemand erfahren, daß wir einer jüdischen Familie geholfen hatten. Sonst hätten wir in den Verdacht kommen können, von den Juden bestochen worden zu sein.

### *Das neue Jahr (1941) beginnt mit Sorgen*

Der Wintereinbruch kam schnell, und zwei Wochen vor Weihnachten begann es in Bukarest zu schneien. Von der feierlichen Vorweihnachtsfreude, wie wir sie früher erlebt hatten, war in der rumänischen Hauptstadt nichts mehr zu spüren. Die Folgen des Erdbebens, das Elend der Flüchtlinge, die große Zahl der Umsiedler, das durch Gebietsabtretungen verstümmelte Land und die Spannung zwischen Antonescu und Horia Sima gaben zu großer Sorge Anlaß. Der Verlust Bessarabiens brachte eine fühlbare Knappheit an Speiseöl, dessen Verkaufspreis ständig anstieg. An eine Rationierung wurde nicht gedacht, da genügend Vorräte vorhanden waren, aber der Transport und die Verteilung waren mangelhaft. Hinzu kam noch die Profitgier der Spekulanten, und die Preistreiberei kannte keine Grenzen. Auch die

Erdölproduktion ging zurück. (Von 1936 bis 1941 sank sie von 8,7 Millionen auf 5,5 Millionen Tonnen.) Die Leistungsfähigkeit der Industrie nahm allmählich ab, da die Investitionsfreudigkeit infolge der unsicheren politischen Verhältnisse erheblich nachließ. Meiner Meinung nach waren die Mißstände und die schwache Wirtschaftsleistung Rumäniens teilweise auf organisatorische Mängel der Behörden und auf die Unfähigkeit der verantwortlichen Regierungsstellen zurückzuführen. Sowohl die Legionäre als auch die Militärs konnten die wirtschaftlichen Probleme nicht verstehen und waren daher auch nicht fähig, sie zu meistern.

Ein bekannter deutscher Wirtschaftsfachmann, Professor Wagemann, damals Leiter der Konjunkturforschung in Berlin, besuchte im Auftrag der deutschen Reichsregierung im November 1940 Rumänien und untersuchte insbesondere die Land- und Forstwirtschaft. Seinen Bericht – etwa 200 Seiten – bekam ich von Petrovicescu zum Lesen. Ein Satz über die Bauern in Siebenbürgen blieb mir in Erinnerung: »Die Deutschen (Siebenbürger Sachsen und Schwaben) arbeiten fleißig, um vorwärtszukommen; die Ungarn, damit sie genügend essen und trinken können; und die Rumänen nur so viel, daß sie nicht verhungern.« Dieser Satz war für die Rumänen beleidigend und für die Öffentlichkeit ein Skandal. Ich muß aber gestehen, daß Professor Wagemann teilweise recht hatte.

Kurz vor Weihnachten teilte mir Mailat mit, daß ihm Ende Januar 1941 eine Dienstreise nach Deutschland bevorstehe, er wolle, daß ich ihn begleite. Deshalb sollte ich mir rechtzeitig einen Reisepaß besorgen lassen. So kam ich bereits vor Silvester in den Besitz eines Reisepasses; dem ersten in meinem Leben. Die Dienstreise mit Mailat nach Deutschland kam nicht mehr zustande, aber der Reisepaß sollte mir bald sehr nützlich sein.

Weihnachten und Silvester hätte ich gerne in Targowischt bei meinen Eltern und meinen zwei Geschwistern verbracht. Aber ich konnte Tina nicht allein lassen, und meine Mutter wollte noch immer nicht mit meiner Frau zusammenkommen. Für sie war Tina eine Verführerin. Ich versuchte, durch einen Kompromiß alle zufriedenzustellen. Den Heiligen Abend in Bukarest, den 25. Dezember in Targowischt, Silvester in Bukarest und den 7. Januar wieder in Targowischt. Das Resultat meines Kompromisses war, daß sowohl Tina als auch meine Eltern und meine Geschwister unzufrieden waren und ich wie immer gehetzt und müde war. Damals habe ich meinen Stiefvater zum letztenmal



gesehen. Als ich nach dem Krieg im Jahre 1975 nach Rumänien kam, konnte ich nur noch sein Grab besuchen.

Anfang Januar brachte Tina abends eine Hiobsbotschaft nach Hause. Ihr war im Justizministerium gekündigt worden, als sie eben hoffte, bald Beamtin zu werden. Aufgrund eines Sondergesetzes mußte jedes Ministerium eine gewisse Anzahl von Umsiedlern und Flüchtlingen aufnehmen und dafür anderen Angestellten besonders verheirateten Frauen, kündigen. Anders gesagt: Wenn wir nicht geheiratet hätten, wäre Tina nicht gekündigt worden. Ich konnte und wollte auch nicht intervenieren, zumal meine Situation im Rathaus bereits schwierig war: Alle wußten, daß ich mit Ende Januar ausscheiden würde. Aber mein alter Freund (oft »Gegenspieler«) Petrovicescu, dem ich davon erzählte, wurde zornig und schlug mir vor, ich solle sofort zu Mailat oder zu Professor Pătraşcu (Generalsekretär der Legion) gehen und sie bitten, etwas zu unternehmen. Ich lehnte ab, da ich über einen politischen Weg keinen eigenen Vorteil erzielen wollte. Zwei Tage später rief mich Petrovicescu an, daß er für Tina eine Stelle bei der Firma »Distribuţia SA« habe, wo sie bereits am 1. Februar anfangen könne. »Distribuţia SA« war eine Verteilungsorganisation, bei der mehrere Erdölgesellschaften ihre Raffinerieproduktion vermarkteten. Sie besaß einige hundert Tankstellen in Rumänien, zahlreiche Tankwagen und Eisenbahnzisternen. Auf Empfehlung Petrovicescus ging Tina zur Direktion der Firma in Bukarest, um sich vorzustellen, und wurde sofort genommen. Sie konnte somit am 1. Februar 1941 mit der Sekretariatsarbeit beginnen und erhielt sogar ein höheres Gehalt als im Justizministerium. Nach meiner Flucht ins Ausland wurde ihr infolge der Intrigen innerhalb der Firma sowie der ständigen Belästigungen durch die Polizei erneut gekündigt, und sie war im Juni 1941 wieder auf der Suche nach einer anderen Arbeitsmöglichkeit. Bald bekam sie eine Vorladung zur deutschen Botschaft in Bukarest, wo sie zwei Briefe von mir aus Deutschland erhielt, die ich durch die normale Post nicht schicken konnte. Ferner wurde sie davon in Kenntnis gesetzt, daß sie nicht zu mir nach Deutschland fahren dürfe. Als Tina erzählte, daß sie jetzt arbeitslos sei, bemühte sich ein dortiger Konsularbeamter um eine Stelle für sie. Tatsächlich bekam sie nach nur wenigen Tagen die Nachricht, daß sie bei der Firma »Adesgo« (eine Strumpffabrik mit deutschem Kapital) sofort genommen werden könne. Dort blieb sie bis zum Kriegsende und freute sich über die gute Behandlung bei zufriedenstellender Entlohnung.

Am 8. Januar 1941 kamen in mein Arbeitszimmer im Rathaus des dritten Bezirks vier bewaffnete »Kameraden« der Legionärspolizei (Serviciu de Ordine al Legiunei), durchsuchten mich nach Waffen, durchstöberten meinen Schreibtisch und nahmen meinen Terminkalender und weitere Unterlagen mit. Zusammen mit meinem Mitarbeiter Ing. Bălănescu und Direktor Petrovicescu führten sie mich ohne irgendeine Erklärung ab. Mein Ersuchen, Mailat und meine Frau anrufen zu können, wurde abgelehnt. Meine Mitarbeiter und andere Kollegen waren erstaunt und sprachlos. Die einzige Erklärung, die wir bekamen, war: »Wir sind die Legionärspolizei und führen einen Sonderbefehl aus!«

Auch die heftigen Proteste Petrovicescus, der jähzornig wurde, nützten nichts. Die »Kameraden« drohten, ihn in Ketten zu legen, falls er sich nicht ruhig verhalten würde. Ich blieb ruhig, da ich glaubte, daß es sich um ein Mißverständnis handle. Unterwegs im Auto durften wir miteinander nicht sprechen. Man führte uns zur Legionärspolizei, wo wir jeder unter Bewachung in einem separaten Raum eingesperrt wurden. Wir durften weder telefonieren noch etwas fragen oder schreiben. Zu Mittag wurde uns ein mageres Essen serviert, und wir mußten weiter auf den »Chef« warten. Es war deprimierend, von eigenen Legionären verhaftet und so behandelt zu werden. Erst sechs Stunden später kam der »Chef«. Es war Moisescu, genannt Maulwurf (Cârtiţă), einer der Vertrauten von Horia Sima, der neben seinen vielen undurchsichtigen Aufgaben auch den Auftrag hatte, Verfehlungen der Legionäre zu untersuchen. Von ihm hatte ich schon mehrmals gehört, aber ihn nie persönlich kennengelernt. Jetzt hatte ich dieses »Glück«; er war ein schmächtiger, dunkelhaariger Mensch mit harten Gesichtszügen, der einem nie ins Auge schauen konnte.

Wir wurden jeder einzeln verhört. Moisescu fragte mich Verschiedenes in Verbindung mit unserer Tätigkeit bei der Preiskontrolle und über die Gesetzgebung und die Verfolgung von Übertretungen im Justizweg. »Die von dem Beamten der Preiskontrolle übernommenen Geldbußen wurden restlos an die Organisation ›Hilfe der Legion‹ überwiesen, und ab 1. Januar dieses Jahres stellte ich diese Methode völlig ein.« Warum ich es getan hätte? »Weil es völlig ungesetzlich ist und ich in einem Legionärsstaat die Gesetze respektieren möchte.« Warum ich es bis 1. Januar getan hätte? »Ich habe dies als vorübergehende Phase betrachtet und gehofft, daß bald das entsprechende Gesetz erlassen würde.«



Ob ich sicher sei, daß meine Leute die Geldbuße einkassiert und nicht etwas für sich behalten hätten? Ich antwortete darauf, daß ich keinen Grund hätte, jemanden zu verdächtigen. Ob ich Dâmboviceanu gut kenne und woher? Ob ich wisse, daß er wegen Scheckfälschung vorbestraft ist? Ob ich wisse, daß er in Wien ein Bankkonto besitzt? Freilich, das letztere wußte ich nicht, aber ein solches war auch nicht verboten. Ob ich oder meine Frau ein Bankkonto im Ausland hätten und seit wann und warum? Ich spürte, daß meine Geduld zu Ende war, aber antwortete beherrscht: »Weder ich noch meine Frau haben ein Auslandskonto; wir besitzen nicht einmal ein Bankkonto im Inland. Wir leben bescheiden in einem möblierten Zimmer, und unsere beiden Einkommen zusammen sind weniger als 10.000 Lei monatlich.«

Moisescu blieb ruhig und fragte weiter: »Warum haben Sie sich einen Reisepaß ausstellen lassen?« Darauf antwortete ich auch ruhig: »Das habe ich auf Wunsch von Mailat getan; er soll bald eine Deutschlandreise antreten, und ich sollte ihn begleiten.«

Weiter wollte Moisescu wissen, was für eine Verbindung zwischen mir und Grozea bestehe und ob ich den »Verräter« Vârfureanu jemals kennengelernt habe. Dann verließ er das Zimmer, ohne sich zu verabschieden. Etwa eine Stunde später wurden wir alle drei freigelassen und ausdrücklich angewiesen, über unseren »Besuch« bei der Legionärspolizei mit niemandem zu sprechen. Es sei der Wunsch des »Chefs« (genannt Maulwurf), und wir sollten es verdammt ernst nehmen! Wir waren alle drei empört; besonders Petrovicescu war sehr verärgert. Zusammen gingen wir in ein Restaurant, um etwas zu trinken und zu beratschlagen, was wir weiter tun würden. Petrovicescu sagte, er habe noch vor Weihnachten erfahren, daß Moisescu einen oder zwei Informanten in unsere Dienststelle eingeschleust habe. So wurden wir von der Legionärspolizei ständig beobachtet. Diese Agenten, diese Kanaillen, mußten, wenn sie nichts zu berichten hatten, etwas erfinden, um ihre schmutzige Tätigkeit zu rechtfertigen. Bălănescu meinte, daß ich als ältester Dienstgrad bei Professor Pătraşcu (Generalsekretär) oder sogar bei Horia Sima vorstellig werden und gegen diesen Vorfall protestieren solle. Petrovicescu und ich waren dagegen, da es sinnlos sei; Moisescu genieße das volle Vertrauen Horia Simas, und gegen ihn lasse sich nichts machen. Wir beschlossen, nur mit Mailat darüber zu reden und mit sonst niemandem; auch unseren Frauen zu Hause erzählten wir nichts.

Mailat war von unserer Berichterstattung nicht ganz überrascht; vielleicht war er schon vorher informiert worden, und er fand es nicht so gravierend. »Im Hinblick auf alles, was heutzutage geschieht, ist es nur eine Bagatelle.« Wir sollten das alles nicht dramatisieren. Er würde darüber demnächst mit Professor Pătraşcu sprechen. Ferner teilte er mir mit, daß wir uns bewaffnen müßten. Er habe bereits 50 Pistolen der Marke »Walther« 6,35 mm bestellt, die demnächst aus Deutschland eintreffen würden. Ich drückte dazu meine Bedenken aus: »Nicht alle meine Leute sind mit dem Umgang mit Faustfeuerwaffen vertraut; daher sind vorher Schießübungen notwendig. Ferner müssen sie genaue Instruktionen erhalten, wann sie von der Waffe Gebrauch machen dürfen und was sie dabei beachten sollen.«

Mailat antwortete ungeduldig, daß dafür keine Zeit sei und auf Befehl Horia Simas alle Legionäre sich sofort bewaffnen sollten. Dann zu mir ziemlich vorwurfsvoll: »Ich weiß, Sie haben immer Bedenken! Sie sind mir zu umständlich, zuwenig revolutionär …«

Schon am nächsten Tag trafen fünf Kisten mit Pistolen, Ledertaschen und je 50 Schuß Munition ein. Ich verteilte nur zehn Pistolen, und den Rest ließ ich in einem Panzerschrank verschließen. Alle Empfänger waren Reserveoffiziere und Unteroffiziere, die mit dem Gebrauch von Faustfeuerwaffen vertraut waren. Es war mir aber unverständlich, warum meine Leute und besonders die jüngeren so eifrig den Besitz einer Waffe anstrebten. Hatten sie Angst vor Angreifern, oder wollten sie nur angeben?

Am 7. Januar 1941 gab es eine wichtige Unterredung zwischen Marschall Antonescu und Horia Sima mit dem Ziel, die vorhandenen Spannungen abzubauen. Initiator dieses Versöhnungsversuches war der deutsche Sondergesandte Dr. H. Neubauer, der hauptsächlich für Wirtschaftsfragen in Rumänien zuständig war. Statt zu einer Beruhigung der Lage kam es zu einem regelrechten Streit, nach welchem Antonescu seinen Vizepremier aus dem Zimmer wies. Der nicht mehr zu kittende Bruch begann sich zu abzuzeichnen.

Am 14. Januar 1941 flog Antonescu nach Berlin, wo er von Hitler persönlich empfangen wurde. Horia Sima, der von Rudolf Heß eingeladen worden war, lehnte es ab, Antonescu zu begleiten, und blieb in Rumänien. Sowohl Hitler als auch Rudolf Heß betrachteten diese Ablehnung als Affront. Es ist mit Sicherheit anzunehmen, daß Hitler, der seine Bewunderung für den rumänischen Marschall nie verbarg, über die Spannungen mit Horia Sima ausreichend unterrichtet war. Hitler sprach Antonescu sein volles Vertrauen aus, distanzierte sich aber von der ungestümen Haltung der Eisernen Garde. Obwohl die Legionäre bei vielen maßgeblichen Nationalsozialisten wie Rudolf Heß, Hermann Göring und besonders Alfred Rosenberg viel Verständnis fanden, entschied sich Hitler für Antonescu, der ihm einen wesentlichen Beitrag der rumänischen Armee im kommenden Krieg gegen den Osten zusicherte. Die Haltung Hitlers wurde auch durch die Intrigen Ribbentrops unterstützt. Es gab viele Aktivitäten auf beiden Seiten, die diese Spannungen durch gezielte Informationen und Intrigen vergrößerten.



Am 18. Januar 1941 wurde Major Döringer, ein Mitglied der deutschen Heeresmission in Bukarest, von einem griechischen Agenten ermordet. Am nächsten Tag veranstaltete die Legion große Sympathiekundgebungen für Deutschland in Bukarest und in einigen anderen Städten Rumäniens. Man verlangte den Rücktritt von Oberst Eugen Cristescu, dem Chef des rumänischen Abwehrdienstes, und des Unterstaatssekretärs im Innenministerium, Oberstleutnant Rioşeanu. Die Legionäre bezichtigten sie der Unfähigkeit und der Unzuverläßlichkeit und forderten deren sofortige Absetzung. Beide waren aber zugleich Vertrauensleute Antonescus, und es war eine Selbstverständlichkeit, daß der Marschall sie nicht fallenlassen würde. Ich selber nahm an dieser Kundgebung teil. Der Demonstrationszug ging gegen Abend von der Legionszentrale in der Imprimeriegasse über die »Calea Victoriei« am königlichen Palast vorbei und endete mit einer großen Kundgebung am Siegesplatz (Piaţa Victoriei), wo sich neben dem Außenministerium auch der Hauptsitz von Antonescu als Regierungschef befand. Beide Amtsgebäude waren vom Militär abgeriegelt und bewacht. In den Nebenstraßen waren zahlreiche Panzer aufgefahren, und der Verkehr mußte umgeleitet werden. Manche Demonstranten brüllten und drohten mit Revolution in ganz Rumänien. Sie verlangten eine aus Legionären gebildete Regierung, das Abziehen des Militärs und eine neue Verfassung. Einige schrien wie verrückt und beleidigten das Militär: »Gegen Russen und Ungarn habt ihr nicht gekämpft, und jetzt seid ihr bereit, auf Legionäre zu schießen! Versucht es doch, ihr Feiglinge! Bald werdet ihr was erleben!«

Ich spürte wie ungerecht diese Menschen waren. Die rumänische Armee, die uns immer wieder Verständnis und Schutz gewährt hatte, hatte vor wenigen Monaten den Russen Bessara-

bien und die Nordbukowina und danach den Ungarn ein Drittel von Siebenbürgen kampflos überlassen müssen. Das war eine politische Entscheidung, und die Soldaten mußten gehorchen. Und jetzt waren es die Legionäre, die unsere Soldaten beleidigten. Oder waren es nur eingeschleuste Agenten, die erhitzte und fanatisierte Demonstranten herausforderten? Im Demonstrationszug war auch eine Kompanie (etwa 200 Mann) der neuen, militärisch organisierten politischen Truppe der Legionärsbewegung, schwer bewaffnet und motorisiert. An deren Spitze marschierte Bartolomeu Livezeanu, den ich seit vielen Jahren kannte. Ich fand die Situation mehr als grotesk: Man demonstrierte auf der Straße gegen den eigenen Ministerpräsidenten. Weil sich der Marschall und sein Vize stritten, mußten die Legionäre und die Armee ihre Muskeln spielen lassen. Aber warum mußten die Armeepanzer in der Innenstadt postiert werden? Hatte Antonescu Angst vor den Legionären, deren Grünhemd er kurz vorher getragen hatte? Wollten die Legionäre mit Gewalt ins Präsidium eindringen? Ich konnte nichts mehr verstehen!

Kurz nach Beendigung der Kundgebung ging ich nach Hause; ich war sehr verbittert und in Sorge. Als mich Tina fragte, warum so eine gewaltige Demonstration notwendig war, konnte ich nur kurz antworten: »Ich weiß es nicht! Ich glaube, daß alle verrückt sind!« In derselben Nacht entließ Antonescu den Innenminister, General a. D. Petrovicescu, der der Legion nahestand, und ersetzte ihn durch einen aktiven Offizier, General I. Popescu, der bis April 1944 in diesem Amt verblieb. Der Bruch zwischen der Legion und der Armee war perfekt und irreparabel.

Wenige Tage vor der oben geschilderten Demonstration hatte ich mir die Zeit genommen und war nach Boldeşti (Prahova) gefahren, um meine Kameraden aus dem Ölfeld zu besuchen. Die dortige Legionärsgruppe, die im Sommer 1937 nur ein einziges Nest hatte bilden können, zählte nun mehr als 300 Mann und war gut organisiert. Die Direktion des Ölfeldes stellte für die Legionärsgruppe einen Raum und auch den großen Versammlungssaal des Betriebes kostenlos zur Verfügung. Jetzt waren die Legionäre dabei, sich laut »Befehl von oben« zu bewaffnen, um eventuell die Gefahr eines Kommunistenputsches abzuwehren. Die Ölarbeiter glaubten an eine solche Gefahr nicht, da die Zahl der Kommunisten viel zu gering war. Gerüchte waren in Umlauf, daß die Russen eine Besetzung der Ölfelder durch Luftlandetruppen vorbereiteten. So war es zu erklären, daß im ganzen Ölgebiet Flakartillerie mit deutschem und rumä-



nischem Militär in befestigte Stellungen gebracht worden war. Vielleicht erwartete man einen Krieg! Das Erdöl war für die Kriegführung wichtig, und deswegen mußten die Ölfelder und Raffinerien besonders geschützt werden. Nach einer Absprache mit meinen Kameraden machte ich einen Besuch beim neuen Werksdirektor Ing. Brăileanu, der sich an mich erinnerte. Er nahm sich für mich Zeit und erzählte mir viele interessante Neuigkeiten. Die Hauptdirektion des »Shell Royal Dutch«-Konzerns sei im Jahr zuvor von Den Haag, das von den Deutschen besetzt war, nach London verlegt worden, und die rumänische Niederlassung »Astra Română« arbeite nun fast selbständig. Der frühere Direktor von Boldeşti, Ing. G. Prikel, sei nun Vorstandsmitglied und als technischer Direktor nach Câmpina versetzt worden. Im Herbst sei ein Bevollmächtigter aus London nach Bukarest gekommen und habe in einer Vorstandssitzung allen Mitarbeitern anheimgestellt, zu bleiben oder nach Übersee zu gehen, wo die Firma Shell sie weiter in ihren Ölfeldern beschäftigen könne. Es herrsche nun in den Konsortialbetrieben im Irak nach Abwanderung vieler Deutscher ein fühlbarer Mangel an Fachkräften, zumal die Produktion wegen des Krieges stark angekurbelt wurde. Ich fragte, ob viele Mitarbeiter der »Astra Română« von der vorgeschlagenen Alternative Gebrauch gemacht und Rumänien verlassen hätten. Brăileanu schwieg einige Augenblicke, dann sagte er: »Ja, sicher! Poech ist in Kanada, der Geologe Steeman in Sumatra. Es sind auch einige Oberbohrmeister sowie Chemiker aus den Verarbeitungsanlagen weg. Die ersten waren die Juden, wie Michelsohn (Spülungsfachmann), dann Engländer, Franzosen, Holländer, Polen und einige Österreicher, die nicht Deutsche sein wollten.

»Sind auch Rumänen abgereist?« wollte ich wissen.«

»Jawohl, auch Rumänen, wie Atanasiu, der jetzt in Venezuela ist; zwei rumänische Bohrmeister, die sich in Australien für zwei Jahre verpflichtet haben, wollen dort weiter bleiben.« Als Brăileanu mich fragte, ob ich schon mein Diplom hätte, mußte ich bedauern: »Leider noch nicht, aber ich hoffe, daß ich im Juni soweit sein werde!«

Vor dem Abschied – ich weiß nicht, was mir eingefallen war – fragte ich: »Angenommen, ich werde nicht so bald meine Diplomprüfung bestehen, könnte ich inzwischen bei Ihnen eine Beschäftigung bekommen?«

Brăileanu bejahte, ohne zu zögern: »Natürlich und das sofort. Wir haben durch die Abwanderung der Ausländer einen chroni-

schen Mangel an Fachpersonal, und wir können Sie auch ohne Diplom einstellen. Aber sicherlich wären Sie als Diplomingenieur finanziell und stellungsmäßig besser dran.«

Und ich fragte weiter: »Und glauben Sie, daß ich bei Shell auch im Irak eine Beschäftigung erhalten könnte?« – »Im Prinzip sicher, aber ich weiß nicht, ob die Briten, die jetzt die Herren im Irak sind, Ihnen nicht Schwierigkeiten machen würden. Aber Gott sei Dank ist Rumänien noch nicht in den Krieg involviert; obwohl es jetzt auf der Seite der Achsenmächte steht. Übrigens, Shell beschäftigt weiter viele Deutsche und Österreicher in Kanada, Venezuela, Java und Australien. Bis jetzt wurden sie noch nicht interniert; sie haben sich alle als staatenlos erklärt.«

Ich wunderte mich, daß Brăileanu sich so viel Zeit für mich nahm und so offenherzig plaudern konnte. Über die politische Situation vermied er es, etwas zu fragen oder sich zu äußern. Er war überhaupt ein taktvoller Mensch.

### *Das Ende des Legionärsstaates*

Der neuernannte Innenminister General I. Popescu setzte bereits an seinem ersten Amtstag alle bisherigen Bezirkspräfekten (Legionäre) ab und ersetzte sie auf Wunsch Antonescus mit aktiven Offizieren (Obersten). Zugleich wurden die meisten Bürgermeister der größeren Städte sowie der Bukarester Polizeipräsident Radu Mironovici entlassen. Die Legionärsgarde von Bukarest wurde vom Militär aufgefordert, ihre Waffen abzuliefern und die Kaserne zu räumen. Fast überall in Rumänien besetzten bewaffnete Legionäre die Bezirkspräfekturen, Gemeindeämter, Verwaltungsstellen, Telefonämter und Polizeistationen. So hinderten sie die neu eingesetzten Amtsträger, die Dienstgeschäfte zu übernehmen. Diese Situation alarmierte Hitler. Auf Veranlassung seines Außenministers Ribbentrop telefonierte er mit dem deutschen Gesandten in Bukarest: »Der General (Antonescu) soll energisch durchgreifen und reinen Tisch machen; dann soll er unter seiner Führung die Legion neu gründen.«

Es gab auch gravierende außenpolitische Ereignisse, die das Gefühl der Unsicherheit der Rumänen steigerten. Der sowjetische Außenminister W. Molotow führte am 12. und 13. November 1940 Sondierungsgespräche in Berlin, in welchen sicherlich Rumänien, Bulgarien und die Türkei im Mittelpunkt standen. Hitler wollte die Sowjetunion mit territorialen Versprechungen



beruhigen, um Indien zum Eintritt in den Dreimächtepakt (Deutschland, Italien und Japan) bewegen zu können. Die Sowjets aber wünschten zuerst ihren Einfluß in Rumänien, Bulgarien, Finnland und in der Türkei zu vergrößern. Da in der zensierten Presse fast nichts über diese Verhandlungen veröffentlicht wurde, waren die Rumänen sehr beunruhigt: »Werden uns die Deutschen an die Sowjets ausliefern, um Vorteile auf anderen Gebieten zu erhalten?« Auf der anderen Seite: »Die Engländer und Amerikaner haben uns längst abgeschrieben!« Täglich kamen andere Gerüchte in Umlauf.

Bereits im Sommer 1940 wurde bekannt, daß eine erhöhte Geheimtätigkeit der Sowjets in Rumänien eingesetzt hatte. Diese Agententätigkeit wurde noch vervielfacht, als der neue Sowjetbotschafter G. Lawrentiew in Bukarest einzog. Er brachte Hunderte von gutausgebildeten Agenten (manchmal als rumänische Umsiedler aus Bessarabien getarnt) mit, die sogleich mit propagandistischen und organisatorischen Vorbereitungen zur Eroberung der Macht durch die Kommunisten in Rumänien begannen. Der rumänische Sicherheitsdienst beschlagnahmte im Januar 1941 Hunderte von Tausenddollarscheinen, die allerdings zum größten Teil gefälscht waren. Während Rumänien in Moskau nur 14 Botschaftsangehörige beschäftigte, verfügte die sowjetische Vertretung in Bukarest im Dezember 1940 offiziell über 160 Angestellte. Es war ganz offensichtlich, daß es Moskau nicht allein um Bessarabien und die Nordbukowina ging, sondern Rußland strebte die Einbeziehung ganz Rumäniens in seinen Einflußbereich an.

Während man in Berlin mit Sicherheit auf Antonescu rechnete, bemühten sich viele Kenner der politischen Situation in Rumänien wie Andreas Schmidt, Dr. Neubacher, Gesandter Clodius, Botschafter W. Fabricius und andere um Kompromisse mit Horia Sima. Aus den vielen mir zur Verfügung stehenden Quellen, wie Armin Heinen, Hillgruber, Hagen und General Gheorghe, ergeben sich über den Ausbruch der von den mitregierenden Legionären begangenen Gewaltakte widersprechende Darstellungen. Auch aus den von verschiedenen Legionären wie Papanace, Arnăutu, Ciuntu und Popiucinic später im Ausland erschienenen Veröffentlichungen lassen sich keine endgültigen Schlußfolgerungen ziehen. Ich werde mich hier nur auf meine Erlebnisse beschränken.

Am 20. Januar 1941 verlief der Dienst im Rathaus bis Mittag wie üblich. Etwa um 13 oder 14 Uhr kamen V. Mailat und Vică

Negulescu (der zweite Vizebürgermeister von Bukarest), ebenfalls Legionär, zu mir und gaben mir auf Befehl Horia Simas die Anweisung, den Dienst für alle Abteilungen im Amtsgebäude für zwei bis drei Tage auszusetzen und die Beamten nach Hause zu schicken. Ausgenommen waren die Legionäre, welche das Rathaus des dritten Bezirkes in eine bewachte Festung umwandeln sollten, um den Militärs, die versuchen würden, das Gebäude zu besetzen, Widerstand zu leisten. Als Erklärung fügte Mailat hinzu: »Wir müssen dem Marschall (Antonescu) zeigen, daß wir nicht bereit sind, uns entmachten zu lassen; er wird sicherlich kein Blutbad riskieren, zumal die Deutschen auf unserer Seite sind.«

Petrovicescu, der bei diesem Gespräch anwesend war, bemerkte ziemlich trocken: »Ist es sicher, daß die Deutschen auf unserer Seite stehen?«

Für einen Augenblick schwiegen wir alle und wagten es nicht einander in die Augen zu sehen. Auch Mailat schien nachdenklich zu sein und sagte dann: »Unser Kommandant, Horia Sima, wird schon wissen, warum er solche Befehle gibt, und wir müssen ihm gehorchen.«

Gleich danach kam mein Adlatus Bucă (Instruktor-Legionär) zu mir und brachte mir die mündlichen Befehle vom Arbeiterkorps (Grozea), die lauteten:

- Das Amtsgebäude des Rathauses solle möglichst getarnt, befestigt und von zuverlässigen und bewaffneten Legionären rund um die Uhr bewacht werden.
- Nur wenige verläßliche Legionäre aus der Organisation der Marktarbeiter und Straßenverkäufer sollen zur Wachmannschaft herangezogen werden.
- Ich solle ständig Verbindung mit dem Polizeipräsidium aufrechterhalten, da keine telefonischen Anweisungen möglich sein würden.
- Jeden Tag sollten 150 bis 200 Legionäre dieser Organisation der Marktarbeiter und Straßenverkäufer für Demonstrationen zur Verfügung gestellt werden.

Als Sammelpunkt wurde das Zentrum in der Imprimeriestraße für neun Uhr vormittags angegeben.

Mit dem Zusperren des Amtsgebäudes am 21. Januar 1941 war die Sache einfach. Die Beamten nahmen gern zur Kenntnis, daß sie zwei bis drei Tage Urlaub haben würden. Nur die höheren Beamten und verschiedene Bürochefs machten mich darauf aufmerksam, daß sie dringende Arbeiten zu erledigen hätten.



Wir kamen überein, daß sie am nächsten Tag in der Frühe anrufen sollten, um eventuell neue Anweisungen zu bekommen.

Zusammen mit Petrovicescu, Bucă und Bălănescu arbeitete ich einen sogenannten Verteidigungsplan aus, und wir suchten etwa 30 Legionäre aus, die in zwei Schichten zu je zwölf Stunden zum Bewachungsdienst eingeteilt wurden. Aber das Ganze kam mir lächerlich vor. Mit einigen Pistolen sollten wir dem gutausgerüsteten und für den Krieg ausgebildeten Militär standhalten! Es würde Tote und Verletzte geben, und das schöne Amtsgebäude würde schwer beschädigt werden! Aber wir gehorchten, da ich keinen Mut fand, abzulehnen. Petrovicescu äußerte sich mir gegenüber im Flüsterton: »Horia Sima ist ein Narr! Er wird den Kampf gegen Antonescu verlieren, und wir werden alle in den Abgrund stürzen. Sieht er nicht ein, daß die Deutschen ihn fallenlassen und vielleicht Rumänien besetzen wollen?«

Ich sagte nichts. Ich wollte ihn nicht in seiner Meinung bestärken, konnte ihm aber auch nicht widersprechen, da alles im Grunde tragisch war. Ich hoffte nur, daß wir möglicherweise nicht vollständig informiert waren und die Sache nicht so arg sein konnte und durfte.

Ich fuhr kurz nach Hause, kam zurück ins Amtsgebäude und blieb über Nacht im Dienst, um die versprochenen Waffen (Maschinengewehr mit Munition und Handgranaten) in Empfang zu nehmen. Aber diese Waffen trafen nicht ein, weder in der Nacht noch später. Ich erfuhr, daß eine ganze Waggonladung mit Waffen für die rebellierenden Legionäre von den Armeestreifen vor der Ankunft in Bukarest in Beschlag genommen worden war.

Das Amtsgebäude wurde in der Frühe des 21. Januar 1941 zugesperrt, die Eingangstore blockierten wir mit Holzbalken und auf dem Dach wurden einige bewaffnete Posten aufgestellt. Sie durften unter keinen Umständen gegen das Militär von den Waffen Gebrauch machen und dürfen nur auf meinen Befehl in die Luft schießen.

Am 21. Januar und an den nächsten zwei Tagen wurden wir vom Militär nicht belagert, und niemand versuchte, mit Gewalt ins Amtsgebäude einzudringen. Sollten sie uns vergessen haben?

Die Mobilmachung für die Straßendemonstration gelang nicht. Bei einem Gesamtstand von 700 Leuten der Organisation für Marktarbeiter und Straßenverkäufer konnte mein Vertreter Bucă nur 30 bis 40 Leute zusammentrommeln und in die Imprimeriestraße führen. Die Demonstration fand aber nicht dort,

sondern am »Victoria-Platz« vor dem Amtssitz Antonescus statt: Man hatte vergessen, uns rechtzeitig zu verständigen.

Gegen Mittag des 21. Januar kam mein Mitarbeiter Dâmboviceanu und erzählte, daß das Gebäude des Arbeiterkorps von Militär umstellt sei; der oberste Kommandant des Arbeiterkorps D. Grozea befand sich nicht im Hause. Ein größeres Aufgebot an Militär mit Kampfpanzern hatte den Sitz der Legionärsgarde (ehemalige Polizeikaserne) umstellt und den dortigen Verteidigern ein Ultimatum von drei Stunden gestellt, die Waffen abzuliefern und die Kaserne zu verlassen. Die Legionäre hätten das Ultimatum abgelehnt, aber es werde darüber verhandelt. Die Demonstration auf dem Victoria-Platz verlief ziemlich »mager«, da nur wenige Leute daran teilnahmen. Durch Sprechchöre wurde Antonescu aufgefordert, den neuen Innenminister zu entlassen und die Legionäre wieder auf ihre Posten zu setzen. Nachmittags fuhr ich selber ins Polizeipräsidium, um mich über die Lage zu informieren. Auf der Straße vor dem Hauptgebäude waren mehrere Panzerfahrzeuge postiert und Gendarmeriestreifen mit Kampfausrüstung aufgestellt. Man verwehrte mir den Zugang nicht, und ich konnte ungehindert das Präsidium betreten. Noch im Parterre traf ich Dr. St. Sowa, der mir sagte, daß zur Zeit Ruhe herrsche und unser Kommandant Horia Sima über Vermittlung durch die Deutschen mit Antonescu verhandle. Es war mehr als sicher, daß bald ein Kompromiß zustande kommen würde. Ich kam auch in das Zimmer des Polizeipräsidenten Radu Mironovici, konnte aber, da er sehr beschäftigt war, nicht mit ihm reden. Ich bemerkte, daß alle Fenster offenstanden und durch Sandsäcke geschützt waren. Nach dem Verlassen des Präsidiums ging ich am Panzerzug vorbei und erkannte Hauptmann Felea, den ich im Vorbeigehen grüßte. Ohne meinen Gruß zu erwidern, drehte er sich um. Ich spürte, daß die Sympathie, welche dieser anständige Offizier uns früher offenherzig gezeigt hatte, gewichen und sich vielleicht in Haß umgewandelt hatte. Es war deprimierend für mich, da ich wußte, daß wir besonders bei der Panzerwaffe nur Freunde hatten.

Zurück im Rathaus, konnte ich feststellen, daß alle Leute auf ihrem Posten waren und Ruhe herrschte. Bălănescu, der einige Stunden in der Stadt war, brachte viele Neuigkeiten mit, die sich aber als »Latrinengerüchte« erwiesen.

- General Dragalina, der Armeekommandant von Kronstadt, habe seine Truppen in Richtung Bukarest in Marsch gesetzt und beabsichtige, Antonescu zum Rücktritt zu zwingen.



- Auch General Coroamă, Kommandant des 4. Armeekorps von Jassy, habe an Antonescu telegrafiert, daß er auf der Seite der Legionäre stehe.
- Ähnlich verhalte sich auch General Avramescu von Konstanza, dem auch die kleine rumänische Kriegsmarine unterstand.

Aber alle diese Gerüchte erwiesen sich leider oder Gott sei Dank als Märchen. Spätabends versorgte uns Petrovicescu mit anderen, weniger erfreulichen Gerüchten:

- Die rumänischen Generäle stünden hinter Antonescu, und die Legionäre hätten ihre ganze Sympathie verspielt.
- Die Sowjets verfolgten alles mit »Argusaugen« und konzentrierten ihre Truppen in Bessarabien und an der Donaumündung.
- Victor Vojen, unser Botschafter in Rom, habe nach Bukarest telegrafiert, daß Mussolini ein längeres Telefongespräch mit Hitler über der Ereignisse in Rumänien geführt habe. Dem zufolge genieße Antonescu das volle Vertrauen der Achsenmächte und die Legionäre müßten ihre »maßlosen Ambitionen« aufgeben.

Meine Legionäre waren durch alle diese Gerüchte verunsichert und zum Teil verzweifelt. Es blieben nur wenige, auf die man sich voll verlassen konnte.

Abends kam Tina ins Rathaus und brachte mir frische Wäsche. Sie erzählte mir, daß während des Tages Legionäre vom Arbeiterkorps versucht hätten, das zentrale Telefongebäude und den Radiosender zu besetzen. Sie seien von der dortigen Militärbewachung zurückgeschlagen worden, wobei sie etliche Verletzte und Tote in Kauf nehmen mußten. Jetzt wurden diese Gebäude auch von deutschen Soldaten bewacht. Tinas Schwager war beim Radiosender beschäftigt und hatte diese Ereignisse miterlebt.

Spätabends kam unsere zweite Bewachungsschicht zur Ablösung. Aber Jean Popa, Noviţchi, Mărcoi und Bucă wollten weiter mit mir im Amtsgebäude bleiben. Außer Mărcoi und Bucă schickte ich alle anderen nach Hause. Ich streckte mich in meinem Büroraum in einem Fauteuil aus und schlief ein. Nach Mitternacht wurde ich geweckt, da aus verschiedenen Richtungen MG-Schüsse zu hören waren. Die Telefone funktionierten nicht mehr; sie waren von der Zentrale abgeschaltet worden.

Am Mittwoch, dem 22., vormittags schickte ich Bucă in das Polizeipräsidium, um weitere Nachrichten und Befehle einzuholen. Er kam aber bald zurück und teilte mir mit, daß das ganze

Gebäude völlig abgeriegelt sei und niemand mehr eingelassen werde. In der Stadt war leichtes Artilleriefeuer zu hören; es stammte von den 37-mm-Panzerkanonen der Armee. Deutsche Militärstreifen patrouillierten in den Straßen der rumänischen Hauptstadt. Im Rundfunk wurde ein Aufruf Antonescus an alle Legionäre verlesen: Sie sollten sofort die Waffen niederlegen und den Anordnungen des Militärs unbedingt Folge leisten. Am Nachmittag fuhr Jean Popa zum Sitz des Arbeiterkorps und zur ehemaligen Polizeikaserne, wo die Legionärsgarde untergebracht war, aber er brachte niederschmetternde Nachrichten. Es gebe viele Tote und Verletzte, meist auf seiten der Legionäre, und beide Gebäude seien am Mittag vom Militär gewaltsam besetzt worden. Ein Armeepanzer sei von Legionären mit einer Benzinflasche beworfen und getroffen worden, er sei in Flammen aufgegangen. Die Panzerinsassen (drei Mann) hätten sich nicht mehr rechtzeitig in Sicherheit bringen können. Bei den Offizieren und Soldaten, die diese Szene erlebt hatten, sei jede Sympathie für die Legion geschwunden, und fast alle seien jetzt mit Haß erfüllt.

Bald darauf kam Petrovicescu und meldete, daß tatsächlich alle Generäle geschlossen hinter Antonescu stünden. Er meinte, daß jede Fortsetzung des Kampfes sinnlos sei. Somit hätten wir endgültig alles verloren. Ich erwartete jeden Augenblick, daß auch zu uns das Militär kam. Aber es kam, Gott sei Dank, nicht! Zweimal am Nachmittag fuhren Armeefahrzeuge mit bewaffneten Soldaten bei uns vorbei, aber sie hielten nicht an, sondern fuhren weiter. Ich war voll Sorge, aber hoffte, daß der liebe Gott uns eine Konfrontation mit dem Militär ersparen würde.

Gegen Abend fuhr ich nach Hause, um zu baden und mich ordentlich auszuschlafen. An meiner Stelle blieben Bălănescu und Bucă, um das Rathaus über Nacht zusammen mit 14 Legionären zu bewachen. Ich wollte erst um sechs Uhr früh wiederkommen. Nach den bisherigen Erfahrungen führte das Militär die Besetzungsaktionen nur bei Tag durch. Zu Hause befiel mich eine gewisse Unruhe, und ich konnte nicht schlafen. Ich stand auf, zog mich an, und gegen alle vernünftigen Argumente und Beteuerungen Tinas ging ich wieder in das Rathaus. Bălănescu schickte ich zum Ausschlafen nach Hause. Bucă wollte aber unbedingt bei mir bleiben. Da wir nicht schlafen konnten, begannen wir beide Karten zu spielen.

Kurz nach Mitternacht kam Bălănescu mit einem Taxi zurück und erzählte aufgeregt, daß sich im Bezirk Dudeşti – der über-



wiegend von Juden bewohnt war – Schreckliches abspiele: Der Straßenmob plündere Geschäfte und Wohnungen und drohe, alles niederzubrennen. Er sei zum Polizeikommissariat des Bezirkes gefahren, aber dieses sei vom Militär umstellt, und niemand dürfe hinein oder heraus. Ein Oberleutnant, der die Soldaten befehligte, habe behauptete daß er keine Polizeibefugnisse besitze und daher nichts dagegen tun könne. Er wolle nicht einmal den Vorfall an seine übergeordnete Stelle melden. Bălănescu war der Meinung, daß wir doch etwas dagegen tun müßten, da sonst die ganze Schuld auf die Legionäre fallen würde.

Ich überlegte nicht lange und entschloß mich, energisch einzugreifen. Ich nahm einige bewaffnete Legionäre mit, und wir fuhren mit einem Dienstwagen und einem im Rathaus verfügbaren Lastkraftwagen dorthin.

Die Szene, die sich im Bezirk Dudeşti abspielte, war erschütternd. Ich werde sie niemals vergessen können. Hunderte Frauen, Kinder, alte Leute, Juden und Nichtjuden wurden in dieser Nacht aus ihren Wohnungen gezerrt und auf die Straßen gebracht. Dort wurden sie von drei bis vier Leuten in grüner Legionärsuniform bewacht. Unterdessen plünderte zahlreiches Gesindel – meist Betrunkene – die Wohnungen und Geschäfte von Juden und Nichtjuden. Mit Handwagen, Fahrrädern und Pferdefuhrwerken wurde das Plündergut abtransportiert. Es war ein unbeschreiblicher Lärm, ein Geschrei und Weinen. Einige Juden, die versuchten, Widerstand zu leisten, wurden mit dem Gummiknüppel oder dem Revolverknauf geschlagen und blieben am Boden liegen. Frauen und Kinder schrien, aber niemand konnte ihnen helfen. Meine Leute waren alle in der Legionärsuniform: schwarze Lederjacke, hohe schwarze Stiefel, grünes Hemd und schwarze Pelzmütze. Um mir Gehör zu verschaffen, ließ ich zuerst eine Salve in die Luft schießen. Dann ging ich mit einem Megaphon – wie beim Fußballmatch – den Plünderern entgegen. Ich fragte mit lauter Stimme, wer diese Legionäre seien und auf wessen Befehl sie diese verdammte Aktion gestartet hätten. Die meisten dieser »Legionärshelden« verschwanden sofort. Wir konnten nur zwei Betrunkene und einige Plünderer festnehmen und in Handschellen abführen; am nächsten Tag mußte ich alle wieder laufenlassen. Ich sprach den Geschädigten mein Bedauern über das Geschehene aus, das sicherlich ohne Wissen des Legionärskommandos veranlaßt worden sei. Ich forderte sie auf, die geplünderten Gegenstände

– soweit sie zu finden waren – wieder in die Wohnungen zu bringen. Sonst sollten sie alle ruhig schlafen gehen; am nächsten Tag werde schon alles besser sein. Wir Legionäre würden die Schuldigen finden und sie der Justiz übergeben.

Die Leichtverletzten entließ ich in häusliche Pflege, und nur zwei, die bedenkliche Wunden hatten, ließ ich mit meinem Dienstwagen indie Notaufnahme bringen. Die Rettung konnte nicht gerufen werden, da alle Telefonverbindungen blockiert waren. Mehrere Leute, meist Juden, kamen zu mir und bedankten sich für die unerwartete »Rettungsaktion«. Sie versicherten mir, daß sie mein mutiges Eingreifen nie vergessen würden.

Ich blieb noch über eine Stunde dort, bis sich alles beruhigt hatte und wieder Ordnung herrschte. Dabei erfuhr ich, daß die Leute, die diesen wahnsinnigen Unfug aus eigener Initiative veranstaltet hatten, tatsächlich Legionäre der lokalen Bezirksorganisation waren. Ich erhielt auch deren Namen, die ich sorgfältig notierte. Danach kehrten wir ins Rathaus zurück.

Am nächsten Tag erfuhr ich, daß in der Nacht vom 22. auf den 23. Januar 1941 an mehreren Stellen in Bukarest Plünderungen durch den Straßenmob mit oder ohne Legionärshilfe stattgefunden hatten. Es waren auch Akte von kaum faßbarer Roheit passiert, durch die besonders die Juden zu leiden hatten. Erst ein Jahr später erfuhr ich, daß zwei mit uns in Rostock in der Verbannung lebende Legionäre des Arbeiterkorps im Bezirk Dudeşti grausamste Ausschreitungen veranstaltet hatten; sie prahlten sogar damit. Sie hatten wahllos Hunderte von Juden ohne einen Befehl festgenommen und viele von ihnen in einem Wald am Stadtrand von Bukarest eigenhändig durch Genickschüsse getötet. Diese Legionäre waren einfache Handwerker, gehörten aber der Legion schon mehrere Jahren an. Es waren Irrsinnshandlungen, die jeden Menschen mit der kleinsten Spur einer moralischen Empfindung erschrecken mußten.

Am 23. Januar berichtete der rumänische Radiosender in den Morgennachrichten von der Kapitulation der Legion als Folge eines von Antonescu in der Nacht gestellten Ultimatums. Wie ich später erfahren konnte, war es Dr. Neubacher als Vertreter der deutschen Botschaft gelungen, Horia Sima davon zu überzeugen, daß ein weiterer Widerstand gegen Antonescu sinnlos sei und er den Kampf sofort aufgeben müsse. Die Deutschen würden keine weiteren Auseinandersetzungen dulden und direkt in die Kämpfe eingreifen. Horia Sima gab nach und unterschrieb den vorgelegten Kapitulationsbefehl. Ihm wurde



zugesichert, daß Antonescu versprochen habe, daraus keine Konsequenzen zu ziehen, weder Verhaftungen noch Prozesse oder ähnliche Maßnahmen, soweit die Legionäre bis fünf Uhr früh ihren Widerstand aufgaben und die Waffen niederlegten. Horia Sima konnte offenbar nicht alle Legionäre rechtzeitig davon verständigen, und zahlreiche Widerstandsnester in der Provinz und manche sogar in Bukarest, wie wir im Rathaus, setzten ihren Kampf gegen das Militär fort. Es gab auch weitere Scharmützel mit Toten und Verletzten auf beiden Seiten. Marschall Antonescu und seine Generäle fühlten sich in der Folge nicht verpflichtet, ihre Versprechen gegenüber den Deutschen zu halten. Eine Welle von Verhaftungen und Hausdurchsuchungen setzte ein, und nur wenige Legionäre konnten sich rechtzeitig verstecken, um der Verfolgung zu entgehen. Die prominentesten Legionäre fanden Unterkunft und Schutz bei einigen deutschen Persönlichkeiten in Rumänien, wie z. B. Horia Sima bei Andreas Schmidt.

Nach der Kapitulation kamen Mailat und V. Negulescu ins Amtsgebäude und gaben Entwarnung: Alles sei rückgängig zu machen, der Dienst solle ab sofort wiederaufgenommen werden. Ich sollte alle Waffen sofort sammeln lassen und an das Polizeikommissariat im Zentral-Rathaus gegen Bestätigung abliefern. Dann waren sie beide fort, ohne daß ich Zeit gehabt hätte, nach weiteren Richtlinien zu fragen.

Ich ließ den Dienstbeginn in schriftlicher Form ankündigen und schickte die Wachleute von der Kommunalpolizei zu den Wohnungen der Beamten, um sie über den unverzüglichen Dienstbeginn zu benachrichtigen. Beim Einsammeln der Waffen stellte sich heraus, daß zwei Pistolen fehlten: Sie waren unauffindbar. Bălănescu besorgte die fehlenden Waffen – woher weiß ich nicht – und fuhr mit zwei Polizeioffizieren von der Kommunalwache und der ganzen vorhandenen Munition ins Zentral-Rathaus, wo er das geschriebene Protokoll dem diensthabenden Armeeoffizier übergab. Danach schickte ich alle Legionäre nach Hause, damit sie sich ausschlafen konnten. Sie sollten am nächsten Tag wieder in den Dienst kommen, aber ohne Uniform und ohne das grüne Hemd.

Ich versuchte, mit den Kommandostellen der Legion Verbindung aufzunehmen, aber es war nicht möglich. Alle von den Legionären vorher verlassenen Stellen waren vom Militär besetzt. An vielen Straßenecken waren große Plakate mit der Proklamation Antonescus angeschlagen: »Die Legionäre haben ver-

sucht, durch einen Staatsstreich mit Gewalt die volle Macht an sich zu reißen und die Armee zu entwaffnen. Sie haben unschuldige Menschen ermordet, Plünderungen bei friedlichen Bürgern organisiert und das ganze Land ins Chaos gestürzt. Es hätte nur wenig gefehlt und Rumänien wäre von fremden Truppen besetzt worden.«

Und dann weiter: »Die Armee hat jetzt die Macht im Lande und ist, bis eine neue Verwaltung bestellt wird, berechtigt, alle Maßnahmen zu treffen, die sich aus der Situation als notwendig erweisen. Bis auf weiteres gilt der Notstand für ganz Rumänien. Nur den Angehörigen der Streitkräfte und den anerkannten Ordnungskräften ist das Tragen von Waffen erlaubt. Die Legionäre, die ihre Waffen nicht sofort abliefern, können standrechtlich erschossen werden. Für Bukarest und alle Bezirksstädte gilt ein nächtliches Ausgehverbot von 21 Uhr bis fünf Uhr früh.«

Auf allen Hauptstraßen patrouillierten Militärstreifen; jeder konnte angehalten werden und mußte sich legitimieren, oder er wurde festgenommen. Nachmittags beschäftigte ich mich in meinem Arbeitszimmer, um alle Unterlagen und Papiere durchzusehen, bedenkliche Schreiben zu entfernen oder zu vernichten. Die an den Wänden hängenden Bilder von König Michael, Marschall Antonescu und Codreanu blieben weiter an ihrem Platz. Dann ging ich nach Hause. Ich war wenig gesprächig, und Tina zeigte wie immer viel Takt und fragte nichts. Obwohl ich sehr müde war, konnte ich nicht einschlafen. Was würde am nächsten Tag sein?

Freitag, den 25. Jänner, ging ich in der Frühe wie üblich vor acht Uhr zum Dienst und mußte feststellen, daß die Telefonverbindungen mit der Stadt noch immer blockiert waren. Ich blätterte in Eile die neuesten Zeitungen durch und begann die bereits umfangreiche Post zu lesen. Plötzlich kam der Empfangsportier aufgeregt herein und sagte mir, daß vor dem Amtsgebäude fünf Armeepanzer mit vielen zum Kampf ausgerüsteten Soldaten und zwei Offizieren vorgefahren seien. Kurz danach kamen die beiden Offiziere in mein Zimmer und teilten, ohne zu grüßen, trocken mit: »Wir haben Befehl, das ganze Gebäude nach Waffen und versteckten Legionären zu durchsuchen«, und ich sollte sie begleiten.

In den Gängen waren bereits mehrere Soldaten mit dem Gewehr im Anschlag postiert. Die Durchsuchung dauerte etwa zwei Stunden. Sie fanden weder Waffen noch die in einer langen



Liste erfaßten Legionäre. Dann kamen sie in mein Büro, wo sie einige Fragen an mich stellten: »Wo haben Sie die Waffen versteckt?«

»Ich habe sie nicht versteckt, sondern bereits gestern vormittag beim Polizeikommissariat im Zentral-Rathaus abgeliefert.« Ich zeigte die Übernahmebestätigung.

»Sind es alle? Nur Dienstpistolen? Wo sind die Maschinengewehre und die Handgranaten geblieben?« – »Solche Waffen haben wir nicht gehabt«, erwiderte ich.

»Warum haben Sie den Dienst unterbrochen sowie das Amtsgebäude gesperrt und bewacht?« – »Es geschah auf Anweisung meines Chefs, des Vizebürgermeisters Mailat!«

»Wo befindet er sich jetzt? Wo kann man ihn erreichen?« – »Das weiß ich nicht! Vielleicht ist er beim Oberbürgermeister im Zentral-Rathaus. Ich konnte keine Verbindung mit ihm aufnehmen, da das Telefon nicht funktioniert.«

»Wer ist Mircea Petrovicescu? Ist er vielleicht der Sohn des abgesetzten Innenministers General Petrovicescu?« – »Direktor Mircea Petrovicescu ist der Beauftragte des Rathauses und für die Sicherung der Lebensmittel- und Energieversorgung zuständig. Er ist sicherlich nicht mit General Petrovicescu verwandt.« »Wo können wir ihn finden?« – »Das weiß ich nicht! Ich habe – »Wo können wir ihn finden?« – »Das weiß ich nicht! Ich habe ihn seit vorgestern nicht mehr gesehen. Er gehört nicht meiner Abteilung an.« – »Sie wissen überhaupt nichts! Oder wollen Sie uns nichts sagen? Petrovicescu wird von der Staatsanwaltschaft des Militärtribunals gesucht.«

Danach wurde ein Protokoll über die Durchsuchung des Amtsgebäudes verfaßt und eine Kopie der Liste über die am Tag zuvor abgelieferten Waffen beigelegt. Die an der Wand hängenden Bilder von Codreanu und Horia Sima wurden konfisziert und mitgenommen. Gegen Mittag zogen sich die Offiziere und ihre Soldaten mit ihren Panzern und Lastwagen zurück. Spätnachmittags kam Mailat für kurze Zeit zu mir ins Büro. Er war sehr deprimiert und sagte, daß er ab sofort als Vizebürgermeister abgesetzt sei. »Auch Vică Negulescu wurde abgesetzt. Der Bukarester Oberbürgermeister hat sich jetzt als treuer Diener Antonescus und als Feind der Legionäre entpuppt. Er hat mit Wirkung vom 31. Januar unsere Dienststelle für Preiskontrolle aufgelöst und mich sowie alle anderen Legionäre fristlos entlassen. Auch Petrovicescu wurde entlassen.« Damit war unsere Zusammenarbeit beendet. Wir verabschiedeten uns mit bitterem Lächeln; aber Mailat, der nicht humorlos war, flüsterte

mir noch zu: »Sie wollten immer von dieser Arbeit entbunden werden, damit Sie Ihr Studium fertig machen können. Vor Weihnachten stellte ich Ihnen als endgültigen Termin Ende Januar in Aussicht. Somit habe ich mein Versprechen gehalten. Nun danke schön für Ihre Mitarbeit, und leben Sie wohl!«

Danach traf ich Mailat in Bukarest nicht mehr; erst in der Verbannung in Rostock. Ende 1941 sahen wir uns wieder. Da er immer ein treuer Anhänger Horia Simas blieb, kamen wir nur selten dazu, ein Gespräch zu führen, obwohl wir unter demselben Dach lebten.

Der Widerstand der Legionäre gegen Antonescu kostete fast 1000 Menschenleben und weitere 1000 Verletzte. Es war ein totales Fiasko, und das Ansehen der Legion war damit endgültig zerschlagen. Danach folgte die Fortsetzung der 1938 begonnenen Tragödie. Viele Tausende Legionäre wurden in den Militärgefängnissen und Sammellagern eingesperrt. Die Todesstrafe wurde eingeführt. Die Kriegsgerichte arbeiteten im Schnellverfahren und kannten kein Erbarmen. Der Legionärsstaat wurde durch ein königliches Dekret abgeschafft, die Legionärsbewegung in jeder Form verboten, und die Lehre Codreanus war verpönt. Jetzt hatte die Legion in Rumänien mehr Feinde und weniger Freunde als in den Jahren 1938 bis 1939. Das war das Ergebnis der viermonatigen Mitregierung Horia Simas und der von ihm geführten Politik. Die meisten Legionäre im Dienste der rumänischen Diplomatie blieben nach ihrer Abberufung im Ausland (I. V. Vojen in Rom oder Greceanu in Berlin).

Bald ließ Antonescu eine Volksbefragung über seine Politik durchführen und bekam 99 Prozent Jastimmen; wie immer in allen von Diktatoren geführten Staaten.

### *Ich werde wieder verfolgt*

Zu Hause angekommen, schlief ich fast 24 Stunden durch. Es war ein langer, beruhigender Schlaf ohne Träume.

Tina, die sonst immer Taktgefühl zeigte, konnte sich jetzt nicht mehr zurückhalten und überschüttete mich mit Vorwürfen: »Hättest du dich nicht im Rathaus einspannen lassen, dann wärst du jetzt mit dem Studium fertig und könntest eine gute und sichere Stelle im Ölfeld haben. Es gibt überall Legionäre, die Horia Sima nicht akzeptiert haben und in Ruhe gelassen wurden. Es wird ihnen auch nichts geschehen.«

Eigentlich hatte Tina mit ihren Vorwürfen recht. Aber ich



konnte solche Diskussionen nicht mehr ertragen, zog mich an und ging weg. Ich wanderte stundenlang ziellos durch die Straßen. Aber langsam mußte ich mich besinnen und Pläne für die unmittelbare Zukunft machen. Auf der Straße wurde ich dreimal von einer Militärstreife angehalten, nach Waffen durchsucht und mußte meine Kennkarte zeigen. Ein Unteroffizier suchte meinen Namen in einer langen Liste, aber ich stand nicht darauf und durfte weitergehen.

Ich besuchte Tante Lucia Adrian, in deren Haus ich immer willkommen war. Mein Cousin Cristian hatte ein Stipendium bekommen und befand sich seit Herbst 1940 in Wien, wo er an der Technischen Hochschule studierte. Ich besuchte auch die Familien Narly und Jonak, wo ich meine Mutter das letzte Mal sprechen konnte. Alle waren darüber entsetzt, was geschehen war, und betrachteten Horia Sima und auch Antonescu als Narren. Alle glaubten, daß sich die Situation bald beruhigen und Antonescu einen Kompromiß mit der Legion schließen werde, allerdings ohne Horia Sima.

Am Montag, dem 27. Januar, ging ich in die Hochschule, um Termine für die nicht beendeten Prüfungen zu bekommen. Ich erfuhr, daß einige meiner Kollegen, wie Santo Alungulesi und Funda Dumitru von den Gendarmeriebeamten direkt aus der Schule abgeholt worden seien. Ich besuchte auch meinen alten Bekannten Ing. Panaitescu (früherer Name Siborovschi) aus Czernowitz, jetzt Rektoratssekretär, der mich sehr freundlich empfing. Er war kein Legionär. Er erzählte mir, daß sich fast täglich eine Militärstreife in der Hochschule aufhalte, »um Ordnung zu halten«, obwohl es nicht notwendig sei. Weiter erzählte er mir, daß dem Rektor, Professor Chirnoagă, vom Ministerium nahegelegt worden sei, von seiner seit Oktober aufgrund der Wahl und durch das Professorenkollegium ausgeübten Rektorfunktion freiwillig zurückzutreten und aus gesundheitlichen Gründen um seine frühzeitige Pensionierung anzusuchen. Obwohl er keineswegs Horia Sima nahestand, mußte er die Konsequenzen ziehen und gehen.

Panaitescu riet mir, vorsichtig zu sein und mich einige Zeit nur selten an der Hochschule aufzuhalten. Er hoffte aber, daß sich die Lage in wenigen Tagen völlig normalisieren würde. An einem dieser Tage traf ich auf der Straße den Legionärskommandanten Sandu Valeriu, der mir viele Neuigkeiten erzählte. Unter anderem habe Marschall Antonescu alle Legionäre höheren Dienstgrades, die nicht mit Horia Sima zusammengearbeitet

hatten, gerufen, um sie als Vertrauensleute in den Staatsdienst aufzunehmen. Auch er – Sandu Valeriu – gehöre dazu.

Später stellte sich heraus, daß das Ganze nur ein Gerücht war. Antonescu dachte nie mehr daran, mit irgendeinem Legionär zusammenzuarbeiten. Nach seinen Erfahrungen mit Horia Sima und dessen Leuten hatte der Marschall genug von der Legion.

Einen Tag später besuchte mich am Nachmittag Bălănescu und erzählte, daß Dâmboviceanu ihn gewarnt habe: Er solle bald verhaftet werden, und es sei besser, sich zu verstecken. Bucă und Mărcoi seien bereits verhaftet worden. Ich konnte mir nicht vorstellen, warum Bucă und Mărcoi verhaftet wurden. Sie hatten doch nichts Ungesetzliches getan.

Am Mittwoch, dem 29., wurde ich gleich am Morgen von zwei Gendarmeriebeamten aus meiner Wohnung abgeholt und zum Polizeipräsidium geführt. Mein Zimmer wurde nicht durchsucht, und ich durfte sogar einen Zettel für Tina hinterlassen, damit sie Bescheid wußte, wo ich mich befand.

Beim Eingang zum Präsidium wurde ich nach Waffen durchsucht. Entgegen den bisherigen Gepflogenheiten wurden mir weder die Krawatte noch der Gürtel und das Taschenmesser abgenommen, und man brachte mich nicht in das Kellergeschoß, wo die Haftzellen waren, sondern in den vierten Stock direkt in das Büro des Oberkommissars Săvulescu. Er war ein ruhiger, ausgeglichener und höflicher Mensch – etwa 50 Jahre alt –, der mir die Hand entgegenstreckte und einen Sessel anbot. Ich wußte nicht, was ich davon halten sollte. War ich verhaftet oder nur vorgeladen? Săvulescu gab mir mehrere Bogen Papier: Ich möge niederschreiben, was ich in der Zeit von 20. bis 24. Januar des Jahres getan hätte unter Angabe der Personen, mit denen ich in Verbindung gestanden hatte. Ferner, welche Instruktionen ich von wem in diesen Tagen erhalten hätte. Dann ging er aus dem Zimmer und ließ mich allein. Aber ich war zu nervös und wußte nicht, was ich schreiben sollte und was ich verschweigen müßte. Săvulescu kam nach etwa einer Stunde zurück und fragte mich, wie weit ich sei. »Noch nicht richtig angefangen!« antwortete ich.

»Herr Logigan, wir wissen, daß Sie in dieser Zeit im Rathaus des dritten Bezirkes waren, und dort ist einiges geschehen. Der neue Polizeipräsident will wissen, was tatsächlich dort passiert ist. Aber überlegen Sie gut, was Sie schreiben. In keinem Fall dürfen Sie hier Lügen auftischen. Sie können eventuell gewisse Dinge vergessen haben, das wäre noch zu verzeihen. Verstehen



Sie mich richtig. Ich lasse Ihnen ein gutes Mittagessen bringen, und gegen Abend darf Ihre Frau Gemahlin Sie besuchen kommen. Aber bitte lassen Sie sich Zeit, und überlegen Sie gut, was Sie schreiben!«

Ich war direkt verblüfft über eine solche Behandlung. Aber es war mir klar, daß das gewünschte Schreiben für mich eine schwere Prüfung darstellte, die auch Gefahren für mich und meine Mitarbeiter bringen konnte. Ich ließ mir Zeit, und der Oberkommissar Săvulescu drängte mich nicht. Als ich das Zimmer verließ, um die Toilette aufzusuchen, bemerkte ich, daß ich bewacht wurde. Ein alter Wachmann begleitete mich ständig. Also war ich doch in Haft.

Am Nachmittag war ich mit dem Schreiben fertig und, als Săvulescu von der Besprechung zurückkam, durfte ich meine Niederschrift vorlesen. Er fand sie nicht ausreichend und einiges nicht zutreffend. Ich solle noch überlegen, und die Nacht müsse ich dableiben, um alles »noch einmal gründlich zu überdenken«. Ich wurde in ein Nebenzimmer geführt, wo sich ein Bett, ein Tisch mit zwei Sesseln und ein großes Waschbecken befanden. Es war alles sauber und zweckmäßig eingerichtet wie für einen Bereitschaftsdienst. Tina besuchte mich und brachte Rasierapparat, Zahnbürste, Nachthemd, Seife und eine traurige Nachricht: Meine Mutter hatte einen Schwächeanfall erlitten; jetzt gehe es ihr schon etwas besser, und sie sei nach Targowischt gefahren. Meine arme Mutter; ich konnte damals nicht ahnen, daß ich sie erst nach 24 Jahren wiedersehen würde!

Spätabends versuchte ich wieder zu schreiben, aber es gelang mir nicht. Vor meiner Tür war ständig der Wachmann postiert und las die Zeitung. Ein Blitzgedanke kam mir plötzlich: Ich konnte ihn überfallen, entwaffnen und fliehen ... aber wohin und wozu? Was würden diese gutgesinnten Polizeibeamten über mich denken? Am Ende fanden sie mich wieder, und dann ...

Ich blieb weitere zwei Nächte in diesem Zustand. Schließlich wurde mein Schreiben akzeptiert: Ich schrieb, daß »meine Leute wie üblich mit Dienstpistolen bewaffnet waren. Das Amtsgebäude wurde zugesperrt und von meinen Leuten rund um die Uhr bewacht.« Als Grund gab ich die unsicheren Verhältnisse in der Stadt (Einbrüche, Plünderungen, Brandlegungen) infolge des Ausschaltens der normalen Polizei an. »Es geschah alles nach den Anordnungen des Bürgermeisters, und danach wurden laut Regierungsbescheid alle Waffen rechtzeitig abgeliefert. Als das Militär kam, haben wir keinerlei Widerstand geleistet.«

Endlich, nach der vierten oder fünften Fassung, wurde mein Schreiben akzeptiert, und ich durfte nach Hause gehen, bekam aber einige Beschränkungen auferlegt: Ich durfte die Wohnung nicht wechseln und Bukarest vorläufig nicht verlassen. Anfang Februar ging ich zum letzten Mal ins Rathaus, um meine Bezüge für den Monat Januar und noch einige persönliche Gegenstände zu holen, die in meinem Büroraum geblieben waren. In meinem ehemaligen Zimmer amtierte ein höherer Beamter, meine Sachen fand ich im Magazin aufbewahrt.

Zwei Tage danach besuchte mich am Nachmittag Dâmbiviceanu in meiner Wohnung. Wie ich schon einmal erwähnte, war er einer meiner tüchtigsten Mitarbeiter. Er war kein Legionär, hatte eine unrühmliche Vergangenheit, aber auch die besten Empfehlungen seitens des Generalsekretariats der Legion (Professor N. Pătraşcu). Dâmboviceanu erzählte mir, daß er gute Verbindungen zu einigen Juden in Bukarest habe. Dort habe er erfahren, daß ich bei den Juden gut angeschrieben sei. Sollte ich mich einmal in Schwierigkeiten befinden, wären sie bereit, mir zu helfen, indem sie mich verstecken oder mir die Flucht ins Ausland ermöglichen würden. Er gab mir eine Telefonnummer und den Namen eines jüdischen Freundes, an den ich mich notfalls wenden konnte.

Auch Braunsteiner mit Gattin besuchte mich in meiner Wohnung und bot sich an, mir zu helfen, falls ich mich verstecken müsse oder ins Ausland flüchten wolle, und er erklärte: »Wir Juden vergessen niemals Menschen, die uns in der Not geholfen haben!«

Er bezog sich nicht nur auf meine Intervention bei seiner Wohnung, sondern auf mein Eingreifen in der Nacht vom 22. auf den 23. Januar, als ich und meine Leute das plündernde Gesindel in Dudeşti weggejagt und die Ruhe wiederhergestellt hatten. Ferner erzählte er mir, daß der neue Vizepremier Dr. Mihai Antonescu (nicht mit Marschall Antonescu verwandt) Dr. W. Fildermann (Obmann der Organisation der Juden in Rumänien) versprochen habe, die von den Legionären eingeführten antisemitischen Maßnahmen aufzuheben bzw. sie rückgängig zu machen. Die Juden könnten ruhig in Rumänien bleiben und ihrer Arbeit nachgehen, es werde ihnen nichts Unrechtes geschehen. Er, Braunsteiner, riet mir, ins Ausland zu fliehen, und betonte nochmals seine Bereitschaft, mir zu helfen.

Nur einen Tag später bekam ich nach Mitternacht den Besuch eines Polizisten in Zivil mit einer Gendarmeriestreife. Sie such-



ten Petrovicescu im Auftrag der Staatsanwaltschaft. »Aber ich habe ihn seit 23. nicht mehr gesehen und keine Ahnung, wo er sich befindet«, versicherte ich. Eine Durchsuchung der Wohnung nahmen sie nicht vor.

Nur wenige Tage danach bekam ich per Eilpost eine Ladung zum Polizeipräsidium, für neun Uhr vormittags »zwecks Auskunft«! Mit einem unguten Gefühl und etwas Herzklopfen ging ich pünktlich hin. Es war wieder Oberkommissar Săvulescu. Er war von meiner Anwesenheit überrascht, und lächelnd bot er mir einen Stuhl an. Danach telefonierte er eine Weile, und dabei lachte er ständig, während ich ein komisches Gefühl hatte und die Situation mir keineswegs lustig schien. Kurze Zeit danach trat der Oberpolizeirat Sava Dumitrescu (mir wohlbekannt) ein, und es ergab sich zwischen uns folgender Dialog: »Warum sind Sie hergekommen ...?« – »Ich habe doch eine schriftliche Ladung per Eilpost bekommen ...« – »Sie hätten nicht kommen sollen. Die Ladung haben wir Ihnen geschickt, damit Sie verschwinden sollen ...« – »Ich kenne mich nicht mehr aus!«

»Auf Anordnung des Militäranwaltes des II. Armeekorps von Bukarest sollten wir Sie festnehmen und ins Militärgefängnis schicken. Was sollen wir jetzt mit Ihnen machen? Sie haben uns und vielen anderen geholfen und wir dürfen nicht undankbar sein!«

Für wenige Sekunden schwiegen wir alle; dann sagte der Oberpolizeirat Sava Dumitrescu entschieden: »Wir werden Sie jetzt laufenlassen. Und wir geben Ihnen 48 Stunden Zeit zu verschwinden. Übermorgen um diese Zeit schicken wir eine Gendarmeriestreife zu Ihnen nach Hause, um Sie abzuholen. Bis dahin müssen Sie weg sein. Ihrer Frau wird nichts geschehen, aber sagen Sie ihr nicht, wo Sie sich aufhalten. Bitte verhalten Sie sich einige Wochen ruhig, bis diese ›Maskerade‹ vorbei ist. In einer Woche werden Sie auf der Fahndungsliste stehen, und Sie dürfen nicht mehr auf die Straße; und bitte keine Kontakte, auch nicht zu den Deutschen.«

»Ich bitte, meinen Herren, zu entschuldigen, aber ich verstehe nichts. Ich habe nichts verbrochen ...« – »Wir dürfen Ihnen nicht viel erzählen. Aber eines müssen Sie wissen: Einer Ihrer Mitarbeiter hat eine Anzeige gegen Sie bei der Militärstaatsanwaltschaft erstattet, wonach Sie das Amtsgebäude nicht nur befestigt und mit bewaffneten Legionären bewacht haben, sondern daß Sie auch bereit waren, gegen das Militär loszuschlagen. Sie waren nicht nur mit den Dienstpistolen bewaffnet, sondern auch

mit Maschinengewehren und Handgranaten ausgerüstet, die Sie aber, entgegen dem Regierungserlaß, nicht abgeliefert, sondern versteckt haben.«

Ich war so überrascht, besonders über die infame Lüge eines meiner Mitarbeiter, daß ich gar nichts mehr sagen konnte. Dann fuhr Sava Dumitrescu fort: »Wir wissen, daß es nicht der Wahrheit entspricht, aber die Militärs machen jetzt, was sie wollen, und verdächtigen auch uns alte Polizisten als Komplizen.«

Ich mußte meine Bedenken dagegen aussprechen: »Wird nicht gerade mein Verschwinden als Beweis meiner Schuld ausgelegt werden?« – »Herr Logigan, wir verlieren nur kostbare Zeit. Sie müssen jetzt im eigenen Interesse für einige Wochen verschwinden. Am besten, wenn Sie ins Ausland fahren und dort einige Zeit bleiben könnten. Ihre Frau und Ihre Eltern werden hier sicherlich keine Schwierigkeiten haben.«

Für einen Augenblick glaubte ich, daß ich träumte. Ich stand auf, bedankte mich herzlich und ging hinaus. Meine Füße waren schwer wie Blei. Ich ging nach Hause – Tina war noch im Dienst – und begann nachzudenken. Warum waren diese Menschen – Polizisten und Juden – so gut zu mir, und alle wollten mir helfen. Machten sie das aus reiner Nächstenliebe und Dankbarkeit, oder verfolgten sie einen bestimmten Zweck? Was für einen Zweck? Alles war Unsinn! Ich war ein Student, besaß kein Vermögen, verfügte über keine politische Macht und würde auch in Zukunft keine solche haben. Sollten die Dankbarkeit und die Nächstenliebe so eine Kraft haben?

Aber es war mir klar, daß ich verschwinden mußte. Aber wo konnte ich mich verstecken? Und wie lange? Oder vielleicht ins Ausland flüchten? Wohin? Das durfte nicht wahr sein, daß ich als Terrorist verfolgt wurde, obwohl ich nichts Ungesetzliches getan hatte!

Als Tina am Abend nach Hause kam, war ich bereits beim Packen meines Reisekoffers. Ursprünglich wollte ich Tina erst am nächsten Tag schonend die Hiobsbotschaft beibringen. Aber ich hielt es nicht aus und beichtete ihr meine bevorstehende Flucht. Sie begann zu weinen und war nicht zu beruhigen. Ich versuchte ihr zu erklären, daß ein Teil der führenden Legionäre ohne Horia Sima bereits mit Antonescu verhandelte und es sicherlich bald zu einem Kompromiß kommen werde: Bis zu diesem Zeitpunkt müsse ich mich auf Anraten vieler Freunde verstecken. Tina war aber unversöhnlich, und in ihrer Verzweiflung überschüttete sie mich mit Vorwürfen: »Warum bist du nicht



rechtzeitig aus der Legion ausgetreten? Du hast doch schon oft eingesehen, daß dieser Weg nicht der richtige ist! Du warst zu feige, zu ängstlich, und entgegen jeder Vernunft und deinem gesunden Menschenverstand bist du dabeigeblieben, und jetzt ist das Unglück da! Solltest du ins Ausland fahren, dann wirst du sicherlich nicht mehr zurückkommen; ich werde nicht mit dir ins Ausland gehen, daß du es weißt!« Ich war sehr betrübt und verärgert, aber sie mußte einsehen, daß mir nichts anderes übrigblieb, als zu verschwinden.

Nach den Nachrichten ausländischer Radiosender waren in Rumänien etwa 20 000 Legionäre festgenommen worden, und die Verhaftungswelle ging weiter. Die meisten von ihnen wurden in alte abbruchreife Militärgefängnisse eingeliefert. Aus Platzmangel mußten sie dort zu unbeschreiblich schlechten Bedingungen ohne Heizung und fließendes Wasser zusammengepfercht leben.

Am nächsten Tag brachte ich meine beiden Reisekoffer zum Bahnhof und gab sie dort in die Aufbewahrung. Tina ging zu meinem Kameraden und Mitarbeiter, I. Tănase, der »noch nicht verfolgt war«, um für mich einen größeren Geldbetrag zu borgen. Ich ging zum Konsulat von Bulgarien und zu dem der Türkei und bekam ohne weiteres Transitvisa in meinen Reisepaß gestempelt. Ziel meiner Reise war aber der Irak, wo ich hoffte, bei der Firma Shell in Mossul oder Kirkuk eine vorübergehende Beschäftigung zu erhalten. Ich besaß ein Zeugnis über mein Praktikum bei der »Astra Română« (Niederlassung von Shell in Rumänien) und hoffte, damit Erfolg zu haben. Ein Visum für den Irak konnte ich nicht erhalten, da sowohl die Botschaft als auch das Konsulat dieses Landes »bis auf weiteres« gesperrt waren.

Ich schlief noch eine Nacht zu Hause. Der Abschied von Tina war für uns beide herzzerreißend. Trotz aller Beteuerungen beiderseits spürten wir irgendwie, daß die Trennung für immer sein würde. Drei Nächte schlief ich bei meiner guten Tante Lucia Adrian, dann mußte ich weiterziehen: Die Militärpolizei kam am Vormittag, durchsuchte das Haus und fragte nach meinem Cousin Cristian und nach mir. Also stand ich bereits auf der Fahndungsliste. Cristian war damals als Student in Wien. Meine Tante schwor, mich seit Wochen nicht mehr gesehen zu haben.

Für eine Nacht konnte ich bei Familie Jonak, die mit meinen Eltern in Targowischt befreundet war, Unterkunft finden. Herr und Frau Jonak waren sehr gastfreundlich, aber sie baten mich,

nicht länger als zwei oder drei Tage bei ihnen zu bleiben. Der ältere Sohn war aktiver Offizier und hatte seinen Eltern geraten, mir nicht länger Unterkunft zu geben.

Wie ich früher erwähnte, hatte mir mein ehemaliger Mitarbeiter im Rathaus Dâmboviceanu bei unserem letzten Zusammentreffen die Telefonnummer eines Rechtsanwaltes gegeben, die von Dr. Oscar Pascu, der – obwohl Jude – bereit war, mir zu helfen. Ich mußte aber einige Male anrufen, bis ich ihn fand und mit ihm sprechen konnte. Er war sehr nett und kam sofort mit seinem Auto, um mich abzuholen. Er brachte mich mit dem großen Gepäck vom Bahnhof zu seiner Cousine namens Marga Kaminsky, deren Wohnung im Zentrum der Stadt lag.

Dr. Pascu war ein sportiver Mann, etwa 45 Jahre alt, groß, blond und sah gar nicht wie ein Jude aus. Er hatte eine Anwaltskanzlei in Bukarest, aber drei Monate vorher hatte er seine Tätigkeit einstellen müssen; jetzt durfte er seine Praxis wiederaufnehmen, aber vorläufig gemäß Anordnung des Justizministeriums nur für jüdische Klienten. Er war kein Zionist, wollte in Rumänien bleiben und sich assimilieren, weil er sich als Rumäne fühlte.

Frau Kaminsky, seine Cousine, war eine getaufte Jüdin, und ihr viele Jahre älterer, jedoch wenige Jahre davor an einem Schlaganfall verstorbener Mann war ein in Bukarest gutsituierter Geschäftsmann polnischer Abstammung gewesen. Sie war etwa 35 Jahre alt, nicht hübsch, aber attraktiv, energisch, aber sehr beherrscht. Sie empfing mich nicht gerade freundlich und erklärte, daß sie mir nur für einige Tage Unterkunft geben könne. Ich wurde ihr als Ing. Bodea aus Czernowitz vorgestellt. Da ich Halbjude sei, werde ich von Legionären und Deutschen verfolgt. Für mich war es schwer, mir alle diese Lügen einzuprägen, und ich hatte ständig Angst, mich durch unvorsichtige Äußerungen zu verraten.

Aber Marga Kaminsky war gar nicht neugierig und stellte mir keine Fragen. Sie zeigte kein Interesse an Politik, am Tagesgeschehen und an meinen Sorgen. Sie war ziemlich wortkarg.

Gegen Abend kam Dr. Pascu, und ich konnte mit ihm längere Zeit plaudern, während seine Cousine in der Stadt war. Ich erzählte ihm, daß es meine Absicht sei, über Bulgarien und die Türkei in den Irak zu gelangen, um dort bei der Firma Shell zu arbeiten. Er fand meinen Plan kaum realisierbar, da der Irak zu der Zeit in das Spannungsfeld zwischen Achsenmächten und Großbritannien geraten sei und wahrscheinlich bald von den



Engländern besetzt werden würde. London habe am 10. Februar 1941 die diplomatischen Beziehungen zu Rumänien abgebrochen. Die Engländer würden es kaum gestatten, daß ich im Irak bliebe. Eine Asylgewährung für mich als »Legionär« oder »ehemaliger Legionär« sei eine Sache der Unmöglichkeit. »Die Legionäre gelten für die Tommies als Naziagenten und werden als solche behandelt. Mit Sicherheit werden Sie dort in einem Internierungslager landen, und es wird Ihnen gar nicht gut gehen.« Seiner Meinung nach könne ich leichter eine Beschäftigung in der Türkei finden. »Die Türkei ist ein neutrales Land und hat nicht die Absicht, in diesen Weltkrieg einzusteigen. Wegen der jetzigen Schwierigkeiten bei der Ölversorgung ist sie bemüht, eigene Ölquellen zu suchen und sie so bald wie möglich zu erschließen. Die Aufschlußtätigkeit entwickelt sich im Tigristal, nicht weit von der Grenze zu Syrien, südlich der Stadt Dyarbakir. Einige Juden, die im rumänischen Ölgebiet gearbeitet haben, sind jetzt dort im Einsatz und sind sehr zufrieden mit ihrer Arbeit und der Bezahlung.« Dr. Pascu wollte mir einen Reisepaß auf den Namen Bodea besorgen, und ich sollte dann bald über Bulgarien in die Türkei fahren. Dieser Reisepaß sollte mir nur bei der Ausreise aus Rumänien helfen, und danach sollte ich ihn durch einen Mittelsmann zurückschicken. Einmal in Sofia angekommen, sollte ich zur Fremdenpolizei gehen und dort genau die Wahrheit erzählen. »In der Türkei können Sie in Istanbul oder Ankara mit der amtlichen ›Petroleum-Administration‹ Kontakt aufnehmen und um eine passende Stelle in der Aufschlußtätigkeit nachsuchen.«

Nachts konnte ich vor Aufregung und Sorgen nicht einschlafen. Also mit dem Irak war es nichts, und ich mußte meine Hoffnungen auf die Türkei konzentrieren. Am nächsten Tag wurde ich von Frau Kaminsky noch vor dem Frühstück in den Keller gebracht und blieb dort drei Stunden eingesperrt. Erst danach erfuhr ich, daß meine Gastgeberin nicht wollte, daß ihre Bedienerin, die zweimal in der Woche kam, mich zu Gesicht bekäme. Zu Mittag durfte ich wieder in die Wohnung und bekam ein üppiges Frühstück und auch Mittagessen.

Zwei Tage später kam Dr. Pascu wieder, der auf meine Bitte hin auch Tina besucht hatte, um für mich noch einige wichtige Dokumente zu holen. Er hatte dies aber nicht unter seinem richtigen Namen getan. Bei dieser Gelegenheit erfuhr ich, daß bei mir zu Hause ein Einberufungsbefehl liege, welcher eine Woche nach meinem Verschwinden durch die Post zugestellt worden

war. Er war aber nicht vom Panzerregiment, das für mich im Falle der Mobilmachung zuständig war, sondern vom Kommando des II. Armeekorps in Bukarest ausgestellt. Das war eine tückische Art, mich zu fangen. Tina hatte für den Empfang unterschrieben, das Papier aber liegenlassen. Dr. Pascu hatte ihr geraten, beim Absender anzurufen und zu sagen, daß ich seit vielen Tagen nicht mehr nach Hause gekommen sei und sie nicht wisse, wo ich mich befände. Zugleich sollte sie beim Bezirkskommissariat eine Vermißtenanzeige machen.

Die Zeit verging schnell. Besonders die Nächte, in denen sich die tagsüber kühle und distanzierte Gastgeberin in eine sinnliche und zärtliche Frau verwandelte. Am Abend des 20. Februar kam Dr. Pascu mit dem neuen Reisepaß auf den Namen Bodea und dem notwendigen Visum für Bulgarien. Er überreichte mir eine Eisenbahnkarte bis Istanbul und etwas Geld in bulgarischer und türkischer Währung. Am nächsten Tag sollte die Reise beginnen. Er gab mir weitere Ratschläge für unterwegs, wünschte mir alles Gute und verabschiedete sich schnell.

Vor dem Schlafengehen mußte ich mein Gepäck umpacken, und auf Anraten von Dr. Pascu stopfte ich alles in nur einen Koffer. Frau Kaminsky gab mir dafür einen größeren Koffer, und ich konnte fast alles hineinbringen.

Die letzte dort verbrachte Nacht war kurz; Marga und ich konnten kaum schlafen, und beide waren wir unersättlich. Wegen der bevorstehenden Reise über die Grenze war ich ziemlich aufgeregt: War es für kurze Zeit, für lange Zeit oder vielleicht für immer? Draußen tobte noch ein winterliches Wetter mit Schneestürmen über Bukarest.

Am 21. Februar 1941 war es soweit. Ein junger Mann kam im Auftrag Dr. Pascus, um mich abzuholen und zum Bahnhof zu führen. Der Abschied von Marga war kurz. Ihre Hände zitterten, aber sie wurde wieder distanziert und fremd wie am Anfang.

Die Reise nach Giurgiu, einer Hafenstadt an der Donau, dauerte etwa zwei Stunden. Außer der Fahrkartenkontrolle wurden alle Reisenden von einer Gendarmeriestreife überprüft. Jedesmal wurde mein Name »Bodea« in einer langen Liste gesucht, aber nicht gefunden. Einmal sah ein Gendarmeriebeamter meinen Reisepaß und meine Fahrkarte ziemlich lange an; das Herzklopfen spürte ich bis zum Hals.

»Fahren Sie nach Istanbul? In welcher Angelegenheit und wie lange?« Aber ich antwortete ruhig und ohne Aufregung: »Geschäftlich und nur zwei bis drei Tage« – »Und warum haben Sie



nicht eine Retourkarte gelöst?« wollte der Beamte wissen. – »Die Retourkarte muß mir der Geschäftspartner in Istanbul zahlen.« Der Beamte gab sich mit dieser Antwort zufrieden, ging weiter, und ich konnte erleichtert aufatmen.

In Giurgiu war der Bahnhof nicht weit vom Donauhafen entfernt. Damals gab es keine Brücke über die Donau, und die Reisenden mußten mit einer Fähre über den Strom nach Rusciuc (Russe) gebracht werden.

Es waren viele Menschen dort, und die Paß- und Zollkontrolle ging sehr langsam vor sich. Jeder versuchte sich nach vorne zu drängen, es gab Streitereien und gegenseitige Beschimpfungen. Ein älterer Herr, ziemlich armselig angezogen und mit einem großen Oberlippenbart, kam zu mir und fragte, ob ich Ing. Bodea sei. Er habe von Dr. Pascu den Auftrag, mir behilflich zu sein. Er führte mich durch eine Tür, wo ein Warnschild hing: »Eintritt nur für Zollbeamte gestattet«, und so war für mich die Kontrolle schnell erledigt. In wenigen Minuten kam ich mit dem alten Mann auf die Fähre, die sich kurz danach in Bewegung setzte.

Diese ungesetzlichen und korrupten Verhältnisse herrschten damals an der rumänischen Grenze trotz der hochgepriesenen Legionärsregierung in den letzten Monaten. Und ich als »Legionär«, besser gesagt als ehemaliger Legionär, mußte davon leider Gebrauch machen. War das nicht paradox?

Mit meinem Begleiter war vereinbart, daß ich ihm nach der Grenzkontrolle auf der bulgarischen Seite den Reisepaß auf den Namen »Bodea« zurückgeben und er danach mit der nächsten Fähre zurückfahren und den Reisepaß wieder nach Rumänien mitnehmen solle.

Es war ein sonniger Tag, und die Donau führte viele Eisschollen mit. Donauaufwärts sah ich kleine rumänische Wasserfahrzeuge der Donauflottille mit Pionieren der deutschen Wehrmacht, die anscheinend dabei waren, eine Notbrücke zu bauen. Auf der Fähre stehend, blickte ich zurück, wie sich das rumänische Donauufer immer mehr aus meinem Sichtfeld entfernte. Ein Gefühl der Leere überfiel mich; ab diesem Moment war ich heimatlos.

# FÜNFTES KAPITEL

## *In der Verbannung*

### *Kurzer Aufenthalt in Bulgarien*

Am Schiffslandeplatz von Russe wimmelte es von Menschen mit viel Handgepäck: Händler, Beamte, Bauern, Soldaten und darunter Angehörige der deutschen Wehrmacht. Der Bahnhof lag direkt am Hafen, und Russe schien mir größer als die an der Donau gegenüberliegende rumänische Stadt Giurgiu. Alle Ankündigungen wurden durch Lautsprecher in bulgarischer Sprache durchgegeben, aber davon verstand ich kein Wort. Auch die Schrift konnte ich nicht lesen, da die Bulgaren damals wie heute nur kyrillische Buchstaben verwenden. Einige Bulgaren sprachen hier auch rumänisch, aber nur wenige konnten deutsch oder französisch. Als eine Stunde später am Bahnsteig der Zug nach Sofia einfuhr, entstand ein plötzliches Gedränge. Ich konnte nur mit Mühe und Not einsteigen. Die Abteile für die zweite Klasse (damals gab es drei Klassen) waren nicht übermäßig belegt. Ich bekam einen Fensterplatz. Die Fenster waren aber nicht dicht und die Waggons sparsam beheizt. Während nördlich der Donau in der rumänischen Ebene der Schnee fast weggeschmolzen war, waren die Anhöhen der bulgarischen Landschaft schneebedeckt. Lange konnte ich nicht durchs Fenster schauen, da es bald dunkel wurde. Dem Zugschaffner, der mir bei der Platzwahl behilflich war und der auch rumänisch sprechen konnte, wollte ich ein Trinkgeld geben, aber er lehnte es zu meinem Erstaunen ab: »Die bulgarischen Beamten nehmen kein Bakschisch an.« Spätabends erreichte der Zug die Stadt Veliko-Tarnovo, wo wir trotz der bisherigen Verspätung mehr als eine Stunde auf den Varna-Expreß warten mußten. Gegen Mitternacht kam der Zug in Pleven an, wo er einen längeren Aufenthalt hatte. Pleven war mir aus der Geschichte bekannt. Im Jahre 1877 hatte es hier schwere Kämpfe der Türken gegen Russen und Rumänen gegeben. Osman Pascha (türkischer Heerführer) wurde hier von den siegreichen rumänischen Truppen gefangengenommen. In Würdigung dieser Kämpfe wurde in Bukarest eine Straße »Calea Plevnei« genannt. Nach diesem

Krieg erlangte sowohl Rumänien wie auch Bulgarien die Unabhängigkeit von der osmanischen Herrschaft. In Pleven stiegen viele aus und gingen ins Bahnhofsrestaurant, da der Zug anscheinend einen längeren Aufenthalt hatte. Ich blieb auf meinem Sitzplatz und trank warmen Milchkaffee aus der Thermosflasche und aß das letzte der Schinkenbrötchen, das mir Marga beim Abschied in Bukarest mitgegeben hatte. Es wurde empfindlich kalt, und draußen lag überall Schnee. Endlich fuhr der Zug weiter. Die Landschaft war, soweit ich noch sehen konnte, von immer höheren Bergen gekennzeichnet, und die Bahnlinie ging teilweise über hohe Brücken oder durch lange Tunnels. Erst vormittags kam der Zug in Sofia an. Der Bahnhof war weitläufig und modern gebaut aber genauso schmutzig wie in Bukarest. Ich ließ das Gepäck in der Aufbewahrung am Bahnhof, ging zum Friseur, um mich rasieren zu lassen, und eilte dann in die Stadt zum Polizeipräsidium.

Dort stand ich bald vor einem rumänischsprechenden Beamten der Fremdenpolizei. Er war zwar höflich, zeigte aber wenig Interesse für meine Lage. Er blätterte aufmerksam meinen Reisepaß mit dem Transitvisum für Bulgarien durch und entdeckte sofort, daß die Vermerke der rumänischen und der bulgarischen Grenzkontrolle fehlten. Ich mußte eingestehen, daß ich schwarz über die Grenze gekommen war, da ich in Rumänien wegen meiner Zugehörigkeit zur Eisernen Garde verfolgt werde. Der Beamte dachte einige Sekunden nach, dann telefonierte er anscheinend mit einer höheren Stelle, und danach sagte er zu mir ganz trocken: »Sie sind de facto politischer Flüchtling. Da aber Ihr Reisepaß bis auf fehlende Grenzvermerke in Ordnung ist, betrachten wir Sie vorläufig nicht als Flüchtling. Wir bewilligen Ihnen sieben Tage Aufenthalt. Dann müssen Sie Bulgarien verlassen. Wohin? Das ist Ihre Angelegenheit.«

Ich bat den Beamten, mir noch ein billiges Hotel zu empfehlen. »Haben Sie Geld?« fragte er. »Doch, aber nicht viel!« antwortete ich. Er schickte mich zu einem Hospiz der evangelischen Mission gleich in der Nähe, wo ich für wenig Geld ein kleines, aber sauberes Zimmer mit Frühstück und Abendessen bekam. Danach holte ich mein Gepäck vom Bahnhof und ließ auf meiner Fahrkarte nach Istanbul auch die Unterbrechung eintragen. Am nächsten Tag, am Sonntag, dem 23. Februar, ging ich in der Stadt spazieren. Sofia war entschieden kleiner als Bukarest (nur etwa 300000 Einwohner), aber die Umgebung war viel schöner. Gebaut ist die Stadt auf einem Hochplateau in etwa 600 Meter



Seehöhe, von hohen Bergen – manche über 2000 Meter hoch – umgeben, die alle noch schneebedeckt waren.*

Der alte Teil der Stadt bestand aus engen Straßen mit kleinen zweistöckigen Häusern, fast alle mit schönen verglasten Balkonen. Diese waren mehrfarbig und mit kunstvoll geschnitztem Rahmenholz (Geamlâc) verziert. Der moderne Stadtteil verfügte über breite Straßen und einen Boulevard mit vielen Neubauten. In der Stadtmitte dominierte die berühmte »Alexander-Newski-Kathedrale«, ein monumentaler Kreuzkuppelbau, der Ende des 19. Jahrhunderts mit Hilfe Rußlands errichtet worden war. Ich nahm am Gottesdienst teil und bewunderte die schöne Innenarchitektur und den imponierenden Chor. Es gab in Sofia viele Kirchen, manche sehr alt wie die St.-Georgs-Basilika – erbaut im 6. oder 8. Jahrhundert –, sowie viele und schöne Moscheen und andere islamische Bauten aus früheren Zeiten. Die bulgarische Hauptstadt schien mir sauber und gepflegt zu sein, aber die Geschäfte waren nicht so elegant und reichlich ausgestattet wie die in Bukarest. Auch Taxis und teure Autos wie in Rumänien waren auf den Straßen Sofias weniger zu sehen. Die Menschen waren im allgemeinen freundlich und höflich. Während meines kurzen Aufenthaltes in Bulgarien konnte ich keinerlei Ressentiments gegen Rumänien feststellen. Allerdings konnte ich wegen der Sprachschwierigkeiten nur mit wenigen Menschen in Kontakt treten.

Montag vormittag ging ich in die türkische Botschaft, die sich gleich im Zentrum befand. Ich wollte mich erkundigen, ob es in Istanbul eine amtliche Stelle gab, wo ich etwas über eine eventuelle Arbeitsmöglichkeit im neuen Explorationsgebiet von Diyarbakir erfahren konnte. Leider war der Beamte darüber gar nicht informiert. Er riet mir, nach Ankara zu fahren und mich dort im Bergbauministerium an die »Türkye Petrolieri Administracia« zu wenden. Das ganze Gebiet an der syrisch-irakischen Grenze sei kurz vorher zum Militärsperrgebiet erklärt worden. Ferner machte er mich darauf aufmerksam, daß die Grenze Bulgariens zur Türkei vom bulgarischen Militär streng bewacht werde und die Ausländer auch von den Deutschen kontrolliert würden. Eine Ausreise über die Grenze nach Griechenland sei so gut wie unmöglich. Griechenland befinde sich im Krieg, und die deutschen Truppen würden demnächst über Bulgarien in Richtung Athen marschieren, um den Italienern zu helfen.

Mein Stimmungsbarometer fiel schnell ab, aber es blieb mir nichts übrig, als doch zu versuchen, meinen Plan zu verwirklichen.

Die ganze Nacht hindurch fuhr ich mit der Bahn von Sofia in Richtung Türkei. Der Zug fuhr über Plovdiv (Filipopolis) und sollte über die Grenze nach Edirne (Adrianopol) und Istanbul fahren. Die letzte Station auf bulgarischem Boden war Svilengrad. Fast alle Reisenden stiegen aus, und nur wenige blieben in den Waggons zurück, von denen die Lokomotive bereits abgekoppelt war. Die Kontrolle der bulgarischen Zoll- und Grenzpolizei ging problemlos vor sich; der bulgarische Beamte sagte mir, daß ich nochmals von den Deutschen kontrolliert werden würde. Das beschleunigte sofort den Puls, aber ich beherrschte mich, blieb ruhig und fragte: »Warum ist es notwendig? Ist vielleicht mein Reisepaß nicht in Ordnung?«

Der Beamte antwortete mir in deutscher Sprache: »Aber ja, doch seit kurzem müssen alle Ausländer bei der Ein- und Ausreise aus Bulgarien auch von den Deutschen kontrolliert werden, das ist nur eine Formsache!«

Ich brauchte nicht lange zu warten, schon kamen zwei deutsche Beamte in Zivil, sahen meinen Paß durch und forderten mich barsch auf, auszusteigen; ich dürfe nicht über die Grenze. Mein Argument, daß ich in Istanbul nur wenige Tage geschäftlich zu tun hätte, nahmen sie überhaupt nicht zur Kenntnis. Ich mußte aussteigen und in der Wachstube bleiben, bis der Zug weiter über die Grenze gefahren war. Mit mir hatten noch einige Reisende aussteigen müssen, darunter ein Grieche und ein Jude aus Polen. Wir gingen gemeinsam zur bulgarischen Grenzpolizei, um zu protestieren. Aber es half nichts. Der bulgarische Polizeibeamte, der deutsch sprach, war höflich, aber er konnte nichts dagegen tun.

»Wir müssen die von unserer Regierung getroffenen Vereinbarungen mit den Deutschen respektieren. In einer Situation wie dieser haben wir jeden Konflikt mit den Deutschen zu vermeiden. Sie sind heute die Herren in Europa!«

Ich versuchte beim Chef der deutschen Kontrollstelle (einen Gestapo-Beamten) vorzusprechen, aber auch dies war vergebens. Auf meine Frage, was ich machen sollte, gab er mir einen für mich unmöglichen Rat: »Fahren Sie zurück nach Sofia, und beschaffen Sie sich von der rumänischen Botschaft eine Bestätigung darüber, daß Ihre Reise in die Türkei im Interesse des rumänischen Staates ist. Dann können Sie in der deutschen Botschaft ein Schreiben erhalten, daß der deutsche Sicherheitsdienst nichts gegen Ihre ›Geschäftsreise‹ einzuwenden hat. Erst dann dürfen Sie über die Grenze in die Türkei fahren.« Seine



Sprache war klar! Ich mußte einsehen, daß mein Türkeiplan ins Wasser gefallen war.

Ungewaschen, unrasiert und hungrig, war ich ziemlich verzweifelt und wußte nicht, wie es weitergehen sollte. Den Vorschlag eines meiner Leidensgenossen, schwarz über die Grenze zu gelangen, lehnte ich ab. Irgendein undurchsichtiger Mensch hatte angeboten, uns gegen einen hohen Geldbetrag nach Mitternacht hinüberzubringen.

Es blieb mir nichts anderes übrig, als zurück nach Sofia zu fahren. Der Zug sollte aber erst abends gehen. Für die Rückreise mußte ich eine Fahrkarte besorgen; ich nahm eine Fahrkarte für die dritte Klasse, da mein Vorrat an bulgarischer Währung sehr knapp war. Im Bahnhofsrestaurant gab es warmes Essen, aber ich mußte mit meinem Geld sparen. Ich kaufte Brot und Schafkäse und trank mehrere Schalen Tee.

Der Zug von Istanbul nach Sofia kam spätabends an. Er hatte nur wenige Waggons und wenige Reisende. Die Kontrolle erfolgte durch Bulgaren und Deutsche und dauerte nicht lange. Dann mußten wir warten, bis noch einige Waggons und eine andere Lokomotive angekoppelt waren. Es stiegen sehr viele Leute ein. In dem Gedränge gelang es mir mit großer Mühe, einen Platz zu bekommen, aber meinen Koffer mußte ich vor meinen Füßen abstellen. Die vor mir eingestiegenen Reisenden hatten das ganze Gepäcknetz beschlagnahmt: Körbe mit Obst, Säcke mit Kartoffeln, sogar ein Käfig mit einem Singvogel. Eine Bäuerin hatte unter der Sitzbank zwei lebende Gänse verstaut. Ein Gemisch von Gerüchen nach Zwiebeln, Schweiß, Slibowitz und schlechtem Tabak nahm mir die Atemluft.

Bald schliefen einige Mitreisende ein und schnarchten lautstark. Viele husteten und spuckten auf den Boden. Dann kam der Schaffner zur Fahrkartenkontrolle. Er bemerkte mein Unbehagen und sagte mir halb deutsch, halb französisch, daß in der ersten und zweiten Klasse noch Plätze vorhanden seien. Er führte mich mit meinem Gepäck zu einem Abteil der zweiten Klasse, in dem ein orthodoxer Pfarrer ständig Pfeife rauchte und zwei ältere Frauen unaufhörlich laut diskutierten und ab und zu husteten; selbstverständlich verstand ich kein Wort.

Als der breitschultrige Schaffner mit seinem überdimensionierten Oberlippenbart wieder vorbeiging, eilte ich ihm auf dem Gang nach, und entgegen der Erfahrung »Der bulgarische Beamte nimmt kein Bakschisch« versuchte ich ihm 20 Leva zu geben. Er nahm das Geld, deutete aber an, daß er für seine gute

Tat mindestens 100 Leva erwarte. Ich zeigte ihm, daß ich insgesamt nur noch 50 Leva hatte. Er schnappte den Geldschein weg, grinste und ging weiter.

Trotz der Müdigkeit konnte ich nicht schlafen. Das Palaver der beiden Damen, eine davon dürfte schwerhörig gewesen sein, hätte mich keineswegs gestört, aber ich war aufgeregt: Was würde ich am nächsten Tag tun? Ich wußte es noch nicht! Auf alle Fälle schien das Kapitel Irak und Türkei nun abgeschlossen zu sein.

Als der Zug in Sofia ankam, herrschte herrliches Wetter, blauer Himmel, und es war verhältnismäßig warm, wie ein Frühlingstag. Es war der 26. Februar 1941, und ringsum auf den Bergen lag noch Schnee. Bereits am Bahnhof ging ich in die Wechselstube, um einen Teil meines Geldes in Leva zu tauschen. Das Verfahren war nicht einfach. Ich mußte ein Formular in vier Ausfertigungen ausfüllen und auch die Seriennummern der Banknoten anführen, den Reisepaß und die Aufenthaltserlaubnis vorweisen. Danach fuhr ich in das evangelische Hospiz, um wieder eine Unterkunft zu bekommen. Dort verzichtete ich auf das Abendessen, legte mich bald ins Bett und schlief mindestens zwölf Stunden. Am nächsten Tag ging ich am Vormittag zur Fremdenpolizei und suchte den rumänischsprechenden Beamten auf. Ich erzählte ihm mein Erlebnis an der türkischen Grenze und bat um einen Rat. Er bedauerte, in der Angelegenheit nicht helfen zu können, und er dürfe mir auch keinen Rat geben. Er gab mir noch für eine Woche Aufenthalt, aber dann müßte ich bestimmt außerhalb der Grenzen Bulgariens sein.

»Und was geschieht, wenn ich keine Möglichkeit finde, auszureisen und daher hierbleiben muß?« wollte ich wissen. Darauf antwortete er ziemlich zynisch: »Dann müssen Sie um politisches Asyl ansuchen, und Sie werden in einem Flüchtlingslager interniert werden, falls Sie es nicht vorziehen, zurück in Ihre Heimat zu fahren. Aber darüber müssen Sie selbst entscheiden. Übrigens sind bereits einige Flüchtlinge aus Rumänien hier gemeldet, aber ich darf Ihnen deren Namen nicht sagen und auch nicht, wo sie sich befinden.«

Ich wollte wissen, ob eine Möglichkeit bestünde, von Varna (einem Hafen am Schwarzen Meer) mit einem Schiff nach Istanbul zu gelangen. Darauf konnte der Beamte nur lachen: »Alle Grenzen Bulgariens werden jetzt von den Deutschen kontrolliert. Wir sind wie ein besetztes Land! Verstehen Sie denn nicht?«



Aber ich fragte weiter: »Glauben Sie, daß ich in der deutschen Botschaft einen Passagierschein bekommen könnte? Habe ich überhaupt Chancen?«

»Das weiß ich nicht! Wenn Sie deutsch sprechen, können Sie sich als ›Volksdeutscher‹ erklären, und vielleicht würden Sie dadurch gewisse Vorteile haben. Vielleicht können Sie sich freiwillig zur Waffen-SS melden?« sagte er ironisch.

Beim Abschied machte mich der Beamte darauf aufmerksam, daß ich, wenn ich nicht bereits vorher aus Bulgarien abgereist sei, spätestens am 6. März meinen Reisepaß abgeben und um politisches Asyl dort ansuchen müsse, sonst machte ich mich strafbar und würde mit dem bulgarischen Gefängnis Bekanntschaft schließen.

Als ich das Polizeigebäude verließ, spürte ich Kopfschmerzen und Brechreiz; ich wußte nicht, was ich machen sollte. Ich war verzweifelt, aber irgendwie wollte ich nicht glauben, daß mein Leben hier zu Ende gehen sollte. Ich entschloß mich, in eine Kirche zu gehen, um zu beten. Die alte St.-Georgs-Kirche war nicht weit vom Polizeipräsidium entfernt. Ich ging hinein; es war sehr kalt drinnen, und außerdem war kein Mensch da bis auf einen Kirchendiener, der mich mißtrauisch beobachtete. Nur wenige Kerzen brannten vor den uralten Ikonen. Ich weiß nicht, wie lange ich dort blieb, aber als ich hinaustrat, sah ich auf der Straße gegenüber das Gebäude der deutschen Botschaft und ging hinein. Der Einlaß war kompliziert: Ich mußte zuerst ein Formular ausfüllen und genau anführen, bei wem und in welcher Angelegenheit ich vorsprechen wollte. Dann folgte eine gründliche Leibesvisitation, bei der ich mein Taschenmesser in der Aufbewahrung lassen mußte. Es war nicht so einfach wie in Bukarest. Drinnen kam ich zu einem jungen Botschaftssekretär, bei dem ich meine Situation kurz darzustellen versuchte und um die Erlaubnis bat, in die Türkei zu fahren. Er erklärte sich außerstande, mir diesen Wunsch ohne eine Bestätigung der rumänischen Botschaft zu erfüllen. Über die politischen Zusammenhänge sei er gar nicht informiert, da dies nicht in seine Kompetenz falle. Während unseres Gespräches kam ein älterer Herr herein, der sich als Dipl.-Ing. Langenecker vorstellte. Der Botschaftssekretär überließ mich seinem Bekannten, der mit den rumänischen Verhältnissen vertraut war.

Dipl.-Ing. Josef Langenecker war damals bereits zwölf Jahre Vertreter der Firma Siemens in Rumänien und Bulgarien mit

dem Sitz in Bukarest. Er war ein gütiger und humorvoller Mann, etwa 40 bis 45 Jahre alt, der auch gut rumänisch sprach. Er war mir von Anfang an sympathisch. Er lud mich zum Mittagessen und danach in sein Hotel ein. Als altes Parteimitglied der NSDAP, das in Bukarest lebte, war er über die politische Lage in Rumänien gut informiert. Er behauptete: »Die einzigen echten Freunde Deutschlands in Rumänien sind und bleiben die Legionäre. Aber Horia Sima hat einen großen Fehler begangen, indem er es zu einem unüberbrückbaren Konflikt mit Antonescu kommen ließ. Hitler schenkt Marschall Antonescu als Staatsführer und oberstem Chef der rumänischen Armee volles Vertrauen und betrachtet ihn als Stabilitätsfaktor und als große Hilfe für Deutschland in jeder Hinsicht.«

Langenecker verstand meine Situation ganz gut, aber er betrachtete die Dinge als nicht so tragisch. »Warum wollen Sie in der Türkei eine Beschäftigung suchen und nicht in Deutschland?« Er habe zwar keinerlei Beziehungen zur Erdölindustrie im Reich, wisse aber, daß deren Entwicklung kriegsbedingt durch großzügige Investitionen im Vormarsch sei. Ich könne vorübergehend auch bei Siemens arbeiten, wo er mir eine gute Stelle sofort beschaffen könne. Er brauche sich nur mit Siemens in Berlin in Verbindung zu setzen, und alles könne mit einem Fernschreiben erledigt werden. Da ich kein Mensch blitzartiger Entscheidungen bin, bat ich ihn um Bedenkzeit. Aber Langenecker drängte: »Es ist keine Zeit zu verlieren; ich muß in den nächsten Tagen nach Bukarest fahren und komme erst in zwei Wochen wieder, und dann ist es für Sie zu spät. Am Abend werde ich Sie im Hospiz abholen und zum Essen führen; bis dahin müssen Sie sich endgültig entscheiden.«

Ich versuchte reiflich und sachlich zu überlegen. Da es nicht realisierbar war, in die Türkei zu fahren, und eine Rückkehr nach Rumänien nicht in Frage kam, hatte ich nur zwischen einem Flüchtlingsschicksal in Bulgarien und der Reise nach Deutschland zu wählen. In Bulgarien würde ich mit Sicherheit in einem Internierungslager landen und keine ordentliche Beschäftigung bekommen, zumal ich weder die Landessprache noch eine andere slawische Sprache beherrschte. Deutschland war ein zivilisiertes Land, wo ich arbeiten und auf »bessere Zeiten« warten konnte Vielleicht war es möglich, dort in der Ölbranche zu arbeiten und eventuell mein Studium zu beenden. Andererseits war Deutschland im Kriegszustand, und wer wußte, was alles noch geschehen konnte. Nach Aussage Lan-



geneckers befanden sich Horia Sima und sein Stab bereits in Berlin. Dies war für mich ungut, da ich mit ihm nichts zu tun haben wollte. Ich entschied mich dennoch, nach Deutschland zu fahren.

Am Abend traf ich Langenecker wieder, und wir gingen gemeinsam essen. Er erzählte mir von seiner »illegalen NSDAP-Tätigkeit« in Österreich, und dann sprach er über die politische Lage, die »sehr günstig« aussehe. »In wenigen Wochen werden wir in Griechenland einmarschieren und die Tommies hinauswerfen. Auch Jugoslawien, die Türkei und Spanien werden bald auf die deutsche Seite einschwenken. England bleibt allein, wird durch die Erfolge unserer U-Boote ausgehungert und muß die Fortsetzung des Krieges bald aufgeben.« Er trank ein Glas Wein nach dem anderen – die bulgarischen Weine waren sehr gut – und zeigte sich voll Optimismus: »In spätestens einem Jahr wird Friede in Europa für 1000 Jahre sein. Dagegen können die Juden in Amerika oder die Kommunisten in Moskau auch nichts mehr tun. Und all dieses Glück haben wir unserem Führer Adolf Hitler zu verdanken!«

In seiner Euphorie wurden wir bei diesem Trinkgelage »per du«. Ich war für ihn »der Stefan« und er für mich »der Sepp«. Ich mußte ihn bewundern und wollte ihn nicht mit meinen Bedenken beeinträchtigen. Welchen Schock mußte er später, nach nur wenigen Jahren, ertragen, als sich herausstellte, daß die Entwicklung eine andere war. Beim Abschied vereinbarten wir, daß er mich nach dem Mittagessen mit dem ganzen Gepäck vom Hospiz abholen würde. Inzwischen werde er alles Notwendige für meine Abreise aus Bulgarien organisieren.

Am nächsten Tag mußte ich erfahren, daß sich sein Plan – meine Reise nach Wien über Belgrad – nicht verwirklichen ließ. Die Jugoslawen wollten mir das notwendige Transitvisum nicht erteilen. Langenecker sagte mir, ich solle mir keine Sorgen machen, er werde schon eine Lösung finden. »Wie denn?« fragte ich neugierig. – »Über Rusciuc, Giurgiu nach Bukarest und dann weiter nach Wien.«

»Und wie komme ich über die Grenze?« fragte ich besorgt. »Ich stehe doch auf der Fahndungsliste, und die rumänische Grenzpolizei wird mich sofort verhaften.« – »Brauchst keine Angst zu haben! Ich werde dich wohlauf nach Bukarest bringen zu deinen Kameraden. In einigen Tagen wird eine größere Gruppe von Legionären ins Reich fahren, und du wirst dabeisein. Das verspreche ich dir!« – »Und was ist mit meiner Ein-

stellung bei Siemens?« wollte ich wissen. »Das kann ich am besten von Bukarest aus erledigen. Heute bleibst du noch hier, und morgen früh hole ich dich ab! Und es wird alles klappen!«

Am nächsten Tag erhielt ich in der deutschen Botschaft deutsche Militärkleidung. Ein Sanitäter legte mir einen Kopfverband an, durch den mein Mund und meine Augen teilweise verdeckt waren. Ich bekam ein Soldbuch und einen Abmeldeschein. Wir fuhren mit der Bahn in einem Abteil erster Klasse – reserviert für die deutsche Wehrmacht. Ich mußte als »verunfallt« ständig liegen. Ein SS-Oberscharführer und Langenecker waren meine Begleiter. Wir fuhren die ganze Nacht hindurch über Pleven und Veliko-Tarnovo nach Rusciuc (Russe), dann mit der Fähre über die Donau nach Giurgiu. Bei der Kontrolle – auch durch deutsches Militär – mußte ich meine Papiere zeigen, und Langenecker erzählte, daß ich bei einem Autounfall verletzt worden sei und nicht sprechen dürfe. Ich solle jetzt in das Heeresspital von Bukarest zur Behandlung aufgenommen werden.

Das Weitere verlief ohne Schwierigkeiten: die Bahnreise nach Bukarest, dann mit einem Taxi in die Wohnung von Langenecker auf dem »Königin-Elisabeth-Boulevard«. Es war Sonntag, der 2. März 1941. Langeneckers Wohnung bestand nur aus zwei größeren Räumen mit Zentralheizung und allem Komfort. Langenecker brachte immer etwas zum Essen mit: Konserven, Schinken, Obst, Brot, Mehlspeisen usw. Es war direkt rührend, wie er für mich sorgte. In seiner Abwesenheit mußte ich mich ruhig verhalten, kein Radio, nicht zum Fenster gehen, kein Licht einschalten, nicht telefonieren. Langenecker hielt sein Wort und beschaffte mir die versprochene Stelle in Berlin. Ich sollte dort bei der Firma Siemens-Schuckert als technischer Zeichner eingesetzt werden. Als Termin des Einsatzes wurde der 1. April 1941 genannt und das Gehalt mit RM 260,– plus Unterkunft festgesetzt. Die Einstellung für drei Monate Probezeit war noch von der Zustimmung des Arbeitsamtes Berlin abhängig; nach Aussage meines Freundes nur eine Formsache.

Bereits am nächsten Tag kam Sepp mit einigen Überraschungen. Die erste war ein Formular, in das ich viele persönliche Daten eintragen mußte, und dazu war ein ausführlicher politischer Lebenslauf zu schreiben. Ferner brachte er am Abend Ing. Gh. Bălănescu, meinen ehemaligen Mitarbeiter vom Rathaus, mit. Er war aus dem Polizeigefängnis vorübergehend entlassen worden und lebte im Untergrund. Nun sollte auch er nach Deutschland mitfahren. Die letzte Überraschung war, daß am Mittwoch,



dem 5. März, die Abfahrt nach Deutschland in einer Gruppe von 30 bis 40 Legionären stattfinden würde.

Das Wiedersehen mit Bălănescu war sehr herzlich. Wir hatten einander viel zu erzählen. Von ihm erfuhr ich, daß Petrovicescu und Dâmboviceanu bereits in Deutschland seien, während V. Mailat und V. Negulescu später nachkommen würden. Bucă, Noviţchi, Mărcoi, Popa, Petrescu Liviu und Tănase seien in Haft und warteten auf ihre Gerichtsverhandlung vor dem Militärtribunal. Horia Sima und sein Stab befänden sich in Berlin, wo sie als Gäste der NSDAP in Luxushotels wohnten. Alle Legionäre, die nach Deutschland flüchteten, würden als Vertraute Horia Simas gelten. Von den früheren Legionären, die es abgelehnt hatten, ihm zu folgen, seien Oberst St. Zăvoianu erschossen und sein Nachfolger Radu Mironovici zu zehn Jahren Gefängnis verurteilt worden. Ferner erzählte mir Bălănescu, daß die Legionäre sich im ganzen Land frustriert und demoralisiert fühlten und Horia Sima als Hauptschuldigen betrachteten. Die meisten Legionäre, die Horia Sima schriftlich abgeschworen und Marschall Antonescu die Treue gelobt hatten, wurden nur wenige Tage danach doch verhaftet und interniert. Unsere Kameraden seien verzweifelt, und einige hätten Selbstmord begangen.

Es war uns klar, daß wir durch unsere Flucht nach Deutschland als Vertrauensleute von Horia Sima galten. Aber ich hoffte, daß ich, einmal in Berlin bei Siemens, mich langsam und stufenweise von Horia Sima und seinen Leuten distanzieren würde können. Bălănescu wußte nicht, was er dort machen würde; als Bauingenieur hoffte er in der »Organisation Todt« (einer der größten Bauorganisationen des Reiches, die als erste Autobahnen in Deutschland baute) eine Stelle zu bekommen, zumal er dort einige Bekannte hatte. Wir beschlossen, zu anderen Kameraden der ausreisenden Legionärsgruppe nichts gegen Horia Sima zu sagen und unsere Meinung geheimzuhalten. Wir wollten uns wie disziplinierte Legionäre verhalten und die weitere Entwicklung beobachten.

Am Dienstag, dem 4. März, kam am Abend mein Freund Sepp und brachte uns zwei Arbeitsanzüge mit aufgedrucktem Hakenkreuz, zwei Mützen und zwei graue Mäntel sowie eine Kiste voll Proviant, Bier und Mineralwasser für die Reise. Er war ein herzensguter Mensch, der freundlich, humorvoll und optimistisch war. Ich wünschte mir, daß auch ich so hätte sein können wie er. Ich gab ihm die Adresse von Tina und bat ihn, ihr zu helfen, falls

sie in Not käme. Sie sollte auch meine Eltern verständigen, daß ich nach Deutschland gefahren sei und es mir gutgehe.

Am nächsten Tag war es soweit. Am Abend kam ein Unteroffizier der Waffen-SS mit einem Lastwagen, um uns zu holen. Wir nahmen Abschied von unserem Sepp und fuhren mit dem deutschen Militärfahrzeug ab. Die Straßen in Bukarest waren noch gut beleuchtet und hatten wenig Verkehr. Wir wußten nicht wohin, aber bald erkannten wir den nördlichen Vorort »Chitila« mit dem großen Rangierbahnhof. Auf einem Nebengleis stand ein deutscher Militärzug, von deutschen Soldaten bewacht. Der Zug bestand aus mehreren Güterwaggons und drei Personenwagen. Dort bestiegen wir mit unserem Gepäck ein uns zugewiesenes Abteil.

Unterwegs versuchte ich meine Gedanken zu ordnen und dachte an die Widersprüche der jetzigen politischen Haltung der Deutschen gegenüber der Legion. Einerseits wurde Horia Sima beschuldigt, daß er nicht willig sei, sich mit Marschall Antonescu, der das volle Vertrauen Hitlers genoß, zu versöhnen, andererseits ermöglichte man es Horia Sima und seinem Stab, nach Berlin zu flüchten und dort als Gäste der NSDAP in Luxushotels zu wohnen. Zugleich ließen die Deutschen zu, daß führende Legionäre, die Horia Sima abgeschworen hatten, in Rumänien von Antonescus Militärtribunalen verfolgt und interniert wurden. War es möglich, daß Antonescu und Hitler nicht richtig informiert waren? Oder steckte ein Plan dahinter?

Sepp Langenecker habe ich nie mehr getroffen. Er blieb bis zum Kriegsende in Rumänien. Danach kam er krank und enttäuscht nach Österreich zurück und lebte einige Jahre in der Steiermark. Er starb 1965 und wurde in Waldbach begraben. Oft muß ich an diesen freundlichen und gutherzigen Menschen denken.

### *Bukarest – Wien – Berlin*

Unser Zug hatte nur wenige Wagen und keine Lokomotive. Zwei Waggons waren mit deutschen Soldaten (Urlauber) besetzt, und einige waren leer. Wir Legionäre saßen in einem Wagen dritter Klasse, der vorne angekoppelt war. Draußen patrouillierten zwei oder drei bewaffnete Soldaten der Waffen-SS. Es war dunkel, kalt und gespenstisch still. In unserem Abteil waren noch vier Kameraden, von welchen ich zwei kannte: Ing. N.



Horodniceanu vom ehemaligen Stab der Legion und Ghiţă Stoia, einen Medizinstudenten, mit welchem ich bereits viele Jahre befreundet war. Die anderen zwei, Dr. Cengher und Stavre Cuţumina, lernte ich erst im Abteil kennen. Ein deutscher SS-Hauptsturmführer (Hauptmann) und unser Generalsekretär Professor Pătraşcu kamen in unser Abteil, um beim Licht einer Taschenlampe meine und Bălănescus Personalien in eine Liste einzutragen. Bălănescu fühlte sich nicht ganz wohl, da er von der Gruppe von 37 Legionären nur zwei persönlich kannte. Erst gegen Mittag bekamen wir eine Dampflokomotive, dann wurde es in den Waggons langsam warm, und bald fuhren wir ab.

Noch vor Beginn der Reise wurden wir gewarnt: Unter keinen Umständen dürften wir in den Stationen aussteigen, die Fenster öffnen oder laut rumänisch sprechen. In den Bahnhöfen dürften nur die Soldaten, die uns begleiteten, aussteigen, um Trinkwasser zu holen und Zigaretten zu kaufen. Für Reiseproviant und Bier würde vor Antritt der Reise gesorgt. Auch in den Stationen sollten wir vermeiden, uns am Fenster zu zeigen. Der Zug fuhr langsam und hielt an allen Stationen, manchmal sehr lange. In Ploeşti, nur 60 Kilometer von Bukarest entfernt, wurde er auf ein Nebengleis geschoben, und wir mußten bis zum nächsten Tag ohne Lokomotive und ohne Heizung warten. Wir dachten, daß es uns am nächsten Tag besser gehen und wir bald über Kronstadt nach Ungarn kommen würden. Erst Freitag gegen Mittag fuhren wir weiter, aber zu unserer Überraschung nicht in Richtung Kronstadt, sondern in Richtung Osten über Buzău nach Focşani, wo wir über Nacht wieder auf einem Nebengleis bleiben mußten. Wir verstanden diese Verzögerung nicht und begannen uns Sorgen zu machen. Warum fuhren wir nicht direkt auf kürzester Strecke nach Ungarn? Was hatten die Deutschen mit uns vor? Warum diese zeitraubenden Umwege? Wir fragten unseren Chef, Professor Pătraşcu, aber er wußte genausowenig wie wir. In einer Atmosphäre von Spannung und Unsicherheit begannen einige unserer Legionäre zu phantasieren: »Wir fahren nicht nach Deutschland, sondern in ein Internierungslager ... oder vielleicht werden wir den Sowjets ausgeliefert?«

Als einmal unser Begleitoffizier durch unseren Waggon ging, versuchte ich ihn zu fragen, warum wir so viele Umwege machten und wann wir die ungarische Grenze erreichen würden. Seine Antwort war kurz und barsch: »Sie sind ein Soldat der Legion! Fragen Sie Ihren Kommandanten!« Er meinte Professor Pătraşcu. Dann wies er auf einen auf dem anderen Gleis stehen-

den deutschen Militärzug mit Kettenfahrzeugen und Feldhaubitzen, der in südliche Richtung fuhr, und sagte: »Die wissen auch nicht wohin! Die fahren dorthin, wohin sie unser Führer Adolf Hitler befohlen hat. Nur er weiß, wohin und warum! ...« Dann ging er ohne zu grüßen weiter.

Diese Äußerung war für mich sehr lehrreich, und langsam begann ich die Deutschen besser zu verstehen. Ich bedauerte, daß ich diese Frage gestellt hatte. Eine Stunde später ließ mich Pătraşcu zu sich kommen und machte mir Vorwürfe, so etwas gefragt zu haben, und fügte hinzu: »Ich verbiete Ihnen, künftighin die deutschen Soldaten etwas zu fragen. Die Verbindung mit der deutschen Begleitung habe nur ich persönlich aufzunehmen! Haben Sie mich verstanden?«

Danach sprach mich N. Horodniceanu in seiner freundlichen Art an: »Lieber Logigan, Sie wissen doch, daß die Deutschen eine große Entlastungsoffensive gegen Griechenland vorbereiten und daher so viele Militärzüge unterwegs sind. Die rumänischen Eisenbahnen sind überlastet und überfordert. Außerdem sind die Hauptstrecken nach Ungarn wahrscheinlich überwacht, und die Grenzstellen werden scharf kontrolliert. Dieses Umherfahren hat möglicherweise den Zweck, der Überwachung durch rumänische Sicherheitsorgane zu entgehen. Der Hauptmann hat die Verpflichtung, uns wohlbehalten nach Wien zu bringen, ohne sich in einen Konflikt mit den rumänischen Behörden einzulassen.«

Ich persönlich hatte keine Angst, da meiner Meinung nach unsere Reise über die Grenze für die jetzt in Abwicklung befindliche Kriegsmaschinerie keine Bedeutung hatte. Die Ungeduld und die Angst der meisten meiner Kameraden waren mir zwar erklärlich, aber sinnlos.

Der Zug fuhr weiter nach Norden über Bacău, Paşcani, Suceava und Cîmpulung. Am 10. März erreichte er endlich am Vormittag die ungarische Grenze gleich nach Vatra-Dornei in Nordrumänien. Die Kontrolle war harmlos; wir waren alle beurlaubte deutsche Soldaten, und die rumänischen Grenzbeamten waren höflich und freundlich, aber doch etwas mißtrauisch oder schienen es zu sein.

In der ersten Station nach der Grenze in dem von Ungarn besetzten Teil Siebenbürgens durften wir zum erstenmal aussteigen und ein bißchen umhergehen. Es lag überall noch Schnee, aber das Wetter war herrlich wie immer im März im Gebirge.



Wir durften aber weiterhin nicht rumänisch sprechen, da hier niemand erfahren sollte, daß wir rumänische Flüchtlinge waren. In kleinen Stationen kamen Bauern zu uns und brachten Brot, Schinken, Mehlspeisen und Slibowitz. Manche waren Siebenbürger Sachsen, andere Rumänen, die in den von Ungarn besetzten Gebieten geblieben waren. Wir durften uns nur in deutscher Sprache bedanken. Nach mehreren Stationen in Siebenbürgen kamen wir in der ungarischen Ebene an, die schneefrei war. Bis Budapest hatte der Zug nur kurze Aufenthalte, und wir erreichten die ungarische Hauptstadt etwa um Mitternacht. Unser Zug wurde wieder auf einem Nebengleis ohne Lokomotive, also ohne Heizung, abgestellt. Wir durften wieder nicht die Waggons verlassen. Einige Kameraden, die perfekt ungarisch sprachen, wollten ins Bahnhofsrestaurant gehen und warme Speisen kaufen, zumal sie auch ungarisches Geld (Pengö) besaßen. Es wurde ihnen aber nicht gestattet, auszusteigen. Man wußte nicht, warum und wie lange wir warten mußten. Wieder entstanden Gerüchte und Sorgen. Unser Begleitoffizier ging mehrmals zum Bahnhofsvorstand, und jedesmal kam er mit der Nachricht: »Geduld, es wird nicht mehr lange dauern!« Erst am späten Nachmittag wurden unsere Waggons an einen anderen Zug angekoppelt, und dann fuhren wir weiter in Richtung Wien. Die Grenzkontrolle an der ungarisch-deutschen Grenze dauerte nur kurz; in unseren Waggon kam kein Zollbeamter zur Kontrolle. Am Abend trafen wir am Ostbahnhof in Wien ein. Die Halle war voll von Leuten, meistens Soldaten. Wir durften noch immer nicht aussteigen. Eine Viertelstunde später wurde unser Waggon abgekoppelt und zu einem anderen Zug verschoben, und wir fuhren weiter bis zum Nordbahnhof am Praterstern.

Das Gebäude des Nordbahnhofes war ein schöner Bau aus der Kaiserzeit, im maurischen Stil errichtet; aber es war alles verdunkelt und wieder voll von Menschen, hauptsächlich Soldaten. Wir stiegen samt unserem Gepäck in zwei große Lastwagen um, die uns über die Donau nach Gerasdorf nördlich von Wien fuhren. Im Wagen mußten wir eng aneinandergedrängt auf Bänken sitzen und unsere Koffer auf dem Schoß halten. Die Straßen waren spärlich beleuchtet, die Häuser total verdunkelt und die Scheinwerfer der Fahrzeuge bis auf einen kleinen Schlitz ebenfalls mit schwarzer Farbe abgedeckt. In Gerasdorf wurden wir in der modernen Panzerkaserne untergebracht; alles war sauber, zweckmäßig, und es herrschte Ordnung. Hier konnten wir uns ausreichend duschen, frische Wäsche nehmen und unsere eige-

ne Kleidung anziehen. Nach dem Abendessen schliefen wir nach so vielen Strapazen und Spannungen endlich in ordentlichen Betten. Es war Mittwoch, der 12. März. Am nächsten Vormittag kamen wir nach einem reichlichen Frühstück in einem kleinen Saal zusammen, wo unser Chef, Professor N. Pătraşcu, uns einige Verhaltensregeln erläuterte, und danach durften wir einige Legionärslieder singen. Es schien so, als ob wir ab jetzt eine disziplinierte Gruppe bilden und keineswegs aus dem Rahmen fallen würden. »Wir müssen die Deutschen von unserer strengen Disziplin überzeugen.« Ferner wurde uns mitgeteilt, daß wir vorläufig die Kaserne nicht verlassen dürften. »Am Abend sind wir zu einem Bankett in der Stadt eingeladen, und danach, noch heute spätabends, werden wir weiter nach Berlin fahren.« Daß wir die Kaserne nicht verlassen durften, war für viele von uns merkwürdig. Einige wie Puiu Traian und Arnăutu, waren direkt empört und fragten den »Chef«, ob die Deutschen uns als Häftlinge betrachteten. Pătraşcu erklärte, daß die Deutschen im Krieg seien und alles seine Ordnung haben müsse. Schließlich habe die SS-Führung die Verantwortung für uns übernommen, und wir müßten uns fügen. Ganz unzufrieden zeigte sich Bălănescu, der sich ein Leben als Flüchtling in Deutschland als freier Mensch vorgestellt hatte und jetzt sehr enttäuscht war. Er hatte gute Bekannte in Wien, die er besuchen wollte. Man erlaubte ihm auch nicht zu telefonieren oder deren Besuch zu empfangen. Ich mußte viel Überredungskunst aufwenden, um ihn zu beruhigen. »Wir müssen hier vorläufig treue Soldaten Horia Simas spielen und uns mit der Rolle der ›Schützlinge der SS‹ abfinden. Vorläufig haben wir keine andere Möglichkeit.«

Gegen Abend fuhren wir alle mit zwei Autobussen in die Stadt und wurden im Gästehaus der SS in der Prinz-Eugen-Straße (ehemaliges Palais Rothschild) empfangen. Ein kleiner, dicker, schwarzhaariger höherer SS-Offizier (Sturmbannführer) von echter germanischer Rasse namens Czejska hieß uns in Wien als Gäste des Reichsführers SS Himmler willkommen und wünschte uns einen schönen und »vorübergehenden« Aufenthalt im Deutschen Reich. Er betrachte uns als Elite der Eisernen Garde und sei glücklich, uns kennenzulernen. Er habe das Buch Codreanus in der Übersetzung gelesen und sei ein Bewunderer der Legionärsbewegung. Schöne Worte!

Während des Essens entschuldigte sich Czejska, daß er uns in Wien nicht besser unterbringen konnte. In Anbetracht der an



diesem Tag stattfindenden Feierlichkeiten für die »Ostmark« (13. März, Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich) seien in Wien alle Hotels bereits überbesetzt.

In unserem Namen antwortete Professor Pătraşcu in seinem gehemmten Deutsch, daß wir überglücklich seien, in Deutschland zu sein, und daß wir Legionäre die gleichen Ideale wie die SS anstrebten; und er drückte unsere Dankbarkeit für die uns erwiesene Gastfreundschaft aus. Danach wurde Sekt serviert, und bald mußten wir nach Gerasdorf zurückfahren. Noch vor Mitternacht fuhren wir vom Franz-Josephs-Bahnhof in Richtung Berlin ab, diesmal in einem Sonderwaggon erster Klasse. Aber auch hier wurden wir von SS-Soldaten beschützt, besser gesagt bewacht, und von zwei rumänischsprechenden Gestapo-Agenten begleitet, die uns offensichtlich beobachteten und unsere Gespräche abhörten. Dieser Umstand rief bei vielen von uns Unbehagen hervor.

Am nächsten Vormittag (14. März 1941) kamen wir in Frankfurt an der Oder an und mußten in zwei bereitstehende Autobusse umsteigen. Ich mußte wie immer die gute Organisation der Deutschen bewundern. Wir fuhren sofort auf der Autobahn in Richtung Berlin weiter.

Als wir circa 50 Kilometer von Berlin entfernt waren, bogen die Autobusse nach rechts in Richtung Fürstenwalde ab. Jetzt im März war alles noch grau und staubig. Nach der Ortschaft Berkenbruck bogen die Autobusse wieder ab und blieben vor einer größeren Villa am Rande des Waldes stehen. Es war ein großzügig gebautes Erholungsheim für SS-Offiziere, welches nun uns für einige Zeit als Unterkunft dienen sollte. In der Nähe des Hauses floß die Spree, und nicht weit davon befand sich eine Autobahnbrücke. Der Verwalter des Hauses war ein SS-Offizier, anscheinend Kriegsinvalide, und die Wirtschaft oblag seiner Frau und zwei Bediensteten. Diese betreuten die Küche, besorgten das Servieren und die gesamte Reinigungsarbeit. Es gab mehrere Zimmer, in denen 40 saubere Betten standen, die ziemlich dicht aufgestellt waren; zwei Badezimmer mit Duschen standen zur Verfügung. Der Verwalter fuhr alle Tage nach Fürstenwalde, um einzukaufen, und oft kam er angeheitert zurück. Seine Frau war außerordentlich tüchtig und fleißig, und wir waren bemüht, Ordnung und Sauberkeit zu halten. Wir wußten nicht, wie lange wir hierbleiben würden. Unser Geld in Fremdwährung, welches wir noch besaßen, wurde in Reichsmark umgetauscht. Damit wir uns nicht langweilten, stellte Professor N. Pătraşcu in seiner

Funktion als Chef ein Beschäftigungsprogramm zusammen: Es begann noch vor dem Frühstück mit Turnübungen; täglich gab es zwei Vorträge und Spaziergänge. Nachmittags Schachspielen, Chorübungen und wieder Spaziergänge. Punkt 21 Uhr Nachtruhe. Das Essen war ausreichend, enthielt aber zu viele Kartoffeln. Manche von uns nahmen bald an Gewicht zu. Wir durften ohne Erlaubnis das Haus nicht verlassen und auch mit den Ortsbewohnern keine Gespräche führen. Mit anderen Worten: Wir waren keineswegs »frei«, wie wir uns das vorgestellt hatten.

In den nächsten Tagen bekamen wir oft Besuch aus Berlin, darunter auch den Kommandanten V. Iaşinschi (Apotheker aus Radautz), den ehemaligern Chef der Bukowina-Organisation. Auch mein früherer Chef der Legionärsgruppe an der Technik in Bukarest, Ing. N. Smărăndescu, kam mit. Mit dem letzteren sprach ich ganz offen und gestand ihm meine Absicht, die mir noch in Bukarest zugesagte Stelle bei der Firma Siemens & Schuckert in Berlin so bald als möglich anzutreten; damit wollte ich mich von der erzwungenen Gruppe Pătraşcus entfernen und die Bindungen an die Legion einfrieren. Ich zweifelte an dem Sieg der Legion, und überhaupt glaubte ich nicht an Horia Sima. Interessanterweise war Smărăndescu von meinem Geständnis nicht überrascht, er ermahnte mich aber zu äußerster Vorsicht. Wir Legionäre würden von den Deutschen als politische Flüchtlinge betrachtet, solange die Legionsführung, also Horia Sima, uns als solche anerkannte. Sollte einer von uns nicht mehr als Legionär gelten, dann müsse er das Gebiet des Deutschen Reiches verlassen, oder er werde womöglich an Rumänien ausgeliefert. Der Kommandozentrale in Berlin gehörten an: Corneliu Georgescu, Vasile Iaşinschi, Ilie Gârneaţă, Constantin Papanace und als oberster Chef Horia Sima. Zur Zeit herrschte offenbar keine völlige Einigkeit, und es sah so aus, als würde Horia Sima nicht über die notwendige Autorität verfügen. Manche waren der Meinung, daß er aus eigenen Stücken zurücktreten werde, da er anscheinend die vorhandenen Schwierigkeiten nicht meistern konnte. Um seine Person hatte sich ein Kreis von Günstlingen gebildet, eine Art Kamarilla, die ihn nach außen hin isolieren wollte. Darunter befanden sich: Stoicănescu (die graue Eminenz), Borobaru, Smultea, Eugen Teodorescu, Pătraşcu und noch einige andere.

Pătraşcu hatte nichts dagegen, daß ich nach Berlin fuhr. Sollte ich dort von einem Angehörigen der rumänischen Botschaft zufällig angesprochen werden, sollte ich nichts über die Existenz



unserer Gruppe in Berkenbruck sagen und es sofort unserer Kommandozentrale in Berlin (Telefonnummer des Kameraden Petre Ponta) melden. Von Pătraşcu erfuhr ich, daß auch Bălănescu nach Berlin fahren wollte. Ich sollte auf ihn aufpassen und Pătraşcu berichten, wen er dort getroffen und was er gesprochen habe. Bălănescu sei ihm als Informant des Sicherheitsdienstes (Siguranţa) verdächtig. Am Abend erzählte mir Bălănescu, daß er einen Tag vorher von Dâmboviceanu (einem ehemaligen Mitarbeiter im Rathaus) einen Telefonanruf erhalten habe. Dieser befinde sich seit einigen Wochen in Berlin. Es gehe ihm verhältnismäßig gut, und er wolle uns beide sehen. Wie er nach Berlin kam und was dann weiter mit ihm geschah, sollte ich nie erfahren. Er war nie Legionär, aber bei der Preiskontrolle im Rathaus hatte er wertvolle Dienste erbracht. Ferner hatte ich durch ihn »meinen Retter«, Dr. Pascu, in Bukarest kennengelernt. Bălănescu erzählte mir, daß Pătraşcu ihn verpflichtet habe, mich in Berlin zu beobachten und ihm zu berichten, wen ich getroffen und was ich gesprochen hätte. Diese Methode unseres Generalsekretärs ärgerte mich besonders; das war machiavellistisch wie in der Sowjetunion. Einer sollte den anderen ausspionieren. Das lag nicht nur außerhalb Codreanus Lehre, sondern entbehrte jeder christlichen und gesitteten Lebensart. Ich mußte lernen, meinen Mund zu halten.

Über Fürstenwalde fuhr ich mit Bălănescu für zwei Tage nach Berlin. Dâmboviceanu, der uns am Schlesischen Bahnhof erwartete, besorgte uns auch ein billiges, aber sauberes Hotelzimmer für zwei Nächte. Es war gegen Ende März; schönes Wetter mit viel Sonne, weder zu kalt noch zu warm. Der Frühling war da, als ich zum erstenmal die deutsche Reichshauptstadt kurz besichtigen konnte.

Am Abend führte Dâmboviceanu uns in das elegante Abendrestaurant »Wintergarten«, wo die berühmte Sängerin Rosita Serrano mit ihren südamerikanischen Liedern die Gäste verwöhnte. Für Musik sorgte auch eine Damenkapelle. Das Publikum bestand aus deutschen Offizieren, aber auch aus vielen Zivilisten, alle in Abendkleidung; darunter sicherlich manche ausländische Diplomaten und Geschäftsleute. Wir blieben in einer freundlichen und heiteren Atmosphäre bis Mitternacht. Ich merkte zufällig, daß Dâmboviceanu die Rechnung von über 150,– RM ohne mit der Wimper zu zucken bezahlte. Woher hatte er so viel Geld? Von sich erzählte er selber, daß er eine gute

Stelle bei einer Exportfirma habe, die ihn gut bezahle und ihm vertragsmäßig auch fette Provisionen zukommen lasse. Seine Frau war eine Französin, die auch deutsch, italienisch und spanisch sprach. Obwohl er keine politischen oder persönlichen Ziele verfolgte, war er uns gegenüber sehr großzügig. Er fragte nichts über unsere Gruppe in Berkenbruck, und die Probleme der Legion schienen ihn gar nicht zu interessieren. Kaum im Hotel angekommen, gab es sofort Fliegeralarm, und wir mußten alle in den Luftschutzkeller. Bălănescu ging voraus, aber ich war etwas langsamer, und durch einen Irrtum kam ich in ein anderes Treppenhaus, das unten zugesperrt war. Ich stieg noch einmal die Treppe hoch, aber im Dunkeln verfehlte ich den richtigen Weg und kam auf die Dachterrasse, wo ich stehenblieb. Ich war ganz fasziniert von dem großartigen Spektakel, das sich am Nachthimmel über der Großstadt Berlin abspielte. Die Lichter der Suchscheinwerfer, die in der Luft explodierenden Flakgranaten, die farbigen Leuchtspurgeschosse, der große Krach der Flakartillerie und die dumpfen Explosionen der abgeworfenen Bomben waren für mich märchenhaft und einmalig. Komischerweise war ich mir der Gefahr nicht bewußt und hatte daher auch kein Angstgefühl. Dies sollte sich nach einem Jahr grundlegend ändern.

Am nächsten Tag fuhr ich mit der U-Bahn in den Nordwest-Teil der Stadt, wo sich die Siemens-Werke befanden. In einem großen Komplex von Fabrikanlagen, Hallen und verschiedenen Gebäuden brauchte ich einige Zeit, um die Personalabteilung zu finden. Dort übergab ich einer älteren, aber noch attraktiven Dame mein in Bukarest erhaltenes Brieftelegramm zu meiner Einstellung. Sie ging weg und kam mit mehreren Formularen zurück, die ich ausfüllen mußte. Dann wurde mir erklärt, ich solle mit der Registrierungsnummer in zwei Wochen wiederkommen, da die Bewilligung vom Arbeitsamt und für mich als Ausländer auch von der Fremdenpolizei befürwortet werden müsse. Ich fragte, ob es nicht schneller gehen könnte. Die Personalreferentin dachte nach, sprach telefonisch noch mit jemandem und sagte: »Leider nicht! Wenn Sie selber mit unserem Antrag zu den Ämtern gehen, können Sie die notwendige Bewilligung schneller erwirken, ... und dann kommen Sie wieder zu uns.«

Eine halbe Stunde später bekam ich die Anträge und ging zuerst zum Arbeitsamt. Nach einer sehr langen Wartezeit erfuhr ich, daß ich zuerst die Bewilligung der Fremdenpolizei haben mußte. Nun fuhr ich sofort zur Fremdenpolizei, aber wiederum nutzlos. Für Rumänen in meiner Situation war nur die Abteilung 4 F der



Gestapo zuständig. Mittlerweile war der Nachmittag vorbei. Erst am nächsten Vormittag gelang es mir, dort vorzusprechen.

Das Ergebnis war für mich niederschmetternd: Ich durfte nicht bei Siemens arbeiten; ich mußte in der Legionärsgruppe von Berkenbruck Gast der SS bleiben. Wir sollten später in einen Arbeitsprozeß eingegliedert werden, aber nur gemeinsam. Meine ganzen Argumente und meine Redekunst halfen nichts. Ich betonte, daß ich außerhalb der Grenzen meiner Heimat nicht mehr politisch tätig sein und aus diesem Grunde eigene Wege gehen wolle. Der Beamte wurde langsam ungeduldig und bemerkte, daß mir das politische Asyl nur aufgrund meiner Zugehörigkeit zur Eisernen Garde gewährt worden sei. Ich verlangte seinen Chef sprechen zu dürfen, aber das Resultat war das gleiche. Dieser Vorgesetzte drohte mir mit der Auslieferung nach Rumänien, falls ich die Gesetze des Asylrechtes nicht respektierte. Sein Name war Legath.

Auch der Versuch Bălănescus, eine Bewilligung zu erhalten, um bei einer Baufirma zu arbeiten, schlug fehl. Wir waren nicht nur verärgert, sondern auch deprimiert, da wir keinerlei Chancen zur Verwirklichung unserer Pläne sahen.

Dâmboviceanu versuchte uns zu trösten, indem er uns einlud, Museen und den berühmten zoologischen Garten Berlins zu besuchen. Berlin hatte damals allerhand an kulturellen Werten anzubieten, aber dafür hatten wir keine Zeit zur Verfügung, da wir nur zwei Tage »Ausgang« hatten. Abends führte uns Dâmboviceanu in den »Ungarischen Keller«, ein nettes Abendrestaurant auf dem Kurfürstendamm. Am Abend des dritten Tages fuhren wir zurück nach Berkenbruck. Dort erstattete ich dem »Chef« Pătraşcu Detailbericht und erwähnte auch meine Besprechung mit Legath, ohne meine Enttäuschung zu verbergen.

Anfang April 1941 kam Horia Sima mit einem Teil seines Stabes nach Berkenbruck, und es wurde eine Sitzung abgehalten. Er hielt eine lange Rede, in welcher er versuchte, seine absolute Treue gegenüber dem nationalsozialistischen Deutschland zu dokumentieren. Er widerlegte eine von außen vorgebrachte Anschuldigung, die ihm nur Feinde, Verräter oder Unwissende machen könnten. Er habe keine politischen Fehler begangen und so und nicht anders handeln müssen. Er gehe immer von den von unserem »Kapitän« Codreanu festgelegten Grundlinien aus, und er lasse sich von niemandem beeinflussen. Sein Bestreben sei es, einen für uns akzeptablen Kompromiß mit Marschall

Antonescu unter Mithilfe der Deutschen zu erzielen, damit wir alle nach Rumänien heimkehren und dort mitarbeiten könnten. Es gab keine Diskussion, und niemand wagte, etwas zu fragen. Für mich waren die von ihm vorgebrachten Argumente weder logisch noch begründet. Aber genau wie viele andere behielt ich meine Meinung für mich. Es gab aber einige, die bei Spaziergängen versuchten, mit provokanten Äußerungen unter vier Augen die Andersdenkenden aufzuspüren, um danach nach oben zu berichten. So entstand schnell ein ungutes Klima, aufgrund dessen sich Mißtrauen, Verdächtigung und Unsicherheit verbreiteten. Bălănescu, der nur kurz in der Legion war, sagte mir eines Tages: »Ich habe den Eindruck, daß ich hier ersticke; das ist kein Legionärsleben im Sinne Codreanus; lange werde ich es hier nicht aushalten!«

In Berkenbruck hatte ich Gelegenheit, mit einigen meiner Kameraden, die durch Ausbildung und Tätigkeit echte Intellektuelle waren, über soziale, ökonomische und religiöse Probleme zu diskutieren und dabei viel zu lernen. So konnte ich Menschen mit höherem Niveau kennenlernen wie: Crişu Axente (Jurist mit zwei Doktoraten in Paris), Viorel Trifa (Dr. der Theologie und Philosophie), Horodniceanu (Baumeister und Architekt), Dr. Cengher (Finanzfachmann), Dr. N. Predescu (Wirtschaftsfachmann) und viele andere. Mit einigen Legionären, die ausgesprochene Fanatiker und humorlos waren, vermied ich jede Diskussion. In Berkenbruck las ich zwei Bücher von Werner Sombart (einen deutschen Sozialökonomen von Weltruf) und den ersten Band von Houston Stewart Chamberlains »Die Grundlagen des 19. Jahrhunderts« (veröffentlicht in München 1904). Damit begann ich zu verstehen, woher die unsinnige Rassentheorie des deutschen Nationalsozialismus stammte. Ich nahm mir vor, alle vorhandenen politischen Bücher der Nazis (Rosenberg, Göring, Goebbels) sowie »Mein Kampf« von Hitler und auch die Memoiren von Bismarck, Ludendorff und Hindenburg zu lesen. Langsam wurde ich zum Bücherwurm. Ich hatte ebenfalls vor, die Werke von Cassel (schwedischer Liberalökonom), Taylor (amerikanischer Arbeitspsychologe), Ford (Memoiren), Charles Gide (Volkswirtschaftler) sowie Wagemann (Konjunkturforscher) binnen eines Jahres zu lesen. Ich war auf eine lange Zeit eingestellt und wollte sie nützen.

In unserem Lager erhielten wir täglich fast alle deutschen Zeitungen, aber sie waren durch die Zensur langweilig und einseitig. Im Rundfunk konnten wir außer deutschen auch ausländische Sender empfangen. Bukarest, Budapest und Stockholm brachten mehr Nachrichten. Das Empfangen feindlicher Sender wie London war technisch möglich, aber durch Führererlaß gesetzlich verboten. Einige von uns hörten aber doch den Sender London ab und gaben im Flüsterton die Nachrichten weiter. Auch Radio Budapest sendete ziemlich objektive Tagesnachrichten, eine halbe Stunde am Tag auch in rumänischer Sprache.



In den Monaten März und April 1941 geschah viel in Europa. Nachdem Mitte März der jugoslawische Kronrat eine Eingliederung der Politik in den Interessenbereich der Achsenmächte beschlossen hatte und die Belgrader Regierung zur Freundschaft mit Italien und Deutschland eingestellt war, fand ein vom Militär gesteuerter Staatsstreich statt. Die neue Regierung annullierte die Beschlüsse des Kronrates, der bisherige Regent Paul dankte ab und ging ins Ausland. Danach entschloß sich Hitler zu einem Blitzfeldzug gegen Jugoslawien in Verbindung mit der bereits begonnenen Offensive gegen Griechenland. Ende April wurden sowohl Griechenland als auch Jugoslawien zur Kapitulation gezwungen. Ungarn, das sich an den Kämpfen beteiligt hatte, nahm die Batschka und die Baranya (alte ungarische Gebiete) wieder in Besitz. Die Bulgaren besetzten einen Teil von Mazedonien, die Italiener einen Küstenteil Dalmatiens. Marburg kam zur Steiermark, und Kroatien erklärte sich unter der faschistisch-nationalistischen Regierung Ante Pavelic für unabhängig. Belgrad und Serbien blieben unter deutscher Militärverwaltung. Rumänien beteiligte sich weder am Krieg gegen Jugoslawien noch an der Aufteilung der Beute, obwohl Bukarest 1918 nur unter Protest auf die Hälfte des Banats zugunsten Serbiens verzichtet hatte. Marschall Antonescu erklärte sich als neutral und nicht kriegsführend. Es war eine kluge und weise Politik, die Jugoslawien nach dem Krieg zu honorieren wußte. Professor N. Pătraşcu erklärte als Generalsekretär der Legionärsbewegung, daß Rumänien diese strittigen Gebiete mit rumänischer Bevölkerung besetzt und eingegliedert habe, und warf der rumänischen Regierung Mangel an Patriotismus und politischem Verstand vor.

Am 16. April 1941 erhielten wir in Berkenbruck den Besuch von zwei höheren Beamten aus Berlin, die sich hauptsächlich mit den Rumänen beschäftigten; es waren Polizeirat Legath von der Gestapo und Dr. Rademacher vom Außenamt. Den ersteren hatte ich bereits einige Tage zuvor in Berlin kennengelernt. Sie

teilten uns mit, daß 43 von uns Legionären, darunter auch ich, aufgrund höherer Beschlüsse nach Rostock an der Ostsee gebracht würden, wo wir ein eigenes Lager bekämen und in der Rüstungsindustrie arbeiten müßten.

### *An der Ostsee*

Anfangs bedauerte ich, daß ich von Berkenbruck weg mußte. Es war ruhig, bequem und nicht weit von Berlin entfernt. Noch einige Wochen Erholung hier hätten mir nicht geschadet, zumal jetzt im Frühjahr die Wälder und die Wiesen so schön und zu Spaziergängen einladend waren.

Am Freitag, dem 18. April 1941, wurden wir gleich nach dem Mittagessen von zwei Autobussen abgeholt, und wir fuhren auf der Autobahn in Richtung Westen. Wir wurden von einem SS-Offizier und einem Unteroffizier begleitet. Die Reise führte über den Berliner Ring nach Norden in Richtung Neustrelitz und dann über Neubrandenburg nach Rostock. Wir kamen am Abend in Bramow, einem Dorf, an. Hier in einem großen Wirtshaus sollte unser Lager aufgeschlagen werden. Die wenigen Gästezimmer waren bereits vom Militär beschlagnahmt. Uns wurde der große Speiseraum, der eigentlich für Theatervorführungen und Tanzunterhaltungen in der Sommerzeit vorgesehen war, zugewiesen. Es gab keinen Dachboden und keine Heizung. Mehr als 100 zwei- bis dreistöckige Holzbetten mit einigen Stellagen, einfachen Sitzbänken, Stühlen und kleinen Tischen, alles aus blankem Holz, waren das einzige Mobiliar. Der Fußboden war aus Zement, und alle Fenster waren so hoch wie in einer Fabrikhalle. Der Wirt und seine Frau waren sehr freundlich, aber wir waren mit diesem Quartier höchst unzufrieden. Am nächsten Tag besuchte uns ein Polizeibeamter der Gestapo namens Willms, der ab diesem Moment die Verantwortung für uns tragen sollte. Er versprach uns, daß er sich um eine andere, bessere Unterbringungsmöglichkeit kümmern würde. Er gab uns Lebensmittelkarten und teilte uns mit, daß wir am folgenden Montag mit der Arbeit zu beginnen hätten.

Die meisten von uns, darunter auch ich, kamen zu den Heinkel-Werken, einer Flugzeugfabrik nördlich der Stadt zwischen Rostock und Warnemünde. Nur wenige von uns waren für die Neptun-Werke (U-Boote und Arado-Wasserflugzeuge) vorgesehen. Wir mußten von Bramow etwa drei Kilometer zu Fuß bis zur Endstation der Straßenbahn gehen und von dort durch die



ganze Stadt bis zum Bahnhof fahren. Danach hatten wir noch eine gute Strecke Bahnfahrt bis zur Station Marienehe, wo sich die Heinkel-Werke befanden. Insgesamt waren wir etwa eineinhalb Stunden unterwegs, um den Arbeitsplatz zu erreichen. Nach etwa zwei Wochen übersiedelten wir in ein anderes Quartier im südlichen Teil der Stadt am Rande eines schönen Waldes. Es war das »Schweizerhaus«, ebenfalls ein großes Wirtshaus, aber räumlich bequemer als in Bramow. Von hier aus hatten wir jede Viertelstunde einen mit Holzgas betriebenen Autobus zum Bahnhof. Das Frühstück und das Abendessen bekamen wir im Quartier und das Mittagessen in der Fabrik. Wir mußten alles bezahlen und alle Lebensmittelmarken abliefern. Das Essen war bei weitem nicht so ausreichend und schmackhaft zubereitet wie in Berkenbruck, aber wir mußten zufrieden sein; es war Krieg!

Professor N. Pătraşcu arbeitete nicht in der Fabrik, da er als Lagerchef mit politischen, organisatorischen und anderen wichtigen Problemen beschäftigt war. Mit ihm waren auch einige Auserlesene, Kranke oder »eingebildete Kranke« und Aufseher von Pătraşcu persönlich vom Arbeitseinsatz befreit. Wir alle, die arbeiten mußten, waren verpflichtet, die Hälfte unseres Nettolohnes abzuliefern. Manche empfanden dies als ungerecht, aber gegen die »legionäre Disziplin« konnte man nichts machen. Was mit dem überschüssigen Geld (außer Quartier und Verpflegung) geschah, wußte man nicht, und niemand traute sich danach zu fragen; jeder wollte seine Ruhe haben.

Unsere Freiheit in Rostock war begrenzt, da wir prinzipiell die Stadt nicht verlassen durften. Im Sommer wurden uns Besuche im Ostseebad Warnemünde und in den umliegenden Ortschaften erlaubt. Anfangs wurden wir zweimal am Tag gezählt: vor dem Frühstück und abends vor dem Schlafengehen. Aber das ganze System wurde mit der Zeit lockerer. Der »Chef« (Professor Pătraşcu) sollte aber immer wissen, wo jeder von uns sich befand und wann er wieder zurückkam. Mit der Zeit kamen immer mehr geflüchtete Legionäre nach Rostock, manche über Bulgarien, Serbien, Kroatien und andere über Ungarn. Die Zahl 100 wurde schnell überschritten, und bald waren wir schon über 200 Legionäre. Noch im Mai 1941 kam der Kommandant d. B. V. Mile Lefter, einer der ersten Mitarbeiter Codreanus, früher Rechtsanwalt in Huşi, zu uns. Obwohl er den höchsten Offiziersrang der Legion besaß, wurde er auf Wunsch Horia Simas unter das Kommando Pătraşcus gestellt, was vielen von uns

merkwürdig erschien. Langsam bildeten sich Regionalgruppen, in denen sich die Kameraden untereinander besser kannten. So schlossen sich die Bukowiner, die Banater, die Moldauer, die Dobrudschaner (Konstanza), die Bukarester usw. zu eigenen Legionärskreisen zusammen. Die stärkste Gruppe war die der Siebenbürger, die zahlenmäßig mehr als ein Drittel von allen ausmachte. Zu den Legionären der Bukarester Technik gehörten: Culică, Mareş, Popa D., Secu, Cristea und ich. Eines Tages erschienen auch Vasile Mailat und Vică Negulescu, beide ehemalige Vizebürgermeister von Bukarest. Die Bildung einer Legionärsgruppe aus Makedo-Rumänen hatte Pătraşcu aufgrund »hochpolitischer Überlegungen« untersagt. Noch während der Sommerzeit machte sich Bălănescu, der immer unzufrieden war, selbständig; er verließ einige Male Rostock ohne Erlaubnis und fuhr nach Berlin. Was er dort machte, entzog sich meiner Kenntnis. Er galt für Pătraşcu von Anfang an als verdächtig. Nach einer kurzen Besprechung mit ihm wurde er der Gestapo übergeben und verließ ohne Abschied unsere Gruppe. Mir wurde verboten, mit ihm zu sprechen. Ich weiß nicht, was mit ihm weiter geschah. Nach Gerüchten soll er über die rumänische Botschaft wieder nach Rumänien gefahren sein, wo er sofort amnestiert wurde. Bălănescu war ein ehrlicher und anständiger Mensch, aber als Legionär war er den Schwierigkeiten und Intrigen der »Rostocker Gruppe« nicht gewachsen. Kameradschaftlich und immer hilfsbereit den anderen gegenüber, werde ich ihn immer in guter Erinnerung behalten.

Als unsere Gruppe durch Neuangekommene immer größer wurde, wurden wir in das Lager »Marienehe«, gleich neben den Heinkel-Werken, verlegt. Es war ein großes Barackenlager, in dem viele Tausende ausländische Arbeitskräfte untergebracht waren: Italiener, Ungarn, Dänen, Spanier, Franzosen und andere. Unsere Unterkünfte befanden sich in zweistöckigen gemauerten Häusern und in zwei Holzbaracken mit eigenem Speisesaal und Küchenbetrieb sowie einer Brausebadanlage.

Unsere Legionäre kamen aus allen sozialen Schichten: Landarbeiter, Bauern, Handwerker, Kaufleute, Beamte, Ärzte, Ingenieure, Anwälte sowie einige Universitätsprofessoren. Manche erst 18 bis 19 Jahre alt, aber auch zwei oder drei über 60 Jahre. Das Durchschnittsalter dürfte bei 30 gelegen haben. Bei der ständig zunehmenden Zahl (schon über 300) war es problematisch, festzustellen, ob alle echte politische Flüchtlinge waren, oder ob sich auch einige »Konjunkturritter« oder Armeedeserteure darunter gemischt hatten. Es war auch selbstverständlich, daß der eine oder andere als Informant der rumänischen Botschaft in Berlin oder als Vertrauensmann der Gestapo wirkte. Wir wußten nicht, wer unter uns solche schmutzigen Geschäfte trieb, und es war auch unmöglich, diese Leute mit Sicherheit zu identifizieren.



Alle mußten im Lager wohnen, ausgenommen Ing. D. Sfinţescu, dessen Frau plötzlich aus Rumänien gekommen war; die Gestapo erlaubte ihm, in der Stadt zu wohnen.

Nach kurzer Zeit in Rostock mußte ich die Feststellung machen, daß einige mir weniger bekannte Kameraden, wie V. Corman, Ovidiu Găina, Sârbu, Boborodea sehr daran interessiert waren, meine Meinung über das eine oder andere zu erfahren. Es kam mir vor, als ob ich ständig Beobachtungsobjekt war; vor allem wollte man meine Gedanken und meine Absichten erforschen. Ich wandte mich an einige ältere und gutbekannte Kameraden. Sie bestätigten mir, daß fast alle in diesem Lager von Pătraşcus Vertrauensleuten überwacht würden. Diese wurden verpflichtet, ständig über ihre Beobachtungen zu berichten. Pătraşcu war ein äußerst mißtrauischer Mensch, so wie Horia Sima, der ihn zu diesen Beobachtungen veranlaßt hatte. Alle diese Berichte schickte er nach Berkenbruck zu Horia Sima, der seine Kartei ständig vervollständigte. Ich sprach darüber auch mit Puiu Traian und Traian Boeru; sie versuchten, mich zu beruhigen und die ganze Sache zu verharmlosen. Wenige Tage später wurde ich bei Pătraşcu vorstellig und drückte meinen Unmut darüber aus, daß mir so viel Mißtrauen entgegengebracht werde. Pătraşcu blieb trotz meiner Aufregung ziemlich ungerührt und akzeptierte eine sachliche Aussprache, aber mit mindestens zwei Zeugen. Diese fand in Anwesenheit von Puiu Traian und Nicu Şeitan, beide Legionärskommandanten, die mich seit mehreren Jahren gut kannten, am nächsten Abend am Waldesrand statt. Bei der Aussprache, die nicht lange dauerte, entwickelte ich mehr Mut, als ich mir jemals selbst zugetraut hätte. So erklärte ich in einer höflichen, aber energischen Form, daß ich an den Sieg der Legionärsbewegung nicht mehr glaubte; ich keine Absicht hätte, Dissident zu spielen und andere Kameraden durch meine pessimistische Einstellung zu beeinflussen; ich künftig keinerlei politische Tätigkeit ausüben würde und daß Codreanu, für den ich sieben Jahre mit Herz und Seele gekämpft hatte, als »Gesetz« für alle Legionäre bestimmt habe: »Wer nicht mehr an unseren

Sieg und unsere Gerechtigkeit glaubt, soll abtreten und sich zurückziehen!« – »Ich glaube nicht mehr daran und betrachte mich deswegen nicht mehr als Legionär.«

Alle drei blieben stumm, und nach einer Weile sagte Puiu Traian: »Überlege gut, Logigan, es ist mehr als sicher, daß es zwischen unserem Kommandanten und Marschall Antonescu bald zu einer Verständigung kommt, und dann werden wir in drei bis vier Tagen wieder an der Regierung in Rumänien sein! Was wirst du dann machen? Wirst du kommen und um Verzeihung bitten? Du bist durch die jetzige Situation angeschlagen und ungeduldig geworden. Wir glauben, daß du nicht reiflich überlegt hast!«

Danach antwortete ich ohne Hemmung: »Ich möchte unter keinen Umständen nach Rumänien zurückkehren! Ich werde versuchen, hier in Deutschland mein Studium zu beenden und mein Diplom zu bekommen. Dieser Krieg wird nicht ewig dauern, und falls ich's überlebe, wird sich sicherlich auf der Welt irgendwo ein Arbeitsplatz für mich finden!«

Für einen Augenblick blieben wir alle stumm und nachdenklich. Schließlich brach Pătraşcu das Schweigen und sagte: »Wir haben es zur Kenntnis genommen. Die Angelegenheit ist aber sehr ernst, und da du einen Offiziersgrad in der Legion hast, können wir selbst nicht entscheiden. Ich werde darüber unserem Kommandanten Horia Sima berichten, und er soll entscheiden. Bis dahin mußt du hier bei uns bleiben, und gib uns das Ehrenwort, daß du darüber mit niemandem sprichst. Es darf niemand erfahren, auch dein bester Freund nicht, daß du die Legionärsbewegung verlassen willst. Übrigens, was ist mit deinem Plan, eine Arbeitsstelle bei der Firma Siemens zu bekommen? Wir haben nichts dagegen. Wie du weißt, hat unser Kamerad Hauptmann V. Comănescu hier gute Beziehungen zu Oberpolizeirat Willms von der Gestapo. Vielleicht könnte er helfen!«

Ich lehnte diesen Vorschlag ab. Das, was mir in Berlin versagt wurde, könnte sich wiederholen, aber dafür brauchte ich Comănescus Hilfe nicht. Ich mußte noch einmal mein Ehrenwort zur Schweigepflicht geben, und Pătraşcu versprach, binnen zwei bis drei Wochen die Entscheidung Horia Simas zu erlangen.

Sowohl Puiu Traian als auch Nicu Şeitan versuchten in den nächsten Tagen durch Vieraugen-Gespräche, mich von meiner Haltung abzubringen, aber vergebens; ich hielt an meinem Entschluß fest. Bei diesen Gesprächen führte ich ganz ehrlich alle



meine Bedenken und Argumente an sowie die Morde vom November 1940, bei denen so viele unserer Gegner und Feinde ohne gerichtliche Verurteilung erschossen worden waren. Früher hatten sich die Attentäter (wie im Falle Duca, Stelescu, Armand Călinescu) nach der Tat der Justiz gestellt. Jetzt hielten sie sich versteckt und lebten hier in Rostock unter uns. Ich erzählte, wie ich von der Legionärspolizei und Moisescu wie ein Verbrecher verhaftet und verhört worden war usw. Die beiden wollten eigentlich nicht viel darüber sprechen und betrachteten solche Fälle als unvermeidliche Fehler, die immer wieder vorkommen konnten, hauptsächlich, wenn nicht ausreichend Erfahrungen vorhanden seien. Kurze Zeit danach ging ich zur Rostocker Gestapo und sprach mit unserem Betreuer Willms. Er versprach, mein Anliegen nach Berlin weiterzuleiten, aber von dort kam die Antwort schnell und eindeutig: Ich mußte auf »höheren Befehl« in der Legionärsgruppe Rostock bleiben!

Nach zwei Wochen teilte mir Pătraşcu mit, daß Horia Sima über meine Angelegenheit bereits Bescheid wisse, aber darüber noch nicht entschieden habe. Er wolle zuerst mit mir persönlich sprechen und beabsichtige, mich demnächst nach Berkenbruck zu beordern. Aber dieser Besuch wurde bis auf weiteres verschoben, zumal am 22. Juni 1941 der Krieg gegen die Sowjetunion begann und Rumänien daran aktiv teilnahm. Ich verhielt mich ruhig in meiner Angelegenheit und sprach mit absolut niemandem.

Meine Kameraden hatten alle keine Ahnung, weil auch Pătraşcu, Puiu Traian und Nicu Şeitan mit niemandem darüber gesprochen hatten. Das Umherspionieren gegen meine Person hörte auf, und es wurden mir keinerlei Schwierigkeiten gemacht. Auf Wunsch Puiu Traians nahm ich fast immer an Sitzungen und Veranstaltungen der Legionärsgruppe teil, als ob nichts geschehen wäre.

Die in Aussicht gestellte Vorsprache bei Horia Sima fand erst im September 1944 in Wien statt, nach welcher ich durch einen Tagesbefehl aus der Legion für immer ausgeschlossen wurde.

Mein erster Arbeitsplatz in den Heinkel-Werken lag in der Halle 64, wo ich als »Hilfsnieter« neun bis zehn Stunden täglich arbeitete. Stündlich kam das Gerüst einer neuen Maschine in die Halle gerollt, und wir mußten mit vorgeschnittenen Blechen aus Duraluminium einmanteln, befestigen und vernieten. Danach rollte die Maschine vorwärts zur weiteren Fertigstellung, und wir bekamen ein neues Gerüst. Die serienweise Arbeit war gut

organisiert, es entstand keine tote Zeit, und täglich wurden acht bis zehn Maschinen gebaut und ausgerüstet.

Die Arbeit in der Halle war ziemlich anstrengend und wie jede Serienarbeit langweilig. Manche meiner Kameraden waren zu Schreibtischarbeiten in der Buchhaltung, im Konstruktionsbüro und im Versuchslabor eingeteilt. Ich weiß nicht, nach welchen Kriterien diese Einteilung getroffen wurde, und auch nicht, ob unser »Chef« Pătraşcu hier Einfluß gehabt hatte. Als Hilfsarbeiter verdiente ich sehr wenig, da ich keine entsprechende Qualifikation hatte. Bei dieser Arbeit blieb ich von 20. April bis Ende August 1941. Ich trug einen dunkelblauen Arbeitsanzug und auf der Brust ein grünes Schild mit dem Buchstaben »A« (Ausländer). Dadurch hatte ich nur Zutritt zu gewissen Bereichen des Werkes; vor jeder Halle stand ein Werkschutzmann, der Ein- und Ausgang kontrollierte. Uns rumänischen Legionären gelang es, durch Fleiß, Pünktlichkeit und Einsatzbereitschaft einen guten Eindruck zu erwecken.

Das Aufsichtspersonal und die deutschen Arbeiter waren weder arrogant noch fremdenfeindlich eingestellt. Sie waren korrekt und höflich; ihre Reserviertheit und kühle Distanz am Beginn waren keine Zeichen der Unfreundlichkeit. Der Norddeutsche ist von Natur aus zurückhaltend und wenig gesprächig. Aber langsam gewann ich unter ihnen auch echte Freunde. Ich wurde oft zu ihren Familien am Sonntag Nachmittag eingeladen, und ich konnte ihre sauberen Wohnungen sehen und die Gastfreundschaft und Herzlichkeit dieser Menschen kennenlernen. Sie wollten viel über Rumänien wissen, aber an Politik schienen sie kein Interesse zu haben. Manchmal gewann ich den Eindruck, daß bei vielen eine Begeisterung für den Nationalsozialismus nicht vorhanden war. Auch einer der Meister lud mich an einem Sonntagnachmittag zu sich nach Hause und seiner Familie ein. Seine Frau und die Kinder waren sehr nett und freundlich. Der Meister war wie immer wortkarg und zeigte sich im Gespräch skeptisch, was den siegreichen Krieg im Osten betraf.

Bei der manuellen Arbeit in der Montagehalle hatte ich Gelegenheit, Schweißen und Hartlöten zu lernen und die vernieteten Bleche zu prüfen, Arbeiten, die mir den Stundenlohn erhöhten. Ende August wurde ich in die technische Direktion versetzt und ins Angestelltenverhältnis übernommen. Diese Änderung hatte ich meinem Kamerad Dipl.-Ing. D. Sfinţescu zu verdanken, der in der statischen Abteilung beschäftigt war und sich dort eines guten Namens erfreute. Unsere Arbeitsgruppe »Statik, Forschung und Versuche« mit elf Mitarbeitern leitete Dr. Ing. Olaf Volkersen.



Unsere Aufgabe war statische und dynamische Berechnungen für einzelne Flugzeugteile nach Muster durchzuführen und diese danach durch Modellversuche im aerodynamischen Tunnel oder in der Versuchshalle unter veränderlicher Belastung zu prüfen. Meine Grundausbildung in Festigkeitslehre und Aerodynamik war aber nicht ausreichend, um diese Berechnungen auch ganz zu verstehen. Mit Hilfe einschlägiger Fachliteratur und durch geduldige Unterweisung meines Chefs, Dr. Ing. O. Volkersen, war ich bald so weit, kleinere Aufgaben und Auswertungen selbständig auszuarbeiten. Auch Dipl.-Ing. Goschler und besonders mein Kamerad Dipl.-Ing. Sfinţescu (er hatte vor dem Krieg Bauwesen an der Technischen Hochschule Charlottenburg in Berlin studiert) waren anfangs sehr bemüht, mir und den anderen Rumänen zu helfen. Von den Italienern zeichnete sich Dr. Ing. Martucci, der Professor für Aerodynamik in Neapel war, am meisten aus. Es wurden auch neue Flugzeugmodelle entwickelt. So wurde 1942 das Flugzeug »He 178« entwickelt, welches in Deutschland die erste Maschine mit Strahlantrieb war. Interessant fand ich, daß trotz des Krieges regelmäßig englische und amerikanische Fachzeitschriften aus dem Bereich der Flugzeugtechnik, nur mit einer Verspätung von wenigen Wochen, zu uns kamen.

Die Arbeit in der Gruppe Volkersen gefiel mir sehr gut, und ich war ständig bestrebt, das Beste zu leisten. Bis Ende 1942 stieg mein Gehalt von 220 RM auf 300 RM monatlich an, und ich war zufrieden, obwohl ich die Hälfte davon abliefern mußte.

Noch im Sommer 1941 flogen während der Nacht englische Flugzeuge über das mecklenburgische Gebiet und warfen Bomben auf die Neptun- und die Heinkel-Werke ab; die Schäden aber waren anfangs nur unwesentlich. Sowohl in der Stadt Rostock als auch im Gelände der Heinkel-Werke baute man fleißig Betonbunker, und die Flakartillerie wurde ständig verstärkt. Die Angriffe in großem Umfang begannen erst im Frühjahr 1942, nachdem die US-Luftbasis in England ausgebaut worden war. Besonders im Sommer und Herbst 1942 nahmen diese Angriffe ständig zu. Sie verursachten erhebliche Schäden in der Stadt, in den Fabrikhallen und an Bahnhöfen. Es gab zahlreiche Tote und Verletzte. Auch die Wohnbaracken ausländischer Fremdarbeiter wurden mit Brand- und Sprengbomben belegt.

Die aerodynamischen Tunnels und die Versuchshallen mit ihren teuren Meßgeräten wurden fast ganz zerstört. Das Luftfahrtministerium Berlin beschloß, einen Teil der technischen Abteilungen und die Konstruktionsbüros nach Wien-Schwechat zu verlegen. Der Flugzeugbau mit den Montagehallen verblieb weiter in Rostock-Marienehe. Als Übersiedlungstermin war der 31. Dezember 1942 vorgesehen. Ich machte dies nicht mehr mit, da ich bereits am 21. Dezember 1942 unfreiwillig die Heinkel-Werke verlassen mußte und im KZ Buchenwald interniert wurde.

### *Der Krieg gegen die Sowjetunion*

Am 22. Juni 1941 in der Frühe – wir waren noch in unseren Unterkünften im Schweizerhaus – brachte der deutsche Rundfunk die Nachricht, daß der Krieg gegen die Sowjetunion begonnen habe. Die deutschen und die rumänischen Truppen hatten bereits die Offensive gestartet und von Finnland bis zum Schwarzen Meer die Ostgrenze überschritten. Die deutschen Zeitungen hatten schon zehn Tage vorher die Nachricht berichtet, daß Marschall Antonescu bei Hitler in Berlin zu einem wichtigen Gespräch gewesen sei, aber man wußte nicht, worum es sich handelte. Die Aufregung in unserer Legionärsgruppe in Rostock war unbeschreiblich. Wir dachten an unsere Freunde, Verwandten und Bekannten, die in dieser Stunde in rumänischen Militäruniformen im Kriegseinsatz an der Ostgrenze Rumäniens standen. Am Vormittag gingen wir alle in die Marien-Kirche von Rostock, um für den Sieg unserer Soldaten gegen die Sowjets zu beten. Am Nachmittag fand eine Sonderversammlung unserer Legionärsgruppe statt, an welcher Pătraşcu und Mile Lefter Festreden hielten und wir patriotische und Legionärslieder sangen. Fast alle unsere Kameraden waren voll Emotionen, und die meisten glaubten und hofften, daß der Krieg im Osten nur bis zum Herbst dauern und mit der Kapitulation Rußlands enden würde. Fast alle Legionäre wünschten jetzt, in Rumänien zu sein, um als Soldat an der Front für das Vaterland zu kämpfen. Bald danach erklärten auch Finnland (26. Juni) und Ungarn (27. Juni 1941) der Sowjetunion den Krieg. Der alte finnische Marschall Mannerheim übernahm das Oberkommando an der finnischen Front, während die südliche Armeegruppe (Moldau, Bessarabien), bestehend aus rumänischen und deutschen Truppen, direkt dem Kommando Marschall Antonescus unterstand.



Die erste Reaktion unserer Legionäre in Rostock war der Wunsch, in irgendeiner Weise an den Kriegshandlungen im Osten teilzunehmen. Da das Einrücken zur rumänischen Armee nicht möglich war, wollten meine Kameraden entweder in die deutsche Wehrmacht oder als Freiwillige in die finnische Armee aufgenommen werden. Unser Chef Pătraşcu nahm mit Horia Sima Verbindung auf, und man setzte danach ein Schreiben auf, das sehr verklausuliert den Wunsch, direkt an Kampfhandlungen an der Ostfront teilnehmen zu dürfen, enthielt. Das Schreiben wurde über die Gestapo Rostock nach Berlin geschickt. Kurze Zeit danach besuchte uns Legath (unser Hauptbetreuer von der Gestapo Berlin) und teilte uns mit:

»Ein Einsatz der ins Reich geflüchteten Legionäre an der Ostfront kommt aus politischen Gründen nicht in Frage. Ihr fleißiger Beitrag in der Rüstungsindustrie ist genauso wertvoll. Marschall Antonescu hat jetzt eine große Verantwortung auf europäischer Ebene übernommen; er genießt das volle Vertrauen des Führers, und die Legionäre dürfen ihm durch ihre Handlungen keine Schwierigkeiten bereiten. Sie müssen es absolut vermeiden, in Gesprächen mit deutschen Mitarbeitern oder mit hier beschäftigten Ausländern Marschall Antonescu anzuschwärzen oder ihn schlechtzumachen. Sie sollen sich wenigstens nach außen mit ihm solidarisch zeigen.

Die Führung der NSDAP und die Reichsregierung sind zur Zeit bemüht, eine vollständige Entspannung zwischen Horia Sima und Antonescu herbeizuführen, und man hofft, zu einer baldigen und für alle zufriedenstellenden Lösung zu kommen. Rumänien braucht jetzt unbedingt den inneren Frieden, um den Krieg im Osten wirkungsvoll führen zu können.«

Legath versprach, es uns zu ermöglichen, Privatbriefe an unsere unmittelbaren Verwandten nach Rumänien zu senden und von dort solche zu empfangen. Das dürfe aber nur über die Gestapo-Stelle in Rostock geschehen.

Wir verfolgten täglich die Nachrichten im Rundfunk und in den Zeitungen. Die Proklamation des rumänischen Königs Michael und Marschall Antonescus zu Beginn des »heiligen Krieges« für die Befreiung Bessarabiens und der Nordbukowina wurde in fast allen deutschen Zeitungen in Übersetzung wiedergegeben. Am 4. Juli wurde Czernowitz von einem rumänischen Gebirgskorps befreit, und bis zum 26. Juli waren die ganze Nordbukowina und Bessarabien zurückerobert. Oft sahen wir marschierende rumänische Truppen in der Wochenschau in den

Rostocker Kinos, und manche von uns konnten ihre Begeisterung nicht zurückhalten und applaudierten in der Öffentlichkeit. Die Norddeutschen, die ein anderes Temperament haben, konnten es nicht verstehen, und nur aus Höflichkeit schmunzelten sie zustimmend.

Der Vormarsch im Osten schien zu Beginn günstig voranzugehen. Im Juli und August hörten wir in den Sondermeldungen, daß überall die Sowjets von den Deutschen eingekesselt und gefangengenommen worden seien. Die Sowjets hätten zahlreiche Armeen verloren, die total vernichtet worden seien.

Die euphorische Stimmung innerhalb unserer Legionärsgruppe in Rostock nahm ständig zu, obwohl auch einige Skeptiker darunter waren.

Später kamen aber auch schlechte Nachrichten:

Die englischen Luftangriffe auf die deutschen Städte nahmen an Häufigkeit und Intensität zu, und die Luftverteidigung des Reiches erwies sich als unzureichend. England schloß ein Abkommen mit Stalin und begann mit der Lieferung von Rüstungsmaterial – auch aus den USA – an die Sowjetunion. In Nordafrika gelang es den Engländern, mit Hilfe der Australier und Südafrikaner die Deutschen, welche den stark angeschlagenen italienischen Truppen helfen wollten, in schwere Kämpfe zu verwickeln. Als die vorwärts marschierenden rumänischen Truppen die alte Dnjestr-Grenze zur Sowjetunion überschritten hatten, erklärte England, daß es sich mit Rumänien im Kriegszustand befinde; die diplomatischen Beziehungen hatte London bereits im Herbst 1940 abgebrochen. Am 11. Dezember 1941 erklärten Deutschland und Italien den USA den Krieg. Rumänien und Ungarn folgten einen Tag später. Die Hoffnung, daß die Japaner die Sowjetunion angreifen würden, war aber illusorisch.

Obwohl im Dezember 1941 die deutschen Truppen nur wenige Kilometer vor Moskau standen, war es für jedermann klar, daß der Krieg im Osten noch lange dauern würde.

Über Professor Martucci kam ich in Verbindung mit einem Mecklenburger Gutsherren, der ein schloßartiges Haus zwischen Rostock und Bad Doberan an der Ostsee besaß. Der Baron war Invalide des Ersten Weltkrieges; drei Söhne standen als Offiziere im Einsatz; zwei an der Ostfront, der dritte in der Kriegsmarine. Ich wurde öfter von dieser Familie eingeladen und war sehr erstaunt, wie freimütig sie über den Nationalsozialismus und Hitler redeten. Sie schimpften und brachten überzeugende Argumente, warum »leider« der Krieg verlorengehen müsse. Alle wa-



ren hundertprozentige Deutsche, christlich aufgewachsen, aber gegen die nationalsozialistische Ideologie eingestellt.

Unser Leben in Rostock verlief ziemlich gleichmäßig und meist langweilig. Ich begann, gründlich englisch zu lernen, aber mir fehlte die Möglichkeit zur Konversation. Martucci sprach gut englisch, aber er wollte sich nur selten »exponieren«. Bald war ich so weit, daß ich leichte Romane ohne Wörterbuch lesen konnte. Ich mußte feststellen, daß die englische Sprache sehr leicht zu erlernen ist. Aber meine Sorge waren die noch nicht bestandenen Prüfungen an der Bukarester Technik. Da an der Rostocker Universität kein Bergbau gelehrt wurde, fand ich in der dortigen Bibliothek auch wenig Literatur über dieses Fachgebiet. Ich mußte feststellen, daß mir viele technische Fachausdrücke in Deutsch fehlten. Was würde ich machen, wenn mir die Gelegenheit geboten würde, an einer deutschen Technischen Hochschule das Studium zu beenden? Diese Gedanken gaben mir die Energie, mich ernstlich an die Arbeit zu machen, und bald wurde ich von den Kameraden als ein chronischer Bücherwurm betrachtet. Mein Interesse an der Lektüre politischer Bücher schwand, und ich konzentrierte mich auf Mathematik, Physik und technische Fächer.

Über die Gestapo-Stelle in Rostock erfuhr ich, daß mein Vater mit seiner Familie auf eigenen Wunsch repatriiert wurde und sich zur Zeit wieder in Rumänien befand. Ob er nach der Befreiung von Czernowitz (6. Juli 1941) wieder in die alte Heimat Bukowina zurückgekehrt war, konnte ich nicht erfahren.

Anfang 1942 durften wir ein kurzes Schreiben über die Gestapo an die näheren Verwandten nach Rumänien schicken. Ich schrieb meiner Frau Tina, daß ich gesund sei, es mir gutgehe und sie sich keine Sorgen machen solle. Erst nach drei Monaten erhielt ich eine Antwort und auch ein Paket mit Fachbüchern, Wäsche, Schokolade und Kaffee. Diese Sendungen gingen nicht über die normale Post, sondern über die Gestapo und die deutsche Botschaft in Bukarest. Dabei konnte ich erfahren, daß mein Bruder Ernst schwer Tbc-krank aus der Militärschule ausscheiden mußte und sich zur Zeit in einer Lungenheilanstalt befand. Mein Stiefvater stand trotz seines Alters im Einsatz an der Ostfront. Meine Mutter und meine Schwester Elena lebten noch in Targowischt. Von meinem Vater und seiner Familie wußte Tina nichts, außer daß er von Deutschland aus repatriiert worden war. Zwei meiner Cousins waren an der Ostfront gefallen.

Im Sommer fuhr ich nach Dienstschluß oft nach Warnemünde, einen hübschen Badeort an der Ostsee, und blieb dort bis Sonnenuntergang am Strand.

Am Donnerstag, dem 13. November 1941, veranstaltete Professor E. Heinkel am Abend ein Bankett für die Legionärsgruppe von Rostock, an welchem auch ich teilnahm. Es war eine große Überraschung für uns alle, da man anfangs nicht wußte, warum uns diese Ehre plötzlich zuteil wurde. Die Hauptrede hielt der Betriebsdirektor Dr. Köhler, der für die erfolgreiche Zusammenarbeit zwischen dem Deutschen Reich und Rumänien sein Sektglas erhob und auf den gemeinsamen Sieg trank. Unsererseits antwortete Professor Pătraşcu und ließ den Führer Adolf Hitler, Marschall Antonescu und Horia Sima als Führer der Legionärsbewegung hochleben. Das Bankett, an welchem auch der Chefkonstrukteur der Heinkel-Werke Dr. Ing. Schwärzler und der Personaldirektor H. von Faber teilnahmen, wurde offensichtlich mit dem Zweck veranstaltet, die Versöhnung zwischen Antonescu und Horia Sima zu unterstützen.

Die vom Auswärtigen Amt in Berlin gewünschte Versöhnung kam nicht zustande; es war bereits zuviel Porzellan zerschlagen worden. Die Legionäre in Rumänien blieben meist weiter in den Gefängnissen eingesperrt, oder sie wurden in Strafkompanien an die Front geschickt. Die Legionäre, die nach Deutschland geflüchtet waren, blieben in den Arbeitslagern der Rüstungsindustrie isoliert und mußten sich mit einer beschränkten Freiheit begnügen. Ich gewann danach den Eindruck, daß Hitler und die deutsche Regierung gar keine Versöhnung zwischen Antonescu und Horia Sima wünschten. Aus realpolitischen Gründen benutzte man die nach Deutschland geflüchteten Legionäre mit Horia Sima nur als Erpressungswerkzeug gegen Antonescu. Damals konnten einige von uns dieses falsche Spiel der deutschen Regierung nur vermuten, aber bald war es für die meisten von uns klar: Auch unter der absurden Annahme eines gewonnenen Krieges würden die Deutschen die Legionärsbewegung in Rumänien nie an der Macht akzeptieren!

Meine Kameraden in Rostock und ich verfolgten das Kriegsgeschehen mit großem Interesse, und einige von uns konnten regelmäßig auch den Londoner Sender abhören. Wir bekamen auch Bukarest und Budapest, deren Sender damals zweimal am Tag die Nachrichten in rumänischer Sprache brachten. Die wichtigsten Nachrichten gingen wie ein Lauffeuer herum, und bald wußten wir alle Bescheid. In der Gruppenversammlung wurde



uns mitgeteilt, daß auf dem ganzen Reichsgebiet das Abhören feindlicher Rundfunksender durch einen Führererlaß verboten sei und mit hohen Strafen bedroht werde.

Die meisten meiner Kameraden wollten es nicht glauben, daß die Situation kritisch war, und versuchten durch abstrakte und transzendente Argumente das Gegenteil zu beweisen, weil »der Krieg im Osten unbedingt siegreich sein muß«. Als unser Kamerad Dipl.-Ing. Sfinţescu einmal die Möglichkeit eines Sowjeteinmarsches bis Rostock andeutete, betrachtete man ihn als »verrückt«. Aber drei Jahre später war es soweit. Der Kommandant Mile Lefter, der höchste Legionärsoffizier in Rostock, erklärte in einer Versammlung: »Der Sieg im Osten ist mehr als sicher! Im Jahre 1942 werden Moskau, Leningrad und der Kaukasus mit seinen reichen Ölfeldern erobert, im Jahre 1943 wird man den Ural erreichen und möglicherweise sogar in Sibirien einmarschieren.«

Schöne Worte! ... Phantasie oder berechtigte Hoffnungen? So fragte ich mich, ob er tatsächlich daran glaubte oder uns nur damit Mut machen wollte. Oft fragte ich mich, ob die Verblendung des Verstandes durch den hochgezüchteten Fanatismus zu einer Entwürdigung des menschlichen Geistes führen mußte oder nur einen Beweis der Beschränktheit darstellte.

Gegen Ende November 1942 meldete der Londoner Sender, daß die sowjetische Offensive bei Stalingrad erfolgreich war: 20 deutsche und zwei rumänische Divisionen mit 300 000 Mann waren im Raum zwischen Don und Wolga von den Russen eingekesselt. Generaloberst Paulus bat um die Erlaubnis, die Truppen nach Westen abziehen zu dürfen, was Hitler aus Prestigegründen kategorisch ablehnte. Die ganze 6. Armee einschließlich zweier rumänischer Divisionen wurde bis auf wenige Reste aufgerieben. Stalingrad war der Wendepunkt des Krieges im Osten. Die Nachricht über die Katastrophe von Stalingrad verbreitete sich schnell. Überall in Europa und besonders in Rumänien entstand eine Weltuntergangsstimmung. Die Stimmung bei den Legionären in Rostock war auch entsprechend gedrückt. Es kam ständig zu Streitigkeiten, gegenseitigen Beleidigungen und sogar zu Aggressionen. Bei vielen schien die Geduld am Ende zu sein. Ich hielt mich möglichst heraus und pflegte persönliche Beziehungen nur zu wenigen Kameraden. Aber vorwiegend versuchte ich mit allen gut auszukommen, und vermied jede Diskussion, die zum Streit führen konnte. Um mich einigermaßen zu binden, schlug mir Pătraşcu vor, für meine Kameraden ein

Referat über die Erdölindustrie in Rumänien zu halten. Ich lehnte dies mit dem Vorwand ab, daß ich nicht über ausreichendes statistisches Material verfügte und daß ich wegen meiner Sprachhemmung nicht genug redegewandt sei.

Um den Spannungen und der Unsicherheit in der Legionärsgruppe von Rostock entgegenzuwirken, schickte Horia Sima im September 1942 den Legionärskommandanten Corneliu Georgescu nach Rostock, wo er zwei Tage blieb. Er sollte versuchen, auch die zwischen Pătraşcu und der Gruppe der Mazedo-Rumänen entstandene Spannung zu beseitigen. Corneliu Georgescu brachte uns die Nachricht, daß die deutschen Techniker zu der Zeit an einer neuen Waffe arbeiteten, die bald zum Einsatz kommen und sich sehr günstig an allen Fronten auswirken werde. Diese Sache sollte aber streng geheim bleiben, damit der Überraschungseffekt maximal sein würde. Die meisten meiner Kameraden gaben sich hoch begeistert; nur wenige von ihnen, darunter auch ich, blieben skeptisch.

In der letzten Novemberwoche 1942 wurde unsere Legionärsgruppe in Rostock mit einem besonderen Ereignis konfrontiert. Man glaubte, in unserer Mitte sogenannte Verräter entdeckt zu haben. Sie sollten angeblich im Dienste der rumänischen Sicherheitspolizei stehen und die Aufgabe haben, die Botschaft Rumäniens in Berlin über die Tätigkeit unserer Gruppe zu informieren. Darüber hinaus sollten sie durch gezielte und getarnte Handlungen Unruhe erzeugen.

Zu Beginn wußte ich davon nichts, da die Angelegenheit geheimgehalten wurde und nur Pătraşcu und seinen Vertrauten bekannt war. Wie ich später erfuhr, wurden die am meisten als Verräter Verdächtigten in leeren Mansarden- und Kellerräumen unseres Wohngebäudes einem strengen Verhör unterzogen. Die von Pătraşcu mit der Untersuchung Beauftragten waren uns allen als rücksichtslose Menschen bekannt. Die sechs Unglücklichen wurden während des Verhörs geschlagen und über mehrere Tage und Nächte allen erdenklichen Folterungen unterworfen. Man wollte mit aller Gewalt Geständnisse erpressen, daß sie im Dienste der rumänischen Sicherheitspolizei stünden, daß sie Geld von der Botschaft in Berlin bekommen hätten, daß sie den Auftrag erhalten hätten, Attentate gegen Horia Sima und andere Legionärskommandanten zu organisieren, usw. Aber bereits Anfang Dezember begann die geheimgehaltene Angelegenheit bekanntzuwerden, und Angst und



Unsicherheit machten sich bei allen unseren Kameraden bemerkbar.

Ein Student aus Bukarest, Muşetescu Ion, wurde ebenfalls des Verrats bezichtigt und über mehrere Tage gefoltert. Da ich mir nicht vorstellen konnte, daß Muşetescu im Dienste der Polizei stand, fragte ich einen alten Bekannten, L. Ţălnariu, ob er glaube, daß Muşetescu, den er ebenso gut kannte, zum Verrat fähig sei. Ţălnarius Antwort war für mich enttäuschend: »Ich weiß es nicht! Vielleicht! Beim Verhör wird sich die Wahrheit herausstellen. Wir werden sehen!« – »Und was ist, wenn der Mensch unschuldig gefoltert wird?« fragte ich ziemlich aufgeregt.

»Wenn er unschuldig ist, dann wird er die Folterung bestehen und vergessen. Dieses Opfer muß er auf sich nehmen; das ist für die Legionärsbewegung notwendig. Im übrigen sollen Sie den Mund halten und als Offizier der Legion nicht darüber reden. Unser Kommandant Horia Sima weiß Bescheid und ist mit dieser Prozedur einverstanden!«

Ich mußte mich mit Gewalt beherrschen, um nicht zu explodieren. War dies im Sinne Codreanus? War das christlich? War das überhaupt menschlich? Da ich mich nicht beruhigen konnte, suchte ich den alten Bekannten Puiu Traian auf, der den Dienstgrad eines Legionärskommandanten besaß und über meine Situation in der Gruppe von Anfang an informiert war, um ihm meine Bedenken darzulegen. Er verstand mich sehr gut und sagte, daß er von Beginn an gegen diese brutalen Methoden gewesen sei, sich aber nicht habe durchsetzen können. Pătraşcu hatte Vollmacht von Horia Sima, der die volle Verantwortung übernahm. Ich erlaubte mir, darüber meine Meinung zu sagen: »Wir sind hier auf Reichsgebiet und verfügen über keinerlei Exekutivkompetenzen. Wenn diese Menschen im Verdacht stehen, Agenten der rumänischen Sicherheitspolizei zu sein, dann soll man sie aus der Gruppe entfernen und bei der Gestapo anzeigen.«

Puiu Traian war ziemlich verlegen. Seiner Meinung nach handelte es sich um eine wichtige Angelegenheit der Legion, von der der Oberpolizeirat Willms von der Rostocker Gestapo wahrscheinlich bereits Kenntnis hatte. Man solle Geduld haben, und die Zeit werde alles klären. Puiu Traian machte mich darauf aufmerksam, daß ich, da ich mich aus eigenem Antrieb außerhalb der Legion gestellt hatte, kein Recht besäße, mich in diese Angelegenheit einzumischen. Einerseits war es für mich logisch,

daß sowohl die Gestapo als auch die rumänische Botschaft Informanten unter uns haben mußten, um zu wissen, was bei uns gespielt wird. Aber wir hatten nichts zu verbergen ... oder doch? Ich war über die ganze Geschichte entsetzt, verbittert und empört.

Erst einige Tage später kam Oberpolizeirat Willms von der Gestapo, nahm die vermeintlichen Verräter und die Folterer mit zur Polizei, wo eine eingehende Untersuchung und eine Gegenüberstellung stattfanden. Für mich aber war es rätselhaft, warum die deutsche Polizei so spät reagiert hatte. Hatte sie vielleicht die Hände im Spiel?

Muşetescu Ion wurde derart gefoltert, daß er ins Spital gebracht werden mußte. Später hörte ich, daß er mit einem Holzhammer auf die Hoden geschlagen worden war. Nach dieser Tortur konnte er sich nicht mehr erholen. Er isolierte sich völlig von seinen Kameraden, und auch später im KZ Buchenwald blieb er Einzelgänger und sprach mit niemandem. Im Herbst 1944 internierte man ihn in einer Irrenanstalt in Wien. Nach dem Krieg besuchte ich ihn; er war ganz apathisch und erkannte mich nicht. Von sensibler Natur, wenig robust, konnte er die seelischen und körperlichen Folterungen seiner eigenen Kameraden nicht verstehen und nicht ertragen und verlor für immer den Verstand.

Die Geschlagenen bekamen den Namen »Mexikaner« (warum, wußte kein Mensch) und die Schläger den Namen »Brigadiere«. Professor Dimitriu schrieb in Buchenwald ein Kabarettgedicht, welches sich nach einer bekannten rumänischen Melodie singen ließ.

Die Folterung war für die Legionäre in Rumänien ein trauriges Kapitel. In Rostock konnte ich den Erzählungen meiner Kameraden entnehmen, wie sie in Rumänien bei der Polizei oder der Gendarmerie während der Verhöre geschlagen und mißhandelt worden waren. Manche dieser Erzählungen schienen mir übertrieben oder der Phantasie zu entspringen. Aber wenn auch nur die Hälfte davon der Wirklichkeit entsprach, war es schrecklich. Ein Teil der Polizisten, der Gendarmen und Untersuchungsrichter der Militärtribunale dürfte sadistisch veranlagt gewesen sein, denn solche Vorgangsweisen sollten bei normalen Menschen nicht vorkommen. Darüber schrieb einer meiner Kameraden namens Ion Roth-Jelescu ein Buch, »Şi cerul plingea«, in dem er die Folterungen beschrieb, welche er von 1938 bis 1940 in rumänischen Gefängnissen erdulden mußte. Oft bat er die Po-



lizisten, ihn zu erschießen, da er die Schmerzen dieser Torturen nicht mehr aushalten konnte.

Gerechterweise muß ich eingestehen, daß ich während meiner Verhöre durch Polizei, Sicherheitsdienst und Gendarmerie nicht ein einziges Mal eine Ohrfeige bekam; ich wurde nie geschlagen oder grob beschimpft, weder in Rumänien noch in Deutschland. Entweder hatte ich einen Schutzengel oder immer Glück. Allerdings zollte ich dem Untersuchungsbeamten gegenüber immer Respekt und zeigte Verständnis für seine schwierige Aufgabe. Die meisten dieser Beamten behandelten mich immer korrekt und menschlich und versuchten nie, mit Gewalt Geständnisse aus mir herauszupressen. Dabei verleugnete ich weder meine Zugehörigkeit zur Eisernen Garde noch tischte ich Lügen auf.

In der Nacht vom 17. auf den 18. Dezember 1942 umzingelten schwerbewaffnete SS-Soldaten unsere Schlafbaracke, und um etwa vier Uhr früh betraten deutsche Polizisten unsere Zimmer, forderten uns auf, aufzustehen, uns anzuziehen und sofort in der Speisebaracke anzutreten. Dort las ein Offizier aus einer Liste etwa 50 Namen vor. Darunter waren alle Dienstgrade, alle sogenannten »Brigadiere« und »Mexikaner« sowie auch der Chef Professor Pătraşcu. Auch mein Name wurde genannt. Anstelle von Professor Pătraşcu sollte Mile Lefter die Leitung der Gruppe übernehmen. Da er dies ablehnte, mußte auch er mitfahren, und die Leitung übernahm Ghiţă Costea. Wir bekamen eine halbe Stunde Zeit, unser Gepäck zusammenzustellen und marschbereit zu sein. Die anderen, nicht genannten Kameraden sollten sofort zur Arbeit gehen. Wir kamen unter Bewachung in unsere Schlafräume und mußten schnell unsere Sachen in Handkoffer packen. Mir sagte der begleitende Polizist, ich solle, wenn möglich, alle meine Sachen einpacken, da es sich um eine lange Haftzeit handle. Ein zufälliger Blick durchs Fenster zeigte mir, daß unsere Baracken mit Scheinwerfern von außen angestrahlt und von Soldaten mit Maschinenpistolen im Anschlag bewacht wurden.

Bald fuhren wir unter strenger Bewachung in geschlossenen Lastwagen und nach dreimaliger Zählung zum Sportpalast am Rande der Stadt, wo wir eine kalte Mahlzeit bekamen. Dort hielt ein Sturmbannführer der Waffen-SS eine kurze Ansprache, in der er folgendes mitteilte: »Auf Befehl des Reichsführers SS Himmler wird die Gruppe vom Rest der Kameraden getrennt, da Sie unverzeihliche Fehler begangen und die Gastfreund-

schaft des Reiches mißbraucht haben. Sie werden nach Thüringen fahren, wo Sie interniert werden. Dort werden Sie alle Gründe Ihrer Internierung detailliert erfahren.« Mehr darüber sei er nicht bereit und befugt, uns mitzuteilen. Der Oberpolizeirat Willms von Rostock war auch dabei, und auch er lehnte jeden Kommentar ab.

In einem unbeheizten Raum mit Holzbänken blieben wir bis zum Abend sitzen. Einige Legionäre wollten Legionärslieder singen; aber ein Offizier kam zornig herein und befahl uns aufzuhören. Wir dürften unsere Lieder nicht singen.

Erst spät in der Nacht marschierten wir mit unserem Gepäck und unter strenger Bewachung – meines Erachtens weit übertrieben – zum Bahnhof, von wo wir, eingeschlossen in einem Sonderwaggon, abfuhren. Wohin? Niemand wußte es. Das war unser Abschied von Rostock.

Es schien mir nicht ausgeschlossen, daß zwischen den 300 bis 400 Rumänen der Legionärsgruppe in Rostock sich auch einige Nichtlegionäre befanden. Vielleicht Deserteure vom rumänischen Militär, Abenteurer oder andere undurchschaubare Menschen, die in unserer Gruppe Schutz vor der behördlichen Verfolgung suchten. Aber die Methode von Pătraşcu, durch Folterung die gewünschte Wahrheit zu finden, war nicht nur barbarisch, sondern auch ungesetzlich.

Die Bahnreise nach Thüringen dauerte länger als erwartet. Wir mußten viele Stunden lang in Bahnhöfen warten, bis andere Züge mit wichtigen Transporten oder Militär durchgefahren waren. In unserem Waggon saß in jedem Abteil ein Wachsoldat, und auf dem Gang waren mehrere bewaffnete Soldaten mit Wachhunden. Fenster durften nicht geöffnet werden, und die Vorhänge waren zugezogen. Vor zwei Bahnhöfen mußten wir lange warten, da sie infolge von Luftangriffen lichterloh brannten. Durch einen Schlitz im Vorhang konnte ich einmal den Namen der Eisenbahnstation lesen: Erfurt; also waren wir bereits in Thüringen.

### *Im Konzentrationslager*

Erst in der Frühe kamen wir in einem kleinen Bahnhof an, wo wir wieder etliche Stunden auf einem toten Gleis warten mußten. Danach wurden wir auf geschlossene Lastwagen verfrachtet und fuhren weiter. Nach der holprigen Straße und den Motorgeräuschen zu urteilen, mußten wir annehmen, daß es sich um



eine Nebenstraße mit Serpentinen handelte, die anscheinend wenig befahren war. Dreimal mußten die Fahrzeuge an Kontrollstellen anhalten. Endlich blieben die Lastwagen stehen, und die Motoren wurden abgestellt. Der uns begleitende Offizier befahl: »Gepäck mitnehmen und aussteigen!«

Wir standen vor dem Verwaltungsgebäude des Konzentrationslagers Buchenwald. Man sah Offiziere, Unteroffiziere und Soldaten der Waffen-SS, die uns gelangweilt und unfreundlich anblickten. Daneben konnte man auch einige magere und blasse, kahlgeschorene Gestalten in gestreifter Kleidung und mit Holzschuhen erkennen. Ein dicker Oberscharführer kam heraus und brüllte uns an, wir sollten uns schnell in drei Reihen aufstellen, miteinander nicht sprechen und nur geradeaus schauen. Es war kalt, und es lag viel Schnee. Rechts hinter uns sah ich bewaldetes Hügelgelände. Wir wurden alle karteimäßig erfaßt, und man nahm uns wie bei Verbrechern die Fingerabdrücke ab. Nach der Registrierung kam auch der Lagerkommandant, Obersturmbannführer (Oberstleutnant) Pister, und unterhielt sich kurz mit unserem Chef, Professor Pătraşcu. Schließlich marschierten wir durch das große Tor in das eigentliche Lager, wo wir eine leere, nach scharfen Desinfektionsmitteln stinkende Steinbaracke als Unterkunft zugewiesen bekamen. Wir waren ringsum von Soldaten mit Maschinenpistolen und scharfen Hunden begleitet.

In Buchenwald sollte ich hinter dem mit elektrischem Strom geladenen dreifachen Stacheldraht 20 Monate meines Lebens verbringen. Ich war in den Abgrund der Demütigung, der Verzweiflung und der Hoffnungslosigkeit gestürzt, ohne etwas verbrochen zu haben.

Obwohl wir Legionäre aus Rumänien uns dort einer relativ bevorzugten Behandlung erfreuen konnten, bleiben mir die Bilder von Tausenden und Abertausenden Menschen, die dort einer langsamen Vernichtungsprozedur unterworfen waren, unvergeßlich. Aus diesem Grund erinnere ich mich nicht gern an diese Zeiten.

Der Vollständigkeit halber muß ich aber mit meiner Erzählung fortfahren, um sie mit den Zeiten nach meiner Entlassung aus dem Lager am 28. August 1944 zu verknüpfen.

Das Lager Buchenwald wurde kurz nach der Machtergreifung Hitlers 1934 eingerichtet. Nicht weit von der Goethe-Stadt Weimar, auf einem von Wäldern umgebenen Plateau namens Et-

tersberg, war das Lager anfangs nur für etwa 1500 bis 2000 Häftlinge, meist Kriminelle, Homosexuelle, Zuhälter und asoziale Elemente vorgesehen. Dann wurden mehr und mehr politisch und rassisch Verfolgte (Juden) interniert, und bis Anfang 1943 dürfte die Zahl der Häftlinge meiner Schätzung nach auf über 12 000 angewachsen sein. Es waren alle Nationen bunt gemischt: Deutsche, Österreicher, Juden, Franzosen, Belgier, Holländer, Dänen, Norweger, Tschechen, Polen, Ungarn, Griechen, Jugoslawen usw. Verwaltung und Betreuung oblagen der »Schutzstaffel« (SS), deren oberster Chef Reichsführer Heinrich Himmler war, dem die Polizei und der Sicherheitsdienst unterstanden. Er war der Herr über Leben und Tod von Tausenden, Hunderttausenden von Menschen.

Die Unterkünfte bestanden aus außen vermauerten Holzbaracken, mit je zwei Schlafräumen, zwei Aufenthaltsräumen und dazwischen Toiletten und Waschräumen. Als Schlafstellen dienten dreistöckige Holzgestelle mit Strohsäcken in einem fensterlosen und unbeheizten Raum, nur mit einigen Luftlöchern an der Decke. In den Aufenthaltsräumen gab es Tische und Holzbänke und Spinde aus Blech zur Aufbewahrung persönlicher Sachen. Hier befanden sich auch gußeiserne Öfen, die mit Holz und Kohle zu beheizen waren. Die Waschräume hatten fließendes Kaltwasser. Fenster waren nur in den Aufenthalts- und Waschräumen und in den Toiletten vorhanden, aber vergittert. Außer dem elektrischen Stacheldrahtzaun, der das ganze Lagerareal dreifach umgab, war jede Baracke für sich mit einer Stacheldrahtumzäunung versehen, die nur einen schmalen Fußweg von etwa einem Meter Breite frei ließ. Auf diesem Weg patrouillierten Wachsoldaten mit scharfen Hunden. Die Häftlinge, alle in Zebrakleidung (weiß und blau), die Erkennungsmarke auf der Brust angenäht, mußten in Holzschuhen um sechs Uhr früh zum Appell auf dem Platz in der Mitte des Lagers antreten, wohin auch die Kranken auf Tragbahren gebracht wurden.

Gearbeitet wurde zehn Stunden am Tag, auch samstags, und sonntags bis zum Mittag. Als große Begünstigung galt die Erlaubnis, eine Stunde, meist nur Sonntag nachmittags, auf dem schmalen Weg um die Baracke spazierenzugehen.

Die ersten Eindrücke, welche wir durch die Fenster der anderen Baracken bekommen konnten, waren für uns niederschmetternd. Die meisten Häftlinge waren abgemagert, blaß bis grau im Gesicht, schauten immer zu Boden, trauten sich nicht, miteinander zu sprechen, und waren mehr tot als lebendig. In jeder



Baracke sorgte ein Blockältester, genannt Kapo, für die Disziplin. Normalerweise waren die Kapos alteingesessene Kriminelle.

Ich konnte mit eigenen Augen sehen, wie diese Kapos, die durchwegs gut ernährt erschienen, die Häftlinge terrorisierten, schlugen und sich deren Essen aneigneten. Die SS-Soldaten machten sich einen Spaß daraus, die Hunde auf die Häftlinge zu hetzen, um deren Kleidung zu zerreißen und sie mit Bissen verletzen zu lassen. Andere, jüngere SS-Soldaten wetteiferten beim Steinewerfen auf die spazierenden Häftlinge; diese mußten stehenbleiben und alles erdulden, bis sie zu Boden fielen.

Man kann diese schrecklichen Bilder nie vergessen. Ein Buch über Buchenwald schrieb Julius Freund aus Klagenfurt im November 1945, und ich attestiere, daß der Autor nicht übertrieb.

Täglich hörten wir die jungen SS-Soldaten, als sie außerhalb des Lagers zu Übungen marschierten und sangen: »Und heute gehört uns Deutschland, und morgen die ganze Welt!«

Die meisten von uns, darunter auch ich, waren von dem, was wir in Buchenwald sahen, entsetzt.

Es gab einige Legionäre unter uns, »weise Philosophen« von Beruf, die alles zu erklären und zu begründen versuchten:

»Eine neue, bessere Welt kann nur entstehen, wenn man die alte, morsche und verfallene Welt total vernichtet. Das Übel muß an der Wurzel vernichtet werden. Juden, Polen, Tschechen, Zigeuner und andere sind nicht würdig, sich als Menschen zu bezeichnen: Sie sind nur Tiere in der Gestalt von Menschen! Es ist richtig, was hier geschieht, und wir müssen davon lernen. Sollten wir in Rumänien wieder an die Macht kommen, werden wir genauso handeln!« Ich konnte diese Äußerungen nicht mehr hören, ... und solche Unmenschen waren Legionäre und meine Kameraden? Ich konnte nur beten und in meinen Gedanken sagen: »Gott, vergib ihnen! Sie wissen nicht, was sie sagen!«

Obwohl mir bewußt war, daß sich die rumänischen Soldaten an der Ostfront zusammen mit den Deutschen in einem Kampf auf Leben und Tod gegen die Sowjets befanden, entstand bei mir unbewußt der Wunsch, daß die Nazis den Krieg verlieren sollten. Wegen ihrer verbrecherischen, satanischen Vernichtungsmethoden an Menschen anderer Rasse, anderen Glaubens und anderer Weltanschauung durften sie nicht siegen!

Danach war mir bewußt, daß dieser Wunsch ungeheuerlich war, zumal Hunderttausende Soldaten aus meiner Heimat, darunter auch Freunde, Legionäre und Verwandte, vielleicht auch

mein guter Stiefvater, in den vereisten Steppen Rußlands im Kampf standen. Außerdem waren nicht alle Deutschen schuld daran; die meisten wußten gar nichts von der Existenz dieser Vernichtungsanstalten. Sie erfüllten nur ihre Pflicht und glaubten stets an eine »gute Sache«.

Unsere Legionärsgruppe aus Rostock wurde in einer leeren Steinbaracke, die für 300 Häftlinge vorgesehen war, untergebracht. Zu Beginn mußten wir noch nicht zur Arbeit gehen. Wir behielten unsere Zivilkleidung und wurden nicht wie die anderen Häftlinge kahlgeschoren. Man bewachte uns aber besonders streng. Auch im Aufenthaltsraum waren bewaffnete SS-Soldaten mit Wachhunden Tag und Nacht zugegen. Das Essen wurde uns dreimal täglich jeweils von anderen Häftlingen, mit denen wir nicht sprechen durften, gebracht. Zum Frühstück gab es je ein halbes Kilo Schwarzbrot (für den ganzen Tag) mit ungesüßtem Ersatzkaffee und zu Mittag Eintopfsuppe mit viel Kraut und Kartoffeln, die zwar nach nichts schmeckte, aber warm war und den Magen füllte. Abends bekamen wir je ein kleines Stück Margarine, selten Butter oder Kunsthonig, manchmal ein Stückchen undefinierbarer Wurst, aber oft auch Haferflockensuppe. Als Geschirr erhielt jeder von uns einen Blechnapf, eine Blechkanne und einen Löffel. Auch Zigaretten bekamen wir regelmäßig – drei Stück pro Tag.

Kurz vor Weihnachten besuchte uns der Lagerkommandant, Obersturmbannführer (Oberstleutnant) Pister. Er drückte sein Bedauern aus, daß wir in eine solche Lage geraten seien, aber wir seien selber daran schuld. Er schätze die vaterländische Gesinnung der Legionärsbewegung und habe das Buch Codreanus bereits früher in deutscher Übersetzung gelesen; daher betrachte er uns nicht als Feinde des Dritten Reiches. Anschließend teilte er uns mit, daß wir in wenigen Tagen den Besuch des Generals der Waffen-SS Heinrich Müller bekommen würden; er werde Näheres über unsere politische Situation bekanntgeben und die Gründe für unsere Internierung detailliert erklären.

Der Obersturmbannführer schien uns gegenüber verständnisvoll zu sein und war offensichtlich bemüht, in uns gewisse Hoffnungen zu wecken. Am Heiligen Abend ließ er uns einen Weihnachtsbaum bringen, den wir im Aufenthaltsraum auf einem Tisch aufstellten. Kerzen hatten wir keine. Wir erhielten auch die Erlaubnis, »O Tannenbaum« bei geschlossenen Fenstern und Türen zu singen. Später hörten wir aus einer der umliegenden Häftlingsbaracken das berühmte »Stille Nacht, heilige Nacht!«



singen, aber nur eine oder zwei Minuten lang, dann kehrte wieder Stille ein. Jedes Singen im Lager war für Häftlinge verboten.

Da unter uns auch ein orthodoxer Pfarrer (namens Potecaşu) war, veranstalteten wir einen Gottesdienst nach unserer rumänischen Tradition. Die im Tagraum weilenden Wachsoldaten standen auf und nahmen mit Respekt ihre Kopfbedeckung ab. Die meisten waren sehr jung, und wie wir später feststellen konnten, waren darunter auch Deutsche aus Siebenbürgen und der Bukowina, die gut rumänisch sprachen. Als Betreuer und Aufsichtspersonen erhielten wir zwei SS-Oberscharführer, die uns täglich in der Frühe, mittags und abends, also dreimal am Tag, zählten, unsere Wünsche und Beschwerden entgegennahmen und deutsche Zeitungen (Thüringer Gauzeitung) brachten. Die Namen dieser Oberscharführer – Masorsky und Jensen – werde ich nie vergessen. Beide waren korrekt, im Rahmen der Möglichkeiten hilfsbereit und, wie wir später erkennen konnten, auch Menschen mit Herzensbildung. Masorsky war älter (etwa 50 Jahre), von Beruf Polizeibeamter aus dem Sudetenland. Er konnte manchmal lustig sein und auch wienerisch sprechen. Jensen war entschieden jünger, stammte aus Norddeutschland und studierte noch Rechtswissenschaften; er war wortkarg, förmlich, aber keineswegs arrogant.

Nach dem Krieg, im Herbst 1945, sah ich in der Straßenbahn in Wien den alten Masorsky in Zivil wieder. Ich ging fröhlich zu ihm und wollte ihn begrüßen. Er war abgemagert und gealtert. Als ich ihn mit seinem Namen ansprach und ihn an meine Internierungszeit in Buchenwald erinnerte, wurde er sichtlich ängstlich und behauptete, es wäre eine Verwechslung: sein Name sei nicht Masorsky, und er kenne mich nicht. Er stieg bei der nächsten Station aus und lief davon. Dabei wollte ich mich nur bedanken, weil er sich uns gegenüber immer korrekt und hilfsbereit verhalten hatte, und ihm anbieten, sollte er jetzt in Not sein, ihm zu helfen.

Heinrich Müller, Obergruppenführer und General der Waffen-SS, besuchte uns Anfang Januar 1943 in Buchenwald und sagte in einer kurzen Ansprache folgendes:

»Die Mitglieder der Legionärsgruppe sind von den Deutschen als Freunde und Gäste empfangen und behandelt worden. Sie sind in diese Situation durch Ihre eigene Schuld geraten, da Sie die Gastfreundschaft des Reiches mißbraucht haben. Ihr oberster Chef, Horia Sima, hat versucht, aus Deutschland zu fliehen, und hat sich außerhalb der Interessen der deutschen Re-

gierung gestellt, indem er eigenmächtig mit den Italienern verhandeln wollte.«

Auf Anraten einiger vertrauter Personen – darunter Stoicănescu –, aber ohne Zustimmung des in Berkenbruck befindlichen Legionärskommandanten hatte Horia Sima Anfang Dezember 1942 Deutschland mit einem Reisepaß unter einem anderen Namen verlassen. Er ging nach Italien und ersuchte um eine Audienz bei Mussolini. Horia Sima wollte den italienischen Diktator bewegen, bei Hitler für die Sache der Legionäre zu intervenieren. Mussolini weigerte sich, Horia Sima zu empfangen, ließ ihn verhaften und veranlaßte seine sofortige Auslieferung an die deutsche Gestapo.

»Nun wurde Horia Sima mit allen Mitgliedern des Legionskommandos von Berkenbruck verhaftet und im KZ-Lager Dachau interniert. Horia Sima galt nicht mehr als Verhandlungspartner für die deutsche Regierung, deren Vertrauen er damit endgültig verloren hatte.

Sie hier in Buchenwald bleiben weiter interniert; zur Zeit wird für Sie ein Sonderlager aus mehreren Baracken gebaut; danach werden Sie dorthin übersiedeln und müssen dort arbeiten. Die noch in Rostock verbliebenen Kameraden, auch die in Berlin und in anderen Orten des Reiches, werden alle hierhergebracht und interniert, sobald Ihr Sonderlager – genannt ›Fichtenhain‹ fertiggestellt ist. Wir erwarten von Ihnen allen Verständnis und Gehorsam, und es werden keine weiteren Abweichungen mehr geduldet. Die Kämpfe im Osten haben wegen Stalingrad eine kritische Situation erreicht, und die Rückschläge in Afrika sind auch nicht erfreulich. Das Deutsche Reich befindet sich gemeinsam mit seinen Verbündeten – einschließlich Rumäniens – in einem schweren Krieg, welcher Entschlossenheit und Opfer allerseits erfordert!«

General Müller appellierte ultimativ an unser Verständnis und unsere Vernunft und drohte mit scharfen Maßnahmen, falls wir uns nicht fügen sollten.

Später ging in unserer Gruppe das Gerücht um, daß Horia Sima deswegen nach Italien flüchten wollte, weil seine Sicherheit wegen Attentatsabsichten der Verräter von Rostock (Mexikaner) nicht mehr gewährleistet war. Immerhin verlor er sein Prestige gegenüber den Deutschen und verspielte auch das Vertrauen der meisten seiner Legionäre. Ich war von der Angelegenheit nicht überrascht, da ich mir meine Meinung aber Horia Sima bereits Ende 1940 gebildet hatte.



In den folgenden Tagen begann es nach dem Besuch des Generals Müller in unserer Gruppe zu gären. Wie sollte es weitergehen? Es kam zu aufgeregten Diskussionen, dann zu Streit, zu gegenseitigen Beschuldigungen und Beleidigungen. Nur mit Mühe und Not gelang es Mile Lefter, der den höchsten Legionärsdienstgrad unter uns hatte, beginnende Raufereien zu verhindern. Die meisten Legionäre, besonders die aus Siebenbürgen und dem Banat stammenden, wollten Horia Sima treu bleiben und mit ihm durchs Feuer und in den Tod gehen. Andere wollten Horia Sima nicht mehr anerkennen; sie verlangten eine Entscheidung durch den Kommandostab der Legion. Dieser war in Dachau interniert, und wir durften keine Verbindung mit ihm aufnehmen. Die Situation war kritisch. Masorsky und Jensen holten ab und zu einzelne von uns zum Lagerkommandanten, um politische Erklärungen abzugeben. Ich wurde erst im Herbst 1943 zu einem Verhör geholt, wo ich die gleiche Erklärung abgab wie bei der Gestapo in Rostock. Auf die Frage, ob ich für oder gegen Horia Sima sei, nahm ich eine völlig neutrale Haltung ein. Ich sagte, daß ich mich seit längerer Zeit nicht mehr als Legionär betrachtete und daher keine Meinung hätte.

Im Februar 1943 übersiedelten wir in das Sonderlager Fichtenhain. Auf einem Areal von etwa einem Hektar standen zwei Wohnbaracken und eine Arbeitsbaracke. Daneben befand sich eine kleinere Baracke mit Zimmern für Legionäre mit Familien, und eine Baracke war als Sanitätsraum eingerichtet. Das ganze Areal war mit einem doppelten Stacheldrahtzaun, vier Meter hoch und elektrisch geladen, umgeben. An allen Ecken und am Tor standen Wachtürme mit Scheinwerfern und von SS-Soldaten mit Maschinenpistolen rund um die Uhr besetzt. Als günstig empfanden wir den Verzicht auf unsere Bewachung durch Hunde und die Erlaubnis, außerhalb der Arbeitszeit bis 20 Uhr im Hof spazierengehen zu dürfen. Der innere Bau der Wohnbaracken war ähnlich wie in den anderen Häftlingsunterkünften und hatte ein Fassungsvermögen von etwa 300 Betten. Es wurden uns mehr deutsche Zeitungen gebracht, und aus der Lagerbibliothek durften wir Bücher ausborgen. Jeden Samstag nachmittag kamen zwei Friseure (auch Häftlinge) zum Haareschneiden, die Schuhe wurden vom Lagerschuster repariert, und alle 14 Tage wurden wir zum Duschbad geführt. Dort bemerkte ich, daß neben der Vorrichtung für Warm- und Kaltwasser eine weitere Rohrleitung mit Düsen verschiedener Dimensionen vor-

handen war. Wie ich später erfuhr, waren diese Leitungen für das Ausströmen von Giftgas bestimmt, um nicht mehr arbeitsfähige, kranke und gebrechliche Häftlinge zu »erlösen«, zu töten. Daneben befand sich das Krematorium für die Leichenverbrennung; nach der Rauchentwicklung zu schließen, war das Krematorium oft in Betrieb.

Im Hof, neben dem Tor, befand sich auch eine kleine Sanitätsstation, die von unseren Ärzten, Dr. V. Apostolescu und Dr. V. Andrei, betreut wurde. Zu Zahnbehandlungen, Augenuntersuchungen, Durchleuchtungen usw. führte man uns zum gutausgestatteten Militärlazarett der SS-Kaserne außerhalb des Lagers. Jeden zweiten Samstag fand bei uns in Fichtenhain eine Filmvorführung (alte Filme) mit Wochenschau statt. Alle diese Dienstleistungen führten Häftlinge durch, die aber immer von Bewachern begleitet waren, um zu verhindern, daß wir miteinander reden konnten. Aber es gelang uns dennoch, Gespräche anzuknüpfen und wichtige Nachrichten vom Londoner Sender zu erfahren. So erfuhren wir von dem Ausmaß der Katastrophe von Stalingrad (300 000 Mann Verluste auf deutscher und rumänischer Seite), vom Sieg der Engländer in Nordafrika gegen Deutsche und Italiener und vom Einsatz der neuen Technologien der Amerikaner, wie Radar, die den Luft- und Seekrieg für Japan und Deutschland aussichtslos machten.

Unseren Arbeitseinsatz leisteten wir in Fichtenhain in einer dafür ausgestatteten Werkstattbaracke, wo wir die Aufgabe hatten, die auf den Schlachtfeldern gesammelten und unbrauchbar gewordenen optischen Geräte – hauptsächlich Ferngläser – zu reinigen, zu reparieren, zu justieren und betriebsfähig zu machen. Zwei Werkmeister der Firma Zeiss aus Jena waren unsere Fachaufseher.

Ich sollte zuerst die reparierten Feldstecher mit einem Eichgerät justieren, welches sehr störungsanfällig war. Bald überließ ich diese Arbeit einem meiner Kameraden. V. Coman und ich übernahmen die Betreuung der Kesselanlage für die Heizung der Werkstattbaracke, wo eine konstante Temperatur gehalten werden mußte. Diese Arbeit machte mir mehr Spaß, da ich überall die Heizkörper kontrollieren mußte und auch die Rohrleitungen zu prüfen hatte. Der eigentliche Heizer war V. Coman, dessen Humor mir oft auf die Nerven fiel. Ich mußte auch die Wasserhähne abdichten, die Toiletten reinigen und die Spülvorrichtungen reparieren, wenn sie nicht mehr funktionierten. Mein Arbeitseinsatz ließ mir etwas mehr freie Zeit, damit ich lesen



und lernen konnte. Ich las alle technischen Bücher und Zeitschriften, die ich bekam, und versuchte auch, viel Englisch zu lesen. Meine Zeit war genau zwischen Arbeit, Lesen und Spazierengehen eingeteilt, und für lange Diskussionen und zum Politisieren mit meinen Kameraden zeigte ich kein Interesse.

### *Spaltung der Legionärsgruppe*

Gleich nachdem wir im Sonderlager Fichtenhain eingezogen waren, wurden die sechs sogenannten Mexikaner in einen der vier Schlafräume gedrängt, und wir – jetzt bereits durch Neuangekommene etwa 100 – nahmen die anderen drei Schlafräume in Besitz. Professor Pătraşcu, der von Horia Sima als Chef unserer Gruppe in Rostock eingesetzt worden war, mußte unser Lager verlassen und in das KZ Dachau, wo der ganze Legionärsstab interniert war, übersiedeln. Chef in Fichtenhain wurde auf Pătraşcus Wunsch Dr. Iosif Dumitru, ein Tierarzt. Bald erhielten wir den Besuch unserer alten Betreuer aus Berlin, Rademacher vom Außenamt und Legath von der Gestapo. Sie machten uns schwere Vorwürfe wegen der Verhöre und Folterungen unserer unschuldigen Kameraden in Rostock und wiederholten die Erklärungen General Müllers, daß die deutsche Regierung Horia Sima nie mehr als obersten Chef der Legion betrachten werde. Es kam zu einem scharfen Wortwechsel zwischen den obengenannten deutschen Beamten und einigen Legionären, die Horia Sima in Schutz nahmen.

Nach diesem Besuch folgten heftige Diskussionen, die unsere Legionäre zur Spaltung in zwei Gruppen zwangen: Eine Gruppe mit dem Kommandanten Mile Lefter und den meisten Mazedo-Rumänen erklärte sich als Gegner von Horia Sima und übersiedelte ostentativ in die Schlafräume der »Mexikaner«. Alle anderen hielten treu zu Horia Sima und bezogen die anderen drei Schlafräume. Eine Spaltung in der Legion wäre früher undenkbar gewesen, denn die Eintracht war immer die Stärke der Legionäre. Codreanu lehrte: »Einigkeit auch auf schlechtem Weg, da der schlechteste Weg die Uneinigkeit ist.« Nun war es soweit; auch die höchsten Offiziere der Legion hatten verschiedene Auffassungen und Meinungen und konnten sich untereinander nicht einigen. Die Spaltung der Legion war eine noch nie vorgekommene Erscheinung und ein Beweis, daß die Legionärsbewegung, so wie sie von Codreanu geschaffen wurde, nicht mehr existierte. Die zwei Gruppen unterschieden sich, ab-

gesehen von der Anerkennung von Horia Sima als obersten Chef, kaum voneinander; die Gruppe mit Horia Sima war aber dreimal zahlreicher und deren Mitglieder durchschnittlich jünger. Alle Kameraden der kleinen Gruppe wurden spöttisch als »Mexikaner« bezeichnet und als Verräter betrachtet. Es kam oft zu Streitigkeiten und manchmal sogar zu Handgreiflichkeiten.

Für mich war es schwer zu entscheiden, zu welcher Gruppe ich gehören sollte, da ich praktisch weder die eine noch die andere Gruppe akzeptieren konnte. Ich sollte in meiner eigenen Meinung konsequent bleiben, da ich praktisch nicht mehr an den Sieg der Legion glaubte. Dadurch konnte ich weder der einen noch der anderen Gruppe angehören. Schließlich entschied ich mich für die kleine Gruppe, da ich darunter mehr Freunde als in der großen Gruppe hatte und weil in deren Schlafraum mehr Platz vorhanden war. Ich zögerte aber nicht, den Kommandanten Mile Lefter, Nicu Şeitan und meinem alten Chef von der Technik in Bukarest, Ing. N. Smărăndescu, meine Anschauung klar darzulegen.

Einige meiner Freunde, die in der großen Gruppe blieben, weigerten sich »auf Befehl«, mit mir zu sprechen, da ich ein »Verräter« sei. Ich trug es ihnen nie nach, und sie blieben dennoch meine Freunde.

Mit einigen Kameraden der großen Gruppe aber, wie Puiu Traian, Vică Negulescu, Cengher, Mareş, Penteleiciuc, Popinciuc und Traian Boeru sowie Dr. V. Apostolescu, hielt ich weiter die Beziehungen aufrecht, und wir konnten uns ab und zu heimlich und für kurze Zeit, besonders spät in der Nacht, treffen und unsere Meinungen austauschen.

Der Besitz eines Radioapparates war den Häftlingen in Buchenwald streng verboten. Aber in der großen Gruppe in Fichtenhain gelang es, einen Volksempfänger zu beschaffen; auf welchem Wege und mit welchen Mitteln war und blieb ein Rätsel. Tüchtigen Fachleuten unter uns gelang es, ihn umzubauen, so daß ausländische Sender und sogar London zu bekommen waren. Im Jahre 1942 waren die Berichte von allen Kriegsschauplätzen immer ungünstiger für Deutschland und seine Verbündeten.

Der rumänische und der ungarische Außenminister versuchten in Rom, Mussolini für den Gedanken eines Separatfriedens mit den westlichen Alliierten zu gewinnen, aber vergebens (19.1.1943 und 1.4.1943). An der Woronesch-Front gelang es den Sowjets, die 2. ungarische und die 8. italienische Armee total aufzureiben (30000 Tote und 50000 Gefangene). Am 12.4.1943 besuchte Marschall Antonescu Hitler in Kleßheim. Hitler forderte vergeblich die Ablösung des rumänischen Außenministers wegen seiner Vorsprache bei Mussolini und lehnte Antonescus Vorschlag, mit den Westmächten Kontakt aufzunehmen, ab. Im Jahr 1943 landeten zum erstenmal amerikanische und englische Truppen in Sizilien, nachdem die Deutschen und die Italiener Libyen und Tunesien unter großen Verlusten an Menschen und Material hatten verlassen müssen.



Ende Juli 1943 begab sich Mussolini im Anschluß an die Sitzung des »Großen Faschistischen Rates« zu König Viktor Emanuel III. und bot ihm seinen Rücktritt als Regierungschef an. Beim Verlassen des Palastes wurde Mussolini verhaftet und in einem Kloster interniert. Der König berief Marschall Badoglio zum Ministerpräsidenten. Das faschistische Regime in Italien brach sang- und klanglos zusammen. Am 8.9.1943 gab der Londoner Sender den Abschluß des Waffenstillstandes mit Italien bekannt. Die deutschen Sender bezichtigten die Italiener des Verrates. Mussolini wurde von deutschen Fallschirmjägern unter Mitwirkung von Obersturmbannführer Skorzeny (einem Österreicher) befreit und übernahm unter dem Schutz der Deutschen die »republikanisch-faschistische Regierung« in Salò am Gardasee. In einem Kriegsgerichtsprozeß in Mailand wurden mehrere Faschistenführer, darunter auch Graf Ciano (Außenminister), der sich gegen Mussolini erhoben hatte, zum Tode verurteilt und exekutiert. Aber die deutschen Truppen in Italien mußten sich unter dem Druck der Amerikaner und Engländer immer weiter nach Norden zurückziehen. Trotz alledem leisteten die Deutschen überall einen zähen und verzweifelten Widerstand, aber vergebens. Auch an der Pazifikfront mußten sich die Japaner immer wieder zurückziehen, da die Amerikaner, die mit den Chinesen strategisch kooperierten, entschieden überlegen waren.

Von 28.11. bis 1.12.1943 fand in Teheran eine Konferenz zwischen Roosevelt, Churchill und Stalin statt, bei der das Schicksal der Besiegten (einschließlich Rumäniens) besprochen wurde und man sich über die neuen Grenzen der europäischen Staaten einigte. Dort versprachen Roosevelt und Churchill, auch eine Entlastungsoffensive in Westeuropa im Mai 1944 zu starten. Im Februar 1944 begann die finnische Regierung mit den Sowjets Verhandlungen wegen eines Separatfriedens aufzunehmen. In dieser Zeit führte der alte finnische Politiker Paasikivi erfolgreiche Besprechungen mit der sowjetischen Botschafterin Kollón-

tai in Stockholm. Etwa Mitte März 1944 begannen in Kairo die ersten geheimen Verhandlungen zwischen den Vertretern der rumänischen Oppositionsparteien unter Fürst Stirbey und den westlichen Alliierten. Zugleich versuchte auch Antonescu durch den rumänischen Botschafter in Stockholm Kontakte mit den Sowjets aufzunehmen und erzielte bessere Ergebnisse als die Oppositionsvertreter in Kairo. Eine starke russische Offensive im Mittelabschnitt durchbrach die deutsche Front und brachte die Sowjets wieder in den Besitz von Czernowitz und der Nordbukowina. Ich mußte wieder an meinen Vater und meine Schwestern denken, ob sie sich rechtzeitig von dort abgesetzt hatten. Es wurden amerikanische Luftangriffe auf Bukarest, Ploeşti, Konstanza sowie auf Turnu Severin und andere Städte Rumäniens geflogen.

Ende März besetzten die deutschen Truppen Ungarn, um einen Separatfrieden der Regierung Budapests mit den westlichen Alliierten zu verhindern.

Die alliierten Flugzeuge hatten auf den von den Amerikanern besetzten Flugplätzen in Italien günstige Startmöglichkeiten und bombardierten nicht nur rumänische Städte, sondern auch Budapest, Sofia, Belgrad und Wiener Neustadt in Österreich, wo sich eine Flugzeugfabrik befand.

### *Die letzten Monate im KZ Buchenwald*

Wegen meiner behandlungsbedürftigen Zähne mußte ich ins Lagerlazarett gebracht werden, wo mehrere Zahntechniker arbeiteten. Ich wurde von Masorsky begleitet; er ließ mich aber einige Male allein, da er keine Zeit hatte und ich dort lange warten mußte. Er vertraute mir, daß ich nicht »abhauen« und mit niemandem, ausgenommen dem Zahntechniker, sprechen würde. Nun stellte sich heraus, daß der Zahntechniker, der mich behandelte, ein kriegsverwundeter Unterführer der Waffen-SS und ein Siebenbürger Sachse aus Hermannstadt war. Wir sprachen einige Worte rumänisch; aber er wußte bereits, daß ich zur Gruppe der hier internierten Legionäre gehörte. Es gelang mir, sein Vertrauen zu gewinnen, und ich durfte bei der nächsten Behandlung einen Brief in rumänischer Sprache an meine Frau Tina mitbringen, den er nach Bukarest weiterbefördern würde.

Ich schrieb an Tina, daß ich hier eine andere Frau gefunden hätte, die von mir ein Kind erwarte, und bat sie, die Scheidung einzureichen, da ich nie mehr nach Rumänien zurückkommen



würde. Warum hatte ich das getan? Damals betrachtete ich meine Situation als mehr als verzweifelt und wußte nicht, ob ich jemals als freier Mensch aus dem Lager herauskommen würde. Andererseits war es mehr als sicher, daß die Sowjets Rumänien besetzen würden. Tina würde als Frau eines Legionärs, der von der SS geschützt wurde, und die bei einer deutschen Firma beschäftigt war, mit den größten Schwierigkeiten und mit Verfolgung zu rechnen haben. Sie sollte sich am besten scheiden lassen und auch ihren Namen ändern. Es war keine großzügige Handlung meinerseits, sondern ich wollte ihre Situation nach so viel Verdruß mit mir jetzt nicht noch weiter verschlechtern. Das Kuvert übergab ich offen, hegte aber keine große Hoffnung, daß Tina diesen Brief jemals erhalten würde.

Einen zweiten Brief gleichen Inhalts, aber in deutscher Sprache schickte ich durch Schmieder, den Optikermeister aus unserer Werkstätte in Fichtenhain, weg. Ich verpfändete meine Zigarettenzuteilung für drei Monate, aber ich glaube, daß er mir diese Gefälligkeit auch ohne Zigaretten erwiesen hätte. Er war ein altes Mitglied der NSDAP, aber durch die Enttäuschungen der letzten Zeit völlig aufgeklärt.

Bei der Zahnbehandlung lernte ich einen früheren österreichischen Politiker der Volkspartei namens Raoul Bumballa als internierten Häftling kennen.

In der Nähe des Lagerlazaretts waren auch einige armselige Villen, ebenfalls mit Stacheldraht umzäunt, in denen mehrere französische und belgische Politiker interniert waren wie Léon Blum, ehemaliger Ministerpräsident der sozialistischen Regierung in Paris, E. Daladier, ebenfalls früherer Regierungschef Frankreichs, General M. G. Gamelin, ehemaliger Oberbefehlshaber der französischen Streitkräfte, und andere.

Mit Léon Blum konnte ich einmal eine halbe Stunde plaudern, da er ziemlich gut deutsch sprach, auf alle Fälle besser als ich französisch. Seine politische Anschauung war sozialdemokratisch, und er lehnte sowohl den Kommunismus als auch den Nationalismus ab.

Unsere Ernährung wurde im Laufe der Zeit immer magerer und vitaminloser. Es fehlte an Obst und frischem Gemüse. Bei der Firma Heinkel in Rostock hatten wir regelmäßig Vitamintabletten und manchmal auch Obst bekommen. In Buchenwald gab es diese Tabletten nicht, und fast bei allen Häftlingen wackelten die Zähne, oder sie fielen sogar aus. Auf Anraten unseres Arztes Dr. Andrei versuchten wir möglichst viele grüne

Kräuter, wie Löwenzahn, Scharbockskraut, die um die Baracken oder am Zaun wild wuchsen, zu pflücken, zu waschen und danach roh zu essen. Damit sollte ein Teil der notwendigen Vitamine aufgenommen werden.

Als ich eines Tages in Begleitung des Oberscharführers Jensen zur Lagerverwaltung ging, um Installationsmaterial zu holen, sah ich auf dem Weg einen angebissenen Apfel im Staub liegen. Ich bückte mich, um ihn aufzuheben; ich wollte ihn waschen und dann essen. Jensen, der ein ziemlich ruhiger Mensch war, schrie mich an, ich solle ihn wegwerfen. Dann zertrat er den Apfelrest mit seinem Stiefel im Staub. Ich war ziemlich erstaunt von seiner Haltung, da ich ihn als einen verständnisvollen Menschen kannte. Aber am nächsten Tag kam Jensen zu mir und brachte eine Tüte voll Äpfel mit, die er mir schenkte. Diese menschliche Geste überraschte mich.

Im Jahr 1944 besorgte uns Masorsky Kartoffeln und Zwiebeln, die wir nach den üblichen Preisen von unserem bescheidenen Lohn – 10 RM wöchentlich – bezahlten. Ich bin sicher, daß es nicht ohne Erlaubnis des Lagerkommandanten Obersturmbannführer Pister geschah. Über unseren Werkmeister Schmieder konnte ich einige technische Bücher und Zeitschriften kaufen, die in Antiquariatsbuchhandlungen in Weimar und Jena noch zu haben waren.

Anfang Juni hörten wir im Lager, daß der Chef des deutschen Abwehrdienstes, Admiral Canaris, abgesetzt und verhaftet worden war. Nach Buchenwald kamen viele Matrosen der deutschen Kriegsmarine, die von der SS verhaftet und schwer gefoltert worden waren und nun als gewöhnliche Häftlinge interniert wurden. Ihre Offziere sollen standrechtlich erschossen worden sein, da sie sich geweigert hatten, ihre U-Boote auslaufen zu lassen. Mit dem Einsatz der neuen Ortungsgeräte durch Amerikaner und Engländer hätte dies für die deutschen U-Boot-Besatzungen den sicheren Tod bedeutet, und trotzdem erhielten sie den Befehl auszulaufen. Am 6. Juni wurde mit der alliierten Landung in der Normandie (Frankreich) begonnen, und die Deutschen waren außerstande, diese Invasion (Operation Overlord) zurückzuschlagen. Die meisten Legionäre empfanden Freude über die Erfolge der Amerikaner, auch wenn sie sie nicht zeigen wollten. Diese Freude war stark getrübt von der Sorge über die fortschreitende Sowjetoffensive im Osten. Dabei tobten die Kämpfe bereits an der rumänischen Grenze, wo die rumänische Armee sicherlich nicht standhalten konnte. In Fichtenhain



konnte man fast täglich beobachten, wie die Städte in Thüringen angegriffen wurden und überall Brände entstanden, die in der Nacht den Himmel erhellten.

In einer Nacht konnte ich im Anblick der rundherum brennenden Ortschaften mit zwei intelligenteren und weniger fanatischen Kameraden der großen Gruppe, Cengher und V. Negulescu, sprechen und deren Meinung hören: »In Europa sterben die Menschen zu Millionen. An allen Fronten, in Gefangenschaft, in zerbombten Fabriken und Städten, in KZ-Lagern, auf der See und in der Luft, überall hält der Tod seine Ernte! Warum muß das sein? Wir Legionäre, die wir dieses weltweite Gemetzel weder gewünscht noch verursacht haben, werden von Amerikanern und Sowjets als Naziagenten betrachtet und als Mitschuldige eingestuft. Wir werden hier hinter dem elektrischen Stacheldraht festgehalten, geschützt und ernährt, um danach von den Juden aus Amerika oder den Kommunisten des Ostens als Kriegsverbrecher vor Gericht gestellt, verurteilt und gehängt zu werden. Es wird uns nichts nützen, wenn wir Beweise erbringen, daß wir diese Entwicklung nicht voraussehen konnten. Wir wurden immer als Nazisöldner abgestempelt. Schließlich sind wir doch aus Rumänien von der SS gerettet und als ›Gäste‹ des Reichsführers SS Himmler nach Deutschland gebracht worden. Unser Schicksal, gerecht oder ungerecht, war uns vorbestimmt!«

Dieses nächtliche Gespräch mit meinen beiden Kameraden beeindruckte mich. Tag und Nacht dachte ich darüber nach. Gab es keine Lösung? Meine Gedanken waren bei meinen Eltern, meinen Geschwistern und vor allem bei meiner Frau Tina. Sie alle hatten keine Schuld und mußten meinetwegen leiden.

Am 21. Juli hörten wir, daß einen Tag vorher, während einer Lagebesprechung, ein Attentat auf Hitler verübt worden war. Hitler war leicht verwundet, die »Vorsehung« hatte ihn geschützt.

An der rumänischen Front kamen die Sowjets bis zur Donaumündung; nördlich von Jassy gelang ihnen ein Durchbruch bis zu den Ostkarpaten in der Bukowina. Die Deutschen zogen sich langsam aus Frankreich, Süd- und Mittelitalien und von den griechischen Inseln zurück und wurden ständig von Partisanen in verlustreiche Kämpfe verwickelt.

Jetzt konnten nur Verrückte noch an einen Sieg Deutschlands glauben, aber leider gab es deren noch viele. Zwei unserer Kameraden, N. Smărăndescu (mein ehemaliger Chef an der Tech-

nik in Bukarest im Jahre 1936) und V. Comănescu (ein aktiver Offizier mit dem Dienstgrad eines Hauptmannes), begründeten ihren Glauben an den Sieg mit folgenden Worten: »Es muß gesiegt werden, da eine Niederlage nicht sein darf!«

Unsere Betreuer Masorsky und Jensen sowie der Werkmeister Schmieder waren etwas unruhig und nachdenklich geworden. Die SS-Soldaten der Wachmannschaft wurden allmählich durch Kroaten, Slowaken und Ukrainer ersetzt; diese waren ziemlich ruppig und ungehalten und wegen der ungünstigen politischen Lage nervös und verunsichert.

Etwa Anfang August 1944, als ich zusammen mit einem Kameraden Sonntag nachmittag im Hof spazierenging, ertönte plötzlich das Alarmsignal eines Wachpostens, und das Feuer einer Maschinenpistole zwang uns, uns auf den Boden zu werfen. Die Schüsse kamen von einem Wachturm, dessen Posten direkt auf uns zielte, ohne uns aber zu treffen. Wir blieben am Boden liegen, während die anderen sich im Hof befindlichen Kameraden schutzsuchend in die Baracken flüchteten. Erst nach einigen Minuten kam Jensen mit dem Motorrad, und wir durften wieder aufstehen. Der Wachtposten behauptete, daß wir versucht hätten, den Stacheldrahtzaun zu erklettern. Aus diesem Grunde habe er auf uns Warnschüsse abgegeben, ohne auf uns zu zielen. Als ich am Boden lag, sah ich, wie die Kugeln die umliegenden Steine zersplitterten. Meiner Meinung nach hatte er auf uns gezielt, aber auf die Entfernung von 50 bis 60 Metern nicht getroffen. Wir hatten Glück, weil der schießwütige Soldat kein guter Schütze war.

Ich weiß nicht, woher das Gerücht kam, daß bald die Umgebung des KZs Buchenwald bombardiert werden würde, da in den umliegenden Werkstätten Bestandteile für V-Waffen hergestellt wurden. Da wir mit den Leuten in diesen Bereichen fast keinen Kontakt hatten, konnten wir nichts Näheres darüber erfahren. Die Gerüchte hörten nicht auf, und unser Kamerad Bărbulescu, ein Rechtsanwalt aus Râmnicul-Vâlcea, schlug vor, eiligst Schützengräben hinter unseren Baracken auszuheben; eine schwere Arbeit, zu der sich nur wenige bereit erklärten. Die meisten unserer Kameraden lachten darüber, auch unser Betreuer Masorsky schmunzelte nachdenklich.

Nach der Kapitulation Italiens, die bereits 1943 erfolgt war, versuchten auch andere deutschfreundliche Staaten, das sinkende Schiff zu verlassen und einen separaten Frieden zu schließen; Finnland, Bulgarien, Ungarn und auch Rumänien. Nach der



militärischen Besetzung von Budapest setzten die Deutschen die rechtsradikale Regierung der »Pfeilkreuzer« mit Szálasi ein. Ende 1944 wurde auch der ungarische Reichsverweser Admiral Hórty von der Gestapo in Schutzhaft genommen und in Deutschland interniert.

In der Frühe des 24. August 1944 flüsterte mir ein Kamerad aus Konstanza namens Ceacâru zu, daß laut Nachrichten des Londoner Senders Rumänien am 23. August kapituliert habe und Marschall Antonescu auf Befehl des Königs verhaftet worden sei. Darüber sprach ich mit weiter niemandem. Ein solches Ereignis müßte bald in den deutschen Zeitungen zu lesen sein. Aber in Fichtenhain erhielten wir die Zeitungen erst spätnachmittags.

Wir gingen alle zu unseren Arbeitsplätzen, und mittags kamen wir in die Baracken zurück, um zu essen. Ich war noch draußen, als einige amerikanische Jagdmaschinen über das Lager flogen und verschiedenfarbige Rauchzeichen über dem Lager abwarfen. Gleichzeitig begannen alle Sirenen aufzuheulen, um »Fliegeralarm« anzukündigen. Danach kamen schon die Bomber, aber so hoch, daß sie von der Flakartillerie nicht mehr erreichbar waren. Fast alle in Fichtenhain hielten einen amerikanischen Bombenangriff auf ein Häftlingslager für unwahrscheinlich. Und es geschah doch. Wir dachten, daß die Bomben nur für die umliegenden Kasernen der Waffen-SS bestimmt waren. Aber bald wurden wir eines anderen belehrt. Die Amerikaner warfen kleinkalibrige Bomben in der ganzen Umgebung von Buchenwald. Die Wohnhäuser der Offiziere, das Verwaltungsgebäude, das Lazarett und fast alle umliegenden Werkstätten und Magazine und sogar das große Häftlingslager wurden bombardiert. Auf Fichtenhain fielen nur zwei Bomben; eine am Eingangstor, die den Wachturm mit zwei Soldaten umwarf, und die zweite auf die Werkstattbaracke, die vollkommen zerstört wurde. Die Dächer unserer Wohnbaracken wurden durch die Explosion teilweise abgedeckt, und alle Türen und Fenster flogen durch die Luft. Unser Schützengraben, den viele so belächelt hatten, war voll mit unseren Kameraden, die sich wie Sardinen drängten und Zuflucht suchten. Für mich war im Schützengraben kein Platz mehr. Ich ging in den Waschraum unserer Baracke und versteckte mich unter dem Betonbecken, damit ich wenigstens vor Splittern und fliegenden Holzbrettern geschützt bliebe. Dem Lärm nach zu urteilen, griffen nur die Jäger mit ihren Bordwaffen an und vervollständigten so das sata-

nische Werk. Aus meinem Versteck hörte ich, wie die Kugeln und Splitter durchs Dach zischten, am Beton aufprallten und nach allen Seiten flogen. Unter der zweiten Betonwanne war mein Kamerad Tărăoi versteckt, der mir zurief: »Lebst du noch? Hoffentlich schlagen die Kugeln nicht durch!«

Er lag genau wie ich, wie eine Schlange eingerollt, unter der Betonwanne. Es war bald alles vorbei. Unsere Schlafbaracken standen noch, befanden sich aber in einem desolaten Zustand. Die Familienbaracke sowie das Lazarett waren fast unversehrt. Von unseren Kameraden starben bei diesem Angriff: Ing. Graur, Apotheker Voinea, Dr. Voiculescu, C. Zaharia-Duhu, C. Călin, Gh. Papanace. Schwer verletzt waren: N. Şeitan, A. Gorănescu, Bogdan Ion, Ionescu Aurelian und noch einige andere. Außerdem wurden weitere 50 Kameraden leicht verletzt; ich war verschont geblieben. Der Stacheldraht um das Lager war beschädigt und teilweise von der Explosionswucht weggeschleudert worden. Unsere Ärzte, V. Apostolescu und V. Andrei, begannen noch während des Angriffes die verwundeten Kameraden zu versorgen. Ich half die Verwundeten an den Waldrand außerhalb des Lagers zu bringen; dort warteten wir auf den Sanitätswagen. Es gab keine Bewachung mehr. Viele Häftlinge, hauptsächlich Deutsche, suchten das Weite, aber die meisten wurden abgefangen, zurückgebracht und erhängt. Einige Häftlinge brachen in die Wohnungen der SS-Offiziere mit der Absicht ein, deren Frauen und Kinder zu ermorden. Viele von diesen Frauen und Kindern konnten durch unsere Legionäre gerettet werden, indem sie sich in unserer Mitte versteckten. Bei diesem Luftangriff wurden etwa 8000 (!?) Menschen getötet und noch einmal so viele schwer verletzt. Auch die Anlagen, in denen feinmechanische Werkstätten untergebracht waren, bekamen einen Volltreffer ab, und über 70 französische Facharbeiter, ebenfalls Häftlinge, wurden samt den SS-Aufsehern getötet. Die Häftlinge waren an die Werkmaschinen angekettet und konnten während der Bombenangriffe keinen Schutz suchen. Bei diesem Angriff wurde auch Mafalda di Savoia, die Tochter des italienischen Königs Viktor Emanuel, getötet; sie war von der Gestapo aus Rom entführt worden, um eventuell zu einer politischen Erpressung zu dienen. Bei dieser Gelegenheit erschoß die SS Ernst Thälmann, vormals Reichstagsabgeordneter und bis 1934 Vorsitzender der Kommunistischen Partei Deutschlands. Wie viele von den angegebenen 8000 Toten in Wirklichkeit durch die Bomben getötet wurden, läßt sich nicht



mehr ermitteln, da ein Teil von ihnen sicherlich von den Wachsoldaten oder von anderen Häftlingen ermordet wurde. Die Anzahl der Toten ist ziemlich unsicher. Julius Freund gibt die Anzahl der amtlich verstorbenen Häftlinge in Buchenwald von 1. Januar 1944 bis 1. März 1945 mit 17570 an. Nicht mitgezählt sind dabei die russischen Kriegsgefangenen, die in Stallungen außerhalb des Lagers erschossen wurden. Der Tod war überall, an der Front, in KZ-Lagern, in den Städten und Ortschaften während der Luftangriffe, auf hoher See und in der Luft. Überall Tote, überall Mörder, und das Ganze wegen eines wahnsinnigen Krieges, den nur sehr wenige wollten. Das bei den Häftlingen verbreitete Gerücht über den Bau von Bestandteilen von V-Waffen in den Werkstätten von Buchenwald war mir anfangs nicht glaubwürdig erschienen. Nach dem Bombenangriff am 24. August 1944 auf Buchenwald waren diese Zusammenhänge nicht mehr auszuschließen. Nach dem Krieg bestätigte der ehemalige Rüstungsminister Albert Speer in seinem Buch »Der Sklavenstaat«, daß in Buchenwald tatsächlich Bestandteile von V-Waffen hergestellt und dafür Facharbeiter aus Frankreich und Belgien als Häftlinge herangezogen worden seien. Einige davon, die sich geweigert hatten, diese Arbeiten auszuführen, wurden erhängt oder erschossen.

In der Nacht vom 24. auf den 25. August 1944 schliefen wir im Wald, diesmal fast ohne Bewachung. Am Abend kamen Soldaten und brachten uns etwas zum Essen und Wasser zum Trinken. Unsere Betreuer Jensen und Masorsky teilten uns mit, daß wir am nächsten Tag Buchenwald verlassen würden. Wir sollten uns darauf vorbereiten und unsere Sachen aus den zerbombten Baracken, soweit sie noch vorhanden seien, zusammenpacken. Wohin? Sie wußten es nicht oder wollten es uns nicht sagen.

Am nächsten Tag kam ein SS-Offizier und teilte uns im Namen von Oberst Pister folgendes mit: »Rumänien hat durch den Verrat des Königs und einiger Generäle kapituliert und richtet jetzt die Waffen gegen die deutschen Soldaten, mit denen sie seit drei Jahren Seite an Seite gekämpft hatten. Die Legionäre werden von uns als treue Kameraden betrachtet, und der Führer Adolf Hitler erwartet durch den Kampfeinsatz die Befreiung Rumäniens von den Sowjets.

In ein oder zwei Tagen werden Sie nach Wien fahren, wo Sie Ihren Kommandanten Horia Sima vorfinden werden. Er genießt das volle Vertrauen des Führers und erhielt den Auftrag, eine rumänische Exilregierung in Wien zu bilden.«

Mir schien diese Erklärung grotesk und ungeheuerlich. Bis vor kurzem war uns ständig gesagt worden, daß Horia Sima das Vertrauen des Führers endgültig verspielt habe. – Und jetzt ...? Wir sollten Horia Sima wieder als Kommandant anerkennen, weil ... der Führer es so wünschte. Die meisten von uns waren verblüfft und konnten nur schwer ein bitteres Lächeln verbergen.

Die dramatische Entwicklung der Kämpfe an allen Fronten, besonders an der Ostfront, sowie das Abspringen Italiens, Bulgariens und Finnlands gaben zu ernsten Bedenken Anlaß. Es war für uns Legionäre in Buchenwald selbstverständlich, daß auch Rumänien bald versuchen würde, aus dem Krieg auszubrechen und mit dem Feind Frieden zu schließen.

Dies war weder Verrat noch eine ehrenhafte Tat, sondern eine traurige und tragische Notwendigkeit, die sich nicht umgehen ließ. Pflichtbewußt beauftragte Marschall Antonescu den rumänischen Gesandten in Schweden, bei der sowjetischen Botschaft die Möglichkeit eines Waffenstillstandes für Rumänien zu erkunden.

Es folgten aufschlußreiche Gespräche mit der sowjetischen Botschafterin Kóllóntai in Stockholm. Gleich danach kamen Unterhändler der in Opposition befindlichen bürgerlichen Politiker Rumäniens (J. Maniu, Brătianu, u. a.) und versuchten in Kairo aufgrund früherer Bekanntschaften, bessere Bedingungen für einen separaten Frieden zu erzielen. Die Westmächte erklärten, daß Rumänien sich zuerst mit den Sowjets verständigen müsse. Man weiß bis heute nicht, ob Antonescu über die Aktion der Unterhändler in Kairo informiert war oder nicht. Antonescu ließ die Zeit verstreichen, und bald erfuhr Moskau von der Zweigleisigkeit Rumäniens und brach die Verhandlungen in Stockholm ab. Die Bedingungen für eine Waffenruhe wurden erheblich erschwert. Rumänische Politiker der alten bürgerlichen Parteien bauten ihre Hoffnungen auf die Freundschaft mit Paris und London, doch sie waren völlig unrealistisch. Die Westmächte hatten Rumänien bei den früheren Abmachungen längst an Stalin verkauft, ähnlich wie sie es auch mit Polen, der Tschechoslowakei, Ungarn und Bulgarien gemacht hatten. Durch diesen Fehler der Westmächte kamen die Sowjets bis zur Mitte Europas und versklavten 130 Millionen Menschen.

Die ungeduldigen bürgerlichen Politiker in Bukarest beeinflußten den König und veranlaßten ihn zu einem Staatsstreich.



Nach einer Audienz beim König wurde Marschall Antonescu verhaftet und General Sănătescu zum Regierungschef berufen mit dem Auftrag, sofort zu kapitulieren. Den deutschen Truppen in Rumänien wurde eine Frist von drei Tagen eingeräumt, rumänisches Staatsgebiet zu verlassen. Anfang August standen an der rumänischen Front 24 deutsche und 27 rumänische Divisionen, aber die Truppen waren nicht mehr voll einsatzfähig. Hitlers Reaktion war wie immer unrealistisch. Statt die deutschen Truppen nach Westen ziehen zu lassen, befahl Hitler das Ausharren um jeden Preis und die Bombardierung von Bukarest mit allen dort verfügbaren Stuka-Bombern. Danach brach die neue rumänische Regierung die Beziehungen zu Deutschland ab, und am 25. August 1944 um 16.30 Uhr erklärte sie den Krieg. Die Katastrophe war da: Teilweise zogen sich die deutschen Truppen in aller Eile nach dem Westen zurück, andere kämpften weiter, und somit kamen mindestens 200 000 deutsche Soldaten in sowjetische Gefangenschaft. Hitler verspielte auch die bereits erschütterte Waffenbruderschaft mit dem rumänischen Offizierskorps und das Vertrauen des schwergeprüften rumänischen Volkes.

Über die vorangegangenen Verhandlungen und über die Details der Kapitulation Rumäniens gegenüber den Sowjets konnte ich erst nach dem Krieg erfahren. Darüber wurde auch viel geschrieben, aber vieles bleibt bis heute noch unklar.

Nach 21 Monaten Internierung verließ unsere Legionärsgruppe am 28. August 1944 abends das KZ Buchenwald. Wir fuhren mit der Bahn über Jena, Nürnberg, Passau und Linz nach Wien. Unsere toten Kameraden ließen wir in Buchenwald begraben, und weitere 15 durch den Luftangriff Verletzte blieben bis zu ihrer Heilung in den Krankenhäusern von Jena und Weimar.

## SECHSTES KAPITEL

# *In meiner neuen Heimat*

### *In Wien*

Am 29. August 1944 kamen wir in der Frühe in Wien am Westbahnhof an. Unsere Begleiter, wieder Gestapo-Beamte, gaben uns Lebensmittelmarken, Geld und Hoteladressen, wo wir untergebracht wurden. Am nächsten Tag sollten wir in die Bräunerstraße zur Fremdenpolizei gehen, um unsere Pässe abzuholen. Mein Quartier war im Hotel »Goldene Spinne« im dritten Gemeindebezirk, wo ich ein kleines, schönes Zimmer bekam. Es war das erste Mal seit 21 Monaten, daß ich in einem ordentlichen, weiß bezogenen Bett schlafen durfte. Diese plötzliche Änderung meines Lebens erschien mir fast unwirklich: ich glaubte zu träumen. Das Schönste war, daß ich in diesem Hotel der einzige Rumäne war und von niemandem gestört wurde. Noch am Vormittag ging ich zur Polizei und erhielt einen sogenannten Fremdenpaß als Staatenloser. Mein alter rumänischer Reisepaß war mir bereits im Dezember 1942 in Rostock abgenommen worden.

Wieder im Hotel angekommen, fand ich einen Eilbrief vor: Es war ein Rundschreiben, unterschrieben von Corneliu Georgescu als Generalsekretär der Legion, mit der Aufforderung, um vier Uhr nachmittags im Theater »Skala« in der Favoritenstraße zu sein, wo eine Versammlung aller Legionäre stattfinde, bei welcher der oberste Chef der Legion, Horia Sima, Ministerpräsident der rumänischen Exilregierung, zu uns sprechen werde. Ich fühlte mich durch dieses Rundschreiben nicht angesprochen, da ich im Herbst 1941 meinen Austritt aus der Legion erklärt hatte; aber ich ging trotzdem hin. Die »Skala« war eine Theaterbühne im vierten Wiener Gemeindebezirk, wo seit dem totalen Kriegseinsatz auf Weisung des Reichsministers Goebbels keine Vorführungen mehr stattfanden. Es waren etwa 450 bis 500 Rumänen versammelt, von denen die meisten keine Legionäre waren: Offiziere, Studenten, Geschäftsleute, Beamte, Deserteure usw. Sicherlich waren auch Gestapo-Agenten darunter.

Ich bemerkte, daß Horia Sima ständig von seinen Vertrauten, wie Stoicănescu, Pătraşcu, Smultea, Ponta und Iosif Dumitru umgeben war, die zusammen seine Kamarilla bildeten. Andererseits vermißte ich bei dieser Versammlung die Anwesenheit einiger hoher Offiziere der Legion wie Ilie Gârneaţă, Mile Lefter, C. Papanace, N. Arnăutu, Dragomir Jilva und viele, die sich bereits 1943 von Horia Sima getrennt hatten.

Horia Sima sprach fast eine Stunde. Er erhob schwere Vorwürfe gegen den rumänischen König und die verräterischen Generäle, lobte die Tapferkeit der deutschen Soldaten und die Weisheit »unseres« (!) Führers Adolf Hitler. Er sprach von neuen deutschen Waffen, die den Krieg siegreich beenden würden. Seinen Vortrag beendete er mit dem üblichen abgedroschenen Geschrei »Sieg Heil«.

Danach sprach Oberst Alexandrescu in seiner Eigenschaft als zukünftiger Verteidigungsminister der rumänischen Exilregierung: »Alle im Reich befindlichen Rumänen müssen in die neu zu bildende rumänische Armee einrücken, deren Aufgabe es ist, zusammen mit den deutschen Verbänden die Sowjets zurückzuschlagen, um unsere Heimat Rumänien zu befreien.« Die Zusammenkunft mit Horia Sima in der »Skala« war für mich ein reines Theaterstück. Jeder versuchte, den anderen zu belügen und mit Trugbildern zu überrumpeln. Die zu bildende rumänische Armee war ein Produkt krankhafter Phantasie, an dem jeder mitzubasteln bemüht war. Und das geschah in einer Zeit, in welcher die sowjetischen Panzer bereits in Südrumänien über Ploeşti, Bukarest und Craiova weiter nach Westen rollten. Die Sowjets stießen über die Moldau, die Karpaten vor und befanden sich bereits in Siebenbürgen. Am 6. September 1944 erreichten sie das Eiserne Tor und kamen an die rumänisch-jugoslawische Grenze.

Am Tag vor dem Treffen in der »Skala« war ich in die technische Hochschule gegangen, um über meinen Cousin Cristian Adrian, der seit 1940 in Wien studierte, Erkundigungen einzuholen. Es gelang mir, seine Adresse zu erfahren: Er wohnte in der Elisabethstraße Nr. 10 im ersten Bezirk, ganz in der Nähe der Oper. Ich fand ihn zu Hause, wo er für die Prüfungen lernte. Er erkannte mich sofort, obwohl ich stark abgemagert war. In Rostock hatte ich noch 68 Kilogramm, doch etwas weniger als in Bukarest. Aber jetzt nach den 21 Internierungsmonaten in Buchenwald wog ich nur 54 Kilogramm, aber ich fühlte mich trotzdem gesund und munter. Mein Cousin hatte sechs Semester Stu-



dium der Elektrotechnik hinter sich, und nun lernte er fleißig für die Prüfungen zum Herbsttermin. Er erzählte mir, daß in Wien etwa 50 rumänische Studenten lebten, darunter auch Mädchen, die Medizin studierten. Mein Cousin war gerade dabei, sich zu entschließen, in die Befreiungsarmee von Horia Sima einzurücken. Ich riet ihm davon ab. Am besten wäre es, er bliebe der Regierung in Bukarest treu, auch wenn er von den Deutschen interniert werden sollte. Laut zwischenstaatlichen Abkommen werden bei Kriegsausbruch die Studenten sowie die Diplomaten der Feindstaaten interniert und zum Austausch in einen neutralen Staat gebracht. Dieses Schicksal zog mein Cousin dann auch vor: Er wurde später zusammen mit den anderen Rumänen, die Diplomatenpässe besaßen, in die Schweiz gebracht und kehrte nach Kriegsende wieder nach Bukarest zurück. – Cristian Adrian hatte auch letzte Nachrichten, die allerdings noch vom Juli 1944 waren, über meine Familie. Seinem Wissen nach lebte mein Vater in Câmpulung-Muşcel, wo er als Lehrer am Gymnasium unterrichtete. Er und meine beiden Halbschwestern waren gesund und wollten von Czernowitz nichts mehr wissen.

Meine Mutter lebte noch in Targowischt, aber sie hatte dort viel Verdruß. Mein Bruder war in der Offiziersschule lungenkrank geworden und hatte entlassen werden müssen. Er war ebenfalls zu Hause in Targowischt, aber noch immer nicht gesund. Mein Stiefvater war in den ersten Jahren an der Ostfront im Einsatz und zuletzt Kommandant eines Ausbildungszentrums. Wegen einer nicht gut verheilten Verwundung sollte er als Invalide in den Ruhestand versetzt werden. Meine Halbschwester Elena besuchte in Targowischt das Mädchengymnasium und sollte bald zur Maturaprüfung antreten.

Meine Frau Tina war gesund und arbeitete in Bukarest in einer deutschen Textilfirma. Sie hatte nur einen Brief von mir erhalten und daraufhin auf meinen Wunsch die Scheidung eingereicht. Der Scheidungsprozeß war noch nicht abgeschlossen, aber sie hattte die Namensänderung für sich durchgesetzt. Sie wußte nicht, daß ich in Deutschland in einem Konzentrationslager interniert war.

Cristian führte mich in Wien herum, damit ich die schöne Stadt kennenlernte. Wir waren zusammen auf dem Kahlenberg, an der Alten Donau, in Grinzing und an vielen anderen schönen Plätzen. Damals ahnte ich nicht, daß Wien meine neue Heimat sein würde, aber die Stadt und ihre Menschen gefielen mir gut.

Die ganze Atmosphäre in Wien und besonders die Kaffeehäuser erweckten in mir eine Erinnerung an Czernowitz. Die Wiener sind keine echten Deutschen, sondern eine Mischung aus der ganzen ehemaligen Donaumonarchie, wobei die guten und die schlechten Eigenschaften von überall zu spüren sind. Da ich das Hotel bald nicht mehr bezahlen konnte, übersiedelte ich zu meinem Cousin Cristian in die Elisabethstraße und übernahm noch vor seiner Abreise sein möbliertes Zimmer. Die Wohnungsinhaberin, Frau Wolff (eine K.u.k.-Oberst-Witwe) war die Freundlichkeit in Person und nahm mich gerne auf. Auf dem Meldeschein gab ich absichtlich die bis 1941 gültige Bukarester Adresse an, die in meinem Fremdenpaß angeführt war.

Bei der Abmeldung im Hotel »Goldene Spinne« gab ich an, daß ich sofort nach Rostock fahren würde, aber noch nicht wisse, wo ich dort wohnen werde. Ich begann entgegen meiner bisherigen Einstellung zu schwindeln, aber ich war in Not und wußte keinen anderen Weg.

In Wien nahm ich Kontakt zur Firma Heinkel auf, bei der ich früher in Rostock gearbeitet hatte, um neuerlich dort eine Stelle »nur bis Kriegsende« zu bekommen. Die Werke waren hauptsächlich in Schwechat (am östlichen Rand Wiens) stationiert, aber die statische Abteilung mit den Chefingenieuren Schwärzler und Krause sowie mein ehemaliger Chef Dipl.-Ing. Olaf Volkersen waren in der Kantgasse Nr. 1, nicht weit von der Staatsoper, etabliert. Das Wiedersehen mit meinem ehemaligen Chef und den früheren Kollegen war sehr herzlich. Alle wußten, daß ich im KZ-Lager Buchenwald interniert gewesen war; sie waren alle taktvoll und stellten keine unangenehmen Fragen. Die Möglichkeit, mich wieder bei Heinkel einzustellen, war aber nicht gegeben, da keine Stelle frei war. Ich erhielt jedoch ein Zeugnis über die von mir in Rostock geleisteten Arbeiten, welches mir später, besonders bei der Geltendmachung meiner Versicherungszeiten, sehr nützlich sein sollte. Mein früherer Chef Volkersen war sehr nett und lud mich ein, ihn am nächsten Abend in seiner Wohnung zu besuchen. Er bewohnte mit seiner Frau und seinen zwei Kindern (Niels und Kersten) eine gemütliche Wohnung in einer Offizierssiedlung der Luftwaffe in Schwechat. Wir konnten dort einige Stunden in Ruhe plaudern. Damals erfuhr ich, daß ein Bruder von Frau Volkersen seit 1934 als Sozialdemokrat in einem KZ-Lager interniert war.

Es war mir und allen meinen Kameraden klar, daß die Deutschen uns nicht nach Wien gebracht hatten, um hier Däumchen



zu drehen und sonst nichts zu tun. Der Großteil unserer Legionäre mußte auf Befehl Horia Simas zum Militär einrücken. Sie wurden zur militärischen Ausbildung nach Döllersheim (im Waldviertel) zum Truppenübungsplatz gebracht, in die Uniform der Waffen-SS eingekleidet, aber mit rumänischer Trikolore (Blau-Gelb-Rot) am Kragen als Kennzeichen. Sie sollten dort den Kern einer rumänischen Infanteriebrigade unter dem Kommando des Obersten Alexandrescu bilden; darunter befanden sich D. Popa, A. Negoescu, I. Tucan und viele andere. Aber die Bereitstellung der Mannschaft ging sehr zögernd vor sich, da es an der nötigen Anzahl von Menschen fehlte. Die meisten Legionäre sowie die anderen von den Deutschen gefangengenommenen Rumänen zeigten weder großes Interesse noch echte Begeisterung. Die meisten wollten nicht mehr kämpfen, und einige verhielten sich undiszipliniert oder versuchten zu fliehen. Die erhoffte Befreiungsarmee der Rumänen sollte nie zum Einsatz kommen. Es gelang nicht einmal, zwei vollständige Infanterieregimenter an die Front zu schicken. Aber mehrere Legionäre kamen einzeln oder in kleinen Gruppen zum Einsatz und wurden »verheizt«. So der Fall des jungen Legionärs Gh. Adamicu. Er war Student und befand sich in unserer Gruppe sowohl in Rostock als auch im Konzentrationslager Buchenwald. Als Makedo-Rumäne sprach er außer rumänisch auch fließend neugriechisch und serbisch. Nach einer Sonderausbildung wurde er als Fallschirmspringer über Nordgriechenland mit dem Auftrag abgesetzt, Brücken und Tunnels zu sprengen, um den Vormarsch der englischen Streitkräfte nach Norden zu verzögern. Er und seine Kameraden wurden schnell gefangengenommen und als Freischärler zum Tode verurteilt.

Die Lage an der Front (West, Süd und Ost) wurde zunehmend bedrohlich, und die Deutschen mußten trotz ihres zähen Widerstandes ständig zurückweichen. Im Westen mußten bald Südfrankreich, Antwerpen, Brüssel usw. geräumt werden, und am 11. September erreichte die 1. US-Armee die deutsche Reichsgrenze nördlich von Trier. Am 7. September 1944 erklärte Rumänien Ungarn den Krieg und forderte den durch das Wiener Diktat von 1940 abgetretenen Teil Siebenbürgens zurück. Zwölf rumänische Divisionen nahmen an den Kampfhandlungen gegen Ungarn teil, und bis Monatsende gelang es, ganz Siebenbürgen zu befreien. Zu dieser Zeit landeten auch die englischen Truppen in Griechenland.

Am 10. und 20. September gab es die ersten Luftangriffe auf

den Stadtbereich von Wien, wobei das Hauptzollamt und die Markthalle, gleich neben dem Hotel, in dem ich noch wohnte, getroffen wurden. Die Fensterscheiben in meinem Zimmer gingen in Scherben. Gleich danach übersiedelte ich in die Elisabethstraße. Zu diesem Zeitpunkt durfte mein Cousin Cristian Wien verlassen und in die Schweiz fahren. Er überließ mir einen Koffer voll mit technischen Büchern, seine Lebensmittelvorräte und etwa 1.000 RM, welche er nicht mitnehmen durfte.

Für mich kam der Eintritt in die Befreiungsarmee Horia Simas unter keinen Umständen in Frage. Aber auch ohne Horia Sima wollte ich mich keineswegs binden oder mich zur Waffen-SS melden. Bevor ich das Hotel verließ, erhielt ich eine Vorladung zur Gestapo am Morzinplatz. Ein älterer Polizeibeamter erklärte mir, daß ich ab dem folgenden Wochenende weder Geld noch Lebensmittelkarten bekommen würde und aus dem Hotel »Goldene Spinne« bald ausziehen müßte. Demzufolge blieben mir nur zwei Möglichkeiten: Entweder meldete ich mich freiwillig zur Waffen-SS, oder ich stellte mich zur Verfügung Horia Simas. Ich erbat Bedenkzeit, die ich auch bekam.

Aber wie sollte es weitergehen?

Ich ging zum Hotel »Bellevue« (beim Franz-Josephs-Bahnhof), um die Meinung anderer Kameraden, die gegen Horia Sima waren, zu hören. Ich traf dort N. Arnăutu, Gh. Boncotă, E. Bârsan, C. Papanace und Mile Lefter. Fast alle waren in einer ähnlichen Situation wie ich.

C. Papanace, der ein hoher Offizier der Legion mit dem Dienstgrad eines Kommandanten war, stellte mir die präzise Frage: »Was würdest du tun, wenn der oberste Chef der Legion nicht Horia Sima, sondern ein anderer, dem du völlig vertraust, wäre? Bitte um eindeutige Antwort!« Meine Antwort gab ich ohne irgendeine Hemmung. »Meine Haltung ist nicht allein durch das Mißtrauen zu Horia Sima, Pătraşcu oder Stoicănescu bestimmt, sondern durch die Enttäuschung über das Ergebnis der Legionärserziehung und über die unrichtige Politik der Legionärsbewegung.« C. Papanace, der ein intelligenter und kluger Mann war, schwieg eine Weile und dann sagte er: »Dann ist es besser, wenn du die Legionärsbewegung aus eigenen Stücken verläßt.«

Mile Lefter, der mich von früheren Zeiten gut kannte, gab mir den Rat, eine Arbeitsstelle zu suchen und möglichst wenig Kontakt mir anderen Legionären zu pflegen. Er wollte nicht, daß meinem Beispiel auch andere folgten. Ich ging auf Arbeitssuche,



und ich fand tatsächlich viele für mich passende und gutbezahlte Stellen, besonders in den Bergwerken wie bei der Kohleförderung in Seegraben bei Leoben, in der Kohlengrube von Fohnsdorf, bei den Magnesitwerken in Kärnten usw. Bei der Verwaltung der Alpine-Montan am Schwarzenbergplatz wurde mir eine Liste mit einem Dutzend offener Stellen in Österreich (damals Ostmark) gezeigt. Die Auswahl war groß. Aber um eine Stelle zu bekommen, mußte ich die Bewilligung des Arbeitsamtes vorweisen, und um diese zu erwirken, mußte ich als Ausländer die Zustimmung der Gestapo erbringen. Ich ging wieder zur Gestapo am Morzinplatz, versuchte zu erklären, daß mein Einsatz in den Bergwerken für die weitere Führung des Krieges wichtig sei, und bat um die Erlaubnis, arbeiten zu dürfen. Aber es war vergebens, ich konnte das gewünschte Schreiben von der Gestapo nicht bekommen.

Ich war ziemlich verzweifelt, da ich für mich keine Möglichkeit mehr sah. Unterzutauchen und als »U-Boot« bis zum Kriegsende in Wien zu leben, war sehr riskant. Wer wußte, wie lange dieser verdammte Krieg noch dauern würde?

Obwohl ich noch Geld aus meinen Ersparnissen und durch die Großzügigkeit meines Cousins hatte, mußte ich mit jedem Pfennig genau rechnen, bevor ich ihn ausgab. Frau Wolff, die Vermieterin in der Elisabethstraße, verlangte von mir 50 RM als Monatsmiete, aber ich sollte ihr erst später zahlen, wenn ich eine Arbeit hätte. Sie war sehr nett und zeigte viel Verständnis für meine Situation. Als sie von meinen Schwierigkeiten bezüglich der Arbeitserlaubnis hörte, versprach sie, als altes Mitglied der NSDAP zum Arbeitsamt zu gehen und dort die Angelegenheit für mich zu erledigen. Sie hielt ihr Wort, war zweimal dort, aber trotz ihrer guten Beziehungen konnte auch die rührige Frau nichts erreichen. Ohne Gestapo-Genehmigung durfte man für mich keine Arbeitsbewilligung ausstellen. Aber aufgrund des Meldezettels bei Frau Wolff bekam ich wenigstens die Lebensmittelmarken für Oktober 1944 zugeteilt. Es zeigte sich, daß das Schicksal gütig war und ich mich doch über Wasser halten konnte ... Aber wie lange noch?

Zu Mittag ging ich oft essen ins »O. K.« (»Otto Kaserer«), ein Restaurant mit Selbstbedienung in der Operngasse, wo ich manchmal zweimal nacheinander ein Stammgericht kaufte; es war billig und mit wenig Lebensmittelmarken erhältlich. Dort verkehrten meist Ausländer, hauptsächlich Franzosen, Italiener und Belgier. Rumänen kamen nur selten.

Es war am Dienstag, dem 3. Oktober 1944, abends, als ich sie bei der Straßenbahnhaltestelle Getreidemarkt kennenlernte. Es war ein regnerischer Tag, und sie trug ein großes Paket Schulhefte. Sie war klein, zierlich und dunkelhaarig. Ich dachte zuerst, es wäre ein Kind, und bot meine Hilfe an. Erst in der Straßenbahn bei Licht bemerkte ich, daß sie erwachsen war. Sie war schlank, mit schönen, zarten Gesichtszügen, aber ein bißchen zu stark geschminkt. Ich sollte am Karlsplatz aussteigen, aber ich fuhr mit ihr weiter, und wir begannen zu plaudern. Sie erzählte mir, daß sie als Sekretärin in der Maturaschule Dr. Höffinger beschäftigt sei und oft bis spät in die Nacht arbeiten müsse. In dem großen Paket waren Schulhefte, die sie zu einem Professor, der in ihrer Nähe wohnte, bringen sollte. Wir stiegen an der Station Hauptzollamt aus und brachten das schwere Paket gemeinsam in die Marxergasse bis in den vierten Stock zu dem Professor, der krank war. Auf meine Bitte gab sie mir ihren Namen und die Telefonnummer der Maturaschule, wo ich sie nur in der Mittagszeit anrufen dürfe. Sie wirkte nur wenig verführerisch und erotisch, aber sie war das, was Franzosen und Rumänen als »mignon« bezeichneten. Ich hatte das Gefühl, daß sie absolut vertrauenswürdig war und Geborgenheit bei einem Menschen suchte. Ich wollte sie unbedingt näher kennenlernen, und so rief ich gleich am nächsten Tag an. Wir trafen uns im Burgtheater-Café in der Nähe des Hauptzollamtes und hatten beide viel zu erzählen. Danach trafen wir uns täglich, und die Zeit war uns immer viel zu kurz. Am Samstag, dem 14. Oktober, wurde ich von Liesl nach Hause eingeladen, wo ich auch ihre »Mutti« kennenlernen konnte. Die beiden Frauen hatten eine nett eingerichtete Wohnung in der Seidlgasse Nr. 19 im dritten Wiener Gemeindebezirk, wo ich nach so vielen Jahren wieder die Wärme einer bürgerlichen Familie spüren konnte. Dort erzählte ich alles über mich, ohne etwas zu verbergen. Liesl war damals 23 Jahre alt; ihre Mutter, Franziska Hofhans, war die zweite Tochter eines k.u.k. Gendarmerieobersten, der dienstlich mehrere Jahre in der Bukowina und in Czernowitz gelebt hatte. Erst nach Ende des Ersten Weltkrieges kam er in seine Heimat nach Wien zurück, wo er 1924 starb. Seine Tochter Franziska heiratete noch während des Ersten Weltkrieges Dr. Richard Hofhans, einen Tierarzt aus Brünn, der nach dem Krieg nach Hitzendorf bei Graz übersiedelte und als Bezirksveterinär wirkte. Dort wurde



Liesl 1921 geboren. Später zogen sie nach Aflenz in der Steiermark um, wo der Tierarzt und seine Frau eine schöne Villa bauen ließen.

Liesl wuchs wohlbehütet inmitten der Alpenlandschaft auf, besuchte das Mädchengymnasium in Bruck an der Mur, war sport- und musikbegeistert und hatte eine beneidenswert schöne Kindheit mit Klettern, Skilaufen, Radfahren, Schwimmen und Tennisspielen. Bis 1937 ging alles gut, als sie plötzlich lungenkrank wurde. Sie mußte die Schule verlassen und in die Heilanstalt Grimmenstein aufgenommen werden. Übertriebener Sport und Fasten, damit sie nicht zu dick werde, hatten vielleicht zur Tbc-Infektion beigetragen. Damit nicht genug. Ihr Vater, der seit 1930 Mitglied der NSDAP war, glaubte nach dem Anschluß Österreichs an das Deutsche Reich, seine Position als Bezirksveterinär nicht behalten zu dürfen, wenn er mit seiner Frau jüdischer Abstammung verheiratet blieb. Die Großeltern seiner Frau waren bereits vor der Jahrhundertwende zum Katholizismus übergetreten. Trotzdem galten sie nach dem »Nürnberger Rassegesetz« als Juden. Liesl, die als »Mischling« galt, mußte trotz der Zulassung durch das Schulinspektorat wegen der Gehässigkeit einiger Professoren und Mitschüler den Weiterbesuch des Gymnasiums in Bruck aufgeben. Bereits im Sommer 1939 wurden ihre Eltern aus rassischen Gründen geschieden, und Liesl übersiedelte mit ihrer Mutter nach Wien. Später wurden Liesls Großmutter und ihr Onkel (der Bruder ihrer Mutter) von der Gestapo geholt und in das KZ Theresienstadt eingeliefert, wo sie bald vergast wurden. Alle diese grausamen Ereignisse standen in krassem Gegensatz zu ihrer schönen Kindheit und wirkten sich unheilvoll auf Liesls Gemüt aus. Aber das Leben ging weiter! Liesls Vater heiratete bald wieder, und seine zweite Frau schenkte ihm zwei Söhne, die als Zwillinge auf die Welt kamen. Dr. Hofhans kam oft nach Wien und sorgte für seine Tochter und deren Mutter. Durch seine politischen Beziehungen erreichte er, daß seine geschiedene Frau seinen Familiennamen behielt, eine passende, gute Arbeitsstelle bekam und daß die Wohnung in der Seidlgasse nicht beschlagnahmt wurde, wie dies bei anderen getauften Juden der Fall war. Alle diese Tatsachen erfuhr ich erst im Laufe unserer näheren Bekanntschaft.

Über meine politischen Probleme in Verbindung mit der Eisernen Garde erzählte ich damals nicht viel. Ich erwähnte, daß ich als Legionär national eingestellt sei, aber auch meine eigenen Wege gehen wolle. Um nicht zu viel erklären zu müssen, sag-

te ich, daß die Legion eine Art »SS« sei, aber nur für Rumänien und auf christlicher Basis. Danach merkte ich, daß sich Liesls Augen verfinsterten und sich versteckte Enttäuschung in ihrem Gesicht breitmachte, aber ich wußte nicht warum.

Am nächsten Tag, es war ein Sonntag, gingen wir im Stadtpark spazieren. Dort versuchte ich, Liesl zum erstenmal zu küssen, aber sie lehnte ab und sagte mit trauriger Stimme: »Auch mit dem Risiko, daß du von mir nichts mehr wissen willst, muß ich dir die Wahrheit sagen; ... ich bin mit einem großen Fehler geboren ...« – »Was für einem Fehler?« (Ich dachte an einen körperlichen Fehler.) – »Ich bin ein Mischling!« – »Was ist das?« – »Meine Großeltern mütterlicherseits sind getaufte Juden.« – »Und? Was ist das für ein Fehler? Auch Christus und seine Apostel waren Juden.« – »Und dir macht das nichts aus?« – »Absolut nichts!« antwortete ich mit Überzeugung.

Liesl begann vor Freude zu weinen, fiel in meine Arme, und dann küßten wir uns zum erstenmal. Bald wurde unsere Beziehung enger. Ihre Mutter begann mich bald als Familienmitglied zu betrachten, und noch vor Weihnachten durfte ich sie mit »Mutti« ansprechen.

Das Wetter in Wien begann sich zu verschlechtern, es regnete viel, und bald konnten wir nicht mehr in den Parks spazierengehen; aber wir besuchten oft Kinos und trafen einander in Kaffeehäusern. Mein Hauptproblem war zu der Zeit, eine Beschäftigung mit der dazugehörigen Arbeitsbewilligung zu finden, um die Zeit bis Kriegsende zu überbrücken.

### *Bei Horia Sima*

Ich ging fast täglich ins O.-K.-Restaurant in der Operngasse zum Mittagessen. Ab und zu traf ich dort einige meiner Kameraden, aber ich vermied absichtlich den Kontakt mit ihnen. Dabei traf ich auch meinen alten Bekannten Dr. Cengher, der noch immer Horia Sima treu blieb und mir verschiedene Neuigkeiten erzählte. Unter anderem, daß alle Legionäre, welche mit Horia Sima nicht Frieden schließen wollten, von der Gestapo nach kurzer Zeit in ein Arbeitslager nach Nürnberg gebracht würden, um in einem Rüstungsbetrieb zu arbeiten; Bedingung dafür sei, daß sie gegen Horia Sima nichts unternahmen. Diesbezüglich sollte ich mich mit Mile Lefter und C. Papanace in Verbindung setzen. Da ich auch mit dieser Gruppe nichts zu tun haben wollte, nahm ich den Kontakt nicht auf. Ende September traf



ich beim Mittagessen im O.-K.-Restaurant überraschenderweise Professor Pătraşcu, meinen ehemaligen Legionärschef von Rostock, in Begleitung von Boborodea. Beide waren in SS-Uniform mit der rumänischen Trikolore. Die Wiedersehensfreude war nicht besonders groß. Sie fragten mich, ob ich zur »Papanace-Gruppe« gehörte, was ich verneinte. Danach sagte mir Pătraşcu, daß mich Horia Sima, oberster Kommandant der Legion, einmal sprechen wolle und ich ihn im Hotel »Imperial« am Ring unbedingt aufsuchen solle. Dort amtierte auch Corneliu Georgescu, zu der Zeit Generalsekretär der Legionärsbewegung und mir persönlich von früher her wohlbekannt. Ich versprach, mich dort bald zu melden; Horia Sima hatte mich bereits drei Jahre vorher von Rostock nach Berkensbruck kommen lassen wollen, um mit mir zu sprechen, aber er war nicht dazu gekommen.

Nun mußte ich mehrmals ins Hotel »Imperial« gehen, bis ich am Mittwoch, dem 4. Oktober 1944, zum Generalsekretär Corneliu Georgescu vorgelassen wurde. Erst viel später wurde mir eine Audienz bei Horia Sima, »aber nur für zehn Minuten«, gewährt. Er empfing mich kühl und unfreundlich. Das kurze Gespräch mit Horia Sima verlief ungefähr so:

»Was wünschen Sie von mir?« fragte er barsch.

»Ich hatte bereits im Herbst 1941 ersucht, bei Ihnen vorzusprechen. Sie mögen zur Kenntnis nehmen, daß ich aus der Legionärsbewegung aus freien Stücken austreten will, daß ich meinen vom Kapitän verliehenen Dienstgrad zurücklege und von jeder weiteren politischen Betätigung Abstand nehme.«

»Und warum?« – »Weil ich nicht mehr an die Legion glaube. Unser Kapitän Codreanu hat doch gesagt und auch schriftlich verlautbart, daß der, der nicht mehr glaubt, sich zurückziehen soll und ...«

»Was unser Kapitän gesagt hat, weiß ich besser als Sie, ... und gerade jetzt, wo Sie meinen, daß der Kampf verlorengeht, wollen Sie das Schlachtfeld verlassen?«

»Ich wollte bereits 1941 die Legion verlassen ...« – »Darüber hat mir Professor Pătraşcu etwas gesagt, ... und warum gehen Sie nicht freiwillig zur Waffen-SS?« – »Weil ich deren Kampfziele nicht akzeptieren kann.« – »An was glauben Sie überhaupt?« – »An Gott und an die christliche Sittenlehre.«

Horia Sima schwieg eine Weile, dann sagte er zornig: »Ich nehme Ihre Demission aus der Legion nicht zur Kenntnis. Ich werde Sie aber degradieren lassen und aus der Legion hinaus-

werfen. Sie sind für mich ein Feigling ... Sie werden darüber schriftlichen Bescheid erhalten.«

Ohne Abschied wies er mir die Tür. Ich verließ den Raum grüßend und ging ins Sekretariat. Corneliu Georgescu bat mich, im Nebenzimmer zu warten. Danach sagte er mir, daß ich die schriftliche Mitteilung in der Singerstraße Nr. 7, aber erst am Wochenende, bekommen könnte. Am Montag, dem 15. Oktober, ging ich in die Singerstraße, wo das Generalsekretariat der Legion amtierte, und holte mein Entlassungsschreiben, das ich noch heute aufbewahre. Es besteht aus zwei Zeilen in rumänischer Sprache und lautet: »Mit Tagesbefehl Nr. 5 vom 4.10.1944 sind Sie vom obersten Kommandanten der Legion für immer aus der Legionärsbewegung ausgestoßen.« Gezeichnet: Corneliu Georgescu als Generalsekretär am 13.10.1944.

Also, es war soweit! Elf Jahre vorher war ich als Kreuzbruder in die Legion aufgenommen worden, und nun wurde ich ausgestoßen; beide Male aus eigenem Willen. Ich hatte es nun schriftlich und bedauerte dies nicht ein bißchen. Ab nun würde mein Leben hoffentlich eine andere Wendung nehmen!

Ich ging in das Zimmer meines Cousins in der Elisabethstraße und begann intensiv nachzudenken. Ich dachte an meinen Vater, der mir seinerzeit diese Enttäuschung prophezeit hatte. Der Krieg würde sicherlich nicht mehr lange dauern, denn sowohl Deutschland als auch Österreich würden von den Sowjets und den westlichen Alliierten besetzt werden. Mich würden sie sicherlich nicht in der Kleidung des Militärs oder der Waffen-SS vorfinden, aber sie würden mich dennoch finden, und das Entlassungsschreiben von Horia Sima würde mir nicht viel helfen. Sie würden mich nach Rumänien ausliefern und dort als ehemaligen Legionär an den Pranger stellen. Am liebsten wollte ich irgendwohin fliehen, ganz weit weg, nach Kanada oder Australien, dorthin, wo mich niemand kannte, wo ich unbehelligt und ehrlich mein Brot verdienen konnte. Aber das waren nur Träume.

Meine intensiven Bemühungen ohne Bewilligung des Arbeitsamtes eine Arbeitsstelle zu erhalten, blieben erfolglos. Liesl fand für mich eine Stelle als Hauslehrer für Englisch, aber meine Englischkenntnisse waren so dürftig, daß ich sie nicht annehmen konnte. Ein höherer Beamter der Finanzlandesdirektion Wien, Dr. Hoffmann, bot mir an, seinem Sohn, der das Realgymnasium in Wien besuchte, Nachhilfeunterricht in Mathematik und Physik zu geben, und zahlte mir einige Reichsmark pro Stunde. Ich nahm an und konnte so ein bißchen Geld verdienen.



Dr. Hoffmann stammte aus Czernowitz, und er kannte auch meinen Vater. Er bemühte sich als Mitglied der NSDAP, für mich eine Arbeitsbewilligung zu erhalten, aber vergebens. Die Gestapo wollte oder durfte die dazu notwendige Zustimmung nicht geben.

### *Es geschah ein Wunder?*

Etwa Mitte Oktober 1944 erzählte mir Liesl, daß am Schwarzenbergplatz vor dem »Shell-Haus« ein großer Andrang von Menschen und Autos aus Rumänien das Aufsehen der Passanten erregte. Sie ging hin und erfuhr, daß es Fachleute, meistens Deutsche seien, die vor den Sowjets aus den rumänischen Erdölgebieten geflüchtet und jetzt in Wien gelandet waren. Weiter erfuhr sie, daß im »Shell-Haus« die amtliche »Dienststelle für Ostmarköl« (eine Niederlassung des Rüstungsministeriums von Berlin) bemüht sei, alle diese Flüchtlinge arbeitsmäßig unterzubringen. Liesl gab mir den Rat, hinzugehen, um vielleicht dort Bekannte aus Rumänien zu treffen, die mir helfen konnten.

Am nächsten Tag ging ich zum »Shell-Haus« am Ring, und zu meiner Überraschung traf ich dort Dipl.-Ing. W. Kessler, einen Bukowiner, der in Ploeşti bei der Gesellschaft Romåno-Americană (Standard Oil of N. Y.) beschäftigt war. Ich hatte ihn nur flüchtig bei einem Vortrag kennengelernt. Er konnte sich kaum an mich erinnern, aber er war sehr freundlich und erzählte mir, daß Dipl.-Ing. G. Prikel, früher Technischer Direktor bei Astra Română, beauftragt worden war, das aus Rumänien geflüchtete Fachpersonal sofort in den Ölfeldern des Reiches einzusetzen, um die Erdölgewinnung stark und schnell anzukurbeln. Er lachte und sagte: »Auch in den letzten Stunden braucht man Benzin, wenigstens für die Einäscherung!«

So wurde W. Kessler, der einmal in Leoben studiert hatte, der Firma »ITAG« in Dobermannsdorf in der Nähe von Zistersdorf nördlich von Wien zugeteilt, und er sollte schon am nächsten Tag dort den Dienst antreten. Direktor Prikel hatte ich noch während meiner ersten Ölfeldpraxis in Boldeşti im Sommer 1937 kennengelernt, wo er Werksdirektor bei Astra Română (Shell-Gruppe) war. Ob er sich noch an mich erinnern würde? Konnte sein.

Ich ging ins »Shell-Haus« und brauchte nicht lange zu suchen, bis ich an einer Tür las: Direktor Dipl.-Ing. G. Prikel. In seinem Vorzimmer mußte ich einen Zettel ausfüllen, während ein zwei-

ter Herr, viel älter als ich, ebenfalls wartete, um von Prikel empfangen zu werden. Die ziemlich kurzsichtige Sekretärin fragte mich, wie ich meinen Namen ausspreche: Lokikan oder Lodschigan und bemerkte, daß es sicherlich kein deutscher Name sei. Wir mußten lange warten, da Prikel noch bei einer wichtigen Besprechung war. Der Herr im Vorzimmer, der auch wartete, schwieg und sah mich neugierig an; dann fragte er plötzlich: »Sind Sie aus dem Gebiet von Suczawa in der Bukowina?« – »Mein Vater ist dort in Stupca geboren«, antwortete ich.

»Ich kenne Ihren Vater; er war im Gymnasium von Suczawa einige Jahre vor mir. Sie sehen ihm ähnlich. Aber was machen Sie hier, und woher kommen Sie jetzt?« Wir hatten nicht viel Zeit, da Prikel jeden Moment kommen sollte. In wenigen Minuten erzählte ich ihm in rumänischer Sprache kurz gefaßt meine ganze Lebensgeschichte: Eiserne Garde, nicht beendete Hochschule in Bukarest, Militäreinsatz, Arbeit während der Legionärsregierung, Flucht ins Ausland, Rostock, Buchenwald, jetzt der Zwang zur Waffen-SS und die Unmöglichkeit, ohne Zustimmung der Gestapo Arbeit zu bekommen, und schließlich Austritt aus der Legion auf eigenen Wunsch.

Der Name meines gutwilligen Zuhörers war: Dipl.-Ing. I. Pavel. Ich war immer sehr vorsichtig, aber zu diesem Mann hatte ich von Anfang an volles Vertrauen und erzählte alles, ohne etwas zu verbergen. Er war damals, wie er mir später erzählte, selbst überrascht von meiner Leichtgläubigkeit. Er versprach mir, mit Prikel darüber zu reden. Endlich kam Prikel aufgeregt herein, begrüßte Pavel herzlich, den er wahrscheinlich seit vielen Jahren kannte, beachtete mich kaum und ging mit seiner Sekretärin in sein Büro. Kurz danach wurde Pavel hineingerufen, während ich draußen über eine Stunde warten mußte, bis mich die Sekretärin einließ.

Prikels Gesicht war diesmal freundlich und aufgeschlossen, er bot mir einen Platz in einem Fauteuil neben Pavel an und sagte: »Herr Logigan, was sollen wir mit Ihnen jetzt machen? Wir wollen Ihnen helfen, aber es ist alles mit Risiko und Gefahr verbunden. Sie müssen überall erzählen, daß Sie erst jetzt mit uns aus Rumänien gekommen sind und daß Sie mich und Herrn Pavel seit langer Zeit kennen. Den in Wien ausgestellten Fremdenpaß dürfen Sie nicht herzeigen. Irgendein Dokument älteren Datums mit Ihrem richtigen Namen und den Geburtsdaten, wie das Militärsoldbuch, können Sie verwenden. Sie werden als jetziger Flüchtling registriert und in einem der Erdölgebiete eingesetzt. Vermeiden Sie jeden Kontakt mit Ihren ehemaligen Legionären, und erzählen Sie niemandem etwas darüber. Auch in den Gesprächen mit den Deutschen müssen Sie aufpassen, daß Sie sich nicht verraten. Sollte die Gestapo draufkommen, dann müssen Sie so fair sein und alle diese Lügen auf sich nehmen und uns ›außer obligo‹ lassen. Einige Monate bis Kriegsende müssen Sie den Mund halten, und was danach geschehen wird, weiß nur der liebe Gott.«

Noch in meiner Gegenwart telefonierte Prikel mit einem gewissen Direktor Scheibe und teilte ihm kurz mit, daß er noch »einen« aus Rumänien habe, der unterzubringen sei; er heiße Stefan Logigan, sei bei der Astra Română gewesen und werde sich am nächsten Tag vorstellen kommen. Ich hätte vor Freude einen Luftsprung machen können und wußte nicht, wie ich mich bedanken konnte. Pavel ging dann mit mir zum Mittagessen in den Opernkeller, ein Restaurant, welches heute nicht mehr existiert. Dort hatten wir ein langes Gespräch. Er riet mir, äußerst vorsichtig zu sein, und ich solle das O.-K.-Restaurant, wo so viele Ausländer und auch Rumänen verkehrten, meiden.

Als ich dies alles am Abend Liesl und ihrer Mutter erzählte, weinten beide vor Freude. Danach zeigte sich Liesl doch voll Sorgen: »Hoffentlich schickt man dich nicht weit weg, und wir können uns dann nicht sehen ...!«

Am nächsten Tag war ich wieder im »Shell-Haus« am Schwarzenbergplatz bei Direktor K. Scheibe. Er war äußerst freundlich, hatte mehrere Male die rumänischen Ölfelder besucht und war begeistert von dem dortigen hohen Niveau der Technik und von der Gastfreundschaft der Rumänen. Er fragte mich, ob ich Wünsche bezüglich des Einsatzgebietes hätte. Ich erzählte, daß in Wien meine Verlobte lebe und ich gerne in ihrer Nähe bleiben wolle. Nach einigen Telefonaten fand Scheibe für mich eine Stelle bei der »Deutschen Erdöl AG« in Neusiedl/Zaya, 50 Kilometer nördlich von Wien, wo ich mich binnen drei Tagen zu melden hatte.

Es schien mir alles unwirklich. So viele Wochen der Bemühungen und Laufereien waren vergangen und fruchtlos geblieben. Und nun war in zwei Tagen alles erledigt, wie ein Wunder.

Zwei Tage später saß ich im Autobus, der mich über die Brünnerstraße nach Neusiedl/Zaya brachte. Die Ölfelder mit den noch von meiner Kindheit her bekannten Bildern bekam ich bereits ab Prinzendorf zu sehen: Bohrtürme, Tiefpumpenantrie-

be, Sammelstationen, Rohrleitungen, Dampfkesselanlagen, Behandlungswinden, Menschen in Ölschutzanzügen; vor allem aber der spezifische Geruch des Erdöls. Alle diese Eindrücke ergaben eine Atmosphäre, die ich seit vielen Jahren nicht mehr hatte erleben dürfen und die mich mit Begeisterung, Hoffnung und Zuversicht erfüllte. In Neusiedl angekommen, ging ich ins Personalbüro (Dr. Hanaczek), und dann machte ich mit dem üblichen Laufzettel in der Hand die Runde, um mich in allen Abteilungen vorzustellen. Ich werde die Freundlichkeit und das Entgegenkommen dieser Menschen nie vergessen, die stets bemüht waren, mir zu helfen. Mein Betätigungsbereich lag im Produktionsbetrieb unter der Leitung von Ing. Fritz Zimmermann. Provisorisch wurde mir in einer daneben befindlichen Holzbaracke eine Schlafstelle in einem Zimmer zusammen mit einem alten Oberbohrmeister mit dem Namen Maximovic zugeteilt. Später erhielt ich ein schönes möbliertes Zimmer in einer Villa in Hausbrunn, etwa vier Kilometer entfernt. Bereits am nächsten Tag mußte ich zur Gestapo nach Zistersdorf, um mir die Arbeitsbewilligung und meinen Sonderausweis zu holen. Mein Herz schlug so stark, daß ich glaubte, alle Leute um mich herum müßten es hören. Aber es war viel harmloser, als ich zu hoffen gewagt hatte. Man stellte mir nur wenige Fragen: Wann ich gekommen sei, wo sich meine Frau befinde, und seit wann ich die Herren Prikel und Pavel kenne. Mein rumänisches Militärsoldbuch reichte aus. Damals mußte ich feststellen, daß ich auch »perfekt« lügen konnte. Ich erhielt auch ein Formular für die freiwillige Anmeldung zur Waffen-SS, zur Ausfertigung aber »nur, wenn Sie es wünschen«.

Die Vorstellung beim Technischen Direktor (Dipl.-Ing. Teuter) ging auch zufriedenstellend vor sich: Er erzählte mir, daß er die rumänischen Ölfelder mehrmals besucht und dort viele ausgezeichnete Fachleute kennengelernt habe. Er setzte mein Monatsgehalt mit 350 RM fest. Obwohl er das NSDAP-Parteiabzeichen am Revers trug, grüßte er nie mit »Heil Hitler«, sondern mit »Glück auf« wie alle Bergleute. Als ich mich beim Kaufmännischen Direktor, Dr. Ankershofen, vorstellte, bemerkte ich, daß er das »SS-Abzeichen« trug und nach der Aussprache Österreicher sein mußte. Er war weniger freundlich zu mir.

»So, Sie kommen aus Rumänien! Warum habt ihr nicht weiter gegen die Russen gekämpft? Und jetzt muß man euch hier aufnehmen und ernähren. Herr Teuter hat Ihnen 350 RM als Monatsgehalt festgesetzt! Damit bin ich nicht einverstanden.« Er



strich den Betrag durch und schrieb darüber 300 RM und sagte: »Es soll Ihnen genügen! Sie sollen überhaupt froh sein, daß Sie hier arbeiten dürfen. Gehen Sie jetzt an Ihre Arbeit! Heil Hitler!«

Aber ich war in Wirklichkeit froh, daß ich hier arbeiten durfte. Im allgemeinen waren die Leute taktvoll und fragten nur wenig. Innerhalb weniger Tage lernte ich viele Leute im Ölfeld, in den Büros, in der Kantine und später beim unvermeidlichen Zusammentreffen in den Weinkellern kennen. Neusiedl/Zaya liegt in einem der reichsten Weinanbaugebiete Österreichs. Es war bewundernswert, daß diese Menschen so viel Lebensbejahung und Hoffnung ausstrahlten, obwohl jedem bewußt war, daß das tragische Kriegsende und der Zusammenbruch nahe und unabwendbar waren.

Mein Zimmerkollege Maximovic fragte auch nicht viel. Als ich erwähnte, daß ich verheiratet und meine Frau in Rumänien geblieben sei, gab er mir den Rat, die gesetzliche Trennungszulage zu verlangen. Ich mußte ihm sagen, daß ich dies nicht tun dürfe, da wir in Scheidung lebten und ich noch nicht wisse, ob der Prozeß beendet sei. Maximovic wunderte sich über meine Ehrlichkeit und begann mir über seine berufliche Laufbahn zu erzählen; über die Arbeit in Galizien in den zwanziger Jahren; dann über den Einsatz in Rumänien und Albanien und über seine Verpflichtung im Bohrbetrieb bei den Deutschen zu Beginn des Krieges, als er in den Ruhestand treten wollte. Er habe eine Tochter, die Ärztin in Wien, und einen Sohn, der vor dem Krieg nach Kanada ausgewandert sei. Maximovic sprach wie ein Wasserfall, und ich mußte aus Höflichkeit zuhören, obwohl ich bereits im Stehen einschlafen hätte können.

Am folgenden Abend war Maximovic dienstlich verreist, und ich konnte allein im Zimmer sein und in Gedanken Bilanz ziehen. Ich mußte dem lieben Gott danken, daß er mir so viel Glück beschert hatte. Aus der Eisernen Garde »offiziell und friedlich« ausgeschieden, in Wien zwei Gönner (Prikel und Pavel) gefunden, die mir zu dieser Stellung im Ölfeld verholfen hatten, und jetzt hier ohne Probleme aufgenommen. Aber als höchstes Glück, das mir zuteil wurde, betrachtete ich die Begegnung mit Liesl. Wenn Frieden sein und ich die Scheidungsurkunde in der Hand haben würde, würde ich Liesl heiraten, mit ihr nach Übersee auswandern und dort ein neues Leben beginnen. Aber vorläufig war der Krieg noch nicht aus ..., wer wußte, was der ersehnte Frieden bringen würde und ob wir den Krieg

überhaupt überleben würden. Vorläufig war es noch nicht soweit.

Samstag nachmittag durfte ich über das Wochenende nach Wien fahren; zu diesem Zweck hatte die Erdölgesellschaft einen eigenen Autobus, der jeden Samstag nachmittag nach Wien fuhr und montags um sieben Uhr früh zurückkam. Er war nur für die Angestellten der Firma bestimmt. Ich konnte in Neusiedl ein paar Flaschen Wein und ein Hausbrot von einem Bauern besorgen und nach Wien bringen. In der damaligen Zeit hatten Liesl und ihre Mutter eine viel größere Freude an etwas Eßbarem als an Blumen.

Entgegen allen Erwartungen erlebten die Wiener bald gezielte Luftangriffe mit Schrecken und Panik, wie sie die anderen deutschen Städte im Reichsgebiet bereits seit langer Zeit ertragen mußten.

Fast alle Tage gab es Fliegeralarm in Wien. Durch die Stadt zogen stundenlang Tausende Fuhrwerke mit Umsiedlern und Vertriebenen aus Rumänien, Ungarn und Jugoslawien. Dadurch wurden alle Menschen verunsichert, und jeder hatte für die Zukunft ein beklemmendes Gefühl. Der erzwungene Optimismus war von der Hoffnung getragen: »Einmal muß doch alles zu Ende sein!« Und: »Uns Wienern wird schon nichts passieren!« ... Und das damalige Lied »Es geht alles vorüber, es geht alles vorbei, nach jedem Dezember kommt wieder ein Mai« gab jedem Mut und Hoffnung.

Die meisten Wiener betrachteten sich jetzt nicht mehr als »Deutsche«, sondern als Österreicher, die im Jahre 1938 mit Gewalt zum Anschluß an das Reich gezwungen worden seien. Wie immer in solchen Situationen wollte jeder sich auf eigene Weise entschuldigen und behauptete, mit der NSDAP nie etwas zu tun gehabt zu haben. Die meisten wollten sich nicht erinnern, daß Hitler im März 1938 in Wien mit überschäumender Begeisterung empfangen worden war. So sind die meisten Menschen nicht nur in Wien, sondern überall auf der Welt.

In Wien behielt ich mein Mietzimmer in der Elisabethstraße und besuchte oft Frau Wolff; jedesmal brachte ich etwas mit: Wein, Eier und einmal einen vom Zug überfahrenen Feldhasen, den ich im Ölfeld gefunden hatte. Das Wochenende verbrachte ich hauptsächlich mit Liesl in Wien. Sonntag vormittags gingen wir in die Kirche am Kollonitzplatz oder in die Rochuskirche an der Landstraße. Nach dem Mittagessen ging »Mutti« absichtlich für zwei bis drei Stunden weg, damit sie uns »nicht stört«. Über



Nacht erlaubte »Mutti«, daß ich im Eßzimmer auf dem Sofa schlief, während sie und Liesl im Kabinett schliefen.

Die Bindung zwischen mir und Liesl wurde immer enger, und bald lernte ich auch ihre Verwandten (Dr. Ing. Weller, Familie Albrecht, Frau Zifkovic, Dr. Grötzinger) kennen. Alle waren nette Leute. Ich verheimlichte nichts und gab zu, daß ich auf dem Papier noch verheiratet sei, jedoch hoffe, daß ich bald nach dem Krieg über die Auflösung der Ehe Bescheid bekommen würde.

Mit den rumänischen Kameraden vermied ich jeden Kontakt. Ab November 1944 sah ich keinen mehr und suchte keinen auf. Erst zwei Jahre nach Kriegsende traf ich zufälligerweise einige von ihnen und erfuhr vom bitteren Schicksal vieler ehemaliger Legionäre.

Im Erdölgebiet arbeiteten mehrere Techniker, die früher in Rumänien beschäftigt waren. Sie waren froh, jemanden zu treffen, mit dem sie wieder rumänisch sprechen konnten. Es waren Dipl.-Ing. Tadina (Produktionsfachmann), Ing. Baticky, Ing. Bittermann, Ing. Hilpert, Ing. Jurewicz, Wohl und andere.

In Neusiedl gewann ich bald gute Freunde, darunter Ing. Helmut Wiedemann, einen Berliner, der heute in Süddeutschland lebt. Auch viele Österreicher, wie Ing. Pracher, Ing. Kossjek, E. Wottawa und Watzek, wurden meine Freunde. Unter den DEA-Angehörigen, die mir gut gesinnt waren, erwähne ich Dr. W. Rühl, Dr. K. Götzinger, Ing. Dittrich, Dr. Haubold, Ing. Zimmermann; mit den meisten blieb ich auch nach dem Krieg in freundschaftlicher Beziehung.

Alle drei Wochen mußte turnusmäßig einer Wochenenddienst machen. Für solche Fälle schlug ich vor, daß Liesl am Samstag zu mir nach Neusiedl kam und erst am Sonntag mit der Bahn nach Wien zurückfuhr. Liesl war davon begeistert, aber ihre Mutter war nicht einverstanden. Wir mußten darauf verzichten, da Liesl ihre Mutti nicht »kränken« wollte. Am 4. Dezember sollte das traditionelle Fest der heiligen Barbara (Patronin der Bergleute) stattfinden. Im Hinblick auf die Kriegslage wurden jegliche Feierlichkeiten abgesagt, aber die Ölleute trafen einander in ihren Wohnungen oder in Weinkellern, wo der Wein billig und ausreichend zu haben war.

Auch in den Ölfeldern erwartete man Luftangriffe. Es wurden außer der Flakverstärkung auch rechtzeitig verschiedene Schutzmaßnahmen getroffen. Alle Bohrlochabschlüsse und Kopfarmaturen der fördernden Sonden wurden in 1,8 bis 2 Me-

ter tiefe Betonschächte versenkt, abgedeckt und getarnt. In den Pumpstationen und in allen anderen Anlagen wurden Löschwasserteiche eingerichtet und außerhalb der Umzäunung kleine Betonbunker für das Wartungspersonal gebaut. Die an der Straßenböschung unter der Werkssiedlung ausgebauten und gut eingerichteten Stollen, in welche man auch mit einer Schmalspurbahn einfahren konnte, gewährten für mehr als 300 Personen einen sicheren Bombenschutz. Es kam aber nur vereinzelt zu Luftangriffen in den Ölfeldern. So wurde einmal die Zentralpumpenstation von Mühlberg und später die Gasolinanlage in Neusiedl in Brand geschossen. Im Winter 1945 wurden die Rohrwerkstätten der Firma ITAG in Dobermannsdorf sowie die gegenüber der Straße liegenden Werkswohnungen von Bomben eines amerikanischen Flugzeuges getroffen. Größere Bombenangriffe in den Ölfeldern erfolgten bis zum Kriegsende nicht. Die westlichen Alliierten schienen die Ölfelder zu ignorieren, aber dafür belegten sie ab Januar 1945 alle Raffinerien mit Brand- und Sprengbomben und setzten sie außer Betrieb. Als Folge davon mußten die Ölfelder die Produktion vorübergehend stillegen. In Hauskirchen (drei Kilometer westlich von Neusiedl) wurde eine primitive, aber leistungsfähige Destillationsanlage gebaut, um die Ölbetriebe, die Behörden und die dortigen Wehrmachtsstellen mit Kraftstoff zu versorgen.

Schon Mitte Dezember 1944 zog der Winter mit Schnee und Frost in Wien und Niederösterreich ein. Die Arbeiten in den Ölfeldern gingen mit gleicher Intensität weiter, um die Produktionskapazität zu erhalten und sogar zu vergrößern. Aber überall nahmen die Luftangriffe der westlichen Alliierten ständig zu. Bald wurden alle Raffinerien und Hydrierwerke im ganzen Reichsgebiet und in den besetzten Ländern so stark bombardiert, daß sie für einige Zeit ihre Produktion auch von synthetischem Kraftstoff (Leuna-Werke) stillegen mußten. Die deutschen Truppen in Italien, Griechenland, Jugoslawien, Frankreich und Finnland mußten sich zurückziehen. Nach schweren Kämpfen nahmen die Sowjets Budapest ein und stießen weiter nach Westen in Richtung Wien vor.

Aus Rumänien kamen nur spärliche Nachrichten über Funk durch. Die von den Sowjets kontrollierten Sender berichteten, daß die Bevölkerung die sowjetischen Truppen überall in Rumänien, Ungarn, Bulgarien und Jugoslawien mit Begeisterung und Blumen empfing. Die deutschen Sender hingegen gaben bekannt, daß die sowjetischen Horden plünderten, mordeten und



Frauen vergewaltigten. Alle jungen Männer wurden nach Rußland verschleppt und dort zwangsweise zur Arbeit verpflichtet. Interessanterweise enthielt sich der Sender London dieser alarmierenden Nachrichten und berichtete überhaupt wenig davon. Man wußte nicht, was man glauben sollte!

Aber für Rumänien war die Situation viel schlimmer, als ich geglaubt hatte. Da die Kommunisten dort nur wenige »alte« Parteimitglieder hatten, mußten sie das Tor weit aufmachen und alle Konjunkturritter, Spekulanten und Taugenichtse in die Partei aufnehmen. Diese waren viel eifriger als die echten Kommunisten und brachten sehr schnell großes Unheil über das Land. Die Regierung unter General Sănătescu, welche die Kapitulation unterzeichnet hatte, war machtlos und mußte zurücktreten. Die Kommunisten und die bewaffneten Banden plünderten die Wohnungen der begüterten Bürger, verhafteten hohe Offiziere, Richter und Ministerialbeamte und führten sie als Kriegsschuldige und Kapitalisten in ein Arbeitslager. Die alten bürgerlichen Parteien drängten den König, eine neue Militärregierung mit General Rădescu zu bilden, denn nur die Armee war die einzige Ordnungsmacht, die etwas erreichen konnte; aber es war schon zu spät. Während des Krieges stellten die Sowjets aus Deserteuren, Kommunisten und labilen Menschen eine rumänische Befreiungsarmee (Division Tudor Vladimirescu) auf, in der sich leider auch einige umerzogene rumänische Offiziere und »umgedrehte« Legionäre befanden. Auch N. L., einer meiner Legionärskollegen von der Technik in Bukarest und als Leutnant der Reserve an der Ostfront in Gefangenschaft geraten, ließ sich umerziehen, erhielt auf einmal den Dienstgrad eines Majors und befehligte ein Sonderkommando in dieser Befreiungsdivision der Kommunisten. Ich traf ihn im Sommer 1945 als Militärattaché bei der rumänischen Botschaft in Wien. Er hatte unsere ehemalige Kameradschaft aber nicht vergessen und erklärte sich bereit, mir zu helfen, wie ich später berichten werde. Das arme Rumänien – verraten und verkauft von innen und außen –, so mußten auch seine gutgesinnten Menschen labil werden.

Am Heiligen Abend 1944 war ich in Wien und konnte mit Liesl und ihrer Mutter in die Kirche am Kollonitzplatz gehen und der Christmette beiwohnen. Die Kirche war voll von Menschen. Dieser nächtliche Gottesdienst war sehr besinnlich. Wir konnten einander nichts schenken außer einigen Büchern. Das beste Geschenk brachte ich aus Neusiedl in Form von Kartoffeln, Mehl, Eiern und einem Stückchen geselchtem Fleisch mit.

Ich fühlte mich bei Liesl und ihrer Mutter geborgen und glücklich wie bei meinen Eltern zu Hause. Ich mußte dem lieben Gott alle Tage danken, daß ich diese Familie kennenlernte. Jetzt konnte ich mir nicht mehr vorstellen, allein zu sein. Zu Silvester mußte ich im Betrieb bleiben, da ich Bereitschaftsdienst hatte. Aber am 1. Januar 1945 kam Liesl doch für einige Stunden nach Hausbrunn, um mich zu besuchen. Sie fuhr vom Nordbahnhof über Hohenau bis Dobermannsdorf mit der Bahn, und dann ging sie zu Fuß, da der Regionalzug nach Hausbrunn und Alt-Lichtenwarth nur früh und abends verkehrte. Als die Zimmervermieterin mich fragte, ob Liesl meine Frau sei, sagte ich nur kurz: »Leider noch nicht ... aber hoffentlich bald!«

Trotz der kurzen Zeit konnten wir ein bißchen träumen; vom baldigen Kriegsende, dann zu heiraten und sofort nach Kanada oder Australien auszuwandern. Aber Liesl sagte plötzlich: »Alles schön und gut, aber was machst du, wenn deine Frau in Rumänien sich nicht scheiden lassen will?«

»Aber ja, sie wird sich sicher scheiden lassen, auch wenn sie es bis jetzt noch nicht getan hat. Die Scheidung ist doch eingereicht worden, wie mich mein Cousin Cristian informierte!«

»Aber bevor wir auswandern, mußt du dein Studium hier in Leoben fertigmachen, so daß du ein Diplom besitzt.« – »Ich weiß nicht, ob es notwendig ist; in Übersee legen sie keinen Wert auf Diplome, sondern auf ›Können‹ und ›Leistung‹.« – »Doch, doch, das mußt du hier fertigmachen; nach deiner Aussage hast du doch nur noch wenige Prüfungen zu bestehen, und du wirst es sicherlich schnell schaffen. Es muß sein! ...« Ihre Vernunft und Entschlossenheit bewunderte ich, und ich mußte ihr recht geben. Sie war nicht nur »mignon«, hübsch und lieb, sie war auch gescheit, und sie konnte sehr energisch sein.

Das Wetter war inzwischen sehr schlecht geworden, und ins Ölfeld konnte man nur mit Gummistiefeln gehen. Mit dem Auto fahren war ein seltener Luxus, aber man konnte zeitweise die Feldbahn benützen. Da auch Radfahren wegen zu hohen Schnees nicht möglich war, mußte man viel zu Fuß gehen, »hatschen« wie die Wiener sagen. Trotzdem gefiel mir die Arbeit im Ölfeld besser als die im Büro. Ende Dezember waren im Gebiet von Neusiedl, Prinzendorf, Mühlberg und Zistersdorf ständig 32 Bohranlagen in Betrieb. Allein in den letzten zwei Monaten des Jahres 1944 wurden 26 Neubohrungen fertiggestellt und der Produktion übergeben.

Im Januar 1945 bemerkte ich, daß manche von den in Neu-



siedl eingesetzten Bohranlagen nach Beendigung der Bohrungen, statt an die programmäßigen Bohrstellen gebracht zu werden, demontiert, auf Eisenbahnwaggons verladen und »irgendwohin« abtransportiert wurden. Dies waren hauptsächlich Anlagen der deutschen Bohrgesellschaften, wie Preussag, Itag, Wintershall und Schachtbau, die »heim ins Reich« verlegt werden sollten. Da die Front immer näher rückte, konnte man bald in Neusiedl während der Nacht den Artilleriedonner aus der Slowakei und Ungarn hören. Die Stimmung wurde mit jedem Tag schlechter, aber es herrschte keine Panik. Jeder hoffte, daß es nicht mehr lange dauern würde, aber man hatte vor dem »mit Sehnsucht erwarteten Ende« auch Angst. In dieser gespannten Situation kam es manchmal vor, daß Ereignisse, die ansonsten bedeutungslos waren, zu tragisch genommen wurden und der Humor völlig verlorenging.

Bei der Firma DEA in Neusiedl waren, wie wahrscheinlich überall damals, Tauschgeschäfte und Schwarzhandel in voller Blüte. Für jeden Warentransport war einer zuständig: für die Besorgung von Tabakwaren aller Art sorgte ein polnischer Oberbohrmeister, der auch amerikanische Zigaretten und englischen Pfeifentabak zu hohen Preisen beschaffen konnte. Woher diese stammten, wußte kein Mensch. Ob sie echt waren, fragte auch niemand. Einmal brachte ein Dienstreisender aus unserem Betrieb aus dem Bohrfeld Kostel in der Slowakei einen kleinen elektrischen Kocher mit, den man damals nirgends in Wien kaufen konnte. Ich mußte dafür 50 Reichsmark zahlen. In Elektrogeschäften hatte er früher nur acht bis zehn Reichsmark gekostet. Nun gab ich das Gerät meiner Zimmervermieterin in Hausbrunn mit der Bitte, bei den dortigen Bauern anzufragen, was ich dafür an Lebensmitteln im Tausch bekommen könnte. Sie fand schnell einen interessierten Bauern in der Nachbarschaft, und am nächsten Abend war ich dort mit meinem elektrischen Kocher, der zuerst ausprobiert werden mußte. Danach fragte mich der alte Bauer, was ich dafür haben möchte. »Mehl, Fleisch und Eier«, antwortete ich wohlüberlegt.

Zuerst wollte er mir nur ein paar Kilogramm Kartoffeln und einen Doppelliter Wein geben. Eier hatte er keine. Ich lehnte ab, da ich das auch in Neusiedl billiger bekommen konnte. Schließlich brachte er mir ein Leinensäckchen mit etwa drei Kilogramm Mehl und führte mich weiter in einen hinteren Raum, der verborgen und versperrt war. Was ich dort sah, darüber wollte ich meinen Augen nicht trauen. Vier oder fünf halbe geräucherte

Schweine hingen wie Mäntel im Schrank. Er ließ mich für einen Augenblick allein, um ein Messer zu holen. Während ich dort wartete, erinnerte ich mich, daß ich ein kleines Taschenmesser bei mir hatte. In großer Eile schnitt ich ein kleines Stück Speck vom hinteren Stück ab, wickelte es in mein Taschentuch und versteckte es in meiner Hosentasche. Es geschah alles blitzschnell, wobei ich gar nicht viel überlegte. Der gutgläubige Bauer hatte mir Vertrauen geschenkt, und ich ... war ein »Dieb«. Gleich danach kam der Bauer zurück, schnitt mir über ein Kilogramm Selchfleisch ab, wickelte es in ein Zeitungspapier, und das Geschäft war perfekt. Er wollte mich noch zu einem Glas Wein einladen, um ein bißchen zu plaudern, aber ich mußte mit der Ausrede ablehnen, daß ich keine Zeit hätte. In Wirklichkeit hatte ich ein schlechtes Gewissen und wollte nur weg.

Eines Tages rief mich mein Chef zu sich und sagte, daß die Elektroabteilung des Betriebes eine besonders wichtige Aufgabe erhalten habe, bei deren Ausführung ein Techniker des Förderbetriebes helfen müsse. Ich sei für diese Arbeit bestimmt worden. Beim Abschied flüsterte mir mein Chef Ing. Zimmermann zu, ich solle aufpassen, der betreffende Abteilungsleiter Dipl.-Ing. X sei angeblich einer der größten Nazis in unserer Firma. Ich ging gleich danach zu Herrn X, der mich mit einem donnernden »Heil Hitler« begrüßte. Er erklärte mir, daß auf Anordnung des Rüstungsministeriums in Berlin alle Dieselmotoren ersetzt werden sollten, um Kraftstoff für die Wehrmacht zu sparen. Damals waren im Ölfeld in Neusiedl bereits fast alle Tiefpumpenantriebe mit Elektromotoren versehen; es waren nur wenige Sonden mit Dieselmotoren ausgerüstet. Somit mußten ausnahmslos alle Sonden mit eingebauten Tiefpumpen untereinander verkabelt und an die vorhandenen Trafostationen angeschlossen werden. Mit diesen Kabeln, die aus ummantelten Kupfer- und Aluminiumdrähten bestehen, müsse man äußerst sparsam umgehen, belehrte mich Herr X: »Die Buntmetalle sind für die Weiterführung des Krieges von größter Bedeutung. Die Kabel müssen auf kürzesten Strecken so verlegt werden, daß wir mit einem Minimum an Material auskommen; auch wenn man durch Häuser, Wein- oder Obstgärten rücksichtslos durchgehen muß. Der Sieg ist wichtiger!«

Am Nachmittag begannen wir im Feld mit der Kabeltrassierung im Bereich der Gewinnungsstation 9. Als ich mit dem Feldplan in der Hand den Arbeitern die Anweisung gab, wo sie Mar-



kierungspflöcke einschlagen sollten, kam ein alter Bauer zu mir und fragte: »Was wollen Sie hier in meinem Garten machen?« – »Ein neues Elektrokabel soll hier verlegt und eingegraben werden.« – »Und warum unbedingt in meinem Weingarten?« – »Es gibt keine andere Möglichkeit. Wir müssen den kürzesten Weg zur Transformatorstation abstecken und vermessen.« – »Das geht aber nicht, ihr werdet mir mindestens sechs Dutzend Weinstöcke kaputtmachen. Ich kann es nicht hinnehmen, daß ihr meinen Weingarten ruiniert.« – »Es ist Krieg, und für den Schaden bekommen Sie eine Entschädigung. Es wird alles genau bezahlt.«

Aber der Bauer ließ nicht locker und wurde zornig: »Ich pfeife auf Piefkes Reichsmark, mit der ich nichts kaufen kann. Ich habe zwei Söhne im Kriegseinsatz, die jetzt in Gefangenschaft sind ... Jetzt habe ich genug von diesem Sch...Krieg.«

Ich versuchte ihn zu beruhigen und sagte, daß ich nichts dafürkönne; ich sei hier nur ein untergeordneter Angestellter. Dann fragte er mich, wer der »Chef« sei, und ich wies zu Herrn X, der gerade in die Station gegangen war, um zu telefonieren. Kurz danach sah ich den Bauern und Herrn X, wie sie beide eine Weile diskutierten und sich einig schienen, da sie sich freundlich voneinander verabschiedeten. Anschließend kam Herr X mit langsamen und bedächtigen Schritten durch den hohen Schnee zu mir und sagte: »Herr Logigan, wir müssen die Kabeltrasse so ändern, daß dieser Weingarten geschont bleibt; wieviel Meter Kabel kämen noch dazu?« Ich rechnete schnell nach dem Plan und schätzte auf 35 bis 38 Meter.

»Was, nur 35 Meter; das ist soviel wie gar nichts ... Wissen Sie, wir dürfen den Bauern nicht verärgern. Unser Führer Adolf Hitler schreibt in seinem Buch ›Mein Kampf‹, daß das Bauerntum das Fundament des Deutschen Reiches ist. Abgesehen davon, verlangt die psychologische Kriegsführung zufriedene Bauern als Voraussetzung der Volksernährung.« Ich mußte mich beherrschen, um nicht zu lachen.

Nach Beendigung der Arbeit im Ölfeld gingen wir gemeinsam zu Fuß zur Straße, wo Herr X sein Motorrad (eine große BMW-Maschine) abgestellt hatte. Es begann dunkel zu werden, und es war ziemlich kalt. X fragte mich, wohin ich gehen wolle. Ich schaute auf die Uhr und sagte, daß in etwa einer Stunde vom Postamt ein Autobus nach Hausbrunn abfahren würde, wo ich wohnte. Er lud mich ein, auf dem Sozius seines Motorrades Platz zu nehmen; er werde mich dorthin bringen. Aber Herr X fuhr mich nicht zur Post, sondern in die Weinkellerstraße. Dort vor

der Eingangstür eines großen Weinkellers wartete auf uns der Bauer, der mich im Ölfeld angesprochen hatte. Er half uns, die schwere BMW-Maschine in den Keller zu bringen, sperrte die Tür von innen ab und lud uns zu einer Jause (zu deutsch Imbiß) ein. Er brachte Hausbrot, frische Grammeln (zu deutsch Fettgrieben) sowie viel Wein, weiß und rot; alten und heurigen. Wir plauderten über vieles, und ich mußte feststellen, daß Herr X wie alle Wiener viel Humor besaß. Bald wurden wir »per du«; er Erwin und ich Stefan. Ich schaute immer auf die Uhr und wollte aufbrechen, da der nächste Autobus schon der letzte war. Aber X wollte mich nicht gehen lassen und versprach mir, mich mit seiner »Maschine« nach Hausbrunn zu fahren. Bei mir aber war die Sorge, auf einer vereisten und verschneiten Straße bei Nacht zu fahren; außerdem konnte ich nichts mehr trinken. Andererseits wollte ich Erwin in diesem Zustand nicht allein lassen. Ich blieb weiter, aber bald hatte er auch genug vom Trinken. Der Bauer brachte uns zwei »Packerln« mit »Fresserei«, ein kleines für mich und ein großes für den »Chef«, beide gut verschnürt zum Mitnehmen. Draußen an der Luft wurde Erwin schlecht, und er konnte seine Maschine nicht mehr starten. So mußte ich fahren, obwohl ich schon fünf Jahre weder ein Auto noch ein Motorrad gelenkt hatte. Ich nahm ihn auf den Sozius und fuhr mit ihm in die »Siedlung Paltendorf«, wo er eine schöne Dienstwohnung hatte. Da seine Frau nicht zu Hause war – sie war bei den Eltern in Wien –, durfte ich bei ihm schlafen.

Am nächsten Tag in der Frühe war Erwin munter und frisch, als hätte er nichts getrunken. Wir bereiteten uns das Frühstück selbst, und er trank mehr als einen halben Liter Milch. Als ich ihn fragte, ob wir sofort die Materialbestellung für die Verkabelung im Feld machen sollten, wurde er etwas ärgerlich: »Willst' mich pflanzen (Wiener Ausdruck für foppen), oder bist du ein ›Pleampel‹ (wienerisch für Dummkopf). Du mußt doch verstanden haben, daß gestern alles ein Theater war! Die Fabriken, die Kabel erzeugen, existieren nicht mehr ... sie liegen alle in Schutt und Asche.«

Aber wir verabschiedeten uns freundlich, und ich mußte ihm versprechen, darüber niemandem etwas zu erzählen.

Als ich wieder in den Dienst ging, freute es mich, daß ich mit dem »Packerl« meiner Liesl und ihrer Mutter eine Freude machen würde.

Etwa gegen Ende Februar 1945 traf ich im Ölfeld den Betriebsleiter, Dr. Ing. Haubold, der sich über die Versuchsergebnisse mit einer neuen, nach amerikanischem Muster gebauten Fördereinrichtung (Gaslift mit Nixon-Ventilen) informieren wollte. Haubold war Norddeutscher und hatte mehrere Jahre als Geophysiker und Bohringenieur in den USA gearbeitet. Er kehrte kurz vor Kriegsbeginn nach Deutschland zurück und war von den Zuständen in seiner Heimat nicht begeistert. Im Gespräch offenbarte er mir, daß »es nicht mehr lange dauern wird, und die DEA-Angehörigen werden die Möglichkeit haben, sich nach dem Westen abzusetzen«. Er fragte mich, ob ich mitkommen wolle. Ich antwortete zurückhaltend, daß ich mir darüber noch keine Gedanken gemacht hätte; ich hätte meine Verlobte in Wien. Er lachte und beendete das Gespräch wie immer mit einem freundlichen, aber unsanften Schlag auf meine Schulter und sagte zu mir in Englisch, einer Sprache, die er gerne benutzte: »Only the Piefkes have to leave this beautiful country; you can stay here and make your living as best ... you're out of competition.«

Auf meinen verdutzten und erstaunten Gesichtsausdruck sagte er weiter lächelnd: »Don't worry that time, I mean the time after!«

### *Es geht dem Ende zu*

Die Lage spitzte sich immer mehr zu: Überall in den umliegenden Dörfern und in Neusiedl wurden Panzergräben ausgehoben, und die Männer älterer Jahrgänge mußten zum »Volkssturm« einrücken. Am 12. März 1945 flogen die amerikanischen Flugzeuge ihren bis dahin stärksten Bombenangriff auf Wien. Das Kunsthistorische Museum, die Neue Hofburg und die Sakristei des Stephansdomes bekamen Volltreffer. Die Staatsoper und das gegenüberliegende schöne Gebäude (Heinrichshof) brannten nach den Bombenangriffen völlig aus. Auch die Erdölraffinerien von Schwechat, der Lobau, Moosbierbaum und Shell-Floridsdorf wurden durch die Bombenangriffe schwer beschädigt und außer Betrieb gesetzt.

Am Sonntag, dem 19. März, war ich in Wien und traf bei Liesl zum erstenmal auch ihren Vater, Dr. Richard Hofhans. Er wollte Liesl und ihre Mutter nach Aflenz in die Steiermark mitnehmen. Seinen Informationen nach sollte die Steiermark von den Engländern, das Burgenland, Niederösterreich und Wien von den Sowjets besetzt werden. Ein Leben unter den Engländern als Besatzungsmacht sei auf alle Fälle vorzuziehen. Aber Liesls Mutter wollte von Wien nicht weg, und Liesl wollte ihre Mutter nicht allein lassen. Dr. Hofhans, der mir von Beginn an sehr sym-

pathisch war, appellierte an meine Überredungskunst, die beiden Frauen zu bewegen, mit ihm nach Aflenz zu fahren. Er versprach, auch mich dorthin mitzunehmen. Aber die »Mutti« wollte auf keinen Fall weg von Wien. Im stillen hoffte sie, daß ihre seit 1941 im KZ-Lager Theresienstadt internierte Mutter noch lebte und in einigen Tagen, nach Kriegsende, zurück nach Wien kommen würde. In Wirklichkeit war ihre Mutter bereits 1942 im KZ-Lager ermordet worden.

Die Obersteiermark wurde zuerst von den Sowjets besetzt. Diese zogen sich später zurück und überließen nach einigen Monaten den Engländern das Gebiet. Was meine Person betrifft, wäre es sicherlich vernünftig gewesen, nach dem Westen zu ziehen. Es war zu befürchten, daß die Sowjets mich als ehemaligen Legionär verhaften lassen und nach Rumänien ausliefern würden, wo mir sicherlich ein qualvolles Ende bevorgestanden hätte. Damals fragte ich mich: »Entsprechen alle diese Befürchtungen der Wirklichkeit, oder sind sie nur durch die Nazipropaganda hervorgerufene Hirngespinste?« Die Sowjets hatten sicherlich wichtigere Probleme zu lösen, als sich mit einem unwichtigen Mann wie mir zu beschäftigen. Immerhin hatte ich damals ein beklemmendes Gefühl, und auf keinen Fall hätte ich an Rumänien ausgeliefert werden dürfen. Andererseits wollte ich Liesl unter keinen Umständen allein lassen und ohne sie nach dem Westen ziehen. Es war ein Dilemma, aber Liesl war für mich die glückbringende Fee. Ich kann mich erinnern, wie sie mir Mut und Hoffnung gab: »Wir bleiben alle drei hier zusammen. Du wirst sehen, uns wird nichts geschehen. Wenn ich nicht bei der Mutti geblieben wäre, hätte man sie verhaftet und ins KZ-Lager gebracht, um sie dort zu ermorden. Es wird uns nichts passieren! Der liebe Gott ist gut mit uns und wird uns helfen! ...«

So entschied ich mich, mit Liesl und ihrer Mutter in Wien zu bleiben.

Der Krieg nahm zunehmend schrecklichere Formen an. Der größte Luftangriff traf Dresden vom 13. auf den 14. Februar 1945. Damals befanden sich in Dresden über 200 000 Flüchtlinge aus Schlesien in provisorischen Unterkünften, und im Bahnhof warteten zahlreiche Züge mit Tausenden verwundeter Soldaten auf den Weitertransport. Sie alle fielen diesem grausamen Massaker zum Opfer.

Trotz der verzweifelten und aussichtslosen Lage wollten Hitler und die meisten seiner Generäle den Kampf nicht aufgeben. Im Fernen Osten mußten die Japaner unter großen Verlusten alle Gebiete, die sie durch den Blitzkrieg schnell erobert hatten, wieder aufgeben. Amerikanische Flugzeuge begannen japanische Städte immer heftiger zu bombardieren.



Der sowjetische stellvertretende Außenminister Wyschinsky wurde mit einem Sonderauftrag nach Bukarest entsandt. Er forderte König Michael auf, die rumänische Regierung unter General Rădescu zu entlassen und eine kommunistische Regierung unter Groza als Ministerpräsident zu ernennen (6. März 1945). Auch die berühmte Kommunistin Ana Pauker, die vor dem Krieg in Rumänien zweimal zu hoher Gefängnisstrafe verurteilt worden war, kam in die neue Regierung in Bukarest. Sie, die in Rumänien als beste Vertraute Stalins galt, erfreute sich einer uneingeschränkten Macht. Ihr Wunsch war es, Rumänien als Sowjetrepublik dem Moskauer Machthaber zu schenken. Sie war dann von 1947 bis 1952 Außenministerin und stellvertretende Ministerpräsidentin. Nach dem Tod Stalins schied sie aus der Regierung aus, wurde später aus der Kommunistischen Partei Rumäniens ausgestoßen und verhaftet.

In dieser Zeit mußte ich oft an meine Eltern, Geschwister und an Tina denken. In der damaligen Situation war es absolut unmöglich, irgendeine Nachricht von Rumänien zu bekommen.

Ab Mitte März begannen die Material- und Personaltransporte von Neusiedl nach Andorf in Oberösterreich (damals Oberdonau), wo die DEA für Unterkunft und Betriebsverlagerung Vorsorge getroffen hatte. Die geologischen Unterlagen, die Personalkartei, das Archivmaterial sowie gewisse Meßinstrumente und ausreichende Lebensmittelvorräte wurden damals nach dem Westen (in die zukünftige amerikanische Besatzungszone) abtransportiert. Aber diesmal geriet auch die renommierte deutsche Organisation in Unordnung. Weitere Materialtransporte nach dem Westen kreuzten in Neusiedl andere verspätete Lieferungen der bereits längere Zeit davor bestellten Materialien, die erst jetzt per Bahn ankamen und in den bereits überfüllten Magazinen untergebracht werden sollten. Mir wurde anheimgestellt, nach Andorf mitzukommen oder nach Wien zu gehen. Auf keinen Fall dürfe ich in Neusiedl bleiben. Von unserem Betrieb blieben doch einige dort wie Batizky, Bittermann, der alte Taussig sowie einige Bohrmeister, die ukrainisch und polnisch sprachen, darunter Hoffmann, Reitmayer und Telega. Da ich mich entschlossen hatte, wegen Liesl in Wien zu bleiben, lehnte ich das Mitkommen nach Andorf dankend ab. So mußte ich aus der Firma ausscheiden und von vielen deutschen Be-

kannten und Freunden Abschied nehmen. Ich bekam meine Papiere sowie das Gehalt für März und April 1945, holte mein Gepäck aus Hausbrunn und fuhr am Freitag, dem 31. März, mit einem Betriebslastwagen nach Wien in den dritten Bezirk zu Liesl. Mitgebracht hatte ich zwei Säcke mit Kartoffeln und andere in Neusiedl erhaltene Lebensmittel. Im dritten Wiener Gemeindebezirk wohnten noch einige DEA-Angehörige, mit welchen ich in Verbindung blieb; es waren dies Ing. Pracher, Elektromeister Wibiral, Em. Wotawa und der alte Oberbohrmeister Maximowic. Wir trafen uns auch mit anderen Wienern im DEA-Büro am Schottentor und beschlossen, miteinander in Verbindung zu bleiben. Das Büro in Wien, das bis dahin unserer Einkaufsabteilung gedient hatte, wurde ebenfalls geräumt.

Zu Ostern 1945 (2. April) wurde in Wien der Stadtbahnbetrieb eingestellt. Auch die Straßenbahnen konnten nur auf wenigen Strecken verkehren. Die Oberleitungen und die Schienen waren teilweise durch Bombentrichter zerrissen bzw. beschädigt. Am Sonntag ging ich mit Liesl und ihrer Mutter in die Kirche am Kollonitzplatz, die wie alle Kirchen in Wien damals voller Menschen war. Am nächsten Tag konnte man an Straßenecken und an allen öffentlichen Gebäuden die lakonische Ankündigung des Gauleiters Baldur von Schirach lesen: »Wien ist zum Verteidigungsbereich erklärt worden; Frauen und Kindern wird empfohlen, die Stadt sofort zu verlassen.« Darunter schrieben humorvolle Wiener mit einem roten Stift: »Wohin?« Und: »Womit?« Hitlers Befehl lautete: »Wien ist mit allen Mitteln zu verteidigen!« Jeder versuchte sich mit Lebensmittelvorräten einzudecken, da niemand wußte, wie lange die Belagerung dauern würde. Die meisten Leute brachten ihre Betten und Matratzen in den Keller. Mit der Stadtverteidigung wurde der SS-General Sepp Dietrich beauftragt, der am 2. April eine flammende Radiorede hielt. Aber die Zeit der Begeisterung war längst vorbei; die Wiener wünschten sich vielmehr, daß die Deutschen aus Österreich nun möglichst bald verschwinden würden. Baldur von Schirach, der so hochmütig die Bevölkerung zum Kampf aufrief, flüchtete als erster aus Wien nach Tirol, wo er später unter falschem Namen aufgegriffen wurde.

Gleich nach Ostern flogen sowjetische Flugzeuge tief über Wien und beschossen alles, was sich bewegte mit Bordwaffen. Die Strom- und Gasversorgung funktionierte nur stundenweise oder gar nicht. Mitte der Woche stand das Hauptzollamt (nicht weit von Liesls Wohnung entfernt) unter direktem Artilleriebe-



schuß und geriet in Brand. Gleichzeitig war die Wasserversorgung im dritten und in anderen Wiener Bezirken ausgefallen, und die Menschen standen in langen Schlangen bei den alten Brunnen in den inneren Höfen, um in Kübeln Wasser zu holen. Plötzlich gab es viel Wein in Wien wie seit Jahren nicht mehr. Die Gastwirte versuchten, die Kellervorräte loszuwerden, bevor die Sowjets kamen. Hunderte Weinfässer lagen noch in den Kellern des ausgebrannten Zollamtsgebäudes. Als die Sowjets schon am Gürtel waren (8. oder 9. April 1945), herrschte in Wien bereits Chaos, Willkür und Rechtlosigkeit. Der Mob und Diebe brachen in verschlossene Wohnungen und Geschäfte ein und plünderten alles, was sie fanden. Es gab weder Polizei noch Feuerwehr und auch keinen Rettungsdienst. Nachdem sich herausgestellt hatte, daß eine Verteidigung Wiens nicht möglich sei, übernahm Generaloberst L. Rendulic (ein gebürtiger Österreicher) die Aufgabe, die noch vorhandenen Reste der deutschen Wehrmacht nach dem Westen zu führen. Er war sichtlich bemüht, weitere Menschenverluste und Schäden in der Stadt möglichst zu vermeiden. Mit dem SS-General Sepp Dittrich, der einige Offiziere (Mitglieder der österreichischen Widerstandsbewegung) aufhängen ließ, geriet Rendulic in Konflikt und befahl den Abzug der Wehrmacht (13. April 1945) nördlich der Donau und weiter nach dem Westen. So konnten die Sowjets fast kampflos das ganze Stadtgebiet besetzen. Im letzten Augenblick sprengten die deutschen Pioniere die Floridsdorfer Brücke über die Donau, und durch Artilleriebeschuß geriet das Dach des Stephansdomes in Brand. Die berühmte Glocke, die »Pummerin«, fiel zu Boden und zerbrach.

Die sowjetischen Truppen zogen von Süden her in die Stadt und erreichten in wenigen Tagen die Donau. Manche Wohnungen wurden in Anwesenheit ihrer Besitzer geplündert, und viele Frauen (vom zwölfjährigen Mädchen bis zur Großmutter) wurden vergewaltigt, oft in Anwesenheit zahlreicher Soldaten, die zuschauten und lachten. Einige Frauen, die sich wehrten, wurden erschossen und ihre Leichen durchs Fenster auf die Straße geworfen. Besonders rabiat waren die Sowjets, wenn sie getrunken hatten. Liesl mußte sich im Keller in einem leeren Faß verstecken, aber oft schossen die eingedrungenen Rotarmisten in die Fässer, um zu sehen, ob sie noch Wein beinhalteten.

Die Worte des Betriebsleiters von Neusiedl, Dr. Haubold, »Don't worry that time«, klangen mir noch immer in den Ohren.

aber manchmal war die Situation zum Verzweifeln. Gegen brutale und schwerbewaffnete Sowjetsoldaten war man machtlos. Ich möchte nicht unerwähnt lassen, daß manche sowjetische Offiziere versuchten, ihre Soldaten zurückzuhalten und zu besänftigen, wobei sie oft unsanfte Methoden zur Aufrechterhaltung von Disziplin und Ordnung benutzten. Aber auch einige einfache Soldaten zeigten sich freundlich und hilfsbereit.

Als ich früher in den deutschen Zeitungen von den Greueltaten der Sowjettruppen gelesen hatte, hatte ich es nicht glauben wollen. Diese Zeitungen im Dienste des Dritten Reiches hatten oft gelogen. Außerdem hatte ich erwartet, daß die Sowjets im Dienste des Weltkommunismus sich tadellos verhalten würden, um nicht ihrer eigenen Propaganda zu widersprechen. Aber unter den gegebenen Umständen erschien es mir auch logisch, daß dieser erbarmungslose Krieg viele Menschen in Bestien verwandeln mußte. Unter den Angehörigen der Roten Armee waren, wie in allen Armeen der Welt, gute und schlechte Menschen.

Liesl, ihre Mutter und ich blieben zusammen und übersiedelten bald vom Keller in die Wohnung. Wir mußten Tag und Nacht das Haustor offenhalten. Oft kam auch die sowjetische Militärpolizei und suchte in den Wohnungen und Kellern nach entwichenen deutschen Soldaten, aber auch nach eigenen Deserteuren. Die Straßenbahnen verkehrten lange nicht, und auf den Straßen konnte man nur sowjetische Fahrzeuge sehen. Die meisten waren amerikanische Lastwagen oder kleine Lkw der Marke Studebaker, Dodge oder Jeeps. Auch Panzerwagen und andere Kettenfahrzeuge waren »made in USA« (»Sherman«). »Wenn die Amerikaner den Sowjets mit ihren ausgezeichneten Materialausrüstungen nicht ergiebig geholfen hätten, wären die Sowjets nie bis Wien gekommen ...«, so war die Meinung der meisten Menschen damals in Wien. »Also die Amerikaner sind daran schuld, daß die Sowjets hier sind«, behaupteten manche Wiener.

Bereits am 18. April bildete sich eine neue Wiener Gemeindeverwaltung, und am 27. April 1945 konstituierte sich die provisorische Regierung Österreichs unter Dr. Karl Renner aus Mitgliedern aller drei Parteien gemäß dem Wunsch der sowjetischen Besatzungsmacht.

Das Wetter in Wien wurde schön, und im Stadtpark begannen zwischen Bombentrichtern, Kadavern von Pferden und zerschossenem oder weggeworfenem Kriegsmaterial die Blumen zu blühen und die Vögel zu zwitschern.



Man hörte, daß im Keller des abgebrannten Gebäudes des Hauptzollamtes (gleich in der Nähe von uns) sich Hunderte von Fässern Wein der besten Qualität befänden und sich jeder nehmen könne, wieviel er wolle. Ich ging mit zwei Kübeln hin, um Wein zu holen. Dort sah es unheimlich aus! Die Rotarmisten hatten in die Fässer geschossen, da sie keine Zapfschlüssel gefunden hatten. Der Kellerboden war etwa einen Viertelmeter hoch mit Wein bedeckt. Hunderte von Frauen kamen, manche barfuß, mit Kübeln und holten Wein aus den noch nicht ausgelaufenen Fässern.

Die Versorgung mit Lebensmitteln war total zusammengebrochen; jeder lebte aus den versteckten Vorräten oder vom »Organisieren«. Um unseren Hunger zu stillen schlachteten wir in der Seidlgasse ein Pferd eigenmächtig. Es hatte eine schwere Fußverletzung und wurde von den sowjetischen Soldaten ausgespannt und vor unserem Haustor stehengelassen. Am nächsten Tag brachte eine Frau aus unserem Haus dem armen Pferd einen Kübel Wasser, den es austrank. Etwas zum Fressen konnten wir ihm nicht geben, da wir selbst nichts hatten. Wir fragten einen sowjetischen Offizier in unserer Straße, ob wir das verletzte Pferd haben könnten. Mit seiner Einwilligung brachten wir es in unseren kleinen Hof, gleich hinter den Sophiensälen, um es zu schlachten. In unserem Haus waren drei Männer: ein pensionierter Straßenbahner, ein alter Dentist und ich, aber keiner von uns wußte, wie man schlachtet. Der russische Offizier kam und half uns; mit einem kurzen Feuerstoß aus seiner »Kalaschnikow« erschoß er das Pferd. Wir banden seine Füße mit starken Wäschestricken und zogen es hoch, um es auszunehmen. Es war ein Jammer, da keiner von uns wußte, wie dies zu machen war. Endlich gelang es uns doch, das Roß auszunehmen, von der Haut zu befreien und es zu zerlegen. Jede Partei im Haus bekam einen Eimer oder eine Waschschüssel voll Fleisch. Da weder Strom noch Gas vorhanden war, mußte der seit vielen Jahren nicht mehr in Betrieb gewesene alte Herd als Kochgelegenheit dienen. Als Heizmaterial brachte ich Holz aus den umliegenden zerbombten Häuern. So konnten Liesl und ihre Mutter mehrere Kilogramm Pferdefleisch als Gulasch zubereiten und in Einkochgläser füllen. Es waren schwere Zeiten, aber wir wollten überleben. Es vergingen viele Wochen, bis die Lebensmittelzuteilung wieder funktionierte.

Eines Tages wagte ich, in die Stadt zu gehen, und besuchte Frau Wolff in der Elisabethstraße. In meinem Zimmer lagen

noch einige persönliche Sachen, hauptsächlich technische Bücher. Alles war ziemlich durchwühlt, aber es fehlte nichts. Das energische Auftreten von Frau Wolff, die ein bißchen russisch sprechen konnte, dürfte den Rotarmisten imponiert haben, und sie hatten von einer Plünderung Abstand genommen. »Charascho-Babuschka« hätten sie gesagt und seien fortgegangen. Im großen Gebäude gegenüber, in welchem sich heute die Generaldirektion der Österreichischen Bundesbahnen befindet, war während des Krieges von den Deutschen das Luftgaukommando XVII untergebracht. Dieses wurde von den Sowjets fast zur Gänze ausgeräumt. Ich sah aber durch das Fenster, daß einige Frauen und alte Männer herauskamen und verschiedene Sachen trugen. Auf Vorschlag von Frau Wolff gingen wir mit ihrer Schwester auch dorthin und gelangten in den Keller, wo ein Bekleidungsmagazin der Deutschen Luftwaffe untergebracht war. Es waren noch einige Kleidungsstücke und Schuhwerk vorhanden. Ich erwischte zwei Paar neue hohe Schuhe und eine pelzgefütterte Jacke, wie sie die Piloten trugen. Auch Frau Wolff und ihre Schwester fanden einige nützliche Sachen. Als wir über die Treppen das »erbeutete Gut« nach Hause tragen wollten, wurden wir von zwei alten unrasierten und komischen Männern angehalten und angebrüllt. Wir sollten die Sachen liegenlassen, da sie der zukünftigen Heeresverwaltung gehörten. Aber sie hatten nicht mit der Schlagfertigkeit von Frau Wolff gerechnet: »Wir haben die Erlaubnis des diensthabenden sowjetischen Offiziers, und wenn Sie es nicht glauben, kommen Sie über die Straße zum Gasthof Smutny mit. Haben Sie einen Ausweis? Wer sind Sie, und was wollen Sie überhaupt?«

Danach verzichteten die beiden Herren auf ihren Einspruch, und wir konnten die Sachen in die Wohnung bringen. Später sah ich von meinem Fenster, wie die beiden Herren selbst Ledermäntel und andere Bekleidungsstücke aus dem Gebäude herausschleppten ... wahrscheinlich zur eigenen »Heeresverwaltung«!

### *Endlich Friede*

Am 8. Mai kapitulierte schließlich die deutsche Regierung unter Admiral Dönitz. In Wien läuteten die Kirchenglocken – dort wo sie noch vorhanden waren – eine halbe Stunde lang, um den Frieden zu begrüßen. Wenige Tage, bevor Hitler und Goebbels in Berlin Selbstmord begingen, hatten sie Großadmiral Dönitz mit der Weiterführung der Regierungsgeschäfte mit der Weisung beauftragt, alle Maßnahmen zu treffen, die sich aus der Situation als notwendig erwiesen. Hitlers wahnsinniger Krieg verursachte allein in Europa, »statistisch« erwiesen, fast 40 Millionen Tote, davon sieben Millionen Deutsche, sechs Millionen Juden und mehr als 20 Millionen Sowjetbürger. Rumänien hatte 270 000 Tote zu beklagen.



Als die Kirchenglocken in Wien läuteten und den Frieden verkündeten, begannen Liesl und ihre Mutter zu weinen. Man wußte, daß dieser Zweite Weltkrieg zu Ende war, und glaubte fest, daß es nie wieder Krieg geben würde. Die Menschen hatten nun von Kriegen genug.

### *Die Zeit danach*

Noch im Mai 1945 beauftragte die provisorische Regierung Österreichs Direktor H. G. Ulrik, die Ölfelder nördlich von Wien instand zu setzen, um möglichst bald die Produktion wiederaufzunehmen. Diese Aufgabe war nicht leicht: kein Material, keine Transportmittel und vor allem keine Fachleute, da die meisten nach Deutschland heimgekehrt waren. Auch mit den Sowjets gab es oft Schwierigkeiten im Arbeitseinsatz und in der Organisation. Einerseits hatte die Rote Armee den Befehl, alle Anlagen und Bohrgeräte zu demontieren und nach dem Osten zu transportieren, andererseits benötigten ihre Truppen in Österreich und anderen besetzten Gebieten Erdöl zur Erzeugung von Kraftstoff.

Anfang Juni 1945 begann ich wieder im Ölfeld zu arbeiten. Mein Chef und Betriebsleiter war Dipl.-Ing. I. Pavel, den ich im Oktober 1944 im Vorzimmer von Direktor Prikel kennengelernt hatte; er war immer mein Gönner. Als Chef war er streng, aber tolerant, und er ging immer mit gutem Beispiel voran; er stand Tag und Nacht, auch an Sonn- und Feiertagen, überall im Einsatz. Als Altösterreicher und hochdekorierter Offizier des Ersten Weltkriegs sagte er oft zu mir: »Wir sind und bleiben hier ›Zuagraste‹; darum müssen wir doppelt soviel arbeiten und zeigen, daß wir unser Brot gerecht verdienen und nicht als ›Schmarotzer‹ hier leben.«

Dabei war ich damals alles andere als ein »Erdölfachmann«, da ich zuwenig Praxis hatte. Aber ich kam aus Rumänien, und dieses Land galt damals als wichtiges Erdölland, das auch über die besten Fachleute in Europa verfügte. Als ich bei der Obersten Bergbehörde im Handelsministerium in Wien wegen mei-

ner Aufenthaltsbewilligung und des Antrags auf Verleihung der
Staatsbürgerschaft vorsprach, fand ich bei dem damaligen Sek-
tionschef Dr. Ing. H. Buchas eine unerwartete Einstellung zu
meinem Anliegen: »Herr Logigan, Fachleute wie Sie (?!) brau-
chen wir jetzt in Österreich sicherlich, und meinerseits haben Sie
die volle Unterstützung.«

Auch Liesls Mutter versuchte alle Mittel und Wege, damit ihr
zukünftiger Schwiegersohn bald Österreicher werden konnte.
Am meisten half mir die Befürwortung des damaligen Unter-
staatssekretärs im Innenministerium, Raoul Bumbala, den ich
1943 im KZ Buchenwald kennengelernt hatte. Trotzdem erhielt
ich die Staatsbürgerschaft erst 1948.

Bei meiner Arbeit versuchte ich stets, ein Maximum an Leistung
und Können zu erbringen, um meine Vorgesetzten, meine Kol-
legen und meine Mitarbeiter zufriedenzustellen. Auch mit den
sowjetischen Ingenieuren und Direktoren kam ich gut aus, ob-
wohl ich kein Wort Russisch sprechen konnte. Einige sowjeti-
sche Direktoren hatten keinerlei Erfahrung in der Arbeit im Öl-
feld; sie waren nur durch die Parteizugehörigkeit in solche Posi-
tionen gekommen und sollten sich als »Antreiber« betätigen. Es
gab aber auch solche, die nicht nur ausgezeichnete Fachleute,
sondern vor allem Menschen mit Herzensbildung, freundlicher
und hilfsbereiter Wesensart waren. Sie werden mir immer in
guter Erinnerung bleiben. Schwierigkeiten hatte ich manchmal
mit den österreichischen Kommunisten, die als Personalchefs,
Kulturreferenten, Betriebsräte oder Werkschutzangehörige mit
Sonderaufgaben eingesetzt waren. Ich selber wurde nie aufge-
fordert, der Kommunistischen Partei beizutreten, ebenso wurde
ich deswegen nie bedroht oder belästigt. Ich verdiente damals
verhältnismäßig gut, hatte eine Dienstwohnung in Neusiedl und
war im allgemeinen zufrieden. Mit ungewöhnlicher Zähigkeit
sprach Liesl immer wieder davon, daß ich mein Studium unbe-
dingt abschließen müsse. Damals war ich nicht überzeugt, daß
dies für mich notwendig sei, aber am Ende gab ich nach und ent-
schloß mich, nach Leoben zu fahren und an der dortigen Mon-
tanistischen Hochschule die restlichen Prüfungen abzulegen.
Auch Ing. Pavel, mein Chef, riet mir, dies zu tun, und gewährte
mir einen unbezahlten Urlaub von sechs Monaten. Im Novem-
ber 1946 ging ich nach Leoben, und zu meiner Freude wurden
mir alle an der Technik in Bukarest bestandenen Prüfungen,
Übungen und Seminare anerkannt. Ich mußte aber zur Ergän-



zung weitere zwölf Prüfungen und Übungen sowie die Diplom-
arbeit absolvieren. In einem Tempo, welches ich mir gar nicht zu-
getraut hatte, bestand ich alle Prüfungen mit »Vorzüglich« und
»Sehr Gut«; im Juni 1947 trat ich zur zweiten Staatsprüfung an
und wurde Diplomingenieur für Bergwesen. Aber wenn Liesl
nicht gewesen wäre, hätte ich es vielleicht gar nicht gewagt.

Im Herbst desselben Jahres wurde ich als Chefingenieur in das
Ölfeld Mühlberg versetzt, und ab Ende September 1949 wurde
ich als Betriebsleiter in das neuentdeckte und im Aufbau be-
findliche Ölfeld Matzen berufen. Später kam ich in die General-
direktion nach Wien mit der Aufgabe, eine neue Abteilung für
Lagerstättentechnik einzurichten, eine Arbeit, die mich als
Praktiker anfangs nicht begeistern konnte.

Bei der Zusammenarbeit mit den Sowjets lernte ich ihre be-
sondere Kunst der Improvisation. Aber ich wurde auch mit den
Unzulänglichkeiten des Zentralismus, der unsinnigen Planerfül-
lung und dem Gesinnungsterror konfrontiert. Ich bemerkte all-
zu oft, wie die statistischen Daten absichtlich verfälscht wurden,
um der Obrigkeit zu gefallen. Die sowjetischen Ingenieure und
Geologen lebten ständig unter dem Druck und in Angst vor den
Politruks und Apparatschiks (Parteibonzen).

Nach Liesls Erkrankung und ihrem Tod (1949) versuchte ich,
meinen alten Plan, nach Übersee auszuwandern, zu verwirkli-
chen. Über verschiedene Bekannte aus früheren Zeiten nahm
ich Verbindungen nach Kanada, Australien und den USA auf,
wo ich gute Stellen in der Erdölindustrie hätte bekommen kön-
nen. Aber überall wurde mir die Einwanderung verwehrt. Der
kalte Krieg zwischen der westlichen Welt und der Sowjetunion,
besonders nach dem Beginn der Koreakrise, hatte die Sicher-
heitsdienste mißtrauisch gemacht und zu besonderer Vorsicht
veranlaßt. Ich stammte aus einem Land hinter dem Eisernen
Vorhang und arbeitete in einem sowjetischen Betrieb in der so-
wjetischen Besatzungszone als leitender Angestellter. Dadurch
war ich dem Westen als verkappter Agent Moskaus verdächtig.
Meine persönlichen Vorsprachen bei dem »Immigration Office
of Canada« in Linz sowie meine Berufung gegen den Ableh-
nungsbescheid bei dem »High Administration Court« in Can-
berra (Australien) blieben erfolglos. Ich hätte diesen Behörden
mitteilen können, daß ich als ehemaliger Legionär kein Kom-
munist sein konnte, aber dann hätten sie mich als »ehemaligen
Faschisten« ebenfalls abgelehnt.

Etliche Monate später versuchte der englische »Intelligence Service« – ich wohnte damals in der englischen Besatzungszone Wiens – mich durch Versprechungen und Drohungen dazu zu bewegen, Informationen über die von den Sowjets verwalteten Ölfelder und über den Verlauf der in Niederösterreich verlegten Rohrleitungen zu geben. Gott sei Dank fiel ich auf ihre Versprechungen und Erpressungen nicht rein, meldete die Angelegenheit der österreichischen Staatspolizei und hielt mich aus dieser Sache heraus. Um diesem Spannungsfeld zu entkommen, entschloß ich mich später, die Firma zu wechseln und nach Deutschland zu gehen. Dort herrschte damals eine rege Tätigkeit im Suchen und Erschließen von Erdöl- und Gaslagerstätten. Ich schrieb an die Deutsche Erdöl AG nach Hamburg und ersuchte um eine passende Arbeitsstelle. Bei dieser Firma hatte ich viele Bekannte seit der Zeit, als ich in Neusiedl (1944–1945) gearbeitet hatte. Ich erhielt sofort eine Zusage, dann kündigte ich meinen Dienst in Wien für Ende 1952 und übersiedelte nach Deutschland. Dort wurde ich Mitarbeiter von Professor Dr. W. Rühl und bekam auch eine Dienstwohnung in Wietze bei Celle. Die deutschen Ölfelder waren viel moderner und zweckmäßiger ausgerüstet als die in Österreich. Dort konnte ich erkennen, daß die Technik der Sowjets sehr rückständig und auf dem Stand der Vorkriegszeit stehengeblieben war. Die Arbeit in Deutschland, besonders mit einem Vorgesetzten wie Professor W. Rühl, war ausgezeichnet, und vor allem war das Betriebsklima in der ganzen Firma hervorragend. Trotzdem fühlte ich mich als Österreicher und hatte Sehnsucht nach Wien, wo ich so viele gute Freunde hatte.

Nach Unterzeichnung des Staatsvertrages im Juli 1955 in Wien und Abzug der Besatzungsmächte aus Österreich kamen die Ölfelder und die Verarbeitungsanlagen wieder unter österreichische Kontrolle. Ing. H. G. Ulrik wurde Technischer Direktor und öffentlicher Verwalter der unter der ÖMV-AG zusammengefaßten Ölfirmen in Wien. Bald bekam ich von ihm das Angebot, nach Wien zurückzukommen und an dem Aufbau und der Modernisierung mitzuarbeiten. Obwohl ich mich in Deutschland wohl gefühlt hatte, kehrte ich im Herbst 1956 nach Wien zurück und begann meine Arbeit in leitender Stelle. Ich absolvierte viele Dienst- und Informationsreisen nach den USA, Kanada, Nordafrika und dem Nahen Osten und wurde Mitte 1976 auf eigenen Wunsch in den Ruhestand versetzt. Meine berufliche Laufbahn brachte mir die ersehnte Erfüllung und



Zufriedenheit, wie ich es mir als Kind gewünscht hatte. Meine Liebe zum Erdöl endete nicht mit meiner Pensionierung. Ich blieb mit den Fachleuten in Verbindung, besuchte Fachtagungen, hielt selbst Vorträge und schrieb Artikel in Fachzeitschriften. Meine frühere politische Tätigkeit hatte mir nur Verdruß und Enttäuschungen beschert, während ich in meinem Beruf nur Freude und Genugtuung fand.

Den ersten Brief aus Rumänien erhielt ich Mitte 1946 von meiner Mutter. Später schrieben mir auch mein Vater, meine Geschwister und mein Cousin Cristian, den ich im September 1944 in Wien getroffen hatte. Ich erfuhr Einzelheiten über die Krankheit meines Bruders und daß meine Schwester Elena den Sohn eines Großgrundbesitzers geheiratet habe, der aber total und entschädigungslos enteignet wurde. Mein Vater war im wohlverdienten Ruhestand und lebte in Bukarest. Die beiden anderen Schwestern lebten auch in Bukarest und studierten damals an der Bukarester Universität. Auch mein Stiefvater war krankheitshalber in den Ruhestand versetzt worden; kurze Zeit nach der Machtergreifung durch die Kommunisten wurde er aufgrund einer Anzeige verhaftet und sollte vor Gericht wegen antikommunistischer Agitation verurteilt werden. Es kam nicht zum Prozeß, aber er wurde erst nach zwei Jahren freigelassen. Die Pension für die 35 Dienstjahre bekam er erst ab 1960 wieder ausbezahlt. Meine Familien erlebten fürchterliche Zeiten. In Rumänien begannen 1945 katastrophale Umwälzungen im Bürgertum, um die Offiziersschicht und die demokratische Intelligenz moralisch und physisch total zu vernichten. Auch die noch am Leben gebliebenen Legionäre sowie deren Verfolger und Henker sollten vernichtet werden, um einer proletarischen Gesellschaft nach der Theorie von Marx und Lenin Platz zu machen. Unter diesen katastrophalen Umwälzungen leidet das rumänische Volk noch heute.

Tina ließ sich gleich nach dem Krieg scheiden, aber die Scheidungsurkunde konnte ich erst später über das rumänische Konsulat in Wien bekommen. Behilflich war der neue rumänische Botschafter in Wien, Dr. I. Cârstiuc (ein Bukowiner). Bei meiner Verehelichung mit Liesl entstand eine Schwierigkeit wegen des Religionsbekenntnisses. Liesl war römisch-katholisch, und für die Trauung mit mir brauchte sie eine Dispens vom Vatikan in Rom, da ich geschieden war. Das hätte etliche Jahre dauern können. Ich war damals rumänisch-orthodox, aber das rumänische Pfarramt in Wien war nicht besetzt, da der frühere Pfarrer nach

dem Westen geflüchtet war. Nach der Ziviltrauung am Standesamt wollten Liesl und ihre Mutter, daß wir auch kirchlich heirateten. Liesl und ich trafen einen Kompromiß; wir traten aus unseren Kirchengemeinschaften aus und wurden beide altkatholisch. Hier benötigten wir keine Dispens von Rom.

Im Oktober 1946 traute uns der Generalvikar der altkatholischen Kirche Dr. Bernauer in der Kapelle Eßlarngasse in Wien. Die Hochzeit feierten wir im kleinen Kreis und im Hinblick auf die damaligen Zeiten ohne großen Aufwand. Danach übersiedelten wir nach Neusiedl ins Erdölgebiet, wo wir eine gutausgestattete Dienstwohnung mit Zentralheizung bekamen. Da wir Raum genug hatten, ließen wir auch Liesls Mutter nachkommen. Das Heizen in Wien war damals durch Kohlemangel ein schwieriges Problem, während wir im Ölfeld diese Sorge nicht hatten, da genügend Erdgas vorhanden war.

In der Zeit, als ich in Leoben war (November 1946 bis Juni 1947), blieben Liesl und ihre Mutter in Neusiedl. Liesl schrieb mir zwei- bis dreimal wöchentlich und versuchte mir ständig Mut und Hoffnung fürs Lernen und für die Prüfungen zu geben. Ende April bekam ich die Nachricht, daß Liesl an Grippe erkrankt sei und auch eine schwere Halsentzündung habe. Zwei Wochen später schrieb mir ihre Mutter, daß Liesl auch eine schwere Bronchitis mit starkem Husten bekommen habe, aber ich solle mir keine Sorgen machen, da alles bald in Ordnung kommen werde. Als ich im Juni in Leoben die letzten Prüfungen abgelegt hatte, erhielt ich die Nachricht, daß sich Liesl für eine eingehende Untersuchung in einem Wiener Krankenhaus aufhielt. Nach Ablegen meiner Diplomprüfung kam ich Anfang Juli 1947 nach Wien und fand Liesl in der Wohnung vor. Sie war abgemagert, hustete stark, und ihre Stimme war schwach; sie konnte nur im Flüsterton sprechen. Ich fuhr ins Spital und sprach mit den behandelnden Ärzten; sie versicherten mir, daß Liesls Zustand nicht gefährlich sei und der Husten bald vorbei sein werde, die Heiserkeit sei eine Folge davon. Sie müsse viel an die frische Luft und viel essen, damit sie zu Kräften komme, und als Therapie empfahlen sie nur Kalziuminjektionen. Wir fuhren nach Neusiedl, wo die Möglichkeit bestand, wertvolle Lebensmittel und Obst zu bekommen. Ich werde nie vergessen, wie einige sowjetische Direktoren, wie Lutkow, Kornew und Klaptschuk, mich oft zu Hause besuchten und Butter, Eier und Geflügel mitbrachten. Unser guter Betriebsarzt Dr. G. Steppan kam jeden Tag zu uns, um Liesl eine Kalziuminjektion zu spritzen.



Tatsächlich besserte sich Liesls Gesundheitszustand; sie nahm etwas zu, der Husten ließ nach, aber die Heiserkeit blieb. Aber im Herbst 1947 verschlechterte sich ihr Zustand abermals. Auf Anraten des Arztes brachte ich sie wieder nach Wien zu einer gründlichen Untersuchung in das Krankenhaus Lainz. Dort konnte ich mit Professor Dr. Wessely und Professor Dr. Markus im Vertrauen sprechen und die traurige Wahrheit erfahren: »Ihre Frau wird nie mehr gesund werden! Kavernen sind bereits in beiden Lungen vorhanden, und die Tbc-Bazillen haben auch den Kehlkopf stark angegriffen. Darüber hinaus sind sichere Anzeichen einer Miliartuberkulose vorhanden, die besonders die Wirbelsäule angreift. Aber bitte sagen Sie ihr nichts, vielleicht wird sie noch ein Jahr leben! Von einer Penizillinbehandlung muß man Abstand nehmen, da sie bereits zu schwach ist; Penizillin würde sie nicht vertragen und nur ihren Tod beschleunigen!«

Nach diesem Gespräch war ich mehr als verzweifelt. Das durfte nicht wahr sein. Irgendwie wollte ich die Diagnose beider Fachärzte nicht glauben. Selbstverständlich sprach ich darüber weder mit Liesl noch mit ihrer Mutter. Trotz vieler Schicksalsschläge in meinem Leben konnte ich meine Verzweiflung kaum verbergen. Ich mußte Liesl wieder nach Neusiedl bringen, und das Leben ging weiter; über den schlechten Befund informierte ich nur unseren Betriebsarzt Dr. Steppan, mit dem ich gut befreundet war. Liesl war aber ungewöhnlich lustig; vielleicht ahnte sie, daß sie schwer krank war, und wollte uns nur »Theater« vorspielen. Sie lachte viel, und wir beschlossen, über die Krankheit nicht zu sprechen. Manchmal hatte ich den Eindruck, daß sie uns den Glauben an ihre Wiedergenesung nicht nehmen wollte.

Wir machten ständig Pläne über zukünftige Reisen an den Wörthersee, nach Tirol, nach Venedig, Rom, Neapel und vor allem Capri. Wir überschlugen sogar die Kosten dieser Reisen und lasen darüber auch Reisebeschreibungen. Vorläufig war es Österreichern nicht erlaubt, Auslandsreisen zu unternehmen, aber wir dachten bereits an die Zukunft. Wir sprachen auch oft über die Auswanderung nach Übersee; sie wollte nach Kanada und nicht nach Australien, da man dort nicht Ski fahren könne. Für mich war die Belastung, sie ständig anlügen zu müssen, groß. Ich sprach davon, daß sie in zwei bis drei Monaten vollständig gesund sein werde, und versuchte, sie und ihre Mutter davon zu überzeugen. Aber ihr Zustand wurde immer schlimmer; bald funktionierten weder die Verdauung noch die Nieren. Kurz nach Weihnachten 1948 sagte mir Dr. Steppan: »Nun ist es soweit. Sie



erts anknüp-
n Menschen
rgebnis war
Iensch", son-
n Haß, Intri-
itualisierten
len, die der
1 Gegner in

die Eiserne
ierung betei-
nur von kur-
stete Rumä-
Kriegstote
Ein Teil der
ch Deutsch-
Station war
wald. Unter
Logigan, der
es.
gan berichtet
ndelnder und
er diese Zeit.
maliger Insi-
kritikfähiger

1916–1994,
und Geolo-
aftung 1938
die Legion.
h Deutsch-
erung zuerst
ann in Wien.
rbeit in ver-
ldern, von
lle/Deutsch-
er Autor als
ur von der
Mineralöl-
MV – nach
fen. Dienst-
reisen nach
anada, Nord-
Nahen Osten.

darf hier in der Werksiedlung nicht sterben. Sie muß am besten ins benachbarte Krankenhaus Mistelbach!«

Am nächsten Tag brachte ich sie mit dem Pkw des Betriebsleiters nach Mistelbach und internierte sie dort. Ihre Mutter begleitete sie und blieb bei ihr. Drei Tage später, in der Nacht vom 8. auf den 9. Januar 1949, starb Liesl dort. Am Abend vorher war ich bei ihr zu Besuch; sie konnte nur im Flüsterton sprechen und bekam keine Luft. Ihre Augen waren übermäßig groß und strahlten wie immer Güte, Hoffnung und Liebe aus. Sie versuchte zu lächeln und sagte: »Stefan, sollte ich sterben, bitte kümmere dich um die Mutti. Sie hat dich sehr gern und wird immer wie deine eigene Mutter zu dir sein. Außerdem mußt du bald wieder heiraten. Ich weiß, daß du eine Frau brauchst ...!«

In der Nacht starb sie, und nur ihre Mutter war bei ihr. Es waren nur wenige Wochen nach ihrem 27. Geburtstag. Ich ließ Liesl nach Wien überführen und am Zentralfriedhof im Familiengrab beisetzen. Die Segnung am Grab erteilte der Generalvikar der altkatholischen Kirche, Dr. Bernauer. Bei ihrem Begräbnis waren ihr Vater, einige Verwandte aus Wien und viele meiner Kollegen vom Ölfeld. Ich ließ auch ihr Bild auf dem Grabstein anbringen. Mein guter Engel, der mich in ein schöneres Leben geführt hatte, war nicht mehr.

Nach meiner Versetzung als Betriebsleiter nach Matzen gab ich die Dienstwohnung in Neusiedl auf und übersiedelte in Liesls Wohnung im dritten Bezirk nach Wien, wo ihre Mutter mir den Haushalt führte.

Oft saß ich im Fauteuil, den Liesl früher benutzt hatte und konnte diesen Schicksalsschlag nicht verstehen: Warum mußte Liesl sterben? Gewiß, die Tbc war die Ursache, aber diese Erklärung befriedigte mich nicht.

Liesl erschien in meinem Leben in einer Zeit, in der ich verzweifelt und hoffnungslos war, und nicht wußte, wie es weitergehen würde. Sie weckte in mir Hoffnung und zeigte mir den Weg in die Zukunft. Sie schickte mich zum Shell-Haus am Schwarzenbergplatz, und so bekam ich die Arbeit im Ölfeld. Sie half mir, die Staatsbürgerschaft zu bekommen; sie drängte, daß ich nach Leoben fahren und mein Studium beenden sollte, um Diplomingenieur zu werden; sie gab mir Mut, Lebensbejahung und Hoffnung. Danach, als sie ihr Werk vollendet hatte, verschwand sie aus meinem Leben. Warum mußte das so sein?

Liesls Mutter umsorgte ich auch in den späteren Jahren, als ich wieder geheiratet hatte, und betrachtete sie als meine liebe



Mutti, so wie Liesl es gewünscht hatte. Vor etlichen Jahren starb sie schwer krank im Alter von 87 Jahren. Ich ließ sie in Liesls Grab am Zentralfriedhof in Wien beisetzen.

Mit meinen ehemaligen Kameraden von Rostock und Buchenwald hatte ich wenig Verbindung. Nur sehr wenige kehrten nach Rumänien zurück; die meisten landeten dort in Gefängnissen. Der Großteil lebte in der ganzen Welt verstreut, und viele davon sind bereits gestorben.

Nach dem Einmarsch der Sowjets in Österreich blieben nur wenige in Wien. Gheorghe Stoia heiratete in Wien die ältere Tochter meines alten Bekannten aus dem Ölfeld, Ing. E. Taussig, und versuchte vergebens, sein in Bukarest begonnenes Medizinstudium zu beenden. Später ging er nach Bayern; er starb bereits vor vielen Jahren. Gh. Boncotă heiratete in Wien eine Apothekerin, fuhr bald nach Rumänien und versuchte dort ein neues Leben zu beginnen. Er wurde als ehemaliger Legionär verhaftet und als »Nazisöldner« zu einer mehrjährigen Gefängnisstrafe verurteilt. Ion Tucan vermählte sich mit einer Wienerin und wanderte bald nach Argentinien aus; nach 1955 kam er zurück nach Österreich, wo er sich eine bürgerliche Existenz aufbaute. Er starb vor wenigen Jahren in Wien an einer Krebserkrankung. In dieser Zeit lebten in Wien Varduli Tache, der später ein blühendes Importgeschäft gründete, Mircea Petrovicescu, der als Buchhalter bei der Wiener Molkerei beschäftigt war, und Cunea Anstasie, ein Mazedo-Rumäne aus Griechenland.

Im Jahre 1950 unternahm ich eine ausgedehnte Reise durch meine neue Heimat Österreich und traf in Salzburg einige alte Bekannte, darunter auch Puiu Traian (Legionärskommandant). Dieser erzählte mir, daß viele unserer Kameraden nach Frankreich, Spanien, Italien, Kanada, den USA, Südamerika und Australien ausgewandert seien und hofften, dort ein neues Leben zu beginnen. Die meisten blieben jedoch in der Bundesrepublik, wo sie auch familiäre Bindungen hatten. Später erfuhr ich, daß manche unserer Kameraden in der »Diaspora« sich als unfähig erwiesen, einen ordentlichen Beruf zu ergreifen, und deswegen teilweise in Armut lebten. Viele hegten noch immer die Hoffnung, daß Rumänien mit amerikanischer Hilfe bald vom Kommunismus befreit würde. Dann würde die Eiserne Garde mit Horia Sima siegen, und sie würden als alte und treue Kämpfer gute Posten (!) in der Verwaltung bekommen. Bei der Spannung zwischen der Sowjetunion und den Vereinigten Staa-

ten glaubten manche, Rumänien könnte eine wichtige Rolle dabei spielen, aber es waren alles nur utopische Illusionen.

In den Jahren 1954/1955 fand, wie ich später erfuhr, in Buenos Aires, wo viele Legionäre lebten, eine kleine Palastrevolution gegen Horia Sima statt. Die meisten höheren Offiziere der Legion beschuldigten Horia Sima politischer Unfähigkeit, verräterischer Handlungen und moralischer Verfehlungen. In einer Kaderversammlung erklärten sie seine Absetzung als Oberster Chef der Legion, aber dies kam leider 15 Jahre zu spät. Horia Sima wollte aber diesen Beschluß nicht zur Kenntnis nehmen und setzte mit seinen engeren Mitarbeitern seine Tätigkeit als Chef der Legion fort.

Horia Sima soll versucht haben, mit Hilfe und im Auftrag der CIA (amerikanische Central Intelligence Agency) Sabotageakte und Attentate in Rumänien zu organisieren; einige fanatische junge Legionäre wurden von amerikanischen Agenten ausgebildet und von Flugzeugen mit Fallschirmen über Rumänien abgesetzt. Aber fast alle Legionäre, die solche Aufträge durchführen wollten, wurden vorzeitig abgefangen und erschossen. Eine neue Welle der Verfolgung der in Rumänien noch auf freiem Fuß gebliebenen Legionäre war die Folge; Hunderte und Tausende ahnungsloser Legionäre wurden wieder verhaftet, grausam gefoltert und für längere Zeit interniert. Ich weiß nicht, ob alle diese Anschuldigungen gegen Horia Sima zu Recht bestehen, aber alles ist möglich.

Im Jahre 1956, also nach dem österreichischen Staatsvertrag und dem Abzug der Besatzungsmächte, traf ich in Wien Puiu Traian, der um die Konzession einer Realitätenvermittlung bemüht war. Er war immer ein treuer Diener Horia Simas geblieben und hoffte noch immer auf einen baldigen Sieg der Legion. Nur wenige Monate danach wurde er bei Tageslicht in Wien auf der Straße von Agenten der rumänischen Regierung entführt und mit einem Donauschiff nach Rumänien gebracht. Die österreichische Staatspolizei wurde zu spät alarmiert und konnte nicht mehr eingreifen. Ob diese Entführung in Verbindung mit den in Rumänien vorgekommenen Sabotageversuchen stand, blieb ungeklärt. Bei der rumänischen Botschaft in Wien bestand damals mehr als die Hälfte des Personals Agenten aus des Sicherheitsdienstes (Securitate) von Bukarest; sie verfolgten nur politische Ziele in Verbindung mit der bestehenden Ost-West-Spannung.

Nach der Trennung von Horia Sima waren die meisten Legionäre entweder frustriert oder politisch desorientiert. Der



Versuch, ein Kommando zu bilden, das alle in der Diaspora befindlichen Legionäre zusammenführen sollte, blieb erfolglos. Interne Streitereien, gegenseitige Verdächtigungen und Beschuldigungen sowie Meinungsverschiedenheiten einzelner Gruppen legten jede gute Absicht lahm. Die meisten höheren Offiziere der Legion waren zu alt und entweder krank oder untereinander nicht einig. Mit der Zeit konnten mehrere Rumänen verschiedener politischer Richtungen ins Ausland flüchten, besonders nach Frankreich, Italien und in die Vereinigten Staaten. Es hat nicht an Versuchen gefehlt, diese Menschen zu einigen, wenigstens mit dem Zweck, einander gegenseitig zu helfen und eine gemeinsame Vertretung des geknechteten rumänischen Volkes im Westen zu bilden. Dies war bei den Juden und auch bei Ungarn und Tschechen möglich. Leider konnte man bei den ins Ausland geflüchteten Rumänen keine Einigung erzielen. Der einzige, der sie hätte einigen können, wäre Codreanu gewesen; aber der war bereits 1938 ermordet worden, und seine Nachfolger besaßen keine ausreichende Autorität.

Zu Weihnachten 1964 erhielten meine Mutter und mein Bruder die Erlaubnis, nach Wien zu reisen, um mich zu besuchen. Es war ein Wiedersehen nach fast 24 Jahren. Meine Mutter war gealtert, und mein Bruder von schwerer Krankheit gezeichnet. Ein Jahr später kamen auch mein Vater und meine Schwester Silvia nach Wien und blieben vier Wochen bei mir. Mein Vater, den ich seit dem Jahre 1938 nicht mehr gesehen hatte, war bereits 81 Jahre alt, deutlich schwach und enttäuscht von dieser Welt, aber glücklich, daß ich, sein »verlorener Sohn«, ein besseres Leben in Österreich gefunden hatte. Zwei Jahre später (1967) starb mein Vater in Bukarest. Meine Mutter kam 1968 zum zweitenmal nach Wien und hätte mich 1972 noch einmal besuchensollen. Leider starb sie kurz vorher an einer schweren Krankheit und wurde in Bukarest neben meinem Stiefvater beigesetzt. In den folgenden Jahren erhielt ich öfter Besuche meiner Geschwister in Wien. Mein Bruder starb 1985 nach dem dritten Herzinfarkt und wurde in Targowischt begraben. Später verschaffte mir meine jüngste Schwester, die als Rechtsanwältin in Bukarest lebt, einen Auszug aus dem Strafregister. Daraus war ersichtlich, daß ich im Jahre 1941 zu zehn Jahren Gefängnis wegen »Gefährdung der öffentlichen Ordnung« verurteilt wurde; als zusätzliche Strafen bekam ich die Aberkennung der rumänischen Staatsbürgerschaft und eine hohe Geldbuße. Aber ein Jahr später (1942) wurde ich in einem

neuen Prozeß vor dem Kriegsgericht wegen Fahnenflucht in Abwesenheit zum Tode verurteilt. Das Komische dabei ist die Tatsache, daß ich 1942 im Konzentrationslager Buchenwald interniert und außerdem durch die erste Verurteilung (1941) staatenlos geworden war, also nicht mehr wehrwürdig war. Wie konnte da eine Fahnenflucht zustande kommen? Aber im Jahre 1962 wurden mir alle Strafen durch eine allgemeine Amnestie der rumänischen Regierung erlassen. Nur die Ausbürgerung wurde aufrecht erhalten und fiel nicht unter die Amnestie. Um die Erlangung der rumänischen Staatsbürgerschaft hätte ich neu ansuchen müssen, aber daran hatte ich kein Interesse, da ich bereits seit 1948 die österreichische Staatsbürgerschaft besaß. Meine erste Reise nach Rumänien machte ich erst 1972. Damals besuchte ich nur Bukarest. Rumänien war anders geworden; Armut, Lethargie und Angst herrschten vorwiegend. Die Schaufenster der Geschäfte waren entweder leer oder zeigten nur minderwertige Waren. Dies kennzeichnete das Leben in Bukarest, wo früher nur Eleganz, Überfluß und Luxus (»Klein Paris«) zu sehen waren. Dies war das Ergebnis einer 30jährigen kommunistischen Diktatur unter der Knechtschaft der allmächtigen Sowjetunion. Ich fühlte mich in Rumänien fremd; es war eine Welt, welche ich weder verstehen noch akzeptieren konnte. Die Wohnungen meiner Geschwister waren armselig, bescheiden, die Häuser verfallen. Die Menschen waren überall mißtrauisch, schweigsam und ängstlich. Die Sicherheitsagenten (Securitate) waren überall anwesend; sie horchten alle Telefonate ab, sie belauschten alle Gespräche, sie verfolgten und beobachteten heimlich alle Bürger, sie öffneten und kontrollierten alle Briefe. Das Leben dort war deprimierend, und ich konnte mir nicht mehr vorstellen, dort zu leben.

Ausgenommen meine Teilnahme am Erdölweltkongreß 1979 in Bukarest hatten alle meine Reisen nach Rumänien einen privaten Charakter und dienten hauptsächlich Verwandtenbesuchen. Über meine dort verbliebenen Kameraden und Freunde konnte ich nur wenig erfahren, zumal ich absichtlich jede Begegnung mit ihnen vermied. Viele verbrachten acht bis 20 Jahre in Gefängnissen oder waren in Gefangenschaft in der Sowjetunion. Einige starben im Einsatz beim Bau des Donau-Schwarzmeer-Kanals, wo schreckliche Zustände geherrscht haben sollen. Die Überlebenden waren gealtert, krank und lebten alle in Armut.



## SCHLUSSBETRACHTUNGEN

Nachdem ich in der bisherigen Darstellung meine Vergangenheit, meinen bescheidenen Weg als Mitglied der Eisernen Garde und die Entwicklung meiner kritischen Gedanken zu schildern versuchte, sei es mir gestattet, einige ganz persönliche Betrachtungen in diesem Zusammenhang zu wagen.

Dabei ist mir bewußt, daß ich sowohl bei vielen meiner ehemaligen Kameraden als auch bei Freunden und Bekannten einer heftigen Kritik ausgesetzt sein werde. Auch die politischen Gegner werden keine Freude haben, aber die Wahrheit hat Vorrang. Ich muß zu mir selbst ehrlich sein und so schreiben, wie ich denke und fühle.

Die Legionärsbewegung war für Rumänien ein einmaliges Phänomen, das geschichtliich nicht unterschätzt werden darf. Das Entstehen und Zusammenballen des enormen Potentials an Opferbereitschaft der Legion kann nur durch Verschmelzung der nationalen und religiösen Gefühle begründet werden. Ein solches Phänomen kommt bei vielen Völkern vor, aber nur unter gewissen Voraussetzungen, die bei den Rumänen nach dem Ersten Weltkrieg sicherlich gegeben waren. Um aus diesem Potential Energie zu entwickeln und im positiven Sinne nutzbar einzusetzen, muß man zuerst ein klares und präzises Ziel vor Augen haben. Ferner muß man über eine ausgezeichnete Organisation verfügen und sehr strenge Disziplin halten. Für die Legionärsbewegung schienen diese Bedingungen mit einigen Ausnahmen erfüllbar gewesen zu sein. Leider sind hier die Grenzen zu blinden Fanatismus, Intoleranz und Chauvinismus nicht weit entfernt und können leicht überschritten werden. Dagegen kann nur eine strenge Erziehung und eiserne Disziplin schützen.

Corneliu Zelea Codreanu war als Gründer und Führer (Căpitanul) der Legionärsbewegung zweifellos die faszinierendste Persönlichkeit im Rumänien des 20. Jahrhunderts. Sein Hauptanliegen, die Jugend nach christlichen und nationalen Grundsätzen zu erziehen und dadurch einen besseren Rumänen zu formen, war ein wunderbares, aber zu hohes Ziel. Diese ethischen Grundlagen gelten für alle Völker als einzige Möglichkeit, den egoistischen Materialismus, die Habgier des entarteten Bürgertums und den für Zivilisation und Kultur zerstörerischen Klassenkampf zu vermeiden. Unter diesem Aspekt stellt Codreanus



derts anknüp-
ıen Menschen
Ergebnis war
Mensch", son-
on Haß, Intri-
ritualisierten
rden, die der
en Gegner in
l.
die Eiserne
gierung betei-
; nur von kur-
ostete Rumä-
e Kriegstote
. Ein Teil der
ach Deutsch-
Station war
ıwald. Unter
ı Logigan, der
hes.
igan berichtet
ındelnder und
ber diese Zeit.
emaliger Insi-
; kritikfähiger

1916–1994,
u und Geolo-
haftung 1938
ir die Legion.
ıch Deutsch-
ierung zuerst
lann in Wien.
Arbeit in ver-
eldern, von
elle/Deutsch-
der Autor als
eur von der
Mineralöl-
MV – nach
ufen. Dienst-
ısreisen nach
Kanada, Nord-
Nahen Osten.

Lehre ein Idealziel dar, welches von Land, Volk und Zeit unabhängig ist. Es könnte überall und in jeder Zeit angestrebt werden – nur, es läßt sich leider kaum realisieren.

Die unmittelbaren politischen Ziele der Legion wurden nur vereinzelt bekannt, waren manchmal nicht leicht verständlich und manchmal widersprüchlich. Codreanu äußerte sich oft eindeutig gegen die Demokratie. Möglicherweise wollte er damit die damals in Rumänien bestehende Pseudodemokratie anprangern. Diese war durch »Freunderlwirtschaft«, Korruption und Autoritätsmißbrauch in allen bürgerlichen Parteien Rumäniens gekennzeichnet. Codreanu war aber auch gegen jede Form der Diktatur, wie er oft in der Öffentlichkeit eindeutig erklärte. Die Legion befürwortete aber einen auf die Realitäten Rumäniens zugeschnittenen und von klaren Gesetzen getragenen Autoritätsstaat, wie Professor Nae Ionescu in seiner Zeitung »Cuvântul« (»Das Wort«) im Herbst 1937 zu erläutern versuchte. Vielleicht sah damals Codreanu für Rumänien keine Voraussetzungen für eine Demokratie westlicher Prägung. Wir erleben heute, daß die Demokratie nicht bei allen Völkern der Welt durchsetzbar ist, denn die meisten Entwicklungsländer schlittern allzu oft in grausame Diktaturen. Aber auch in fast allen Kulturstaaten des Westens kann die demokratische Regierungsform nicht alle Probleme in den Griff bekommen: Drogensucht, Terrorismus, Mafia sowie nationale und religiöse Intoleranz. Auch zunehmende Spannungen zwischen Arm und Reich können nur selten mit demokratischen Mitteln bekämpft werden. Manche Ideologen der Legionärsbewegung glaubten an eine sogenannte Elitetheorie, die, beginnend mit Nietzsche, damals in den sozialpolitischen Werken von Sorel und Pareto vertreten wurde und seit dem Sieg des Faschismus in Italien eine Modesache war. Aber eine Elite kann sich in jedem politischen System entwickeln, besonders in einer echten Demokratie. Dies ist ein Beweis, daß die Menschen von Natur aus nicht gleich sein können. Ein brauchbares Kriterium für die Eliteauswahl gibt es aber bis heute nicht. Selbst Churchill gesteht in seinen Memoiren, daß die Demokratie unzählig viele Nachteile hat, aber er kenne keine andere Staatsform, die besser sei.

Codreanu hatte sich im Jahre 1932 in einer parlamentarischen Rede gegen den Kapitalismus ausgesprochen und den Einsatz von Auslandskapital in Rumänien abgelehnt. Ich kann aber nicht annehmen, daß der Gründer der Legion nicht erkannt hatte, daß das Kapital ein unerläßlicher Wirtschaftsfaktor ist und



ohne geldliche Grundlage weder die industrielle Entwicklung noch eine Verbesserung der Landwirtschaft und der Infrastruktur erzielt werden kann. Wahrscheinlich meinte er den rücksichtslosen Kapitalismus der vergangenen Zeiten. Die Folgen des Manchester-Liberalismus des vorigen Jahrhunderts waren die Entstehung des Arbeiterproletariats, des Klassenkampfes sowie des Sozialismus und des Kommunismus mit den für alle Menschen verheerenden Wirkungen.

Der Antisemitismus ist in Rumänien nicht mit der Eisernen Garde entstanden. Er war in Rumänien besonders in der Region Moldau bereits im 19. Jahrhundert verbreitet, aber in keinem Fall so radikal wie in Polen und Rußland. Eine antisemitische Politik entstand in Rumänien erst zu Beginn des 20. Jahrhunderts durch die Lehre berühmter Professoren wie A. C. Cuza und N. Iorga an der Universität von Jassy. Eigentlich war der Antisemitismus dort mehr als Fremdenhaß gegen die Juden zu verstehen. Diese kamen wegen der Verfolgung in Rußland und Polen nach Rumänien, vorwiegend in den Norden und Osten Rumäniens (Moldau, Bukowina und Bessarabien). Sie versuchten durch fleißige Arbeit und Sparsamkeit, aber auch mit Spekulationen aller Art schnell eine Existenz aufzubauen, um zu Reichtum zu gelangen. Dadurch riefen sie Neid, Unbehagen und Feindschaft bei der christlichen Landbevölkerung hervor. In Südrumänien (Walachei) und Bukarest konnte kein Antisemitismus entstehen, da dort seit Generationen nur wenige Juden lebten. Dort waren die meisten Juden loyale Staatsbürger, pflegten beste Kontakte mit den Rumänen und wollten sich durch Heirat und Religionswechsel integrieren. Ein Jude, der Christ wurde, war für die Rumänen »de jure« und »de facto« kein Jude mehr.

Der Antisemitismus in der Legion war nicht vorwiegend rassistisch motiviert; es waren wirtschaftliche und soziale Gründe, welche die antijudaische Haltung Codreanus bestimmten. In der Praxis waren meiner Meinung nach keinerlei Haßgefühle im Spiel; die Einstellung der Legionäre war wie eine Reaktion auf die Hetze der Skandalzeitungen, die meist von jüdischen Kreisen finanziert wurden. Sie beschuldigten die Legionäre stets als Terroristen und Nazi-Söldner, die Rumänien an Hitler verkaufen wollten. Dr. Vasile Marin, hoher Legionsoffizier und Organisationsleiter des Stadtgebietes von Bukarest, welcher 1937 in Spanien im Kampf gegen den Kommunismus fiel, war

mit einer getauften Jüdin verheiratet. Weder Codreanu noch jemand anderer in der Legion nahm daran Anstoß. Ab 1941 saß diese tapfere Frau, von Beruf Ärztin, viele Jahre in verschiedenen Gefängnissen Rumäniens, bis es ihr gelang, nach dem Westen zu flüchten, wo sie ein Buch über ihre Verfolgung schrieb.

Ich kann mir nicht vorstellen, daß Codreanu etwas gegen den Zionismus gehabt haben sollte. Warum sollten die Juden nicht auch das Recht haben, einen eigenen Staat zu haben wie alle anderen Völker auch? Ihre territorialen Streitigkeiten in Palästina mit den Arabern, die übrigens auch Semiten sind, ist ein Problem, das damals die Legion nicht interessierte, zumal die Angelegenheit durch die Erklärung der britischen Regierung (Balfour-Deklaration) eindeutig geregelt schien.

Man darf nicht vergessen, daß im semitischen Raum alle drei großen monotheistischen Religionen der Welt entstanden: der Judaismus, das Christentum und der Islam. Dadurch erbrachten die semitischen Völker den größten kulturellen Beitrag für die Menschen in aller Welt.

Ferner sollte man die Führungsrolle der Juden im Bankwesen der westlichen Welt während der vergangenen Jahrhunderte nicht übersehen. Ohne die von den Juden entwickelten Banken hätten die Industrialisierung und der Wohlstand aller zivilisierten Völker nicht entstehen (Schriften von W. Sombart und anderen) können.

Der Genozid an jüdischen Menschen durch den Nationalsozialismus ist aufgrund der christlichen Lehre unvorstellbar. Es ist ausgeschlossen, daß Codreanu, der sehr religiös war, solche kriminellen Handlungen wie die Vergasung von Juden in KZ-Lagern befürwortet hätte. Die Morde an jüdischen Menschen, welche in Bukarest im Januar 1941 geschahen, waren das Werk einiger weniger Legionäre, die entweder die christlichen Grundsätze der Legion nicht verstanden hatten oder von Natur aus kriminell veranlagt waren.

Die von Codreanu in den Jahren 1936 bis 1938 mehrmals geäußerten außenpolitischen Meinungen waren für mich nur bedingt verständlich. Im Frühjahr 1937 entnahm ich zwei von M. Polihroniade gehaltenen Vorträgen, daß das Bestreben der Legion, die Außenpolitik an der Seite von Rom und Berlin zu orientieren, nur als Notlösung zu verstehen sei. Die von Großbritannien und Frankreich garantierten Staatsgrenzen Rumä-



niens wurden zwar vertragsmäßig festgelegt, aber weder Paris noch London besaßen die militärische Macht, der Sowjetunion entgegenzutreten. Die französische Regierung unter Léon Blum schloß mit Moskau 1936 ein Militärabkommen, das hauptsächlich gegen expansionistische Bestrebungen Deutschlands und Italiens gerichtet war. Zugleich aber meldeten die Sowjets Territorialansprüche an Finnland, Polen, die baltischen Staaten und Rumänien an. Für Rumänien stellten die Sowjets die größte Gefahr dar, und nur Deutschland schien damals imstande, die Sowjets in Schach zu halten.

Mihail Polihroniade war Jurist und Wirtschaftsfachmann und besaß auch diplomatische Erfahrungen. Als höherer Offizier der Legion (Legionärskommandant) wurde er von Codreanu bereits Anfang 1936 mit Fragen der Außenpolitik beauftragt; er wurde 1936 verhaftet, interniert und in der Nacht vom 21. auf den 22. September 1939 im Gefängnis von Râmnicu-Sărat auf Anordnung der Bukarester Regierung mit anderen 13 leitenden Persönlichkeiten der Legion erschossen.

Es kann nicht geleugnet werden, daß anfangs die meisten der Legionäre im deutschen Nationalsozialismus und im italienischen Faschismus ähnliche Grundsätze und Ideale wie in der Legion sahen. Somit zeigten sie oft Sympathie und Freude über die politischen und militärischen Erfolge der Achsenmächte, und nicht selten bekundeten sie ihre Begeisterung in aller Öffentlichkeit. Aber diese Legionäre wußten nichts über die Morde in den Konzentrationslagern der SS und über die imperialistischen Ziele Hitlers. Was oft in den rumänischen Zeitungen darüber berichtet wurde, betrachteten die Legionäre in naiver Weise als »Verleumdungen«. Es war ein großer Irrtum.

Später mußte jede Regierung in Bukarest mit oder ohne Sympathie für Deutschland realpolitisch denken und entsprechend handeln. Weder Marschall Antonescu, die meisten rumänischen Generäle noch die bürgerlichen Politiker, wie Iuliu Maniu, Gh. Brăteanu, Tătărescu, Ion Nistor, Mihalachel hatten viel Sympathie für Rom und noch weniger für Berlin, zumal Rumänien 1940 durch das deutsch-sowjetische Abkommen in Moskau und durch das Diktat von Wien ein Drittel seines Territoriums (Bessarabien, Nordbukowina, Süddobrudscha und Nordsiebenbürgen) kampflos aufgeben mußte. Damals kamen 4,5 Millionen Rumänen unter fremde Herrschaft. So war Bukarest isoliert und von seinen westlichen traditionellen Freunden verlassen. Rumänien mußte »Realpolitik« machen und sich unter den Schutz

der Achsenmächte stellen. Die größte Gefahr war vom Osten zu erwarten, wie es sich später, nach 1945, herausstellen sollte, und Rumänien wurde für 45 Jahre von der Sowjetmacht geknechtet.

### *Die deutschen Nationalsozialisten und die Legionäre*

Aus meinen bisherigen Darstellungen geht hervor, daß die deutsche Reichsregierung vor und während des Krieges fast kein Verständnis für die rumänische Legionärsbewegung zeigte und nie bereit war, ihr moralisch und politisch zu helfen. Eine materielle Hilfe hätte Codreanu auf alle Fälle abgelehnt. Nach dem Krieg beschuldigten maßgebende Legionärsoffiziere und manche Pseudohistoriker die Nationalsozialisten der Gleichgültigkeit, des Egoismus und sogar der feindlichen Einstellung der Eisernen Garde gegenüber. Manche gingen sogar so weit, der deutschen Hitlerregierung die Schuld an der Ermordung Codreanus anzulasten. Ich halte diese Beschuldigung für einen grundsätzlichen Irrtum. Die deutsche Regierung wie jede andere Regierung in der Welt vertrat in erster Linie die Interessen des eigenen Staates. In den zwischenstaatlichen Beziehungen gibt es kaum moralische Grundsätze, kaum Handlungen nach Sympathie oder Gefühl, sondern harte und konsequente Realpolitik. Das erste Beispiel in der neuzeitlichen Geschichte liefert uns die Allianz zwischen Kaiser Napoleon und dem Osmanischen Reich zu Beginn des 19. Jahrhunderts. Bis zu diesem Zeitpunkt wollte sich niemand in Europa vorstellen, daß ein Bündnis zwischen Christen und Moslems gegen andere Christen (Rußland) geschlossen werden könne. In der Neuzeit kamen solche Bündnisse immer öfter vor; Hitler und Stalin – 1939, Churchill und Stalin – 1941, Churchill und Tito (Jugoslawien) – 1942 usw.

Im Spannungsfeld zwischen König Carol II. und der Eisernen Garde mußte die deutsche Regierung alle Handlungen unterlassen, welche den Abschluß eines günstigen Handelsvertrages mit Rumänien verhindert hätten. Von Beginn des Krieges an waren die Deutschen bestrebt, die Wirtschaft Rumäniens zu stabilisieren, um daraus maximalen Nutzen zu ziehen. Das Interesse der Deutschen an ungestörten Erdöllieferungen hatte selbstverständlich Vorrang. Später im Streit zwischen Marschall Antonescu und Horia Sima haben die Deutschen eine undurchsichtige Rolle gespielt und die Situation nach eigenen Interessen



ausgenutzt. Eine friedliche Zusammenarbeit zwischen Antonescu und Horia Sima schien nicht mehr möglich und war von der deutschen Regierung auch nicht erwünscht. Hitler gab Marschall Antonescu den Vorzug, da dieser den Oberbefehl über die rumänische Armee hatte. Im Krieg gegen die Sowjetunion rechnete er mit dem vollen Einsatz der rumänischen Armee an der Ostfront, deren Schlagkraft durch deutsche Ausrüstung und bessere Ausbildung vergrößert werden sollte. Im Interesse der Kriegführung mußte Hitler also Marschall Antonescu vorziehen, während die Legionäre für ihn nur unreife Köpfe darstellten.

In ihrer Politik machten die Deutschen auch von Erpressungen Gebrauch; das war und bleibt eine übliche Methode der Realpolitik, die alle Regierungen der Welt in allen Zeiten gegen alle moralischen Grundsätze ausüben. Nur Naive glauben und hoffen, daß hier die Anständigkeit und die Moral Beachtung finden.

Während meiner Verbannung in der Kriegszeit kam ich mit vielen deutschen Nationalsozialisten amtlich, arbeitsmäßig und privat zusammen. Fast alle zeigten Verständnis und Sympathie für die rumänischen Legionärsbewegung. Nicht nur die gebildeten Menschen, sondern  auch einfache Arbeiter und Handwerker brachten der Legion Anerkennung entgegen. Auch unter den SS-Angehörigen (nicht nur von der Waffen-SS) traf ich viele freundliche Menschen mit echter Herzensbildung, deren Haltung der weltweit anerkannten deutschen Kultur würdig war. Warum diese guten Menschen schwiegen, als sie miterlebten, daß so viel Unrecht, Massenmorde an unschuldigen Mitmenschen und Barbarei durch ihre Kameraden vollzogen wurden? Schwiegen sie nur aus blinder Disziplin, aus Feigheit oder nur infolge einer fehlerhaften Erziehung? Aber die Soldaten mußten immer schweigen: bei den Sowjets, bei den Engländern, bei den Franzosen und bei allen anderen; sie mußten immer gehorchen und schweigen. Auch die meisten Legionäre waren mit den Morden an Professor Iorga und Madgearu sowie mit denen im Gefängnis von Jilava sicherlich nicht einverstanden; aber weder protestierten sie, noch sagten oder schrieben sie etwas dagegen; sie schwiegen; auch ich; vielleicht aus Feigheit!

Im Jahre 1959 kam ich während einer Dienstreise in den USA mit einem Geologen der Firma »Gulf Oil Corp.« in Pittsburgh außer über fachliche Probleme auch über politische Angelegenheiten in Europa ins Gespräch. Am Ende unserer Unterhaltung sagte er mir: »Die Deutschen sind besser als ihr Ruf, aber sie

nehmen die Disziplin zu ernst!« Er war ein jüdischer Emigrant aus Leipzig, dessen Eltern während des Krieges im KZ-Lager ermordet wurden.

Die Legionärsbewegung wurde mit der Ermordung Codreanus 1938 und nach der Tötung der meisten ihrer besten Mitarbeiter 1939 radikal enthauptet, also »physisch« vernichtet. Drei Hauptursachen führten dazu:

- eine äußerst ungünstige politische Lage in Europa, die sich entgegen allen Erwartungen, für Rumänien unheilvoll auswirkte;
- die Eintracht der korrupten und nur auf eigene Interessen bedachten vielen Politiker der bürgerlichen Parteien, die Angst vor dem Reinigungseffekt einer Legionärsregierung hatten; und
- die Verblendung eines unmoralischen, politisch intriganten und übermäßig ehrgeizigen Königs, Carol II., der nicht nur unpatriotisch und korrupt, sondern auch politisch total unfähig war.

Wenn es die Auswirkungen dieser oben erwähnten Umstände nicht gegeben hätte, wäre es möglich gewesen, daß die Legionärsbewegung sich in einigen Jahren zu der maßgebenden politischen Kraft Rumäniens hätte entwickeln können. Sie wäre dann durch freie und korrekte demokratische Wahlen mit Sicherheit zur Regierung gekommen und hätte viele Jahre in der Gunst der Wähler bleiben können. Bis dahin hätte die Legion über eine ausreichende Anzahl an ausgezeichneten Fachkräften verfügt, um Rumänien in friedlichen Jahren in einen modernen Staat umzuwandeln. Ob dieses Vorhaben so großartig erreicht worden wäre wie in dem von den Legionären gesungenen Lied: »... ein Land wie die heilige Sonne am Himmel« bleibt für mich unrealistisch. Auch das Endziel, einen »neuen Menschen« durch Erziehung zu formen, ist fragwürdig, da die Wirklichkeit keine Idealmodelle zuläßt.

Ich schließe damit die Lebensgeschichte meiner jungen Jahre mit einem mutigen Bekenntnis. Entgegen den Erwartungen meiner vielen Freunde und Bekannten sowie der meisten Leser dieses Buches möchte ich gestehen, daß ich nur bedingt bedauere, an die Legion und ihre Ziele geglaubt und bis zum Frühjahr 1938 in einem bescheidenen Umfang, aber aus ganzem Herzen mitgewirkt zu haben.



Aber ich war kein Fanatiker, kein Radikaler und war nie bereit, Befehle gegen mein Gewissen als Mensch und als Christ zu befolgen. Solche habe ich auch nie erhalten.

In der Tätigkeit als Legionär habe ich viele kritische Argumente gefunden, die mich hätten veranlassen sollen, die Legion sehr bald zu verlassen. Diese Argumente waren aber damals für mein Urteilsvermögen zu schwach und ohne große Bedeutung. Später, obwohl ich mich von verschiedenen Handlungen distanziert habe, war ich zu feige, um Schluß zu machen. Ab Mai 1938 war meine Tätigkeit durch erzwungene Umstände und durch den Militärdienst zu meinem Glück unterbrochen. Meine spätere Mitwirkung von September 1940 bis Januar 1941 war nutzlos und bedauerlich, aber für mich lehrreich. Es war ein großer Fehler, daß ich mich zu einer Aufgabe, welcher ich nicht gewachsen war, verpflichtet habe. Dies werde ich immer bedauern.

Wien, im Sommer 1994 St. Logigan



derts anknüp-
ıen Menschen
Ergebnis war
Mensch", son-
von Haß, Intri-
ritualisierten
rden, die der
en Gegner in
l.
die Eiserne
gierung betei-
s nur von kur-
kostete Rumä-
te Kriegstote
. Ein Teil der
nach Deutsch-
e Station war
nwald. Unter
n Logigan, der
hes.
gigan berichtet
andelnder und
ber diese Zeit.
emaliger Insi-
s kritikfähiger

1916–1994,
u und Geolo-
haftung 1938
ir die Legion.
ach Deutsch-
tierung zuerst
dann in Wien.
Arbeit in ver-
feldern, von
elle/Deutsch-
der Autor als
eur von der
Mineralöl-
ÖMV – nach
ufen. Dienst
ısreisen nach
Kanada, Nord
Nahen Osten

# AUSGEWÄHLTE FACHLITERATUR


Arnăutu, Nicolae. Amintiri – Vol. I, Ed. Cuget, Românesc, Buenos Aires 1974

Anonym. Pe marginea prăpaştiei (21–23 ianuarie 1941), Editura Scripta, Bucureşti 1942

Anonym. Citate culese din documente privind mişcarea legionăra 1933–1938, Madrid 1988

Baciu, Nicolas. Agonia României (1944–1971), Ion Dumitru Verlag, München 1988

Beck, Erich. Bukowina – Land zwischen Orient und Okzident, Pannonia Verlag, Freilassing 1963

Berger, Rudolf. Rumänien. Eine Darstellung des Landes und der Leute. Kern's Verlag, Breslau 1887

Bornemann, Irma, Wagner Rudolf. Mit Fluchtgepäck die Heimat verlassen, Stuttgart/München 1990

Buber-Neumann, Margarete. Als Gefangene bei Stalin und Hitler, Seewald Verlag, Stuttgart 1968

Chirnoagă, Platon. Istoria politică şi militară a războiului României contra Rusiei sovietice, 22 inuie 1941 – 23 august 1944, Carpaţi Verlag, Madrid 1965

Churchill, Winston. Der Zweite Weltkrieg, Dritter Band, Die große Allianz, Fünfter Band, Von Teheran bis Rom, Alfred Scherz Verlag, Bern 1950–1952

Ciuntu, Chirilă. Din Bucovina pe Oder. Amintirile unui legionar, Editura Dacia, Rio de Janeiro, Madrid 1967

Codreanu, Corneliu. Aufzeichnungen im Kerker, Colecţia »Euro-pa«, München-Karlsfeld 1984

Codreanu, Corneliu. Eiserne Garde (Pentru Legionari), mit einem Nachwort des Übersetzers, Brunnen Verlag, Leipzig 1939

Constantiniu, Florin. Între Hitler şi Stalin, România şi pactul Ribbentrop – Molotow, Editura Danubius, Bucureşti 1991

Dahms, Hellmut-Günther. Der Spanische Bürgerkrieg 1936–1939, Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen 1962

Daicoviciu, Pascu. Cherestesiu, Morariu, Din Istoria Transilvaniei, Editura Academica, Bucureşti 1960

Drăgan, Constantin, Iosif. Antonescu »Mareşalul României şi Războaiele de reîntregire, Edizione Negard, Milano 1986–1990

Duca G. I. Amintiri politice (3 Bände), Ion Dumitru Verlag, München 1981

Emilian, Ion Valeriu. Der phantastische Ritt, Verlag K. W. Schütz KG, Preußisch Oldendorf 1977

Fătu, Mihai. Biserica românească din nord-vestul ţarei sub ocupaţia hortistă 1940–1946, Timişoara 1985

Fleşeriu, Ion. Amintiri, Madrid – Colecţia Generaţia 1922 (1977)
Freund, Julius. O Buchenwald, Klagenfurt, November 1945
Gafencu, Grigore. Ultimile zile ale Europei, Editura Militară, Bucureşti 1992
Gheorghe, Ion. Rumäniens Weg zum Satellitenstaat, Wehermühl-Verlag, Wels 1952
Giurescu, Constantin und Giurescu, Dinu. Geschichte der Rumänen, Bucureşti 1980
Giurescu, Constantin und Giurescu, Dinu. Istoria Românilor, Editura Albatros, Bucureşti 1971
Gösztony, Peter. Hitlers Fremde Heere, Ecco Verlag, Düsseldorf/Wien 1976
Grothusen, Klaus-Detlev. Südosteuropa-Handbuch, Band III, Rumänien. Vandenhoech & Ruprecht, Göttingen 1977
Hagen, Walter. Die geheime Front, S. 273–314, Nibelungen Verlag, Linz und Wien 1962
Heinen, Armin. Die Legion »Erzengel Michael« in Rumänien, Ein Beitrag zum Problem des internationalen Faschismus. R. Oldenburg Verlag, München 1986
Heydecker und Leeb. Der Nürnberger Prozeß, Frankfurt am Main 1958
Hillgruber, Andreas und Hümmelchen, Gerhard. Chronik des Zweiten Weltkrieges, Athenäum Verlag – Dröste Taschenbücher der Geschichte, Düsseldorf 1978
Hillgruber, Andreas. Hitler, König Carol und Marschall Antonescu, Die deutsch-rumänischen Beziehungen 1938–1944, Franz Steiner Verlag GmbH, Wiesbaden 1954
Hitler, Adolf. Mein Kampf, München 1943
Hoffmann, Walter. Rumänien von heute, Verlag Cugetarea, Bucureşti 1941
Kapri von, Emanuel. Michael, Buchenland, Eigenverlag Landsmannschaft der Buchenlanddeutschen e. V., Stuttgart 1983
Kircheberger J. J. Das große Zitatebuch, Wolfgang Krüger Verlag, Frankfurt am Main 1977
Krockow von, Christian. Die Deutschen in ihrem Jahrhundert 1890–1990, Reinbek 1990
Iorga, Nicolae. O viaţă de om aşa cum a fost. Editura Minerva, Bucureşti 1976
Larry, Watts. În serviciul Mareşalului. (V, 2 volume) Ion Dumitru Verlag. München 1985
Launay de, Jacques. Psychopolitisches Portrait Titulescus, S. 130–136, Rumänische Rundschau, Bukarest 1982
Lipan, Vasile. Vasile Jaşinschi und seine Zeit in »Geschichte der Pharmazie«, 43. Jahrgang, 1991, Nr. 1 (S. 6–11)
Logigan, Stefan. Der Zusammenbruch sowie der Neubeginn – Ölfelderinnerungen aus den Jahren 1944–1946, Österreichischer Kalender für Berg. Hütte, Energie, 1984, S. 79–91





Logigan, Stefan. Die Entwicklung der rumänischen Erdölindustrie. Erdölzeitschrift 72. Jahrgang – Heft 11, Wien 1956
Marin, Ana Maria. Poveste de dincolo; amintiri din ţara cotropită, Madrid 1979
Marin, Vasile. Crez de Generaţie, Bucureşti 1937
Muşat, Mircea, Ardeleanu Ion. România după marea unire 1918–1940 (zwei Bände), Editura Ştiinţifică şi Encicolepedică. Bucureşti 1988
Negoescu, Alexander. O jumătate de veac (1941–1991). Sydney 1991
Nistor, Ion. Istoria Bucovinei (prima ediţie 1924), Humanitas Verlag, Bucureşti 1991
Nistor, Ion. Istoria Basarabiei, Cartea Moldovenească. Chişinău 1991
Nolte, Ernst. Der Faschismus von Mussolini zu Hitler, Eduard Kainer Verlag, München 1968
Oţetea, Andrei. Istoria poporului Român, Editura Ştiinţifică, Bucureşti 1970
Pacepa, Ion Mihai. Orizonturi Roşii, Universalverlag, New York 1988
Pantazi, Ion. Am trecut prin iad, München 1987
Papanace, Constantin, Fără Căpitan, Rom 1954
Papanace, Constantin. Mihai Eminescu, un mare precursor al legionarismului, Editura Armatolii, Rom 1951
Papanace, Constantin. Spre o democraţie social-creştină, Editura Armatolii, Rom 1958
Pizánty, Mihail. Le Pétrole en Roumanie, Institut Roumain du Pétrole, Bucureşti 1933
Plamadeala, Antonie. Românii din Transilvania sub teroarea regimului dualist austro-ungar (1867–1917), Sibiu 1986
Ploetz, A. C. Geschichte des Zweiten Weltkrieges (2 Bände), Ploetz-Verlag 1960
Popinciuc, Mardarie. Pentru Sfânta Cruce pentru Ţară, I. Band. Buenos Aires, Februar 1982
Popescu, Eugen. Sub două dictaturi, Coresi, Freiburg 1985
Pragher, Willy. Bukarest, Stadt der Gegensätze, Wiking Verlag. Berlin 1941
Prokopowitsch, Erich. Das Ende der österreichischen Herrschaft in der Bukowina, Verlag Oldenburg, München 1959
Randa von, Alexander. Lebende Kreuze, Colecţia »Europa«, München-Karlsfeld 1979
Regius, Alfons. Czernowitz im Ersten Weltkrieg. Österreichische Osthefte, 27. Jahrgang, Heft 2, S. 115–214, Wien 1985
Rosen, Moses. Martiriul Evreilor din România (1940–1944), Editura Hasefer, Bucureşti 1991
Schröter, Heinz. Stalingrad, »... bis zur letzten Patrone«, Ebner Verlag, Ulm/Donau 1964
Severin, Emil. »Petrolul« Studiu fizic, chimic, geologic, tehnologic şi economic, Imprimeria naţională, Bucureşti 1930
Shirer, L. William. Aufstieg und Fall des 3. Reiches, Übersetzung aus dem Amerikanischen, Verlag Kiepenheuer & Witsch, Köln 1962




ıderts anknüp-
ıen Menschen
Ergebnis war
Mensch", son-
von Haß, Intri-
ritualisierten
rden, die der
en Gegner in
l.
) die Eiserne
gierung betei-
s nur von kur-
kostete Rumä-
e Kriegstote
. Ein Teil der
ıach Deutsch-
e Station war
nwald. Unter
n Logigan, der
hes.
gigan berichtet
andelnder und
ber diese Zeit.
ıemaliger Insi-
s kritikfähiger

. 1916–1994,
u und Geolo-
haftung 1938
ir die Legion.
ıch Deutsch-
tierung zuerst
dann in Wien.
Arbeit in ver-
feldern, von
Celle/Deutsch-
der Autor als
eur von der
ı Mineralöl-
ÖMV – nach
ufen. Dienst-
ısreisen nach
Kanada, Nord-
Nahen Osten.

Sima, Horia. Sfirşitul unei clomnii sângeroase, Madrid 1977

Speer, Albert. Erinnerungen, Verlag Ullstein GmbH, Frankfurt am Main 1969

Speer, Albert. Der Sklavenstaat, Deutsche Verlagsanstalt GmbH, Stuttgart 1981

Stănicel, Stelian. Corneliu Zelea Codreanu, Madrid 1988

Stoian, Mihai. Moartea unui savant N. Iorga, Editura Eminescu, Bucureşti 1975

Sturdza, Mihail. România şi sfirşitul Europei, Madrid 1966

Şuga, Alexander. Die völkerrechtliche Lage Bessarabiens in der geschichtlichen Entwicklung des Landes, Bonn 1958

Talsky, Josef, Grigorowicz B. C. Bukowina, Heimat von Gestern, Karlsruhe 1987

Verschiedene Autoren. Die Österreichisch-ungarische Monarchie in Wort und Bild, Bukowina (Band 6), Hof- und Staatsdruckerei, Wien 1899

Wagner, Rudolf. Das multinationale österreichische Schulwesen in der Bukowina, Band II, Verlag »Der Süddeutsche«, München 1986

Wagner, Rudolf. Alma Mater Francisca Josephina, Festschrift zum 100. Jahrestag der Czernowitzer Universität, Verlag Hans Meschendörfer, München 1975

Willing, Georg Franz. Der Zweite Weltkrieg, Ursache und Anlaß, Drüffel Verlag, Freising 1980


### *Verschiedene Lexika*


Der große Brockhaus, 18. Auflage, 15 Bände. F. A. Brockhaus, Wiesbaden 1982

Dicţionar enciclopedic român, 4 Bände, Editura politică, Bucureşti 1962

Meyers Konservations-Lexikon, 6. Auflage, 24 Bände, Bibliographisches Institut, Leipzig und Wien 1907

Mic Dicţionar Enciclopedic, Bucureşti 1986

Österreich Lexikon, Verlag für Jugend und Volk, 2 Bände, Wien 1966




## PERSONENREGISTER

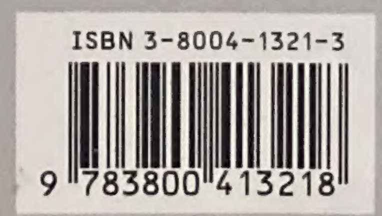
derts anknüp-
ıen Menschen
Ergebnis war
Mensch", son-
on Haß, Intri-
ritualisierten
rden, die der
en Gegner in
l.
die Eiserne
gierung betei-
nur von kur-
kostete Rumä-
e Kriegstote
. Ein Teil der
nach Deutsch-
Station war
nwald. Unter
n Logigan, der
hes.
gigan berichtet
andelnder und
ber diese Zeit.
hemaliger Insi-
s kritikfähiger

, 1916–1994,
u und Geolo-
rhaftung 1938
ür die Legion.
ach Deutsch-
tierung zuerst
dann in Wien.
Arbeit in ver-
feldern, von
Celle/Deutsch-
der Autor als
ieur von der
n Mineralöl-
ÖMV – nach
rufen. Dienst-
nsreisen nach
Kanada, Nord-
Nahen Osten.

und 16. Jahrhunderts anknüpfen und den Neuen Menschen schaffen". Das Ergebnis war nicht der „Neue Mensch", sondern eine Welt von Haß, Intrigen, Verrat und ritualisierten politischen Morden, die der seiner politischen Gegner in nichts nachstand.
Als nach 1940 die Eiserne Garde an der Regierung beteiligt war, war das nur von kurzer Dauer und kostete Rumänien ungezählte Kriegstote und die Freiheit. Ein Teil der Legionäre floh nach Deutschland. Ihre letzte Station war das KZ Buchenwald. Unter ihnen war Stefan Logigan, der Autor dieses Buches.
Der Legionär Logigan berichtet als Zeitzeuge, Handelnder und „Behandelter" über diese Zeit. Er tut dies als ehemaliger Insider, aber auch als kritikfähiger Zweifler.

*Stefan Logigan,* 1916–1994, studierte Bergbau und Geologie. Bis zur Verhaftung 1938 rege Tätigkeit für die Legion. 1941 Flucht nach Deutschland. 1942 Inhaftierung zuerst in Buchenwald, dann in Wien. Ab Kriegsende Arbeit in verschiedenen Ölfeldern, von 1952–56 bei Celle/Deutschland. 1956 wird der Autor als leitender Ingenieur von der Österreichischen Mineralölverwaltung – ÖMV – nach Wien zurückberufen. Dienst- und Informationsreisen nach den USA, nach Kanada, Nordafrika und in den Nahen Osten.

**Rumänien auf der Suche nach seiner Identität 1927 bis 1949; eine Geschichte aus Mystik, Religion und Vaterlandsliebe – politischer Mord inbegriffen.**


ISBN 3-8004-1321-3

9 783800 413218